B. L.
N^ro 5542.
Oec. 1033.
Oeconomia. Lexica. 18.
~~Oec. gen. N°. 27.~~

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIAE.

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft
in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Fünf und ſechzigſter Theil,
von Lar bis Lauer.
Nebſt 23 Kupfertafeln auf $5\frac{3}{8}$ Bogen.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunſthändler.

1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

L. L.

L'ar, ſiehe Laren.

Lar, Laar, eine Stadt in Perſien, in der Provinz Ghermes, von der ſie ſowohl, als der Provinz Lariſtan, die Haupt-Stadt iſt. Sie liegt in einer Ebene, die mit Bergen umgeben, und mit vielen Bäumen, inſonderheit Palmen, Pomeranzen, Citronen und Tamarinden ganz bedeckt iſt, dergeſtalt, daß man ſie von weitem für ein Dorf halten ſollte, welchem ſie auch, da ſie offen (ohne Mauern) iſt, ähnlicher ſieht, als einer Stadt. Sie iſt nicht groß, und auch nicht ſonderlich gebauet; doch hat ſie ſehr ſchöne, breite, und mit großen, ſehr ebenen Steinen gepflaſterte und gut bedeckte Bazars. Sie wird von einem Citadell, welches auf einem ſteilen Felſen liegt, und zu deſſen Thor nur ein einziger, in Fels gehauener, Weg führt, und welches zugleich auch die Verwahrung der Staats-Gefangenen iſt, beſchützt. Sie iſt ein wichtiger Handels-Platz, wo viele Seiden-Manufacturen und die beſten Feuer-Röhre in ganz Perſien gemacht wer-

den; auch wird, wie **Thevenot** verſichert, daſelbſt gutes Schieß-Pulver gemacht. Hiernächſt iſt daſelbſt der gewöhnliche Sammel-Platz der Karavanen, die aus Perſien und Caramanien, und von andern Orten nach Perſien ziehen, deswegen finden ſich auch in dieſer Stadt ſehr viele Kaufleute von verſchiedenen Nationen, als: Perſianer, Armenianer, Araber, Heiden, Benjanen und Juden, ein. Die Leztern ſind inſonderheit daſelbſt in großer Anzahl anzutreffen. Unter den europäiſchen Nationen haben die Holländer ein eigenes Haus und Comtoir daſelbſt, welches wohl gebauet iſt. Nahe bey dieſer Stadt iſt ein Gebirge, aus welchem ein herrliches Oehl, oder ein köſtlicher Balſam, durch eine kleine Ader ausſchwitzt, welcher die höchſte Medicin wider alles Gift iſt. Die Perſer nennen dieſen Balſam Mummay Kobas; ſiehe Mumie. Er wird im Junius, und zwar nur für den Schach, aufgeſammelt, welcher auch eine ſtarke Wache dabey hält, und bisweilen etlichen Perſonen, die er ſehr werth hält, etwas davon zum Geſchenke giebt.

Lar, **Lari**, **Larin**, eine Münze; ſ. **Larin**.

Lararium, ſ. **Laren**.

Lärche, (die) der Lärchenbaum (*), Lärbaum, Leerbaum, Leertanne, (weil der Stamm während des Winters von Blättern entblößt und leer iſt,) Lierbaum, in Schleſien Löhrbaum, die Lerche, der Lerchenbaum, die Lerchtanne, Lorchbaum, Rothbaum, (wegen der rothen Farbe des Holzes,) Schönholz, Griech. Λαριξ, L. Larix, im mittlern Lat. Lare-

(*) Da der Nahme dieſes Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, (wiewohl Einige die Benennung Lerchenbaum von der geſtreiften Farbe der jungen Stämme und Aeſte, und deren Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Lerche herleiten wollen,) ſo ſchreibt man ihn, wegen der Verwandtſchaft mit den ältern Nahmen fremder Völker, billig mit einem ä.

Lareſus; Ital. Larice; Fr. Larege, Méleſe, Meleze, Mesle, la Larche, la Lerche in der Franche Comté und dem an Frankreich gränzenden Theile der Schweiz; Engl. Larch-Tree; eine Art Tangel- oder Nadel-Holzes mit vielen unzählbaren Nadeln, welche wie ein Quaſt aus einem Puncte und aus einer Scheide wachſen, welches aber von den übrigen Nadel-Hölzern darin abweicht, daß es ſeine Nadeln im Herbſte fallen läßt, und im Frühlinge andere treibt; auch ſich von andern Nadel-Hölzern durch ſeine vorzügliche Feſtigkeit des Holzes, beſonders zum Bauen, und wo man ſonſt recht zähes Holz nöthig hat, unterſcheidet.

Daß **Tournefort**, und auch einige neuere Schriftſteller den Lärchenbaum als eine eigene Gattung vorgetragen, Andere aber mit **Linné** dieſen mit der Fichte und Tanne vereinigt haben, und in wie fern dieſe Bäume mit einander übereinkommen, oder von einander unterſchieden ſind, habe ich bereits bey der Fichte, im XIII Th. S. 267, fgg. angemerkt. Ich wiederhohle nur, wie die zwey bey einander liegenden Samen bey dem Lärchenbaume und der Tanne von einer zweyfachen, bey der Fichte aber nur von Einer Schuppe bedeckt werden, und daher, wenn dieſes Unterſcheidungs-Zeichen, wie **Trew** (*) anzurathen ſcheint, einige Achtung verdienen ſollte, und man die Gattungen daraus beſtimmen wollte, der Lärchenbaum mit der Tanne, Abies, vereiniget werden müßte, wie **Böhmer** in den Ludwigſchen Definitionen

(*) CPH. JAC. TREW obſ. ſiſtens Cedri montis Libani characteres cum illis Laricis, Abietis, Pinique comparatos, ſt. n. e. K. T. in *Nov. Act. phyſ. med. Acad. Caeſ. N. C.* To. I. (Norimb. 1757. 4.) obſ. 101. S. 409 — 437.

Eb. Deſſ. Cedrorum Libani hiſtoria, eorumque character botanicus cum illo laricis, abietis pinique comparatus. Norimb. 1757, 4.

tionen auch gethan hat. Hr. v. Haller hat in der erſten Ausgabe der ſchweizeriſchen Pflanzengeſchichte die drey Tourneforiſchen Gattungen beybehalten, in der neuen aber iſt er dem Linné gefolgt. In dem Verzeichniſſe der göttingiſchen Pflanzen vereinigt er den Lärchenbaum mit der Tanne, und führt die Fichte beſonders an. Wenn man den Unterſchied der Gattungen nicht von der Blüthe und Frucht entlehnen müßte, würde der Lärchenbaum von den verwandten leicht abgeſondert werden können, indem dieſer nicht immergrünend, ſondern den Winter über kahl iſt, und in jedem Frühlinge neue Nadeln hervor treibt. Linné hat auch nur eine, du Roi aber zwey, wirklich verſchiedene Arten des eigentlich ſogenannten Lärchen-Baumes angeführt, nähmlich: den gemeinen, und den nordamerikaniſchen ſo genannten ſchwarzen.

1. Der gemeine, oder der europäiſche Lärchenbaum, den man auch, wenn man ihn mit den Fichten-Arten vereinigen wollte, die Fichte mit abfallenden Blätterbüſcheln nennen könnte, Larix folio deciduo conifera *J. Bauh. & Duham.* Pinus Larix, foliis faſciculatis obtuſis *Linn.* Pinus foliis faſciculatis deciduis *Hall.* Larix foliis deciduis, conis ovatis obtuſis *Mill.* Abies foliis faſciculatis obtuſis *Gmel.* Engl. Common Cone-bearing Larch-Tree, der König der Nadel-Hölzer, und nebſt der Weiß-Tanne, unter den deutſchen hohen Nadel-Hölzern, der anſehnlichſte und ſchönſte, auch zugleich der nützlichſte Baum, wächſt in Böhmen, Schleſien, Steyermark, Kärnthen, Tyrol, der Schweiz auf Bergen von mittlerer Höhe, ferner in Frankreich, Ungarn auf den karpathiſchen Gebirgen, und in Sibirien, beſonders auf erhabenen Gegenden dieſer Länder, hingegen ſelten in der Ebene. Er treibt unter den Nadel-Hölzern, bey uns am ſtärkſten und früheſten, nähmlich im März, und ſeine Wurzel hat mit der Weißtannen-

Wur-

Wurzel viele, und faſt die meiſten Eigenſchaften gemein; er treibt auch tief, und tiefer in den Grund, als die Weiß- und Roth-Tanne, daher er auch nicht leicht vom Winde umgeworfen wird. Der Stamm iſt gerade, ſchlank, und wächſt ſehr geſchwinde; ja, er kann, nach Beſchaffenheit des Bodens, in einem einzigen Jahre öfters 4 bis 5 Fuß ſchießen, folglich iſt er eben ſo ſchnellwüchſig, als Tannen, Fichten und Kiefern nur immer ſeyn mögen. Die Aeſte hangen, wie bey den Fichten, über einander hin, und biegen ſich etwas abwärts gegen die Erde. Die Rinde iſt ziemlich ſtark und dick, braunroth, und bekommt, wenn der Wuchs ſtark iſt, äuſſerlich viele Riſſe; ſie iſt der Rinde der gemeinen Kiefer ſehr ähnlich. Das Holz iſt hart, braunroth, oder auch rothgelblich, zuweilen weiß, obgleich Hr. v. Haller (*) ſolches nicht zugeben will. Geſundes Holz iſt vielleicht niemahls weiß; wenn es aber die harzigen Beſtand-Theile verloren hat, kann es wohl eine fremde Farbe annehmen. In der Schwere hat ein Kubik-Fuß grünes Holz 41 Pfund 2 Quent; und ein Kubik-Fuß trocknes Holz, 26 Pfund 1 Loth und 2 Quent, und iſt alſo ſchwerer als Fichten- und Kiefern-Holz. Der Splint iſt weißlich. Die Blätter, oder Nadeln, 10, 12, auch mehrere, entſpringen aus einem gemeinſchaftlichen Puncte, machen unter ſich ein Büſchelchen, und dergleichen Büſchel ſitzen rund um die Zweige herum; ſie ſind hellgrün, ihrer Geſtalt nach ſchmahl und zugeſpitzt, obgleich verſchiedene Schriftſteller dieſelben als ſtumpf beſchreiben, und fallen gegen den Winter ab (**). Wenn dieſe Büſchel im Frühlinge hervor brechen, haben ſie einen ſehr angeneh-

(*) Hiſt. ſtirp. Helv. To. II.

(**) Der Lärchenbaum und die Cupreſſus diſticha *Linn.* ſind, ſo viel man weiß, die einzigen bekannten Nadelhölzer, welche im Herbſte ihr Laub verlieren. Der Lärchenbaum, wel-

nehmen Geruch; und deswegen pflegen die Bewohner derjenigen Gegenden, wo er, wie z. B. in Ungarn, häufig anzutreffen iſt, die Zweige in die Stuben zu ſetzen, ſo wie bey uns der Landmann dieſe für Förſte ſchädliche Gewohnheit mit Birken-Stämmen oder ſogenannten Mayen unternimmt.

Dieſer Baum gehört, nach Linné, unter die Claſſe derjenigen, welche ihre männliche und weibliche Blühten auf Einem Stamme tragen. Die männlichen Blumen ſind in Geſtalt eines kleinen zirkelrunden Ballens an einem gemeinſchaftlichen Stiele befeſtigt, und beſtehen aus vielen kleinen Schuppen, deren jede zwey gelbliche Staubbeutel führt. Sie erſcheinen zu Ende des März, oder im Anfange des Aprils, vor dem Ausbruche der Blätter aus den Augen der Blätterbüſchel. Eben dieſes gilt von den weiblichen Blumen, welche an denſelben Zweigen neben einander als kleine, längliche, ſchuppige Zapfen ſitzen, und theils gelblich, theils röthlich, theils purpurfarbig ſind; ſie beſtehen ebenfalls aus kleinen Schuppen, davon die äußere länglich und mit drey Spitzen verſehen iſt, deren mittlere als ein feiner Faden hervor raget, die innere aber mehr rundlich iſt. Iſt die Befruchtung durch den Samenſtaub gehörig geſchehen, ſo werden die Frucht-Zapfen im October und Anfange des Novembers reif, und ſtehen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Ihre Größe beträgt in der Länge etwas über einen, und in der Breite auf einen Zoll. Oefters, wenn der Trieb des Baumes ſtark iſt, wachſen aus den Spitzen der Zapfen neue Zweige.

Ueber die ſproſſenden Früchte des Lärchenbaumes, findet man in dem vom Leg. Rath Lichtenberg zuerſt her-

welcher ſo viel harzigen Saft enthält, dient zum Beweiſe, daß die Menge des Harzes nicht die Urſache des immerwährenden Grünens ſeyn könne.

herausgegebenen, und vom Prof. Voigt zu Gotha fortgeſ. Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſch. 4 B. 2 St. (Gotha, 1787, 8.) S. 107, fgg. folgende Beobachtung von Hrn. Reygnier.

Hr. Reygnier gieng zu Ausgang des Herbſtes in einem engliſchen Garten im Geldernſchen ſpazieren, und bemerkte, daß alle daſelbſt befindliche Lärchenbäume über ihren Früchten kleine Zweige hatten. Ueber dieſe Sonderbarkeit betroffen, pflückte er mehrere ab, und ſahe, daß ſie ſproſſend waren. Sie wichen in Abſicht ihrer äuſſern Geſtalt nicht von den gewöhnlichen ab, waren aber viel kleiner, und trugen keinen Samen. Ueber ihrer Spitze erhob ſich ein kleiner Zweig von 4 bis 8 Zoll und drüber, hoch, ſehr gut beblättert und friſch im Wachsthum. Dieſer Zweig war eigentlich ein Fortſatz von der Axe des Zapfens, und hatte auch dieſelbe Stärke. An ſeinem Fuße war er mit einer Art von Wulſt umgeben, der aus nicht ſonderlich entwickelten Schuppen beſtand. Es hält ſchwer, dieſe Monſtroſität von einem Fehler des Fruchtknotens herzuleiten, weil alle Früchte der hier befindlichen Lärchen-Bäume ſproſſend waren. Man kennt nur zwey äuſſere Urſachen, welche Einfluß auf die Pflanzen haben können, nämlich: die Wirkungen der Elemente, und den Stich der Inſecten; allein alle Auswüchſe dieſer leztern Art haben eine Art von Ungeſtaltheit an ſich. Der Lärchen-Baum wächſt ohne Unterſchied in jedem Boden, zwiſchen den dürreſten Felſen und auch im beſten Erdreich, im Mohrgrunde und ſelbſt in Sümpfen, wo er faſt halb im Waſſer ſteht; und allenthalben kommt er gut fort, ohne die obige Sonderbarkeit zu zeigen. Der Boden, wo der hier beobachtete wuchs, war ſandig. Die Luft muß alſo wohl einen Aufſchluß über die Erſcheinung geben, da ihn die Erde verſagt, ſo wie man überhaupt eine Menge Natur-Begebenheiten aus dieſem Element erklärt hat, die vor der Entdeckung der künſtlichen Luft-Arten völlig räthſelhaft waren.

„Die fixe Luft begünſtigt, wie man weiß, das Wachsthum der Pflanzen ungemein, und giebt ihnen eine ganz beſondere Lebhaftigkeit. Dieſe Wirkung bringt ſie vermuthlich in ſofern bey ihnen hervor, als ſie ihnen eine reichlichere und mit ungleichartigen Theilen weniger vermiſchte Nahrung darreicht. Dieſe Nahrung iſt die Luft-

Säure, welche den Grundſtoff aller Salze ausmacht, und ſich in eben dem Maße kräftig erzeigt, in welchem ſie von der Beymiſchung fremder Subſtanzen frey iſt. Bey dieſer Vorausſetzung iſt es nun nicht ſchwer zu begreifen, daß ein Alpen-Gewächs, welches in einer dünnen und von entzündbarer Luft weit mehr als von fixer, geſchwängerten Atmoſphäre zu Hauſe iſt, und daher eine dieſem Klima angemeſſene Beſchaffenheit hat, allerdings einige Veränderung erleiden muß, wenn es in eine niedrigere und moraſtige Gegend kommt, wo die Atmoſphäre mit einer sehr beträchtlichen Menge Luft-Säure geſättigt iſt. Dieſe ſo überflüſſige Nahrung wirkt denn unſtreitig auf ſeine Organiſation, und die Frucht, welche derjenige Theil iſt, wo ſie ihre größte Wirkſamkeit äuſſert, wird der erſte Gegenſtand seyn, an welchem man jene Veränderung bemerkt. Hr. Reygnier giebt indeß dieſe Erklärung für nichts als eine bloße Vermuthung aus, die ſich auf keine Verſuche gründet, aber dabey doch nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt.“

Die äußerlichen Schuppen dieſer Zapfen ſind länglich, dreyſpitzig, kürzer als die innern, und haben einen, aus der Mitte hervorragenden feinen Stachel, welcher den ganzen Zapfen rauh macht. Die innern Schuppen ſind ſtumpf und ſehr kurz; ſie werden aber, faſt bis zur Reife des Samens, immer größer, und erhalten eine grüne Farbe.

Unter jeder Schuppe eines ſolchen reif gewordenen braungelblichen Zapfens liegen zwey geflügelte Samenkörner, welche aber nicht groß, und gegen den Tannen-Fichten- und Kiefern-Samen gerechnet, klein ſind; ſie ſind die leichteſten und kleinſten unter den Nadel-Hölzern, ſo daß von ihnen, nach den angeſtellten Proben, 76800 Körner auf ein Pfund-Gewicht gehen ſollen. Im Geſchmacke gleichen ſie den Pinien, und werden deswegen von Vögeln, und vornehmlich den Meiſen-Arten vorzüglich geliebt und aufgeſucht, welche leztere ſie mit beſonderer Geſchicklichkeit zwiſchen den Schuppen heraus hohlen, indem ſie die

Zapfen zwiſchen die ſchuppige Rinde des Stammes zwingen, und alsdann durch das öftere Hacken mit dem Schnabel die Schuppen löſen. Die Zapfen fallen nicht alle Jahre ab, und man findet alſo an Einem Äſte alte und junge Zapfen, jene leer, dieſe mit Samenkörnern angefüllt. Sind die leztern noch im Frühlinge verſchloſſen und mit Samen verſehen, ſo iſt der Grund hiervon wohl in der abwechſelnden Witterung zu ſuchen.

Wegen der weißen, rothen und röthlichen Blühten, haben Einige verſchiedene Sorten und Varietäten dieſes Lärchenbaumes annehmen, und behaupten wollen, wie ſolche beſtändig einerley Farbe zeigten; Andere haben ſolche für zufällig gehalten, und den Grund davon in der Stärke oder Schwäche des Baumes ſuchen wollen. **Miller** erwähnt Bäume mit weißen und rothen Blühten, die ſich nach der Farbe der Blätter von einander unterſcheiden, indem dieſe bey den weißen Blühten heller, bey den rothen aber dunkler ausfallen. Bäume mit weißen Blühten haben demſelben auch niemahls ſo ſtark, als die übrigen, geſchienen. **Bekmann**, in den Verſuchen von der Holz-Saat, erwähnt einen weichen und harten Lärchen-Baum; bey jenem ſollen die Blühten anfangs roth und purpurfarbig ſeyn, endlich aber braun werden; bey dieſem aber anfangs grün, und zulezt gelblich erſcheinen; der weiche ſoll auch die Nadeln zeitiger und ſchon im October, der harte aber erſt in der Mitte des Novembers, fallen laſſen. Hr. **du Roi** (*) iſt auf dieſe Verſchiedenheit beſonders aufmerkſam geweſen, und hat die weiblichen Blühten oder ſogenannten Zapfen bald weißgelblich, bald hellroth, bald purpurfarbig, bemerkt, und zugleich wahrgenommen, daß die

(*) S. Deſſen Harbkeſche wilde Baumzucht, 2 B. (Brſchw. 1772, gr. 8.) S. 66. fgg.

die Nadeln derjenigen Stämme, welche weißgelbliche Blühten trugen, in ihrem Bau feiner und von Farbe heller, als bey den übrigen beyden, ausfielen, und ſowohl die Blühte als der reif gewordene Zapfen kleiner, als bey andern von gleichem Alter, war, dabey aber auch bemerkt, daß viele dergleichen Bäume nach etlichen Jahren abgeſtorben ſind; daher Derſelbe höchſt wahrſcheinlich urtheilt, daß die mehr ſchwache Farbe der Blühten und Nadeln eine Schwäche des Baumes anzeige. Es iſt demnach dieſe Verſchiedenheit der Blühte ſowohl, als auch des Holzes, für unbeſtändig anzuſehen, und die Vermuthung, daß durch den Samen, Bäume mit gleichfarbigen Blumen zu erhalten ſeyn, fällt folglich von ſelbſt weg. Dü Hamel will zwar bemerkt haben, daß in der Provence weißes und rothes Lärchen=Holz beydes bey geſunden Stämmen angetroffen werde, und dieſe Verſchiedenheit der Farbe von dem verſchiedenen Alter der Bäume herleiten; dü Roi aber erinnert nicht unbillig, daß dieſes mit gleichem Rechte von ihrer Schwäche hergeleitet werden könne, zumahl, nach dü Hamel's Berichte, das rothe Holz viel harzreicher, als das weiße, geweſen iſt.

Der vielfache Nutzen des Lärchenbaumes verdient alle Achtung, deswegen iſt ſolcher auch bereits in verſchiedenen Gegenden angebauet worden, und es wäre zu wünſchen, daß der Anbau noch weiter vermehrt würde. Dieſer Baum treibt bisweilen Schößlinge aus den Wurzeln; man ſchätzt aber diejenigen Bäume höher, die aus Samen kommen. Der Same, welcher zu Ende des Octobers reif iſt, und mit dem Anfange des Novembers in ſeinen Zapfen eingeſammelt werden muß, kommt zwar in allerley Arten von Erdreiche fort, und die daraus erzogenen Stämme wachſen ohne viele Wartung gedeihlich; doch iſt in einem thonigen, kaltgründigen, inſonderheit in naſſem Boden,

den, das Wachsthum ſchlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermiſchten, allenfalls auch ſteinigen, Erdreiche. Daß er auch in dem leztern Wurzeln ſchlagen kann, beweiſet, nach du Roi Verſicherung, der einige Zoll hoch mit grobem Gries (Grand) überfahrne harbkeſche Garten, in welchem noch jährlich aus den von den Bäumen abgefallenen Samenkörnern viele junge Pflanzen freywillig entſproſſen sind.

Bey dem Ausſäen kommt es aber, um nicht Zeit zu verlieren, und die Mühe vergeblich anzuwenden, auf die Güte und Vollkommenheit des Samens hauptſächlich an, wenn man eine gehörige Anzahl junger Stämme erhalten will. Um hierin ſicher zu gehen, iſt die Erforſchung durch das Waſſer das bequemſte und beſte Mittel, und es wird ſchwerlich eine Hülſe, welche auf der Fläche deſſelben als ein leichterer Körper ſchwimmt, aufkeimen. Man verliert zwar dadurch etwas, und vielleicht zu einigen Zeiten ziemlich viel, da der Same alle Jahre nicht gleich gut gerathen kann, allein man kann nach der angegebenen Handlung ſeine Erwartungen gewiſſer befriedigt zu ſehen hoffen, und zugleich eine unnöthige Bemühung und eine Stelle des Landes erſparen. Die Liebhaber haben hin und wieder, jeder nach ſeiner Vorſchrift, die Ausſäung des Lärchenbaum-Samens verſucht. Einigen ſind ihre Verſuche geglückt. Andere ſind durch den ſchlechten Erfolg von weitern Proben abgeſchrecket worden.

Zuförderſt verdient die Art und Weiſe, die Samenkörner aus den Zapfen zu erhalten, Aufmerkſamkeit. Man findet bey den Schriftſtellern hiervon verſchiedene Angaben, ſie laſſen den Leſer aber auch am Ende in Zweifel, welche Methode unter den vorgeſchlagenen die bequemſte und zuträglichſte ſey. Die beſte und der Natur gemäßeſte, iſt wohl die, daß man die Zapfen ſo lange liegen laſſe, bis die Schuppen

pen ſich von ſelbſt öffnen, und den Samen fallen laſſen; allein, da das Harz leicht zwiſchen denſelben flüſſig wird, ſo kann dadurch die Spitze des Samenkornes zwiſchen den Schuppen noch mehr befeſtiget werden, und dieſe Bemühung unnütz machen. Man kann und will mit dem Ausſäen nicht allezeit Jahr und Tag warten, nnd es fällt alſo dieſer Verſuch, wegen ſeiner Langwierigkeit und Unbequemlichkeit, von ſelbſt weg. Am leichteſten hingegen erreicht man ſeinen Endzweck, wenn man die Zapfen kurze Zeit vorher, ehe man das Säen unternehmen will, einige Tage im Waſſer erweicht, ſie auf Bretern ausbreitet, und durch die Sonne trocknen und aufplatzen läßt, oder auch eben dieſes durch die Wärme, die ſich in geheizten Treib-Häuſern findet, verrichtet. Die Zapfen werden dadurch dürre, öffnen ſich, und man kann den Samen ſehr leicht ausſchütteln. Einige wollen zwar dieſes Trocknen geſchwinder bewerkſtelligen, wenn ſie, an ſtatt in dieſer angerathenen mäßigen Wärme die Zapfen zu trocknen, dieſelben der Hitze des Ofens ausſetzen; ſie verlieren aber dadurch offenbar, da durch dieſen ſtärkern Grad der Wärme die oehligen Harz-Behältniſſe des Samenkornes zerſprengt und zuſammengezogen werden, der Keim der künftigen Pflanze folglich vertrocknet, und der Same niemahls aufgeht. Man kann indeſſen dieſe Abſicht erreichen, wenn man die geſammleten Zapfen, der Länge nach, in vier Theile durchſchneidet, oder mit einem ſchmahlen Meſſer oder Meißel durchſchlägt, und die Samenkörner unter den Schuppen mit einem Meſſer losbohren läßt, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß dabey auch allezeit viel guter Same verloren geht.

Das Ausſäen des gewonnenen (oder von ſichern Perſonen gekauften) Samens geſchieht folgender Geſtalt. Man wählt ein ohne friſche Düngung wohl gegrabenes und aufgelockertes Garten-Beet oder

Stück Landes, macht es fein gerade, und ſäet im Frühlinge, oder, wenn man den Samen noch im Herbſte erhalten kann, noch beſſer zu dieſer Jahrs-Zeit, den Samen oben auf das Feld und zwar etwas weitläuftig (*), damit die künftigen Pflanzen nicht klumpenweiſe zu ſtehen kommen, ſondern zum Bewurzeln Platz behalten. Ueber dieſen Samen ſtreuet oder ſiebet man hierauf, einen halben Zoll hoch, weißen oder andern reinen Sand, der aber in ſeinen Körnern nicht zu klein ſeyn muß, weil ihn ſonſt ein einziger etwas ſtarker Wind von ſeiner Stelle weg, und auf eine andere zu häufig führen würde; und wenn es (ein ſonſt ſeltner Fall!) an Sande fehlen ſollte, ſo kann man auch, an ſtatt deſſelben, die trocknen abgefallenen Nadeln von Tannen, Fichten, Kiefern und Lärchen, zum Ueberſtreuen gebrauchen. Dieſes Aufſtreuen des Sandes, oder alter Nadeln, iſt der Bedeckung mit Erde deswegen vorzuziehen, weil

(*) Bey Anlegung ganzer Waldungen, werden 10, 12, 13 bis 14 Pfund Samen auf einen Morgen von 120 □ Ruthen erfodert. Da ein etwas magerer Boden feſteres und dauerhafteres Holz erzeugt, als der fette Boden, ſo gilt auch dieſes bey dem Lärchen-Holze. Ein melirter warmer lockerer Sand-Boden, der in einer gemäßigten, lieber zu kalt, als zu warmen Lage ſich befindet, iſt dem Lärchen-Holze am zuträglichſten. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen kaltem Boden, und kalter Lage des Bodens; und man trifft, vornehmlich in Gebirgen kalte Lagen, Nord-Seiten, an, welche doch keinen kalten Boden, ſondern einen melirten Sand haben, und dieſer iſt es, welcher hier gemeint wird. Da alles Nadel-Holz einen größern Grad Kälte, als Hitze, ertragen kann, ſo wähle man, wo man eine Nord-Seite, Nord-Oſt- oder Nord-Weſt-Seite mit melirtem Sand-Boden antrifft, dieſen zur Lärchen-Saat. Iſt der Boden ſehr verraſet, ſo darf nur der obere Filz mit Hacken leicht abgeſchärfet werden, ſo iſt derſelbe zum Empfange des Samens tüchtig genug; denn ein umgeackerter ſehr lockerer Boden taugt nicht, weil in demſelben die dünnen Wurzeln nicht feſt genug ſtehen, und die aufgekeimten Pflanzen von dem geringſten Regenguſſe weggeſchwemmet, oder von einem harten Froſte mit dem lockern Boden in die Höhe gezogen werden.

weil der junge aufkeimende Stamm dieſe allzeit locker bleibende Decke viel leichter durchdringen kann, welches aber eine in einander gepackte Erde nicht ſo gut erlauben würde (*). Bis dahin, daß die jungen Pflanzen mit ihren langen Stielen in die Höhe gekommen ſind, und ihre erſten 6 bis 8 Nadeln ausgebreitet haben, hat man weiter nichts zu bearbeiten; denn zum Begießen ſchreitet man nicht eher, als bey großer Dürre, und mit der Vorſicht, daß es nicht bey Sonnenſchein, ſondern allenfalls des Abends, geſchehe. Alles Nadel-Holz verträgt überhaupt das Begießen nicht gern, und man thut daſſelbe alſo nur im höchſten Nothfalle. Große Hitze und ſtrenger Sonnenſchein bekommt den ganz jungen Pflanzen auch nicht wohl, und es iſt daher anzurathen, daß man die Samen-Beete ſo auswähle, daß keine Mittags-Sonne dieſelben treffe; wofern dieſes aber nicht zu vermeiden iſt, ſo kann man zur Mittagszeit bey Sonnenſchein, vermittelſt einer auf kurze Pfähle und Quer-Latten ausgebreiteten Stroh-Decke ſie überdecken, in der übrigen Zeit aber ſie frey und unbedeckt ſtehen laſſen, damit ſie Kühlung und den fruchtbaren Thau genießen.

Der Same, wenn er gut und ſchwer iſt, pflegt im Frühlinge nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen aufzugehen, wie ſolches faſt bey allen Gattungen des Nadel-Holzes geſchieht. Im erſten Sommer ſchießen die jungen Bäumchen 4 bis 5 Zoll hoch, und behalten in dem erſten Winter ihre noch nicht zur Vollkommenheit gediehenen einzelnen Nadeln, welches beſonders merk-

(*) Vielleicht ließen ſich auch, an ſtatt des Sandes, Säge-Späne gebrauchen, wofern nicht etwa die daraus erfolgende Lauge den jungen Stämmen zu ſcharf iſt, da ſolche, wie bey allem Nadel-Holze, ohnedies geneigt ſind, dicht an der Oberfläche des Erdreiches anzufaulen, und ſodann umzufallen.

merkwürdig iſt, daß ſie in den folgenden allezeit ihre Blätter verlieren. Den Winter hindurch bleiben ſie ohne Bedeckung ſtehen, denn ſie können die Kälte vertragen. Sollten jedoch ſtarke Fröſte ohne Schnee ſich einfinden, ſo äuſſert ſich in dem darauf folgenden Frühlinge wohl der Umſtand, daß, da die Ober-Fläche des Bodens durch die gefrornen Feuchtigkeiten in die Höhe getrieben iſt, und dieſe bey der Auflöſung derſelben in ſolcher Richtung einige Zeit erhaben bleibt, die jungen Pflanzen dadurch ebenfalls mit ausgehoben, und mit ihren zarten Wurzeln losgemacht und von Erde entblößet werden. Dieſes Uebel trifft zwar bey allen jungen Bäumen ein, nur iſt es bey zarten Nadel-Hölzern merklicher ſchädlich, als bey Laubholz-Gattungen, bey welchen leztern die Wurzeln tiefer faſſen, und dem Stamme mehr Hältniß und Nahrung geben. Um den hieraus zu befürchtenden Schaden zu verhüten, darf man nur bey der erſten gelinden Witterung mit dem Finger das Erdreich um die jungen Stämme niederdrücken, und dadurch dieſelben mit ihren Wurzeln von neuem befeſtigen; auch iſt es gut, wenn man hiernächſt ein wenig friſche und lockere Erde auf das Land herum ſtreuet.

Nach dem Auflaufen der jungen Bäume, und überhaupt ſo lange ſie noch nicht zu einer guten Größe gekommen ſind, daß ihre Wurzeln ihre Nahrung tiefer herauf hohlen, muß der Platz, ſo viel als möglich, vom Unkraute rein gehalten werden. Das Ausjäten geſchieht aber nur durch vorſichtige Leute, damit ſie die zarten Wurzeln nicht mit beſchädigen. Auf einem auf ſolche Art behandelten Beete können die jungen Lärchenbäume bis zum dritten Frühlinge zur Verſtärkung ſtehen bleiben, in welcher Zeit ſie eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erhalten. Alsdann, und zwar am Ende des Märzes, oder mit Anfange des Aprils, kurz zuvor, ehe die Knoſpen der Bäume grün zu wer-

den anfangen, hebt man ſie zum Verpflanzen mit gehöriger Vorſicht aus, damit, ſo viel als möglich, nichts an den Wurzeln beſchädiget werde, und verpflanzt ſie, ohne an den Wurzeln oder Zweigen das geringſte zu beſchneiden, es ſey denn, daß aus Verſehen etwas zerquetſchet oder abgeriſſen werde. Bey der erſten Verpflanzung kann man ſie alle auf die Halbſcheid desjenigen Platzes, wo ſie auf beſtändig bleiben ſollen, 4 Fuß im Quadrat von einander bringen. Nach 2 bis 3 Jahren nehme man alsdenn die Hälfte dieſer gepflanzten Bäume wieder weg, und beſetze den übrigen Theil des beſtimmten Platzes mit ihnen auf 4 F. im Quadrat, welches für ihren Wuchs die beſte Entfernung iſt. Eben dieſes kann gleichergeſtalt geſchehen, wenn man einen bequemen Ort zur Baumſchule hat, dahin die zweyjährigen Pflanzen reihenweiſe auf 1 Fuß von einander entfernt bringt, ſie darauf zwey Sommer hindurch ſtehen läßt, und mit ihnen im fünften Frühlinge den Platz auf 4 Fuß im Quadrat auf ein Mahl bepflanzt. Das doppelte Umpflanzen geſchieht zu dem Ende, damit die Stämme in der Jugend durch ihren engen Stand ſich gegen Wind und Wetter ſelbſt ſchützen können, auch ſich nicht durch die Seiten-Aeſte zu ſtark ausbreiten, ſondern deſto gerader in die Höhe wachſen. Eine Haupt-Anmerkung bey dem Verpflanzen iſt noch dieſe, daß man das Erdreich um den Stamm mehr erhöhe, als erniedrige; es ſammeln ſich in ſolchen Höhlen leicht Waſſer und Schnee, und beydes iſt ſowohl vor ſich im Ueberfluſſe, als bey einfallendem Froſte ſchädlich, und kann junge Stämme tödten. Alle auf dieſe vorgeſchriebene Weiſe gepflanzte junge Lärchenbäume kommen gut fort, wenn der Boden nicht zu mager iſt, und ſie wachſen, auch im mittelmäßigen Erdreiche, jährlich 1 bis 2 F. hoch, und bey guten warmen Jahren noch höher.

J. G.

J. G. M. Nachricht von einem mit Verpflanzung junger Lärchenbäume im Kleinen gemachten Verſuch, ſt. im 46 St. der Hannov nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 727, f.

Man ſieht aus der jezt ertheilten Vorſchrift, daß ſie nur auf kleine Proben gerichtet iſt, und daß derjenige, welcher eine Waldung von Lärchenbäumen anlegen will, ſich nicht mit ſo mannichfaltigen Bemühungen abgeben kann. Allein, wer nun dieſe Behandlung im Großen als völlig unbrauchbar anſehen wollte, würde fehlen, weil nicht zu zweifeln iſt, daß bey groſſen Unternehmungen dergleichen Beſamung nicht eben ſo in Abſicht der vornehmſten Handgriffe vorgenommen werden könnte. Tannen, Fichten und Kiefern werden ja gemeiniglich auf dieſe Art gewonnen; denn im Großen kommt es, nach den gemeinen Forſt-Lehren, nicht darauf an, ob tauſend Körner oder kleine Pflanzen verloren gehen, und Lärchen-Bäume werden mit dieſen doch wohl gleiches Vorrecht haben.

Von der Erziehung des Lärchenbaumes, um ihn zu Wald anzulegen, ſ. Auguſt Petri auf Erfahrung gegründete Anleitung, nützliche Waldungen von allerlei Holzarten, welche in unſerm Himmelsſtrich gedeihen, anzupflanzen, (Frf. 1793, 8.) S. 47, fgg.

Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeſte, bis auf die Hälfte des Schaftes, vermehret werden; doch darf dieſes nicht vor dem 10ten oder 12ten Jahre, und alsdann nur allein in den Winter-Monathen, als: im Jan. und Febr., geſchehen, damit die harzigen Beſtand-Theile nicht auslaufen, und dadurch der Wuchs verhindert werde. Da auch ſolche Lärchenbäume oft ſchon im 7ten oder 8ten Jahre ihres Alters blühen und Früchte anſetzen, dadurch aber merklich entkräftet werden, ſo iſt für ſie, nach du Roi Rath, von gutem Nutzen, die weiblichen Blumen oder kleinen angehenden Zapfen auszubrechen, doch dieſes mit Vorſicht zu thun, damit die Bäume nicht gar zu merkliche Wunden bekommen. Es beſtätigt Derſelbe die Vor-

theile hiervon nach der Erfahrung, nach welcher diejenigen, denen die Zapfen genommen waren, ſich von den neben ihnen ſtehenden durch den friſchen Wuchs merklich unterſchieden haben.

In denen Ländern, wo die Lärchenbäume wild wachſen, finden ſie ſich auf gebirgigen Stellen gegen Norden zu, und beſonders, nach glaubwürdigen Berichten, auf den karpathiſchen Bergen, zwiſchen Ungarn und Pohlen, an ſolchen Oertern, wo keine Fichte und Tanne wächſt. Die Bewohner der dortigen Gegenden theilen deswegen dieſe Berge in 3 Theile ein, nähmlich: in den kalten aber doch gemäßigten Strich, wo Tannen-Arten wachſen; in den kältern, in welchen unſer Lärchenbaum zu Hauſe gehört; und in den kälteſten, welcher nur Zirbelnuß-Kiefern (Pinus Cembra *Linn.*) und Krummholz-Bäume (Pinus montana) vertragen können. Es erhellt hieraus deutlich, daß die Lärchenbäume von unſern Fröſten gewiß nicht beſchädiget werden, und da ſie, wegen der im Winter blätterleeren und dabey biegſamen Zweige, nicht leicht von ſtarken Winden zu faſſen und nieder zu werfen ſind, auch noch weniger durch Schnee, Rauhreif und Glatteis verſtümmelt werden können, ſo ſchicken ſie ſich für unſern Himmelsſtrich recht gut, und verdienen einen häufigern Anbau, gegen die gemeine Fichte gerechnet, geſetzt auch ſie hätten nicht einmahl einen ſchnellen Wuchs, und ein ſo ſchönes und brauchbares Holz. Sie haben ferner darin vor Fichten und Kiefern den Vorzug, weil ſie gegen Inſecten geſichert bleiben. Werden die jungen Stämmchen durch Muthwillen oder ein anderes böſes Ungefähr abgebrochen, oder ſonſt verſtümmelt, ſo treiben ſie, wider die Natur des Nadel-Holzes, aus den Wurzeln neue Sprößlinge. Die jungen Bäume halten ſich auch in friſchem Moſe über 2 Monathe außerhalb der Erde, ohne zu verderben.

Die

Die Lärchen=Bäume könnten unter andern auch, wie ich im LXII Th., S. 616, erwähnt habe, zur Beſezung der Land=Straßen dienen.

Der krumme oder ſogenannte ſpannrückige Wuchs, der von dem ſchnellen Triebe herrührt, verliert ſich, wenn die Bäume ſtärker und alsdann gerader werden.

Der Wuchs eines jungen Stammes bis zum dritten Jahre, geſchieht ungefähr in folgender Progreſſion. Im erſten Jahre wächſt er nur bis einen halben Finger oder 3 Zoll lang; im zweyten wird er noch einmahl ſo hoch, verdoppelt dabey ſeine Schüſſe immer mehr und mehr, und im dritten Frühlinge iſt er zum Verpflanzen ſtark genug. Er wächſt alſo ſehr geſchwinde, welches ſowohl die Erfahrung, als folgende hierher gehörige, und von dü Roi angeführte, Beyſpiele beſtätigen.

Die in dem Thier=Garten bey Blankenburg befindlichen Bäume, waren, nach der Anzeige des Wild=Meiſters Gerlach, im Frühjahre 1764, nach ihrer erſten Anpflanzung 31 Jahr alt, 67 Fuß hoch, und 4 Fuß 6 Zoll im Umkreiſe ſtark, welches einen Durchmeſſer von $17\frac{2}{11}$ Zoll giebt.

So hat der gräfl. ſtollberg=wernigerodiſche Ober=Forſt=und Jäger=Meiſter, v. Zanthier, zu der Verkohlungs=Probe, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird, einen 24jährigen Stamm fällen laſſen, welcher 40 Fuß Höhe, und im Durchmeſſer $13\frac{1}{2}$ Z. Dicke hatte, im Umkreiſe alſo vollkommen über 40 Zoll ſtark war. Er bemerkte zugleich, daß bey dieſem die Jahr=Ringe vom 10ten bis zum 20ſten Jahre, gegen die übrigen gerechnet, am weiteſten von einander entfernt ſich zeigten. Eine in gleichem Boden geſtandene und eben ſo alte Fichte betrug in der Höhe nicht über 22 Fuß, und in ihrem Durchmeſſer nur $6\frac{1}{2}$ Zoll.

Nach der von dem herzogl. braunſchweigiſchen Forſt=Meiſter v. Hanſtein mitgetheilten Nachricht, iſt in der Pflanzung des negenborger Holzes, in der Forſt des Kloſters Amelunxborn, der ſtärkſte 18jährige Stamm ſogar 55 F. 4 Z. hoch, und 3 Fuß über der Erde gemeſſen 4 F.

 2 Z.

2 Z. im Umkreiſe dick, da hingegen die größte Fichte in gleichem Alter 36 F. Höhe und 2 F. Dicke, und die größte Kiefer 43 F. 4 Z. Höhe, und 2 F. 9 Z. Dicke hatte.

In der Pflanzung auf dem Orthfelde eben dieſer Forſt, iſt die im J. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, alſo ungefähr im J. 1770 ſechzehnjährige Lärche 49 F. 8 Z. hoch, und 3 F. 6 Z. dick, die ſtärkſte Fichte 31 F. hoch, und 2 F. 4 Z. dick, und die ſtärkſte der daſelbſt im J. 1759 ausgeſäeten, alſo neunzehnjährigen Kiefern 18 F. 9 Zoll hoch, und 1 F. 5 Z. dick, geweſen.

In der Pflanzung am Holzberge der wangelſtädter Forſt, betrug, in eben dieſem Jahre die Höhe des größten 17jährigen Lärchenbaumes 36 Fuß, und die Dicke 2 Fuß 5 Z.; die größte Fichte von gleichem Alter war 23½ F. lang und 24 Z. dick; und die größte Tanne 16½ F. lang, und 11 Zoll dick.

In der Pflanzung in der eimer Forſt am Elfoß, hatte der größte, im J. 1756 zu 1 Fuß hoch gepflanzte, alſo ungefähr 16 Jahr alte Lärchen-Stamm 46 F. Länge, und 2 F. 5 Z. Dicke; da hingegen die zu eben dieſer Zeit gepflanzten, 3 F. hohen, alſo viel ältern Fichten und Kiefern, jene 30 F. lang, und 1 F. 8 Z. dick, und dieſe 28 F. lang, und 1 F. 8 Z. dick, waren.

Um zugleich auch von Harbke aus, ſolche Erfahrungen angeben zu können, ſind zu verſchiedenen Zeiten, als: im Frühlinge 1764, im Frühlinge 1767, und im Herbſte 1770, die ſtärkſten Lärchenbäume des Gartens gemeſſen worden. In dem erſten angegebenen Jahre waren ſie 19 Jahr alt, hatten 51 braunſchw. Fuß Höhe, und im Umkreiſe 3 F. Dicke; in dem zweyten bey einem 22jährigen Alter, 57 F. Höhe, und 2 Fuß hoch von der Erde gemeſſen, im Umkreiſe 4 F. Dicke; und im dritten, 66 F. Höhe, und 5 F. Dicke.

Aus dieſen Erfahrungen und Beyſpielen ſchließt du Roi, daß der Stamm eines Lärchenbaumes, ein Jahr in das andere gerechnet, 2 Fuß Höhe, und beynahe 1 Fuß Stärke im Umkreiſe, erlange. An dieſem ſchnellen Wuchſe wollen jedoch manche zweifeln. Dem Hrn. v. Haller z. B. ſcheint ſolches deswegen nicht glaublich zu ſeyn, weil die Feſtigkeit des Holzes und

und ein ſolcher ſchneller Wuchs nicht wohl beyſammen ſeyn können. So viel iſt gewiß, iſt bey dem Anbau in den erſten Jahren irgend ein Fehler vorgegangen, und ſtehen ſie auch in naſſem Boden, ſo bleiben die Stämme allezeit ſchwach, niedrig, und kränklich, weil ſie einen trocknen Boden lieben; und wenn ſie auf erhabenen, offenen, im Grunde trocknen Gegenden, die für ſie ſonſt vorzüglich gut ſind, in zu geringer Anzahl und zu weit von einander entfernt geſäet oder verpflanzt ſind, ſo werden ſie wegen Mangel des Schutzes ebenfalls leiden.

Ob und in wie weit diejenigen aber Recht haben, welche die Worte des Dühamel zu ihrer Vertheidigung anführen, muß die Folge der Zeit lehren. Dieſe Worte ſind nach der v. Oelhafenſchen Ueberſetzung folgende: „Im „guten Erdreiche, das gegen Norden liegt, wo der „Schnee nicht ſogleich ſchmelzt, wachſen die Lärchenbäu„me bis 80 Fuß hoch; wenn ſie aber dieſe Höhe erreicht „haben, mehr in die Dicke.“ Aus dieſen Worten ſchlieſſen Einige: Wächſt der Lärchenbaum nur 80 Fuß hoch ſchnell, ohne in der Dicke merklich zuzunehmen, ſo ſind im Wuchſe ihm unſere Edel-Tannen vorzuziehen, und er verdient alſo keine beſondere Anpreiſung. Allein, geſetzt auch, daß Dühamel die ihm gegebene Nachricht in der Erfahrung gegründet befunden hat, da er ſie doch eben ſo leicht auf guten Glauben annehmen kann, können wir, bey dem mehr und mehr ſich eräugnenden Mangel an gutem Holze nicht zufrieden ſeyn, wenn wir einen Baum anziehen können, der in einer ſo kurzen Zeit eine ſo brauchbare Höhe und Dicke erreicht? Der Einwurf, daß ſein Preis nicht hoch genug ſeyn, und daß ihn kein Baumeiſter, Tiſchler, oder Drechsler, gehörig ſchätzen würde, iſt von geringer Erheblichkeit, denn die Güte des Holzes wird in der Folge den wahren Werth kennen lehren. Auch die zu Harbke angeſtellten Unterſuchungen auf einem Platze, der mit Lärchenbäumen, Edel-Tannen, Fichten und Kiefern unter einander theils beſäet, theils bepflanzt war, machen die von Dühamel angeführte Erzählung zweifelhaft; nach dieſen waren die 18 Jahr ſpäter gepflanzten Lärchen mit den älteren geſäeten, ſonſt geſunden

Tannen und Fichten von gleicher Höhe und Dicke. Selbſt der Verf. der in den Samml. der berner oekon. Geſellſch. 1761, S. 170, befindlichen Abh. vom Holzmangel, liefert zu deſſen Beſtätigung einen Beytrag, wenn er anführt: „daß auf dem Bizokelberge, nahe bey der Stadt Chur, „Lärchen mit Tannen vermiſcht wachſen, die an Höhe und „Dicke den größten lezteren nichts nachgeben.“

Daß das Lärchen=Holz ſchwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten= und Kiefern=Holz, ſey, habe ich bereits angemerkt, und dü Roi hat aus eingezogenen Nachrichten dieſes auch durch die Kohlen beſtätigt. Um zu wiſſen, wie das Lärchen=Holz in Vergleichung mit den übrigen Nadel=Hölzern ſich in der Verkohlung verhalte, wandte ſich der Beſitzer der harbkeſchen Pflanzungen an den gräfl. ſtollberg=wernigerodiſchen Ober=Forſt= und Jäger=Meiſter v. Zanthier zu Ilſenburg, den herzogl. braunſchweig=lüneburg. Forſt=Meiſter an der Weſer, v. Hanſtein, und den ebenfalls in dieſen herzoglichen Dienſten ſtehenden Forſt=Meiſter zu Blankenburg, v. Baumbach, und bat Dieſelben, darüber einige Verſuche anzuſtellen. Dieſe drey Herren unterzogen ſich ſolcher Unterſuchung mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, und ihre Berichte wurden Hrn. dü Roi vom Hof=Richter v. Veltheim mitgetheilt. Die daraus zu nehmenden Schlüſſe und Verhältniſſe ſind folgende. Das Lärchen Holz verhält ſich, nach den Berechnungen, gegen das Fichten=Holz in der Schwere, wie 8 zu 7. Die daraus gebrannten Kohlen betragen in dem Maße gegen Fichten und Kiefern $\frac{6}{18}$ mehr, und ſind im Gewichte wiederum gegen Fichten=Kohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefer=Kohlen wie 8 zu 6. Die Lärchen=Kohlen geben auch ein ſtärkeres Feuer, als die von den beyden übrigen Arten; denn der Forſt=Meiſter v. Hanſtein hat in der Blankſchmiede der holzmünder Eiſen=Hütte damit zwey Schneide=Meſſer in 21 Minuten ſchmieden laſſen,

laſſen, da zu ſolchen bey Fichten-Kohlen 22, und bey Kiefer-Kohlen 23 Minuten erfordert werden. Bey Bley- und Zinn-Arbeiten würden ſie daher vom vorzüglichen Nutzen ſeyn, bey ſtrengflüſſiger Berg-Art hingegen würden ſie zu leicht ſchwinden. Zum Friſchen des Eiſens können ſie mit den Kiefer-Kohlen gleich gut angewendet werden. Das erhaltene oehlige Waſſer bey der Verkohlung, verhielt ſich bey dem Lärchen-Holze wie 6 zu $3\frac{5}{8}$ gegen Fichten, und wie 6 zu 5 gegen Kiefer; dennoch gaben nach dem Verſuche des Hrn. v. Zanthier 5 Maß dieſes beym Verkohlen des Lärchen-Holzes aufgeſammleten oehligen Waſſers, nur 7 Loth Pech, da aus fünftehalb Maß Waſſer des Fichten-Holzes 8 Loth kamen; es enthält alſo das Lärchen-Holz mehr wäſſerige Theile als das Fichten-Holz. Zu den Verſuchen waren Bäume von gleichem Alter und gleichem Boden gewählet. Die Berechnungen, ungeachtet man aus Mangel älterer Stämme nur ſolche von einigen Jahren anwenden konnte, können nach dieſer Vorſicht auf älteres Holz ziemlich gleichlautend paſſen.

Der Nutzen, der aus dem Anbaue der Lärchenbäume gezogen werden kann, iſt, theils nach dieſen erwähnten guten Eigenſchaften, theils nach dem Gebrauche einiger Völker, von weitläuftigem Umfange.

Unter dem Lärchen-Baume wächſt häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter dem Schnee und Regen zur Befeuchtung der Erde Raum laſſen. Auch die abfallenden Nadeln ſind weich, verfaulen ſchnell, und geben dem Erdreiche mehrere Düngung, als die harzigen Nadeln von andern Bäumen.

Vitruvius (*) und *Plinius* (**) glaubten, daß das Lärchen-Holz vor ſich nicht brenne, und daß es im Waſſer unterſinke. Des *Vitruvius* Vorgeben nach, iſt es allein in der Gegend des Fluſſes Padi zu finden. *Rivius*, in ſeinem Commentario über den *Vitruvium*, S. 173, verſichert, daß er in dieſer Gegend vielmahls wegen deſſelben Holzes Nachfrage gethan, und man den Tamarisken ihm dafür ausgegeben habe, woraus in Italien Trink-Geſchirre und andere Gefäße gemacht werden. Nicht allein *Rivius*, a. ang. O., S. 174, ſondern auch *Perrault*, in den Anmerk. über den Vitruv, S. 53, zweifeln billig daran, daß des *Vitruvii* Larix, der Deutſchen Lärchenbaum, und der Franzoſen Meleze, einerley ſeyn, weil dem deutſchen und franzöſiſchen Holze die Eigenſchaft fehlt, die *Vitruvius* ſeinem Larix beylegt, daß er nähmlich vor ſich nicht brenne.

Petr. Andr. Matthioli epiſt. qua diſputatur: an Larix noſtra ſit Larix Plinii et antiquorum, ſt. in Deſſen *Epiſtol. medicinal.* Libro IV.

Es iſt aber längſt bekannt, daß dieſes Holz ſich vortrefflich zu Brenn-Holze und Kohlen ſchicke, auch überdies vorzüglich zum Bauen nützlich zu gebrauchen ſey. Es dauert lange in der Erde, im Waſſer und in der Luft, wird auch nicht leicht von Würmern angefreſſen, weshalb auch die italiäniſchen Mahler daſſelbe vorzüglich zu wählen pflegen. Es iſt ſchwer und feſt, beſonders wenn es von guten harzreichen Stämmen genommen wird. In den feſt in einander gewachſenen Fibern des Holzes iſt auch der Grund zu ſuchen, weswegen es nicht ſo leicht brennt, und, wenn es brennt, doch noch ein Praſſeln verurſachet; daß man es aber deswegen für unverbrennlich hat ausgeben wollen, dies heißt den Schluß zu hoch getrieben.

(*) L. 2, c. 9. (**) Hiſt. natur. L. XVI.

trieben. Wegen des geraden Wuchſes dient es insbeſondere zu Bau-Holz, und iſt dem Tannen- und Eichen-Holze vorzuziehen, weil es von keinem Wurme berührt wird, auch nicht leicht fault. Daß das Holz ungemein dauerhaft iſt, davon findet man einen Beweis in der erſten chriſtlichen Kirche Schleſiens, welche im Dorfe Schmograu im 10ten Jahrh. von dieſem Holze erbauet wurde, und von der Zeit noch vorhanden iſt. Die davon gehauenen Balken tragen, nach neuern Berichten, 10 Mahl mehr Laſt, als Eichen. In Archangel nutzet man die großen Stämme zu Maſten und dem übrigen Schiffbaue; die Ruſſen laſſen ſie daher auch von Archangel nach St. Petersburg zu Maſt-Bäumen für die Schiffe kommen; auch die Anwohner des Genfer-Sees ziehen es dazu allem übrigen Holze vor. Im Waſſer dauert es überhaupt länger, als wenn es der Luft allein ausgeſetzt bleibt; und **Gmelin** (*) ſagt von demſelben, daß es darin eine beynahe ſteinartige Härte erhielte; es ſoll auch mit der Zeit, wie das Eichen-Holz, eine ganz ſchwarze Farbe erhalten, wenn es viele Jahre von Feuchtigkeiten umgeben worden iſt. Es kann daher mit Vortheile bey Salzwerken, und mit gleichem Rechte beym Bergbau über und unter der Erde, folglich auch zu allen Geflüder, Striegeln, Fluthbetten, Kunſtgeſtängen, Waſſerrädern ꝛc. gebraucht werden; nur wird es gut ſeyn, beym innern Gruben-Bau vorher die Rinde abzuſchälen. Beſonders werden die ſtärkſten Mühlen-Wellen daraus gearbeitet, und ſind dergleichen an vielen Orten in Schleſien außer Freudenthal und Eulenburg, welche dem deutſchen Orden gehören, zu finden. Die Einwohner Sibiriens verfertigen daraus ihre tauglichſten Bier-Fäſſer; und in der Schweiz bedient man ſich dieſes

(*) Flor. Sibir. To. I. p. 176.

Holzes zu Wein-Fäſſern mit ſo gutem Erfolge, daß ſie überaus dauerhafte Gefäße abgeben, in welchen ſich der Wein ſehr gut erhält. Daraus geſchnittene Schindeln ſollen ganze Geſchlechter ausdauern. In Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Breter von Lärchen-Holze genommen. In Schleſien wählt man das Holz zu Waſſer-Rinnen an den Dächern, die auf 60 bis 70 Jahr dauerhaft bleiben, hernach aber noch zu Eimern, Kannen und dergleichen Geräthe dienen ſollen. Das Holz läßt ſich auch gut polieren, wie **dü Roi** gegen **Gmelin's** Vorgeben, daß das Schneiden des Stammes in Breter und das Polieren deſſelben, des Harzes wegen ſchwer ſey, an den zu Harbke verfertigten Tiſch-Platten beweiſet. **Gleditſch** (*) will das Holz auch, wegen des beſtändig ausſchwitzenden Balſames, zu feiner Arbeit, als zum Fourniren und zu Täfelwerk nicht empfehlen, es müßte denn das Holz mager ſeyn.

Die Rinde (der Baſt) iſt an Geſchmack herbe, grob und zuſammenziehend, wie die Frucht-Zapfen und Nadeln ſelbſt, weshalb ſie auch, wie die Eichen-Rinde, zum Leder-Gärben genutzet werden kann. In Rußland ſollen, wie **Hanow** (**) berichtet, aus der innern Rinde, eben ſo feine weiße Handſchuhe, als an andern Orten von Leder, gemacht werden.

So gar das **Mos**, welches an den Bäumen wächſt, giebt **Ehrhart** (***) als brauchbar an, daß es einen ſtarken, den Kopf betäubenden Geruch habe, beißend ſey, und deswegen dienen könnte, wo man das Nieſen erregen wollte. Ich zweifle indeſſen, daß das Mos an Lärchenbäumen vor dem an andern Stämmen befindlichen darin einen beſondern Vorzug haben

(*) Im 2 Th. ſeiner Einleit. in die Forſtwiſſenſchaft, S. 498.

(**) In den Seltenheiten der Natur, Th. 2, S. 44.

(***) In der oekon. Pflanzenhiſtorie, B. 7, S. 212. §. 97.

ben ſollte; und in dergleichen Fällen nimmt man überdem ſeine Zuflucht zu bekanntern und weniger heftig wirkenden Mitteln.

Das Harz, oder der harzige Saft, den der Lärchenbaum in großer Menge enthält, iſt unter dem Nahmen venediſcher oder venetianiſcher Terpenthin bekannt, den man aber, weil die Venetianer nicht allein damit handeln, eigentlich nicht Terebinthina veneta, ſondern lieber Terebinthina larigna, nennen ſollte. Dieſes flüſſige Harz iſt eigentlich ein ſchöner heller durchſichtiger Balſam, und man ſollte ihn daher billig Lärchen-Balſam nennen. Er wird auch wohl für weißen peruvianiſchen Balſam ausgegeben und verkauft. Er ſchwitzt zwar auch von ſelbſt aus der Rinde des Baumes aus; aber man erhält ihn in weit größerer Menge, wenn man in den Stamm 2 Fuß über der Erde, oder auch höher, ein Loch bohrt, und eine Röhre hinein ſteckt, durch welche er dann in untergeſetzte kleine Fäſſer fließt. Er fließt vom Frühlinge bis zum September, da man alsdann die Löcher zumacht. Die Einwohner von Briançon hauen mit einer Axt, Stücke aus dem Stamme heraus, und fangen den Terpenthin, der aus der Wunde ausfließt, auf. Bäume vom mittlern Alter geben am meiſten; bey dieſen ſammelt er ſich in eigenen großen Höhlen innerhalb des Stammes. Wenn nähmlich das Holz älter wird, macht es ſogenannte Harz- oder Terpenthin-Gallen, oder Beulen, etwa 6 bis 8 Fuß hoch von der Wurzel; nach dieſen Höhlungen, die eine Länge und Breite von 4 und mehr Zoll betragen, zieht ſich der gedachte Balſam, aus der übrigen Subſtanz zuſammen, weshalb man alte, überſtändige und ſehr ſtarke Lärchenbäume niemahls zu Schiff- und Bau-Holz nimmt, ſondern nur junge, mäßig ſtarke und reine Stämme. Man kann wohl 40 bis 50 Jahre hinter einander von einem Baume, jährlich etli-

etliche Pfunde dieſes ſchönen Balſams ſammeln. Man läßt ihn, um ihn von Unreinigkeiten zu reinigen, durch enge Haar-Siebe laufen, deſtillirt davon das Oehl, und erhält zugleich auch das Colophonium. Er iſt hell, durchſichtig und weißgelb, wird aber hernach dicker und citrongelb. Er bleibt lange flüſſig, und hat ungefähr die Conſiſtenz eines Syrupes. Er hat einen bitterlichen Geſchmack, und einen ſtarken unangenehmen Geruch, der bey dem friſchen Balſam durchdringender iſt, und den Kopf einnimmt. In Livenen, im Orte Uri, in der Schweiz, wird das Lärchen-Harz, oder wie es im Lande ſelbſt genannt wird, das Lertſch, mit Fleiß aufgefaſſet, nnd in das Mayländiſche, wo dieſe Holz-Art ſo ſelten iſt, mit anſehnlichem Gewinn verkauft. Es giebt Leute, die von den Gemeinden ganze Wälder in dieſer Abſicht in Pacht nehmen, um das Lertſch daraus zu ziehen; weil das Holz im Ueberfluß da iſt, ſo achtet man den Schaden nicht, der dadurch für den Wuchs der Bäume entſteht. Derjenige Balſam oder Terpenthin, welcher, wegen der großen Hitze, in Frankreich, insonderheit in Lyon, von ſelbſt ausläuft, wird Bijon genannt, und für beſſer und edler gehalten, als der durch den Einſchnitt des Baumes gewonnene, wie er ſich denn auch bey Verfertigung des Siegel-Lackes, vor andern Terpenthin-Arten brauchbar macht. Von dem mannigfaltigen Gebrauche des venetianiſchen Terpenthines ſowohl, als auch der übrigen Terpenthin-Arten (*), und der darans verfertigten Präparate und Miſchungen, wird im Art. **Terpenthin** gehandelt werden.

Außer

(*) Man nimmt gemeiniglich dreyerley Arten des Terpenthines an. Die erſte iſt der ächte oder cypriſche, Terebinthina cypria, welchen der Terpenthin-Baum, Piſtacia Terebinthus *Linn.*, liefert. Die zweyte iſt der gemeine Terpenthin, Terebinthina communis, welcher, ſo wie auch der

Außer dem Harze, enthält der Lärchenbaum auch ein Gummi. Pallas (*) (meldet, daß die Rinde und das Holz deſſelben dermaßen mit Harz erfüllt ſey, daß der Baum leicht Feuer fange, und man wenig alte Lärchenbäume antreffe, welche nicht durch den Brand des Graſes, womit die Baſchkiren im Frühlinge die Weide bereiten, oder welchen ſonſt ein Zufall erweckt hat, ergriffen, und an der Wurzel auf der einen Seite, mehr oder weniger, angebrannt ſind. Wenn die Stämme bis auf das Mark ausgebrannt ſind, tröpfelt der in dem innern Marke zurückfließende, zähe Saft von oben herab, und gerinnt unter allerley artigen Geſtalten in der ausgehöhlten Brandſtelle des Baumes zu einem wirklichen Gummi, welches ſich verhärtet, röthlich von Farbe iſt, aber je länger je bräuner wird, doch aber ziemlich durchſichtig bleibt, weniger glutinös und bindend als das arabiſche, im Geſchmacke etwas harzicht iſt, aber ſich gleichwohl in Waſſer ganz auflöſet. Dieſes Gummi wird nun geſammlet. Die Wogulen und andere Berg-Bewohner eſſen es, um des Wohlgeſchmackes willen, und brauchen es auch, um ihre Bogen und andere Dinge damit zu leimen. Die Baſchkirinnen käuen es, und werfen es hernach wieder aus, um ihre Zähne zu befeſtigen und rein zu erhalten, (worin ſie alſo mit den griechiſchen Mädchen, die in eben der Abſicht Maſtix käuen, übereinkommen,) auch um den unangenehmen Geruch von den rohen Speiſen zu beſſern. Der Doctor Valeriani ſoll dieſes Gummi zuerſt bemerkt oder be-

der ſtrasburgiſche, gemeiniglich aus der Pech-Fichte, pinus picea, und die dritte der venediſche oder venetianiſche, welcher aus dem Lärchenbaume kommt. In neuern Zeiten iſt auch der canadiſche Terpenthin berühmt geworden.

(*) Reiſen durch einige Provinzen des ruſſiſchen Reichs, B. 1, S. 451. B. 2, S. 128.

bekannt gemacht haben, und es iſt von dem ruſſiſch-kaiſerl. mediciniſchen Collegio dem afrikaniſchen Gummi, welches den Nahmen Senegal führt, faſt völlig ähnlich befunden worden, indem die ganze Verſchiedenheit bloß in der gelbbraunrothen Farbe beſteht. Auf Veranlaſſung des D. **Rinder** iſt es vor kurzem in die ruſſiſche Pharmacopöe und in die Apotheken, als Surrogat für das arabiſche Gummi, aufgenommen worden, wo es gemeiniglich das orenburgiſche Gummi, Gummi Orenburgenſe (*), genannt wird; richtiger aber ſollte es uraliſches Gummi, Gummi Vralenſe, oder am eigentlichſten Lärchen-Gummi, Gummi Laricis, heißen; denn es kommt aus den uraliſchen Wäldern von Lärchenbäumen, und dieſe ſind von Orenburg noch ſehr weit entfernt. Als Arzeney-Mittel wird es zur Befeſtigung der Zähne gebraucht, und hat auch eine nährende und antiſcorbutiſche Kraft (**). Auch kann es, wie das arabiſche Gummi, mit Vortheile bey der Ruhr gebraucht werden, wenn dieſe Krankheit einen ſo hohen Grad erreicht hat, daß der Darm-Schleim ſchon abgeführt iſt, die Gedärme ſelbſt ihrer innern nöthigen Bedeckung beraubt, und von dem heftigſten Reize angegriffen und zur Entzündung geneigt ſind, welches man gemeiniglich die weiße Ruhr nennt; in welchen traurigen und ſchmerzhaften Fällen, auch deſſen und des arabiſchen Gummi Stelle, bey unſerm Land-Volke das von den Kirſch-Bäumen geſammlete Gummi vertreten könnte.

Bald nach dem Ausbruche der Blätter ſchwitzt aus dem Lärchenbaume, ſo wie aus einigen andern Nadelbäumen, eine Art von Manna aus, welche Manna von Briançon, Manne de Briançon, Man-

(*) Pharm. Roſſ. p. 26.

(**) *Pallas* Flor. Roſſ. To. I. P. I. p. 5.

Manna laricea oder Brigantina, genannt wird, und, wenn ſie an der Sonne getrocknet iſt, aus Körnern beſteht, die wie Koriander-Samen ausſehen. In der Schweiz kommt dieſe Manna nicht hervor, oder man achtet ſie wenigſtens nicht. In Frankreich ſoll faſt keine andere Manna gebraucht werden (*). Sollte das vielleicht von vorigen Zeiten zu verſtehen ſeyn? Denn andere Schriftſteller ſagen, dieſe Manna werde in Frankreich gar nicht gebraucht (**). Auch in Rußland, auf den uraliſchen Gebirgen ſchwitzt im Frühjahr aus den Büſcheln der jungen Blätter eine ſolche Manne aus, welche aber ſelten verdickt, ſondern von den dort häufigen Regengüſſen abgeſpühlt wird (***). Auch in Ungarn hat man daſſelbe bemerkt (****). Sie führt nicht ſo ſtark ab, als die gewöhnliche Manna aus Calabrien. Bey uns kommt, wie Gleditſch wahrgenommen hat, auf den Nadeln bey heißen Sommer-Tagen etwas Schneeweißes zum Vorſchein, welches weich iſt, und ſich zwiſchen den Fingern zerdrücken läßt, wie die Sahne von der Milch, oder als ein Schimmel von Geſtalt feiner Körner; es zerfließt aber, und vergeht leicht wieder, wenn einige Näſſe dazu kommt. Es iſt dieſe Manna der mehr wäſſerige und feinere Theil des Saftes; und die Urſache ſolcher Abſonderung iſt ein vermehrter Grad der Wärme, wodurch dieſer Saft ſo ſtark in Bewegung geſetzt wird, daß er durch die kleinſten Oeffnungen durchzudringen, und ſich von den gröbern Theilen abzuſondern, vermögend iſt. An

(*) *Lobel.* Adverſ. p. 26.

(**) *Chomel* plantes uſuelles, To. I. p. 65. *Duhamel* Tr. des arbres, T. I. p. 339.

(***) *Pallas* Fl. Roſſ. *a.* ang. D.

(****) S. Ungriſches Magazin, 3 B. 3 St. (Preßb. 1783, gr. 8.) S. 268, fgg.

An der Rinde alter Bäume entſteht aus den Faſern ein weißes und leichtes Gewächs von länglicher oder runder Geſtalt, nähmlich der ſogenannte Lärchen-Schwamm, Agaricus albus *Offic.* Fungus laricis, ſ. larignus; Agaricum Fungus laricis *C. B.* *Micheli* nov. gen. pl. p. 119. tab. 61. fig. 1. Boletus pini laricis *Linn.* Boletus laricis *Jacqu.* Miſcell. Auſtr. Vol. 1, p. 172, ſqq. Boletus conicus puluinatus leuis, inaequalis tubulis ſubtiliſſimis *Gerard.* Flor. Gallo-provinc. p. 12. Boletus Agaricum *Allion.* Fl. Pedem. To. 2, p. 351. Polyporus ſeſſilis conuexo-planus, annulis discoloribus fuluis, poris ochroleucis *Hall.* Hiſt. ſtirp. helv. n. 2284. Agaricus (laricinus) ſtipitatus, pileo fuluo, anguſto conuexo, lamellis anguſtis craſſis, ſtipite ramoſo craſſo ſpongioſo fusco *Bolton.* hiſt. fung. 19. tab. 19. Er iſt ohne Strunk, gepolſtert, ziemlich triangelförmig, flach gewölbt, grau gefärbt, auf ſeiner Oberfläche hin und wieder mit Höckern und horizontalen Furchen, und unterwärts mit ſehr feinen Löchern verſehen. So iſt er geſtaltet, wenn er erwachſen iſt. Bis jezt hat man ihn noch an keinem andern Baume, als der Lärche, gefunden, welches ſchon *Bellonius* und *Matthiolus* bemerkt haben; denn diejenigen, die ihn auch an andern Fichten-Arten wollen gefunden haben, als: *Cordus* und *Anguillara*, ſcheinen ihn mit andern Blätter- oder Löcher-Schwämmen verwechſelt zu haben. Er wächſt aber nicht nur an dem untern oder mittlern Theile der Lärche, ſondern auch dem Gipfel nahe. Er wächſt bloß an hohen, alten und geriſſenen Bäumen, die auf Alpen oder mittlern Alpen ſtehen, ob er gleich auch auf vielen Bäumen, die dergleichen Größe und Stand-Ort haben, nicht zu finden iſt; auf jungen und niedrig ſtehenden Bäumen wächſt er nie. Man findet ihn hingegen auch auf ſchon gefällten und abſterbenden Lär-

Lärchen. So verhält es ſich in Kärnthen. Außer dieſem Lande findet man ihn aber auch in verſchiedenen Morgenländern, als: nach dem Zeugniß des *Dioſcorides* und *Plinius*, in der Nachbarſchaft der cimmeriſchen Meer=Enge, daher er viele Jahrhunderte aus Sarmatien nach Griechenland und Italien ſcheint gebracht zu ſeyn; er wächſt ferner in den ruſſiſchen Lärchen=Wäldern, vornehmlich in dem Gebiethe Devina und Wrala, daher er von Archangel aus verſchickt wird; auch findet man ihn auf den Bergen von Verona, auf den Alpen in Piemont, in der Schweiz, in Provence, auf den Bergen in Trident, und Ungarn. Dieſer Schwamm wächſt viele Jahre an dem Lärchen-Baume fort. Er wird, ſobald er trocken zu werden und Riſſe zu zeigen anfängt, von dem Baume abgenommen, einige Zeit an die Sonne gelegt, und, wenn er weiß geworden iſt, mit hölzernen Hämmern geſchlagen, damit er nicht weiter aufreiſſe. In Holland ſoll derſelbe mit der Raſpel überfahren, und mit Kreide weiß gefärbet werden.

Der Schwamm, der ehemahls in der Arzeney gebraucht wurde, kam über Venedig aus dem Oriente. Es iſt doch aber wohl gewiß, daß in denen Gegenden, wo er wächſt, und ſo auch in der Nachbarſchaft derſelben, der einheimiſche gebraucht, ja ſelbſt in entferntere Gegenden verſchickt wird. Der zu Venedig, zu den Zeiten des *Matthiolus*, verkauft wurde, war faſt allein, theils auf den Bergen in Trident, theils in dem nürnberger Gebiethe gewachſen. Den man in Frankreich gebraucht, zieht man von den Gebirgen in Dauphine. Des in dem ruſſiſchen Reiche wachſenden, iſt bereits Erwähnung geſchehen. Es giebt dann doch noch Einige, die den aus den Morgenländern vorziehen; Spielmann hält den aus Aleppo für den beſten. In Kärnthen überläßt man die Einſammlung deſſelben Jägern, oder Bauern, die im

Herbſt oder Frühlinge, um Holz zu fällen, in die bergigen Wälder gehen, wo die ſchönſten Lärchen in Menge wachſen. Daſelbſt iſt die Structur des jüngern Schwammes weicher, des ältern aber trockner; ſo iſt auch die äuſſerliche Farbe bey jenem blaß orange, nachher weiß=aſchenfarben oder dunkler, auch iſt er voller Riſſe. Der alte Schwamm beſteht gleichſam aus mehrern Abſätzen, welche dunkelgefärbte Streifen bilden, (nicht aber wirkliche Kringe, wie Haller angiebt). Die innere Subſtanz iſt anfangs gelbweißlich, und wird zulezt höchſt weiß; getrocknet, zerfällt ſie in ein gröberes Mehl, welches ſich mit den Fingern zerreiben läßt. Eben ſo wird auch wohl die Beſchaffenheit der auſſerhalb Kärnthen wachſenden Lärchen = Schwämme ſeyn. Die Behauptung des *Bellonius* (*), daß dieſer Schwamm ſo ſelten ſey, daß von 10000 Lärchenbäumen kaum einer denſelben trüge, möchte wohl zu übertrieben ſeyn, ungeachtet es wahr iſt, daß man ihn eben nicht häufig findet.

Der in den Apotheken befindliche iſt mannigfaltig geſtaltet; gewöhnlich aber iſt er triangelförmig, hinterwärts iſt er ausgehöhlt, welches von der Lage herrührt, in der er an dem Baume ſitzt, ſo, daß man zuweilen noch ein Stück von der Baum=Rinde in dieſer Aushöhlung findet; vorn hat er parallele Furchen, zwiſchen welche bald flache, bald mehr erhöhete Hervorragungen befindlich ſind. Seine Größe iſt ſehr verſchieden; er iſt aber ſehr leicht, ſo, daß z. B. ein 1 Fuß und eine Handbreit langer Schwamm, deſſen Baſis die Größe eines Fußes beträgt, nur 3 Pfund und einige Unzen wiegt. Er iſt mit einer ungefähr 1½ Zoll dicken Rinde umgeben, die voller Riſſe, und weit dichter, als der innere markige Theil, iſt, ſo, daß man mit dem Nagel am Finger ſie nicht durchbohren kann;

(*) De arbor. conif. fol. 26.

kann; äuſſerlich iſt dieſe Rinde aſchfarben, inwendig aber gelblich. Unter dieſer Rinde iſt der markige Theil befindlich, welcher höchſt weiß, und theils ſchwammig, theils zaſerig iſt, ſich leicht mit dem Meſſer zerſchneiden, und auch mit den Fingern, die er weißlich färbt, zu Mehl zerreiben läßt. Die Zaſern laufen nicht den ganzen Schwamm der Länge nach durch, ſondern bilden nur gewiſſe, bald längere, bald kürzere Streifen. Man trifft ihn oft, vornehmlich ſeinen rindigen Theil, von Würmern zerfreſſen in Apotheken an; auch ſelbſt in dem markigen Theile findet man zuweilen Wurm-Löcher. Die Löcher auf der Baſis der Oberfläche, die den weſentlichen Charakter dieſer Schwamm-Art ausmachen, ſind ſchwer zu entdecken, weil ſie ſchon an und vor ſich klein ſind, und durch das Trocknen ſich noch mehr zuſammengezogen haben. Einige unterſcheiden Männlein und Weiblein, ohne allem Grund. Diejenige Sorte, welche man für das Männlein ausgiebt, iſt viel ſchwerer, härter, gröber, grauſchwärzlich, und weit heftiger von Wirkung. *Boulduc* nennt ſolchen den falſchen Lärchen-Schwamm, und berichtet, daß derſelbe das Waſſer ſchwarz färbe, wenn damit aufgelöſeter Vitriol vermiſcht würde, und zum Schwarzfärben dienen könne. Der Schwamm, den man über Venedig und Trieſt erhält, wird daſelbſt in den guten, Agarico fino, Agaricus finus, in den ſchlechten, Agarico Mezzano, Agaricus Meſſanus, und in Raſura dell' Agarico, Raſura Agarici, unterſchieden; dieſe leztere Sorte enthält eigentlich die kleinen Abſchnittſel, oder es ſind auch die kleinen Schwämme, welche noch nicht ihre gehörige Vollkommenheit erlangt haben, und welche daher weniger geachtet werden.

Der Lärchen-Schwamm hat keinen Geruch; ſein Geſchmack iſt anfänglich ſüß, hernach aber eckelhaft, ſcharf und bitterlich. Kleine Stückchen von ihm

brennen leicht; auf Kohlen geworfen ſchwitzen ſie gleichſam ein Oehl aus, und verbrennen mit Zurücklaſſung weniger Aſche. Wenn man die Reſultate der Verſuche der berühmten Männer, Geoffroy, Neumann und Cartheuſer mit einander vergleicht, ſo findet man ein verſchiedenes Verhältniß ſeiner Beſtand-Theile; hauptſächlich aber enthält er harzige Theile, denn nach Neumann's Verſuchen, bekommt man aus dem markigen Theile faſt ¾ harziges Extract, welches einen unangenehmen bitterlichen Geſchmack hat; das Ueberbleibſel iſt ſchleimiger Natur mit Erde vermiſcht, aus dem man 2 Quent und 2 Scrupel wäſſeriges Extract erhält. Wie wenig dieſer Schwamm dem Waſſer von ſeinen Kräften mittheilt, erhellt daraus, daß er auch ſeinen Geſchmack größtentheils behält und ſehr zähe wird, wenn er auch anhaltend im Waſſer gekocht worden iſt. Dem gereinigten Weingeiſte hingegen theilt er eine gelbliche Farbe und einen unangenehmen ſüßlichen Geſchmack mit. Nach dem *Boulduc* (*) erhält man aus dem rindigen Theil mit Weingeiſt eine ſo höchſt eckelhafte Tinctur, daß nur ein Tropfen von ihr, der Zunge applicirt, ſchon Erbrechen verurſachet, womit aber die Verſuche des *Jacquin* (**), die er mit der Rinde des in Kärnthen gewachſenen Schwammes angeſtellt hat, nicht übereinkommen; Lezterer hat auch noch andere ähnliche Verſuche gemacht.

Wenn er geſtoßen wird, ſo verurſachen die von ihm aufſteigenden Dämpfe einen leichten Huſten und anhaltende Uebelkeit; auch bewirken ſie Nieſen, und Thränen der Augen. Weil er ſich aber ſehr ſchwer pül-

(*) Memoir. de l' Acad. r. d. Sc. de Paris, 1714, S. 28.

(**) *Jacquin* diſſ. de Agarico officinali. Reſp. *Rubel.* Vindob. 1778, 8. 3 B. n. e. K. T. iſt in den Miſcell. Auſtr. mit mancherley Veränderungen wieder abgedruckt.

pülvern läßt, ſo pflegt man ihn zuvor mit Schleime von Traganth-Gummi zu überziehen, wieder trocken werden zu laſſen, und dann zu pülvern.

Ueber den Arzney-Gebrauch dieſes Schwammes bey den Alten, findet man bey **Breyn** vollſtändige Auszüge aus dem **Dioſcorides**, der ihn *Αγαρικον* nannte, **Paulus von Aegina**, **Plinius** und **Meſue**. Die Abtheilung, die ſie von ihm, oben erwähnter Maßen, in den männlichen und weiblichen Schwamm machten, hat zu unbeſtimmte Gränzen. Beyde aber wurden von ihnen gar ſehr geſchätzet; ja, ſie waren mit ſeinem Gebrauche wirklich zu freygebig, indem ſie ihn bey allen Krankheiten als ein alterirendes und reſolvirendes Arzney-Mittel anwendeten, in welchem Irrthume man mehrere Jahrhunderte beharrete, und dadurch zu mancherley Zubereitungen von ihm, die ich weiter unten anzeigen werde, Gelegenheit gab. Wirklich beſitzt er die ihm zugeſchriebene purgirende Eigenſchaft, wodurch ſie Galle und Schleim auszuführen ſuchten. Sein Gebrauch ſoll die durch den Stuhlgang abgehenden Unreinigkeiten weiß färben (*). Aber nur langſam äuſſert er ſeine purgirende Kräfte, und zwar nicht ohne Uebelkeit, Erbrechen und Leib-Schmerzen, wenn er zu einem halben oder ganzen, oder, nach Einigen, zu 2 Quent genommen wird, wovon die Urſache in der Zähigkeit des Harzes zu ſuchen iſt. Man hat daher allmählich aufgehört ihn zu gebrauchen, ſo, daß er jezt von Aerzten bey Menſchen nicht anders, als in gewiſſen officinellen Zubereitungen von ihm, um den Reiz zu vermehren, angewandt wird. Von Vieh-Aerzten wird er als ein Laxir-Mittel, ſowohl innerlich als in Klyſtieren: gebraucht. Die Alpen-Bewohner, in deren Nachbarſchaft dieſer Schwamm wächſt, haben ihn

(*) *Linnaei* Amoen. acad. Vol. IX, p. 266.

immer getrocknet im Hauſe, und gebrauchen ihn ohne Unterſchied faſt in allen Krankheiten, im Breye mit Pfeffer vermiſcht. Als Laxir- oder Brech-Mittel nehmen ſie ihn mit Oehl, ſeltener mit Milch, ein; durch ihn treiben ſie die kleinen Blut-Egel, die ſie mit dem Waſſer eingeſchluckt haben, und die ihnen die heftigſten Zufälle erregen, wieder aus (*). *Jacquin* ſchreibt indeſſen dieſe Zufälle mehr der giftigen Natur dieſes Egels, als dem Biſſe deſſelben, zu. Jeder vorſichtige Arzt möchte auch wohl die noch jezt übliche Gewohnheit der Ruſſen, ihn als Brech-Mittel bey Wechſel-Fiebern, oder als revellirendes Mittel wider den weißen Fluß zu geben, nicht nachahmen. Die Baſchkiren und Sibirier heilen damit ihr Vieh, indem ſie das Pulver des Schwammes auf äuſſerliche Wunden und Schäden ſtreuen, wodurch nicht nur die Wunde geſchwinder zuſammengezogen wird, ſondern auch die Inſecten abgehalten werden, die Wunde mit ihrer Brut zu beſchmeißen, und eine Menge Würmer darin hervorzubringen.

In den ſpätern Zeiten iſt er als ein wirkſames Mittel wider ſchmelzende (colliquativiſche) Schweiße der Schwindſüchtigen empfohlen worden. Ein Beyſpiel dieſer Wirkſamkeit erzählt Haen (**) von einem Mönche, welcher ſchwindſüchtig war, und auf Anrathen einer alten Frau täglich ein Stückchen von dieſem Schwamme nahm, wodurch er von dem ſchmelzenden, ihn abmattenden Schweiß befreyet wurde. Da Haen nur einen einzigen Fall anführt, und nicht einmahl die zu nehmende Doſis beſtimmt, ſo ſcheint es, daß er nur andere zu ferneren Verſuchen habe aufmuntern wollen. Hierdurch auch wirklich aufgemuntert,

(*) Miſcell. Taurinenſ. Vol. 3, p. 203.

(**) Rat. med. P. 12, S. 251, ſqq.

tert, bezeugt *Barbut* (*), daſs er durch ihn in drey Fällen nächtlichen reichlichen Schweiß zurückgehalten habe. In dem einen dieſer Fälle, bey einem Tage-Löhner nähmlich, war dieſer Schweiß nach einem anhaltenden Fieber zurückgeblieben, wurde aber durch 2 Gran der Trochiscorum de agarico im Pulver, die man 3 Tage hinter einander des Abends in einem Löffel voll Waſſer nehmen, und ein halbes Glas voll Waſſer nachtrinken ließ, gehoben. Der andere Fall betraf einen Schwindſüchtigen, bey dem dieſer Schweiß durch 4 Doſes der Trochisc. de agar., zu eben der Zeit und in eben der Ordnung gereicht, gehoben wurde. Einer ſchwindſüchtigen Frau aber mußte man 6 Doſes von dieſem Mittel reichen. Minder günſtig urtheilt Quarin (**) über dieſe Wirkung des Agaricus, (vermuthlich verſteht er die Trochiſc. de agar.) indem er ſagt, daß er 2 Gran davon wider ſchmelzenden Schweiß bey Schwindſüchtigen niemahls wirkſam gefunden, ſondern hingegen vermehrte Bruſt-Beklemmung habe entſtehen geſehen.

Da er, aus angeführten Urſachen, vor ſich allein im Pulver nicht ſicher zu gebrauchen iſt, ſo gaben ihn die Alten in Wein, Waſſer, Eſſig und Meth. Am beſten ſoll man ihn zu 2 Quent, ja zu ½ Unze, in Leinwand eingewickelt (in petia ligatus), in Wein weichen, und dieſen trinken laſſen (***). Auch hat man ihn mit Gewürzen verſetzt empfohlen.

Die Jakuten und ruſſiſchen Landleute bedienen ſich ſeiner, ſtatt der Seife, wie ich im XXVIII Th. S. 699, gemeldet habe.

(*) Journ. de Med. To. 47, S. 512, fgg. Eine Ueberſetz. davon, ſt. in der Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebrauche praktiſcher Aerzte, 3 B. 4 St. (Lpz. 1777, gr. 8.) S. 604 — 613.

(**) Animadv. pract. p. 91.

(***) *Cartheuſer* Mat. med. Th. 1, S. 589.

Die ſibiriſchen Jäger, welche auf Zobel ausgehen, und denen öfters bey der großen Kälte der Sauerteig friert und unbrauchbar wird, ſchaben, in dieſer Noth, die unter der äuſſern Rinde befindliche ſaftige ſüße Haut mit dem Meſſer ab, digeriren ſie eine Stunde lang mit Waſſer über dem Feuer, vermiſchen ſie alsdann mit Mehl, graben dieſen Teig 12 Stunden lang in Schnee, und erſetzen dadurch, nach Gmelin's Bericht, den Mangel des Sauerteiges.

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen aus dem Lärchen-Schwamme.

Trochisci de Agarico, deren Meſue erwähnt, findet man jezt noch in wenigen Apotheker-Büchern. Die im Cod. Med. Pariſ. p. 605 ſtehen, enthalten den Lärchen-Schwamm und Ingber.

Das Lärchenſchwamm-Extract, Pharm. Würt. p. 88, iſt harzig.

Croll's Purgir-Extract, Extractum panchymagogum Crollii, Ph. W. p. 94, enthält unter vielen andern draſtiſchen Mitteln, auch den Lärchen-Schwamm.

Pilulae Hierae cum agarico, Ph. W. p. 139, enthalten unter dem Wuſte vieler andern Mittel, auch dieſen Schwamm. Sie ſind aber nicht mehr gebräuchlich.

Pilulae maſtichinae, Ph. W. p. 140, und Pilulae de Succino Cratonis, Ph. W. p. 141, und andere, enthalten ihn auch.

Da die Cultur des Lärchenbaumes ſo wichtig und nützlich iſt, ſo wird es nicht überflüſſig ſeyn, hier noch die in den preußiſchen Staten publicirte Anweiſung dazu, und die in neuern Zeiten in verſchiedenen Gegenden deshalb gemachten Verſuche und Erfahrungen von ſeinem Anbau und Nutzen, hier anzuführen.

Anweiſung,

wie der Lärchenbaum-Same auszuſäen iſt. Auf königl. preußiſchen Befehl publicirt.

Der Lärchenbaum-Same kommt Ausgangs October und im November zur Reife, wird alſo erſt im December bis im März geſammelt, und ſitzt bekanntlich in kleinen Zapfen oder Aepfeln, die aber mit ſo vielem terpenthin-artigen, feinen Harze verſehen ſind, daß noch gar kein Mittel erdacht iſt, den Samen, ohne ihn zu beſchädigen, durch Hitze oder Wärme, ſo wie bey Kienen oder Fichten, von den Aepfeln zu ſcheiden.

Man hat zwar, beſonders in Tyrol, zwey dergleichen Mittel: das eine iſt, die Aepfel zu kochen; das andere, ſie in einem feinen leinenen Laken über große Keſſel voll ſtark kochenden Waſſers, durch den feuchten heißen Dampf zum Aufſpringen zu bewegen. Allein beſſer wäre es, beyde Mittel wären nie erfunden; denn obwohl der Same durch die eingezogene Feuchtigkeit ſich gleichſam mäſtet, ein ſtärker und beſſeres Anſehen gewinnt, ſo wird er doch dadurch verdorben, und das Publicum dergeſtalt äuſſerſt damit betrogen, daß von einem Pfunde ſolchen Samens oft nicht 20 Körner aufgehen.

Es bleibt demnach noch immer das beſte und ſicherſte Mittel, den Stiel kurz an den Apfel ab, ſodann kreuzweiſe, jedoch nicht zu tief einzuſchneiden, demnächſt die Einſchnitte mit dem Meſſer möglichſt ſo weit aus einander zu biegen, daß man mit den Fingern knapp dazwiſchen kommen, den Apfel in 4 Stücke aus einander reiſſen, und alsdann aus jedem Stücke durch das leichtere Aufbiegen der Schuppen die Samen-Körner heraus nehmen kann.

Unter die natürlichen Folgen dieſes mühſamen Aufmachens iſt zu rechnen, daß der Same nie ſo wohlfeil, als anderer ſeyn kann, und daß man bey dem Einkauf deſſelben nie Vorſicht genug anzuwenden hat, weil er gewöhnlich, um geſchwinder davon abzukommen, mit ausgekochten oder ſtark ausgebrüheten Samen vermengt zu ſeyn pflegt. Der leztere zeichnet ſich indeſſen

bey einiger genauer Beſichtigung durch ſeine größere Geſtalt und weißlichere Farbe aus. Ferner iſt zu folgern, daß es der Koſtbarkeit und öftern Zufälligkeiten halber eben nicht rathſam ſey, auf ein Mahl ganze Gegenden mit dieſem Samen zu beſäen, beſonders, da er nicht mit ſo allerley ſchlechtem Boden zufrieden iſt.

Die weniger koſtbarſte und zuverläßigſte Weiſe, dieſes Holz möglichſt bald gemein zu machen, iſt demnach dieſe. Man wählt erſtlich Gegenden oder Plätze zu Kämpen, welche mit der Menge des Samens, den man hat, in Verhältniß ſtehen, und deren Boden ſich am beſten dazu ſchickt. Es müſſen aber die Kämpe um ſo beſſer umhäget werden, da das Lärchenbaum-Holz gegen die andern Holz-Gattungen noch neu, mithin ein Gegenſtand iſt, welcher die Neubegierde des Wildprets und Viehes reizt, folglich leichter, als ein anderes ſchon gewohntes Holz, beſchädiget wird. Sein beſter Boden muß mehr Erd- als Sand-artig, doch weder zu feſt noch zu locker ſeyn, und, wo möglich, ſo wie allen Holz-Saaten ſehr nützlich iſt, etwas Schutz von anderm Holze haben. Der mit Holz-Erde und etwas Sand melirte, weder zu ſehr auf der Ebene im Freyen, noch an ſteilen Gebirgen belegene, iſt alſo der beſte. Die Ausſaat muß allemahl im Frühjahre Ausgangs des März, oder Anfangs April geſchehen, nach dem das Erdreich etwas aufgeharket iſt, und geht guter Same in ſeinem Boden binnen 6 Wochen auf. Nur muß der Boden, ſo wie auch bey allen Holz-Saaten am beſten iſt, nicht zu tief, ſondern nur ganz flach oben hin, je feiner je beſſer, etwas locker, unterwärts aber feſt ſeyn, damit das Erdreich in kühlen, feuchten Nächten nicht ſo leicht aufquellen, und bey Sonnenſchein ſich nicht wieder ſenken könne. An das Ausſäen der Aepfel iſt nicht zu gedenken. Der Same ohne Flügel kann zwar durch etwas leicht überweg zu ziehendes Buſchwerk füglich ein wenig unter die Erde gebracht, und dadurch gegen das Aufnehmen der Vögel und gegen die Bewegungen des Windes, zum deſto beſſern Aufgehen, ſehr vortheilhaft geſichert werden; allein der Same mit Flügeln leidet nicht die mindeſte Erde über ſich. Damit er indeſſen feſt zu liegen komme, und deſto leichter ſich anſauge, ſo wird er nach der Ausſaat mit einer

Gieß-

Gieß-Kanne, ſo wie zu bleichende Leinwand, nach Belieben beſprenget. Die Abſonderung der Flügel von dem Samen geſchieht übrigens eben ſo, wie bey den Kienen beſonders vorgeſchrieben iſt (*). Es muß auch ein Diſtrict mit Lärchen beynahe eben ſo dicht, als mit Kienen, beſtellt werden, um recht geſchloſſene Oerter zu ziehen. Es folgt aber hieraus noch gar nicht, und würde ſehr Schade ſeyn, das dichte Säen durch eben denſelben koſtbaren Samen zu bewirken, und darnächſt ſo viele Tauſende leicht zu verpflanzender Stämme verdorren, oder mit zu enge geſtandenen, alſo ſehr ſchlechten Wurzeln verpflanzen zu laſſen, um den Endzweck zu erreichen, den man bey dem viel gemeinern Kienen-Samen zum Gegenſtande nimmt, um geſchloſſene Oerter zu erhalten.

Man nimmt daher zu einem Morgen, à 180 rheinl. Quadrat-Ruthen, auf alle Fälle am ſicherſten 5 Pf. reinen Samen mit Flügeln, oder $3\frac{1}{2}$ bis 4 Pf. ohne Flügel, vermengt ihn mit $1\frac{1}{4}$ Scheffel Birken-Samen zerriebener Schäfchen, thut kurz vor der Ausſaat etwas angefeuchteten Sand dazwiſchen, mengt alles wohl unter einander, und ſäet das ſo aus, wo möglich bey feuchter, ſtiller Witterung. Es geht ſodann alles hinlänglich dicht auf, und man verhütet den, noch nach vielen Jahren von ſehr übeln Folgen ſeyenden Umſtand, daß ſich die Bäume nicht genug bewurzeln, und ihre Wurzeln ſich nicht hinlänglich ausbreiten können.

Die Regel, den Nadelholz-Samen überhaupt dicht auszuſäen, damit die Stämme nicht ſo ſehr in die Aeſte wachſen, bleibt zwar immer ſehr richtig; allein, ihn zu dicht auszuſäen, iſt einer Anlage, beſonders in der Folge, höchſt ſchädlich; denn wenn auch nach Jahren ein Stamm den andern erſtickt, und viele verdorren, damit ſich andere deſto beſſer hervorthun können; und wann auch gleich die erſtorbenen nicht geachtet werden, ſo iſt doch den ſtehengebliebenen die Nahrung entgangen, welche ihre erſtorbene zu überflüſſige Nachbaren eingeſogen, und wodurch ſich die übrigen, beſonders in ſchlechten Boden, gleich urſprünglich beſſer formiren

(*) Siehe im XXXVII Th. gegenwärtigen Werkes, S. 385, fgg. K.

miren können. Ueberdies aber haben und behalten ſie alsdann ſehr ſchlechte Wurzeln, die doch bey einem jeglichen Stamme, der ein guter Baum werden ſoll, ein Haupt-Stück ſind.

Die Haupt-Urſache, den Lärchenbaum erſt durch Kämpe allgemein zu machen, iſt dieſe, daß ſich die jungen Lärchen im zweyten, dritten und vierten Jahre, vor Eingang des Frühlings, mithin ehe der Saft eintritt und die kleinen Knoſpen heraustreibt, unter allen übrigen Nadel-Hölzern am beſten ſehr leicht verpflanzen laſſen, welches auch ſchon ſelbſt aus dem Bau der Wurzeln zu urtheilen, denn dieſe breiten ſich nicht weit aus, wachſen im Zirkel um den Stamm herum, treiben eine kleine Pfahl-Wurzel und viele Faſern, welches alles Eigenſchaften ſolcher Bäume ſind, die ſich gut verpflanzen laſſen. Sodann wächſt auch der Lärchen-Baum nicht ſo ſehr in die Zweige, wie anderes Nadel-Holz zu thun pflegt, wenn es nur etwas Luft hat.

Zum Verpflanzen werden die jungen Stämme, bey gelinder Witterung und feuchten Boden, mit aller Behutſamkeit durch ſchmahle, aber ſcharfe und in der Geſtalt eines halben Mondes verfertigte Spaden ſo ausgeſtochen, daß, wo möglich, das Erdreich an den Wurzeln ſitzen bleibe, in dem Kampe aber alle 2 bis 3 Fuß von einander ein Stamm unbeſchädigt vor immer ſtehen gelaſſen werde.

Die ausgeſtochenen Löcher ſind ſogleich wiederum zu zuwerfen, und der Kamp bleibt ſo lange, wenigſtens 10 Jahre, in Schonung, bis alles dem Wildpret und Viehe aus dem Maule gewachſen iſt.

Die ausgeſtochenen Stämme werden ſo geſchwinde als möglich in die dazu auserſehene Gegenden, wo möglich mit ihrer Erde, in eben ſo große Löcher, als diejenigen ſind, woraus ſie geſtochen werden, 3, höchſtens 4 Fuß weit aus einander ſo eingeſetzt, daß ja kein Raum in der Erde übrig bleibe. Iſt die zu bepflanzende Gegend nahe an den Kämpen, ſo werden die jungen Stämme bloß in Körben, ſonſt aber auf brettterne Wagen, welche mit Stroh ausgefüttert ſind, wo möglich immer im Sande auf geraden Wegen behutſam dahin gebracht.

Die

Die bepflanzten Plätze (wozu man gern ſolche wählt, wo Birken-Aufſchlag oder lichtes birkenes Schlag-Holz vorhanden, welches den jungen Lärchen zum Schutz dient, und ſie deſto beſſer in die Höhe treibt,) müſſen aber von Stund an hinlänglich dergeſtalt in Schonung gelegt werden, daß binnen 8 bis 10 Jahren weder Wildpret noch Vieh herein kommen kann, ſonſt ſind ſie beſonders dem Fegen der Hirſche und Rehböcke ſehr ausgeſetzt.

Auf dieſe Weiſe erhält man möglichſt bald ganze Reviere von Lärchenbäumen, inſonderheit da man bemerkt hat, daß der Same nicht ſo gut, als die jungen mit ihrer Erde verpflanzten Stämme in ſchlechtern Boden fortkommen, mithin in dieſem Fall das Verpflanzen dem Beſäen auf ſchlechteren Gründen ſehr vorzuziehen iſt; zumahlen da die Kämpe viel leichter, als ganze Gegenden, zur allenfalls erforderlichen Güte des Bodens, durch Befahren und Vermengen der Erde, vorzubereiten ſind.

Bey allen den Anlagen muß man übrigens vor allen Dingen der bey allen Holz-Verpflanzungen eintretenden Haupt-Regel wohl eingedenk ſeyn, daß man zu den Kämpen nie zu guten noch zu feuchten Boden wählet; denn bekanntlich iſt den Verpflanzungen nichts gefährlicher, als wenn junge Stämme aus ganz guten in ſchlechten, oder aus feuchten in trocknen Boden verſetzet werden, und die Saft-Gefäße alsdann wegen Mangel vorhin gewohnter Nahrung und Feuchtigkeiten ſich zuſammenziehen und eintrocknen müſſen. Das Holz wird auch in feuchten Boden groß-äderig; alſo nicht ſo dauerhaft. Man wähle daher guten trocknen Mittel-Boden, damit die jungen Stämme bey dem Verpflanzen auf den doch mehrentheils trocknen Grund, ihren vorhin ſonſt weiten Saft-Gefäßen zuwider, keinen großen Unterſchied im Zufluß der Nahrung finden. Berlin, d. 8 Dec. 1779.

Frh. v. d. Schulenburg.

Um die guten Eigenſchaften des Lärchenbaumes zu beweiſen, liefert dü Roi, im 99 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, folgenden Auszug von zwey Brie-

Briefen, die an eine hohe Perſon abgelaſſen, und ihm zum Gebrauch mitgetheilet worden ſind. Der erſte hat den in kön. preuß. Dienſten verſtorbenen Commandeur des Leib-Carabiner-Regimentes, Hrn. Obriſten v. **Arnſtedt** zum Verfaſſer, und iſt während ſeiner Kriegs-Gefangenſchaft aus Riedlingen in Schwaben, v. 7 May 1761, auf die geſchehene Anfrage von dem Nutzen des Lärchenbaumes abgeſchickt worden.

„Von dem Lärchenbaume,“ ſagte der verſtorbene Hr. Verf.: „kann ich ſelbſt Nachricht geben, daß ich in Ober-Schleſien große Wälder gefunden, in welchen die Stämme ſo ſtark und hoch gewachſen geweſen, wie die größten Tannen, und wird das Holz überhaupt zu Balken, Sparren und in der Tiſchler-Arbeit, dem Tannen-Holze vorgezogen. Man giebt mir hieſelbſt (zu Riedlingen) darin Beyfall, und führt zugleich das coſtnitzer Concilium zum Ruhm des Lärchenbaumes an, welches Gebäude durchgehends von ſeinem Holze iſt gebauet worden, und ob es gleich bereits über 500 Jahre geſtanden haben ſoll, dennoch im Holze unverſehrt ſeyn ſoll. Allhier giebt man auch von dem Lärchenbaume an, daß er ſteifer und feſter ſey, als eine Eiche oder Tanne, und liefert zum Beweis folgende Probe: Man nehme eine junge Eiche oder Tanne, ungefähr eines Armes dick, und hänge daran ſo viel Gewicht, daß ſie ſich biegen; dagegen nehme man einen Lärchenbaum, der um den vierten Theil dünner iſt, und hänge daſſelbe Gewicht daran, ſo wird er ſich lange ſo ſtark nicht biegen, als die dickere Tanne oder Eiche gethan hat.“ Er ſchließt am Ende noch mit dem Ausdrucke: „Mit dieſer rühmlichen Anführung des Lärchenbaumes ſollte ich glauben, daß man den Zweiflern wegen des Lärchenbaumes den Mund ſtopfen könnte.“

Das andere Schreiben iſt von einem noch lebenden kön. preuß. hohen Officier aus Böhmen, v. 12 Sept. 1762, und lautet ungefähr folgendergeſtalt:

„Ew. ꝛc. den wahren Nutzen, ſo man von dem Lärchenbaume durch viele Erfahrungen zu haben allhier vergewiſſert iſt, habe nicht ermangeln wollen durch gegenwärtiges zu benachrichtigen. Nachdem ich auf einem Gute des

des Grafen v. Stahremberg, ohnweit Auras, im Quartier gelegen, welcher noch eine große Anzahl dergleichen Bäume hat, und auch bereits verkauft, ſo giebt mir deſſen Wirthſchafts-Hauptmann die Verſicherung, daß die meiſten davon nach Breslau verlaſſen wären, allwo man ſie zu Waſſer-Rinnen an den Häuſern gebrauchte, und wenn eine dergleichen nach einigen 60 Jahren verdorben wäre, verkaufte man ſolche an Leute, welche Waſch-Geſchirre, als: Eimer, Kannen, u. d. gl. machen. Hiernächſt hat mir ein Müller, welcher drey eigene Mühlen hatte, und in ſeinen jüngern Jahren Tyrol und andere gebirgige Gegenden durchlaufen war, für gewiß verſichert, daß er in ſeinen Mühlen zwey Mühlen-Wellen von Lärchen-Holze bereits beſitze, und da hierzu kein beſſeres Holz ſey, würde er nach dem Frieden beſorgt ſeyn, die übrigen ebenfalls von Lärchenbäumen anzuſchaffen. Nach ſeiner Meinung war er gewiß, daß ſolche auf 80 Jahre hielten, und er behauptete überdem noch, daß die Lärchenbäume über 60 Ellen hoch wüchſen. Noch ein hauptſächlicher Gebrauch, den man in Breslau, und den umliegenden Gegenden davon macht, iſt dieſer, daß die Fenſter-Rahmen davon verfertiget werden, weil ſolches Holz, nach der Beſchreibung, durch das Waſſer nicht leicht faulet. Die Farbe deſſelben iſt ſchön hellbraun. Ich habe ſchon viele Bretter davon geſehen, werde auch, wenn ich wieder zu Lande komme, die Ehre haben, Ew. ꝛc. die ſchönſte Kanne davon zu überreichen" u. ſ. w.

„Dieſe verſprochene aus dem Holze des Lärchen-„Baumes verfertigte Kanne," fügt dü Roi hinzu: „iſt mir auch vorgezeiget worden, und ſie hat ein gu-„tes Anſehen, iſt feſt und dauerhaft."

Eine Bemerkung über den Lärchenbaum, von H. A. Graf von Borcke (*).

„Die patriotiſch-oekonomiſche Geſellſchaft in Schleſien hat mir die Ehre erwieſen, mich zum Mitgliede anzunehmen; und ich bin dadurch verbunden, das Meinige nach

(*) Aus dem 1 B. der neuen Oekon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien, a. d. J. 1780, S. 39, fgg.

nach Möglichkeit beyzutragen, und der Societät auch unter andern dieſes kleine Opfer darzubringen.

Die gütige Aufnahme meiner herausgegebenen Stargordtſchen Wirthſchafts-Beſchreibung überredet mich, daß, ſo wie ein Hinter-Pommerſches Wirthſchafts-Syſtem in einem Lande Beyfall gefunden hat, in welchem die Land-Wirthſchaft viel beſſer, als bey uns, betrieben wird, ſo kann auch wohl eine Bemerkung über die Fortpflanzung eines der nützlichſten Bäume darin noch neu seyn, oder doch von daher eine wünſchenswürdige Publicität erhalten.

Ob zwar der Lärchenbaum in den Oberſchleſiſchen Gebirgen in ganzen Wäldern anzutreffen iſt, ſo ſteht doch zu vermuthen, daß er eben ſo, wie in andern holzreichen Gegenden andere nützliche Bäume, behandelt werde; d. i. man läßt höchſtens der Natur ihren Lauf, und denkt mehr an Wegnehmen, als Anbauen. In allen übrigen Gegenden der königlichen Staaten iſt dieſer Baum nicht einheimiſch, und muß nur durch Anbau für die Nachkommenſchaft gewonnen werden.

Ich will mich indeſſen nicht bey dem großen Nutzen und dem überaus geſchwinden Wuchs dieſes Baumes, noch weniger bey der Beſchreibung deſſelben aufhalten. Dühamel, die Harbkeſche Baumzucht, und viele andere, haben es gethan; welche darüber nachgeleſen werden können. Ich begnüge mich, die Erfahrung, welche ich damit gemacht habe, und eine daraus gezogene Bemerkung mitzutheilen, wovon ich in denen Autoren, welche ich nachgeſchlagen habe, nichts hinlänglich deutliches angemerkt finde.

Vor der Eroberung von Schleſien iſt der Lärchenbaum in den übrigen Provinzen des Königs gar wenig bekannt geweſen. Ich erinnere mich niemahls einen geſehen zu haben. Nachher da der König ſolchen in Potsdam und Sansſouci pflanzen ließ, wurde er bekannter, und viele fiengen an, ihn in ihre Gärten zu ſetzen. Dieſes gab den berliniſchen Gärtnern und Baum-Erziehern Gelegenheit zum Anbau. Doch war bloß dabey die Abſicht, die Auszierung der Gärten, welche aber bey einem nur mäßigen Alter des Baumes zum Theil verfehlt wird, da die herabhangenden Aeſte und die ſitzen bleibenden Zapfen die Schönheit ſehr vermindern. Es hatte indeſſen den Nutzen, daß ſich hin und wieder bis die entlegenſten Gegenden

den Bäume, welche izt zum Samentragen taugen, erhalten haben. Unter andern befinden ſich auch in meiner Nachbarſchaft 4 dergleichen, welche den Stoff zu dieſem Aufſaze gegeben haben. Ganz beträchtlicher Anbau iſt mir außer dem bey Harbke im Magdeburgſchen nicht bekannt, wo der Hr. Hof-Richter v. Veldheim ein Wäldchen von 12000 Stück angepflanzt hat. Man hat ſich mit deſſen Anbau zum Ernſt nicht ſo viel abgegeben, als er es verdiente, und ich ſelbſt würde nicht ſo eifrig darauf geworden ſeyn, wenn mich nicht ein Ungefähr dazu angefeuert hätte. Ich will die Umſtände und den Erfolg erzählen, woraus die Reſultate und das beſte Verfahren bey Erziehung dieſes Baumes von ſelbſt hervorgehen werden.

Im May 1774 beſuchte mich der Miniſter Graf v. Podewils. Unter andern Geſprächen mit einem ſo ächten Oekonom fielen wir auch auf den Lärchenbaum. Ich ſagte ihm, daß mein Nachbar, der Hr. v. Bonin zu Elvershagen zween dieſer Bäume hätte, welche im Winter die Blätter behielten, wie er mich deſſen verſichert hatte. Der Miniſter bat mich, über dieſe neue Erſcheinung einige Zweige zur Erläuterung hohlen zu laſſen. Es kam davon ein kleines Bündel an, doch mit der Entſchuldigung, daß, da Hr. v. Bonin nicht ſpät im Herbſte und nicht frühzeitig im Frühjahr in ſeinen Garten käme, ſo hätte er geglaubt, die Nadeln ſäßen den ganzen Winter daran.

Die Reiſer befanden ſich in folgender Geſtalt. Die Bürſten der neuern Nadeln hatten gut die Länge eines Zolles getrieben, und an den Aeſten befanden ſich viele Zapfen, welche aber noch gar nicht aufgeſprungen waren. Ich beſchäftigte mich mühſam, die Samen-Körner abzuklauben, und erhielt derſelben eine kleine Anzahl. Ich machte gleich Anſtalt, eine Rabatte, welche im Schatten lag, umgraben zu laſſen, und ſäete ſie darauf. Der Same wurde ganz leicht übergeharket; dann wurde, nach Anweiſung des du Roi, weißer Sand übergeſtreuet, und nachdem ſie bald aufgelaufen waren, fleißig vom Unkraut geſäubert.

Meine Bäumchen wuchſen ſchnell, ſo daß ich 42 der beſten im May 1776 verpflanzte, die ſchwächern noch ſtehen ließ, und ſie 1777 ebenfalls verſezte. Hierauf wurde der Boden gegraben, und Löcher, doch nicht tief, gemacht, worin ſie 4 Fuß von einander zu ſtehen kamen. Nun

wurde meinem Gärtner die Sache aufgetragen; dieſe Art Leute wollen aber immer klüger ſeyn, als andere; er brach die Zapfen im Herbſte ab, ließ ſie in einer Stube aufſpringen, ſammelte den Samen, ſäete ihn im May, und es ward nichts daraus. Dieſes ging mir ſehr nahe, meine 84 Bäume proſperirten über Erwartung, und ſich wünſchte mir mehrere. Ich ſchrieb das Jahr darauf nach Ober-Schleſien, erhielt einen ziemlichen Vorrath von Samen, ſäete ihn, und abermahl wurde meine Hoffnung getäuſcht.

Ich dachte der Sache nach, und konnte lange nicht auf die Urſachen kommen, welche einen mir ſo gut gelungenen Verſuch nun nicht mehr glücken laſſen wollten. Endlich kam ich auf den Punct und fiel darauf, daß der Erfolg von dem Moment der Reife des Samens abhängen müſſe. Ich gieng alſo zu meiner erſten Erfahrung zurück, und nahm 1779 aus Grünhof, welches einem Hrn. v. Borcke gehört, weil zu Elvershagen keine angeſetzt hatten, von ein paar Bäumen die Zapfen, zu der Zeit, als die Nadeln einen Zoll lang getrieben hatten. Ich warf ſolche in Siebe, und ſetzte ſie der Luft und Sonne aus, nahm ſie aber die Nacht über und wenn es regnete, herein. Hiermit mochten wohl noch 10 Tage darauf gehen, wo denn der Same geſammelt und auf obige Art geſäet wurde. Den 20ſten Tag darauf zeigten ſich die Pflanzen, und ich habe Hoffnung einige 100 zu erziehen, welche ich nach meiner Methode im Frühjahre 1781, wenn die Knoſpen zwar dick, doch noch nicht grün werden, 4 Fuß von einander auf den Ort verſetzen werde, wo ſie ſtehen bleiben ſollen.

Den 1ſten Oct. 1779 habe ich einen meiner 1774 geſäeten und 1776 verpflanzten Bäumchen, welcher doch noch nicht der ſtärkſte war, von 14 Fuß Höhe und 7½ Zoll im Umfange unten am Stamme befunden. Sie waren 5 Jahre und 5 Monathe alt, und hatten ſchon im Frühjahre Blühten angeſetzt, welche aber abgenommen worden. — —

Ich behaupte, daß wenn man die vorgeſchriebene Sorgfalt anwendet, ſo müſſen auf einem Platze, der im Schatten liegen muß, von 20 Fuß Breite und 100 Fuß Länge, durch welchen noch 2 Fußſteige des Reinigens halber gehen, 2000 Bäumchen gezogen werden können. Solcher Plätz müßten in der Folge 3 ſeyn. Im 3ten Frühjahr werden ſchon von dem erſten, 100 verpflanzt; die

noch

noch zu ſchwachen werden das folgende Jahr in gleicher Zahl ausgehoben, dazu werden 1000 vom zweyten Platz genommen, und ſo fort an, daß alſo alle Jahre 2000 Stück aus einer mäßigen Baumſchule mit mäßigen Koſten und Mühe, zu einem regelmäßigen in den meiſten Gegenden gewiß nützlichen Walde accresciren.

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß die Koſten dabey wenig bedeuten, und daß der Anblick eines ſo chronologiſchen Waldes ergötzend iſt, überdem an ſich nützlich werde, und zu allerley Entdeckungen über die Naturgeſchichte dieſes Baumes, und über die Wirkungen der Temperatur der Jahre, obſchon ſolche nicht abzuändern ſind, Gelegenheit geben muß. Nach einer Reihe von Jahren möchte ich wohl einen ſolchen Wald mit einem geſäeten nach der gewöhnlichen Art vergleichen; ſo viel iſt gewiß, daß bey jenem die Ordnung und Menge gewinnen muß, weil der Same in unſerer Gegend zu ſelten iſt, als daß man große Plätze damit in Beſtand ſetzen könnte, wie es mit Kiefern und dergleichen Holz-Arten angeht, und wohl am beſten ſeyn mag. Stargardt, d. 24 Oct. 1779.“

Anmerkung

über den Lärchenbaum in Schleſien, und praktiſche Beſchreibung von dem Anbau deſſelben in dem königl. preuß. Antheil dieſer Provinz, durch den Samen und die Verpflanzung, vom Matthäus Proske, königl. Forſtmeiſter (*).

„Der Lärchenbaum wächſt hier in Schleſien, wie bekannt, nicht nur in einzeln oder kleinen Partien, welche durch Kunſt des Anbauens gewonnen worden, ſondern es ſind große weitläuftige und geſchloſſene Wälder damit beſtanden, die ihres Orts zu Bau- und Brenn-Holz genutzet und als ordentliche Forſten abgetrieben werden

(*) Aus dem 1 B. der Oekon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien, a. d. J. 1780, S. 43, fgg.

Dieſes iſt immittelſt nur lediglich ein Diſtrict in dem ſchleſiſchen Gebirge des Fürſtenthums Jägerndorf, hauptſächlich aber in der Gegend von Freudenthal und der gotſchdorfer Herrſchaft ꝛc.

Schon in der Gegend von Neuſtadt findet man dieſe Holz-Sorte auf den Vorgebirgen in den lebendigen Hauen geſprengt, und bey Kunzendorf, dem Kreuzſtift in Neiße gehörig, waren einige hundert Morgen recht geſchloßene brauchbare Stämme von Balken-, Riegel- und Sparren-Stärke, welche immittelſt theils durch den Feind, während des langen ſiebenjährigen Krieges, theils durch das Aushauen der beſten Stämme zu Rinnen und anderem Gebrauch, dergeſtalt ausgelichtet und erſchöpfet worden, daß in kurzem, an den noch ſtehenden geringern Stämmen, nur ein Andenken des vorigen ſeyn wird.

Ueberhaupt findet man dieſen Baum gegen die Höhen des neiſſer Gebirges, die Biſchofskappe, und ſo weiter nach Hermbſtadt, Einſidel und Würbenthal, auch weiter herunter in dem Troppauiſchen auf den Gebirgen hinter Grätz, Fullneck ꝛc. nicht mehr. Das Gebirge zwiſchen Freudenthal und Jägerndorf, Benniſch und Spachendorf, iſt ſchon viel geſchlachter oder geſenkter, als erſteres, das neiſſer, und dieſes iſt eigentlich die Heimath deſſelben, in einem Diſtrict von etwa 3 Meilen lang und breit. Im platten Lande weis ich, auſſer auf dem ſogenannten Butterberge bey Stolz ohnweit Frankenſtein, keine alte ſtarke Lärchenbäume; es ſtehen zwar nur noch etliche Stämme daſelbſt, immittelſt ſind von dieſen in den lebendigen Hauen ſchon wieder viele junge erwachſen.

In den andern Gegenden Schleſiens ſind ſolche nur einzeln als eine Seltenheit und Zierde gepflanzet worden, und erſt ſeit kurzer Zeit haben die königl. Oberforſtmeiſter die Erziehung oder den Anbau dieſer Holz-Sorte in den Forſten den Forſtbedienten anempfohlen.

Die erſten Verſuche wurden in Ao. 1756 und 1764 durch Verpflanzung junger Stämmchen, davon ein guter Theil auf dem Ritſchenberg in dem königl. Amte Brieg, auch in verſchiedenen andern königl. Forſten, jedoch nur in kleiner Anzahl gepflanzet worden, gemacht, und in den Jahren 1767, 1768 und 1769, wurde faſt in allen königl. Forſten (jährlich zu 3, 4 bis 5000 Stück überhaupt) weiter damit continuiret. Der Erfolg davon war nur

mit-

mittelmäßig, und es gieng bey jedesmahliger Verpflanzung ein großer Theil derſelben aus. Zu gleicher Zeit machte man auch die erſten Verſuche durch die Saat. Dieſe gelang nach der jeden Orts gemachten Auswahl des Bodens, der Zubereitung deſſelben, und der Zeit ſelbſt, wann ſolcher ausgeſäet worden, beſſer, und es wurden alljährlich, nach dem der Same gerathen und zu erhalten war, 8, 16 bis 32 Metzen bresl. reiner Same ausgeſäet. Schon ſeit einigen Jahren iſt kein tauglicher Same in nahmhafter Quantität gerathen, und es hat folglich auch in dieſer Abſicht ſolange fernerweit nichts geſchehen können.

Der Lärchenbaum iſt, wie bekannt, Frühjahrszeit einer der erſten, der hervorbricht, weit vor der Kiefer, Fichte und Tanne. Seine Knoſpen fangen, wenn die Witterung gelinde iſt, ſchon im März an dick zu werden, im April blühet derſelbe völlig, und erſt einige Zeit nachher kommt ſein Laub oder Nadeln hervor. Die Blühte erfriert alſo bey ſpät einfallenden Nacht-Fröſten ſehr oft, und dieſes iſt nicht allein die Urſache, daß nur ſehr ſelten Same geräth, ſondern ich halte auch dafür, daß, wenn durch dergleichen ſtarke Reife, die Blühte auch nicht völlig erfriert, doch die künftige Vollkommenheit und Unvollkommenheit des Samens, ohne was derſelbe während des Wachsthumes ſelbſt durch widrige Witterung etwa leidet, von daher hauptſächlich mit hergeleitet werden kann. Fallen auch wirklich keine ſpäte Nacht-Fröſte mehr ein, ſo geräth zwar der Same in Zapfen in gar großer Quantität, allein bey aller Beobachtung, die ich dabey gemacht habe, finde ich doch, daß das Korn deſſelben niemahlen die Hälfte, faſt jedesmahl nur $\frac{1}{3}$tel, auch wohl gar nur $\frac{1}{4}$tel und noch weniger, vollkommen, und zur Ausſaat tauglich ſey; der größte Theil iſt leer und vertrocknet, folglich bey der Ausſaat nur als unfruchtbarer Beyſatz anzuſehen, welches bey Kiefern, Fichten und Tannen niemahlen ſo häufig vorkommt. Immittelſt iſt das Korn dieſes Samens ſehr klein, und man kann demohngeachtet aus einer Metze dergleichen Samens eine große Menge Stämmchen erziehen.

Der Same wächſt alſo vom April und May bis zu Ende October dieſes Jahres zu ſeiner Vollkommenheit, und ich habe im November ſolchen in großen Quantitäten zu

zu 20, 30, 40 und mehr Scheffeln Zapfen ſammeln laſſen, und des Frühjahres ausgeſäet. Zu dieſer Zeit, nähmlich Ende Oct. und Nov., iſt der Zapfen nicht mehr grün, ſondern durchgängig völlig braun, ſein ſonſt unbeſchädigtes Korn vollſtändig, und nach meinen gemachten Verſuchen zum Auf- und Fortkommen tauglich.

Bey großen Quantitäten, die ich mühſam habe ſammlen laſſen, war es nicht rathſam, den Winter, der dieſe Arbeit nur ſelten erlaubt, oder das Frühjahr, als das lezte Extremum, abzuwarten, ſondern ich mußte ſowohl aus der Urſache der Gewißheit meiner Sammlung, als auch nächſtdem den Samen ſelbſt aus den Zapfen zu bringen, und noch zu rechter Zeit ausſäen zu können, die erſte Zeit dazu anwenden. Der Erfolg meiner Verſuche der Ausſaat deſſelben, ſowohl im Kleinen als auch im Großen; von 10 bis 20 Morgen, beweiſet die Unſchädlichkeit dieſer Unternehmung, und es kommt, wenn der Same ſonſt nur gut und tauglich geräth, gar ſehr viel auf die Behandlung deſſelben und auf die Ausſaat ſelbſt an.

Ich geſtehe ganz gern, daß es bey jeder Art Geſäme das Beſte ſey, ſolches zu ſammlen, wenn es ſeiner Natur nach auszufallen anfängt, es hat alsdann gewiß ſeine größte Vollkommenheit, und man iſt ſeiner Zeitigung wegen völlig ſicher; allein hier bey dem Lärchenbaum kann man es, vorher ſchon angeführter Umſtände wegen, im Großen nicht bis auf den lezten Zeitpunct damit ankommen laſſen (*).

Sobald der Same in Zapfen geſammlet worden, habe ich ſolchen, zu Vermeidung mehrerer Weitläuftigkeiten, durch Weiber und etwas erwachſene Kinder unten an dem Ende des Stiels mit einem Meſſer übers Kreuz etwas einſchnei-

(*) Dieſes ſtößt jene Erfahrung von der rechten Reife des Samens nicht um; es kann die frühere Sammlung dennoch bey uns die Urſache werden, daß noch ſo viele Körner unvollkommen ſind, und die Urſache ſeyn, daß ſelbige, 3 Grade mehr nordwärts, alle unvollkommen bleiben. Dabey bleibt es indeſſen gewiß, daß der Forſthaushalt im Großen die Beobachtung gewiſſer kleiner Vortheile oft nicht zuläßt; es iſt aber eben ſo wahr, daß die Bemühung im Kleinern patriotiſcher Landbeſitzer die wichtigſten Beyträge werden, und im einzeln ſehr gut von genauen Beobachtungen Anwendung machen können. v. Wedel.

ſchneiden, und in 4 Theile von einander reiſſen, ſodann aber, wenn der ganze Vorrath deſſelben in der Art geſpalten worden, auf eine Tenne dick aufſchütten, und durch anhaltendes Klopfen und öfteres Umrühren das Korn aus den Zapfen bringen laſſen. Bey dieſer Procedur leidet der Same ſelbſt auf keine Art, ohnerachtet das Verfahren an ſich etwas gewaltſam zu ſeyn ſcheint.

Bey dem Spalten muß nicht der ganze Zapfen, und folglich das darin befindliche Samenkörnchen, zerſchnitten werden, und bey dem Ausklopfen fällt das kleine Korn aus dem Apfel ſogleich herunter auf den Boden, und hat von der obern Gewalt des Klopfens nichts mehr zu leiden. Sodann wird er gerieben, geſiebet ꝛc. und zum Verſenden und zur Ausſaat ſo rein als möglich gemacht. Eine Metze bresl. dergleichen recht reiner Same hat alsdann, nach dem ſolcher reichlich, oder ſparſam gerathen, bis 3 Rthlr., 3 Rthlr. 16 Gr., auch wohl 4 Rthlr., gekoſtet.

Bey dem Ausmachen dieſes Samens durch Stuben-Wärme leidet das Korn deſſelben dergeſtalt, daß es zum Aufgehen völlig untauglich wird. Die kurzen, ſtarken, holzigen Schuppen dieſes Zapfens erfordern zu viel Hitze, ehe ſie aus einander gehen, und bey aller Vermehrung der Wärme bleibt demohngeachtet ein großer und faſt der mehreſte Theil der Zapfen verſchloßen. Auf Buberten durch Luft und Sonne den Samen aus den Zapfen zu gewinnen, erfordert bey Quantitäten viel Zeit, und auch dadurch erreicht man nur einen Theil des vorhabenden Endzwecks.

Sobald der Same zur Saat vorbereitet, oder vorräthig iſt, ſucht man, in Betracht daß derſelbe nur ſparſam, und auch nicht ohne Aufwand anſehnlicher Koſten zu erhalten ſteht, einen guten tauglichen Fleck Landes zur Ausſaat deſſelben aus. Ein kühler, feuchter Sandboden, der mit Lette, Lehm und Steinen melirt ſeyn kann, iſt auf dem platten Lande am ſchicklichſten dazu. Im lockern ſchwarzen Boden kommt derſelbe, ſeiner Natur nach und des Unkrautes wegen, nicht fort. Auf Gebirgen wählt man die Mitternacht-Seite vorzüglich dazu, wo er ebenfalls Feuchtigkeit und Schatten zu ſeinem Aufkommen hat; überhaupt kann man faſt ſicher annehmen, daß an Orten, wo die Rothbuche, auch nur die Tanne, gut fortkommt und wächſt, daſelbſt auch der Lärchenbaum mit

Nutzen geſäet werden kann, wenn der Boden nur vorher gut aufgeackert und zubereitet worden iſt.

Die Zeit der Saat hängt von der Witterung des Frühjahrs ab. Man pflegt ſolche gemeiniglich Ende März, auch wohl allererſt Ende April, auszuſäen. nach dem man etwan wegen der Nacht-Fröſte im Beſorgniß ſteht. Geht derſelbe auf, und es folgt noch ein dergleichen ſpäter Froſt, ſo iſt die Ausſaat gröſtentheils verloren; verſpätet man ſich damit aber allzuweit hinaus, ſo iſt die heftige Sonnen-Hitze ihm das erſte Jahr eben ſo ſchädlich, als der Froſt. Man muß hierbey nun ſchon etwas wagen, und den Erfolg gewärtigen.

Bey der Ausſaat ſelbſt darf der Same weder eingeegnet, noch eingerechet, ſondern wo möglich an einem Tage geſäet werden, da es regnet; er wird dadurch ſchon ſo tief in das Erdreich gebracht, als er zu ſeinem Fortkommen nöthig hat. Ich habe demnächſt auch alle meine Saaten (außer einigen kleinen Verſuchen) dergeſtalt eingerichtet, daß mit wenigem Samen anſehnliche Flecke beſäet worden; ich habe nähmlich, auf ein Stück Landes von ohngefähr 10 Morgen Flächen-Inhalt 4 Scheffel Kiefer-Samen, und unter ſelbigen etwan 2, auch 3 Metzen reinen Lärchen-Samen untermengt geſäet; dadurch iſt lezterer auf den ganzen Fleck geſprengt, und zwiſchen den Kiefern bis hieher geſchloſſen aufgewachſen. Die Lärchen-Stämmchen erreichen bey ihrem Wachsthum vor der Kiefer einen Vorzug, und es iſt folglich nicht zu risquiren, daß ſie von jenen etwan erſticket werden; faſt ein jedes taugliches Korn kommt auf dieſe Art fort, wohingegen bey ungemiſchter Saat auf kleinen Plätzchen nur immer einige wenige die Superiorität gewinnen, die andern aber von dieſen unterdrücket werden, und in der Folge zu Grunde gehen müſſen. Meines Erachtens iſt dieſes die beſte Art, erwähnte Holz-Art an denjenigen Orten, wo ſolche ermangelt, zu erziehen, und allgemeiner zu machen, alle andere Mittel der Ausſaat auf kleine Flecke pure, als auch der Verpflanzung, ſind theils nur etwas im Kleinen, theils risquant und koſtbar.

Die erſten nahmhaften Verſuche der Verpflanzung in den ſchleſiſchen Forſten, preuß. Antheils, im J. 1764, 1767 ꝛc. waren, in Ermangelung näherer Gelegenheit zu Erreichung dieſes Endzwecks, nur Nothmittel. Die

Stämm-

Stämmchen mußten aus dem Gebirge oeſterreichiſchen Antheils gehohlet, weit transportiret, und ſodann in einen ihnen nicht angemeſſenen Boden wieder verpflanzet werden. In dem Gebirge ſtanden ſie zwiſchen Steinen, ihre Wurzeln wurden aller Vorſicht ohngeachtet verletzet, und der Erfolg dieſer Verpflanzung war, daß ein großer Theil derſelben zurück blieb. Hierzu kam denn auch noch, daß dieſe Stämmchen, weil der Lärchenbaum, wie bekannt, Frühjahrszeit einer der zeitigſten iſt, bey dem Ausgange des Schnees im Gebirge gerodet und verſendet werden mußten. Traf ſelbige nun unterweges (wie es wirklich etlichemahl geſchah) noch ein ſtarker Froſt, ſo war es um ihr gutes Fortkommen ſchon mißlich; und wurde damit etwas gezögert, ſo hatte die Verſpätung eben ſo üble Folgen.

Die beſte Art des Verpflanzens, wenn anders zu dieſem Nothmittel geſchritten werden muß, iſt, daß man ſich die Stämmchen hierzu jedes Ortes ſelbſt erziehe, ſolche, wenn ſie etwa 3 oder 4 Jahre alt ſind, durch vorſichtiges Ausſtechen mit einem Grabeiſen von allen vier Seiten, und Beybehaltung eines guten Theils Muttererde des Frühjahrs zu gehöriger Zeit, entweder in junge Haue von Kiefern, Fichten oder Tannen (nähmlich auf die jederzeit zwiſchen innen liegenden kleinen ledigen Plätzchen,) worin der Aufſchlag der Höhe nach ihres Gleichen, oder, wo möglich, etwas niedriger ſeyn kann, weil ſie durch das Verſetzen, wenn auch dieſe Veränderung mit aller möglichen Vorſicht ausgeführt wird, etwas an ihrem Wachsthum leiden, oder aber, wenn ſie allein, und nicht zwiſchen andern Holz-Sorten gepflanzet werden, 3 höchſtens 4 Fuß weit verſetze, und ſolchergeſtalt in der Ferne geſchloſſenes Holz, und nicht einzelne Stämme, die kurz und äſtig bleiben, und allenfalls nur als Samen-Bäume dienen können, daraus erziehe.

Durch die Art der Verpflanzung in den Hauen der Nadel-Hölzer gewinnt man auch noch den Vortheil, daß dieſe Holz-Sorte ſich durch ihre künftige eigene Beſamung in den Forſten immer weiter, und mehr allgemein ausbreite. Ich habe ſolches auch auf den ledigen Flecken in lebendigen Hauen (*), bey Boden der ihnen zuträglich

 iſt,

(*) Lebendiger Hau heißt in Schleſien, ein von Laub-Holz abge-

iſt, verſucht, und der Erfolg ſcheint bis hierher gut zu ſeyn; die Verpflanzung muß immittelſt, wo möglich, in eben dem Jahre geſchehen, da der Hau abgetrieben worden, damit dieſe Pflanzen vor dem lebendigen jungen Aufſchlage einen Vorzug haben. Auch iſt alsdann nöthig, daß von Zeit zu Zeit nachgeſehen werde, inwiefern ſie hierunter leiden, und ihnen, durch Hinwegräumung der hervorwachſenden Aeſte, Luft und Platz zu machen.

Auf den Vorgebirgen in der Gegend von Jägerndorf, wo lebendiges Holz wächſt, ſteht der Lärchenbaum ebenfalls mit untermengt, jedoch erreicht derſelbe auf ſolchen Stellen niemahlen die große Höhe, als in geſchloſſenen Wäldern.

Die Verpflanzung dieſes Baumes im Herbſte, könnte in gewiſſer Abſicht dem Frühjahr vorzuziehen ſeyn, wenn man wegen harten offenen Froſtes nicht allzuviel risquirte. Während ſeines Wachsthums, hauptſächlich aber, ehe er die Zeit von 8 bis 10 Jahren erreicht, iſt er vieler Beſchädigung ausgeſetzt. Das Rothwild, Rehe, auch Haſen beißen in den erſten Jahren deſſen Spitzen ab, und der Hirſch, beſonders aber der Rehbock, ſchlägt oder fegt ſein Gehörn, wenn derſelbe etwas ſtärker wird, vorzüglich daran, und ruiniren dadurch manches ſchönes Stämmchen völlig. Ein anderer kleiner Feind, den ich zwar beſchreiben, aber nicht mit ſeinem eigentlichen Nahmen benennen kann, nähmlich ein Inſect, ohngefähr in der Geſtalt und Größe eines ſtarken Ameiſenlöwen, von Farbe grau, harten Flügeln und Leib, mit einem langen herunterſtehenden ebenfalls harten geraden Rüſſel verſehen, beſchälet und befrißt die äuſſerſten oder lezten Triebe an den jungen Stämmchen, vorzüglich aber allemahl den Hauptſchuß oder Wipfel, bis auf das Holz, ſo daß der Zweig, der auf dieſe Art beſchädiget worden, ſchlechterdings vertrocknen muß. Ich habe dieſes Inſect ſehr oft darüber betroffen, ihm zugeſehen, und bin folglich von der

abgetriebener Ort, in dem Alter, daß er aus den Stöcken wieder Aufſchlag gewinnen kann. Der Lärchenbaum und die Tanne ſchicken ſich recht gut zu einzelnen Oberſtändern darin, ſie wachſen mit dem Schlagholze gerade in die Höhe, reinigen ſich von ihren untern Aeſten, und haben Befeſtigung, darin den Stürmen zu widerſtehen. v. Wedel.

der Richtigkeit dieſer Sache vollkommen gewiß (*). Bey harten Wintern und häufigem Schnee thun dieſes auch die Feld- oder Wald-Mäuſe; ihr Schade iſt, wenn es geſchieht, auch ſehr beträchtlich.

Sonſt wächſt der Lärchenbaum, wenn er völlig ohnbeſchädigt bleibt, in einem ihm angemeſſenen Boden, und wenn er geſchloßen ſteht, nach Erreichung eines Alters von 3 bis 4 Jahren ungemein ſchnell. Sein jährlicher Trieb iſt 1, auch 1½ Elle bresl., und erreicht in wenig Jahren eine Höhe von 20 und 30 Fuß. Nach Verlauf etlicher 30 und 40 Jahre läßt ſein ſchnelles Wachsthum etwas nach, er ſetzt ſchwächere Jahres- oder Holz-Ringe an, wird feſt, und erlangt in einer Zeit von 90 bis 100 Jahren die Stärke von 5 bis 6 Fuß ſchleſ. im Umfange. Er wächſt aber auch zu einem mächtigen oder ſtarken Baume, und ungemein hoch. Ich habe große publique Hauptgebäude geſehen: in welchen Stämme von 1 Elle, oder 24 Zoll ſchleſ. im Quadrat, ſcharf beſchlagen und von einer anſehnlichen Länge befindlich ſind.

Die Dauer und Nützlichkeit dieſes Holzes iſt in der Gegend, wo Gebrauch davon gemacht wird, genüglich bekannt. Bey Landbauten dient es zu Schwellen, Säulen, Balken, und überhaupt, wenn es ſeyn kann und zu haben iſt, zu Aufführung ganzer Gebäude durchaus. Ich kenne Gebäude, die davon gebauet ſind, deren Alter aber niemand mehr anzugeben weis, faſt ohne Vergang, und ſo, als ob es erſt ſeit 10 Jahren erbauet worden. Man braucht es auch zu Fußboden, Decken, Thüren, Fenſter-Rähmen, auch zu allerhand Schreiner- oder Tiſchler-Arbeit vorzüglich.

Die Büttner fertigen Kannen, Eimer, Bütten ꝛc. daraus, und es können dieſe Gefäße, ihrer Haltbarkeit ohnbeſchadet, ſehr dünn ausgearbeitet werden, beſonders wenn

(*) Das Inſect, von welchem der Verf. redet, iſt wahrſcheinlich die Curculio Pini *Linn.*, oder, wie ihn Gleditſch, in ſeiner ſyſtemat. Einleit. in die Forſtwiſſ. 1. S. 505, nennt, der Rüſſelkäfer des Nadelholzes, der Harzrüſſelkäfer. Das Prädicat, welches der Verf. ihm beylegt, die Vergleichung der Größe deſſelben mit der Größe einer erwachſenen und ſtarken Larve des Ameiſenlöwen, und die Beſchreibung, die er davon giebt, laſſen kein anderes vermuthen. Börner.

wenn das Holz dazu von guten ausgewachſenen, und nicht allzu jung abgehauenen Stämmen genommen wird.

Bey Waſſerbauen ſoll es, aller derjenigen Ausſage nach, welche ich dieſerhalb geſprochen und mehr Erfahrungen darüber geſammelt haben, mit noch mehrerm Nutzen zu gebrauchen, und, wenn es nähmlich beſtändig unter Waſſer bleibt, faſt unverweslich ſeyn. Ueberhaupt kenne ich meiner Seits unter unſern einländiſchen Hölzern keins, welches dem Lärchenbaum (auſſer zu Brennholz) ſowohl bey Waſſer- als Land-Bauen, an Dauer und an der Länge gleich zu ſchätzen wäre. Man kann ihn daher unſers Ortes in Ermangelung der Ceder von Libanon, ſelbiger ganz füglich ſubſtituiren.

Noch eine Bemerkung, welche ich im J. 1770 oder 1771, bey Gelegenheit, als ich des Frühjahrs, zu Ausgange des März, eine Quantität Lärchen-Stämmchen zur Verpflanzung, für die kön. ſchleſiſchen Forſten in der Gegend von Olbersdorf und Tropplowitz im Jägerndorfiſchen, ausheben ließ, gemacht, habe hiermit nachrichtlich, und zum fernern Nachdenken anfügen ſollen; ſie enthält Folgendes. Die Einwohner daſigen Ortes haben öfters die Gewohnheit, daß ſie entlegene Stücke Landes, wenn ſie ſolche eine Zeitlang durch die Ausſaat von Roggen oder Haber benutzet haben, und ihnen nicht einträglich genug mehr iſt, mit Holz bewachſen laſſ'n, es nach Verlauf einiger Jahre wieder roden, das Holz verbrennen, und fernerweit Getreide darauf erziehen. Ich kam alſo bey dieſer Gelegenheit auf ein dergleichen Stück Acker, worauf das verfloſſene Jahr Haber geſtanden, und fand in dem Stoppel die zarteſten Pflanzen von Lärchen-Bäumen in häufiger Anzahl. Ihre Höhe war kaum 1 Zoll, und die Nadeln, welche den Winter über daran geblieben, waren ganz blaulicht, ja einige dieſer Pflanzen waren ſo klein und niedrig, daß ſie von einem andern, der nicht beſonders darauf Achtung gegeben, überſehen worden wären. Bey ordentlichen Frühjahrs-Ausſaaten des Lärchen-Samens habe ich bemerkt, daß die ſtärkſten unter den fortgekommenen Pflanzen die Höhe von 6 und mehr Zoll erreicht hatten. Es ſcheint alſo, daß der Same ſehr ſpät, nach geſchehener Beſtellung der Haber-Einſaat auf dieſen Acker gefallen, wegen Ueberwuchſes des Getreides aber nicht ſein ſonſt gewöhnliches Wachsthum und Fortkommen haben können, und

folglich unter dem Druck des Ueberſtehenden, klein und gewiſſer Maßen unvollkommen geblieben war.“

Nacherinnerung.

Ich habe den Hrn. Forſtmeiſter Proske erſucht, dieſe Geſchichte des von ſeinem natürlichen Stand-Orte weiter in Schleſien verbreiteten Anbaues des Lärchenbaums anzuſetzen, da Derſelbe hierin nicht nur das erſte und ſtärkſte Beyſpiel gegeben hat, ſondern auch das Werkzeug war, allen königl. Forſten den Samen zu verſchaffen. In ſeinem vorigen Wirkungskreiſe, den Aemtern Otmachau, Wanſen und Neiſſe, ſind überaus Spuren dieſes lobenswürdigen Fleißes; vorzüglich ſind zu Gläſendorf beträchtliche Flächen in der gedachten Art damit in Beſtand geſetzt. In den königl. Forſten iſt zwar überall verſucht, auch hin und wieder gelungen, aber das Gros derſelben beſteht aus flachen Land-Forſten, und iſt natürlich dazu nicht geſchickt, wenigſtens nichts Ganzes und in ſeiner Art Vollkommnes zu erwarten.

In den königl. Forſten im Glaziſchen ſind die Verſuche ſehr gut gelungen, ohnerachtet die Gebirge ſchon ſehr rauh ſind. Von den Vorgebirgen gehört ſehr wenig zu den landesherrlichen Domainen, und bey der Forſt-Aufſicht der gelegenen königl. Städte, findet es nicht oft die nöthige ſorgfältige Anwendung. Dem ohngeachtet iſt die Art dieſes nützlichen Holzes im ganzen Lande jezt ausgebreitet, und kann dereinſt ſo allgemein werden, als es nützlich iſt, da die Unvollkommenheit zu Feuer-Holz, die Unthunlichkeit des Flößens, dieſem Wunſch auch ſeine Gränzen ſezt, und ihn nur höchſtens auf einen Theil des Bau-Holzes einſchränkt. Breslau d. 15 März 1780.“

v. Wedel.

Unter den verſchiedenen Holz-Arten, über deren Wachsthum der hochfürſtl. darmſtädtiſche Regierungs-Rath und Prof. in Gieſſen, Hr. Schlettwein Verſuche angeſtellt und Beobachtungen gemacht hat, waren auch die Lärchenbäume, wovon er Folgendes berichtet (*).

„Im

(*) Im Archiv für den Menſchen und Bürger in allen Verhältniſſen ꝛc. 5 B. (Lpz. 1782, gr. 8.) S. 418, fgg.

„Im Frühjahre 1779 ſäete ich etwas weniges Lärchen-Samen in meinem Haus-Garten an einen ſchattigten Ort. Er gieng in wenigen Tagen auf, und die Lärchen-Bäumchen wuchſen ſchön fort. Izt im Aug. 1782, ſind ſie 3 Jahre alt, und einige darunter haben eine Höhe von 3, 3¾ bis 4½ Schuh bereits erreicht. In dieſem (1782) Jahr haben einige 1½ Sch. hoch getrieben.

Im Frühjahr 1780 ſäete ich wieder Lärchen-Samen in den nähmlichen Garten, theils zwiſchen Ahornen, theils auf ein eigenes beſonderes Beet. Auch dieſe haben einen ſchönen Wuchs bisher gezeigt. Ich habe Bäumchen darunter, die ſchon 3½ Sch. hoch ſind, und in dieſem (1782) Jahre 2 Sch. getrieben haben.

Auch ſäete ich im nähmlichen Frühjahr 1780 ein Ländchen voll Lärchen-Samen in einen Garten vor der Stadt. der ziemlich hoch liegt, und einen Boden von magern grauen Leimen hat, darunter ſich etwas Steine befinden. Die trocknenden Winde können dieſen Garten ziemlich beſtreichen, und die Oberfläche des Erdreiches wird gemeiniglich ganz hart und ſpröde. Die Lärchen-Bäumchen, die ich da habe, ſind izt ¾ bis 1 Schuh hoch, und in dieſem (1782) Jahre haben einige ½, andere ¾ Sch. hoch getrieben. Die Blätter oder Nadeln dieſer Lärchen ſind viel ſteifer und rauher, als die Blätter derer, die ich in meinem Haus-Garten geſäet habe.

Im Frühjahr 1781 verrichtete ich die dritte Lärchen-Saat auf ein beſonderes Beet in meinem Haus-Garten. Dieſe einjährigen Lärchen haben izt (1782) eine Höhe von ½ bis ¾ Schuh, und ſtehen ganz unvergleichlich.

Ich mache bey meiner Lärchen-Saat nicht viel Umſtände. Den Boden bereite ich ſehr locker zu, und dann ſäe ich den Samen ziemlich dick oben auf, und egge ihn mit dem Rechen nur ein wenig in die Erde ein, oder unterlaſſe auch das Eineggen ganz.

Ich füge aber noch eine wichtige nnd neue Erfahrung hier bey. Die jungen Lärchenbäume haben im erſten und zweyten Jahre, unten nahe an der Erde ſchon ſchöne Seiten-Triebe. Ich habe dieſe mitten im Sommer 1781 zur Erde niedergebogen, und in die Erde eingelegt, ſo daß ſie mit ihren Spitzen etliche Zoll aus der Erde hervorragten, und damit ſie halten, habe ich ſie mit einer kleinen hölzernen Gabel feſtgemacht, und die Erde darüber ſtark angedrückt.

drückt. Sie ſind angewachſen, und haben in dieſem laufenden (1782) Jahre ſchön getrieben. Wenn der Verſuch ferner gelingt, wie ich hoffe, ſo wird dies ein Weg ſeyn, die Lärchenbäume geſchwinde und ſtark zu vervielfältigen.“

In der im J. 1786 bekannt gemachten erſten Fortſetzung der Beobachtungen und Verſuche über das Wachsthum verſchiedener Arten von Bäumen, meldet Hr. R. R. **Schlettwein** in Anſehung der Lärchenbäume, Folgendes (*)

„Die in den Frühjahren 1779, 1780 und 1781 geſäete Lärchen-Bäumchen, ſind im Frühjahr 1783, und zwar vom 2ten bis auf den 12ten April ins Freye verpflanzt worden. Auf dem Trieb über dem Schießhauſe, wurden in 6 Reihen bey 500 Stück, und beym Katharinen-Wäldchen auch in 6 Reihen bey 200 Stück geſetzt. Da ich überhaupt beym Verſetzen junger Bäume fordere, daß beym Ausziehen nach Möglichkeit alle ihre Wurzeln unbeſchädigt bleiben, und beym Ausſetzen mit großer Vorſicht ihrer natürlichen Richtung nach geſtellet, geleget und ausgebreitet werden, und daß auch bey wilden Bäumen der mittlere oder Haupt-Trieb nicht abgeſchnitten werde, ſo mußte es auch bey dieſen Lärchen-Bäumchen ſo geſchehen; doch zweifle ich ſehr, ob beſonders das gehörige Ausbreiten der Wurzeln beſorget worden, da ich nicht bey jeder einzelnen Baum-Pflanzung gegenwärtig ſeyn konnte, und auch mein Freund, der dabey nachſahe, es nicht immer war. Von den Seiten-Aeſten ließ ich meinen Bäumchen auch keinen abſchneiden, der nicht beym Ausmachen beſchädigt worden war.

Die beyden Sommer 1783 und 1784 waren, wie bekannt genug iſt, dem Baumſetzen überhaupt höchſt ungünſtig, da die Dürre und der Hehr-Rauch ſo groß waren. Es war dieſe Witterung meinen Lärchen-Bäumchen darum vorzüglich gefährlich, weil ſie ſo ſpät im Frühjahr verpflanzt wurden, und einen heißen Boden bekamen, auch auf dem Trieb beſonders der Sonne beynahe den ganzen Tag ausgeſetzt waren. Die Folgen waren auch wirk-

(*) Im Neuen Archiv. ec. 3 B. (1786) S. 141, fgg.

wirklich ſo, wie es bey ſolcher Witterung erwartet werden mußte. Die Blätterchen, oder Nadeln, und die zarten Triebe wurden braun, wie verbrannt, und ſo ſtarben viele Bäumchen ganz ab. Izt ſtehen ihrer noch auf dem Trieb in allem 256 Stück, und am Katharinen-Wäldchen 55 St. Darunter ſind viele vorzüglich ſchön. Einige haben dieſen Sommer bis heute 2 rheinl. Schuh, auch bey 2 Zoll darüber, getrieben, und ſtehen ſo friſch und ſo grün, daß man nun zu ihrem Fortwachſen die beſte Hoffnung haben darf. Einige ſind überhaupt 3 Schuh, andere 3 Schuh 4 Zoll, bis 4 Sch. 2 Z. hoch, und haben ½ Sch. über dem Boden 2 Z. bis 2 Z. 9 Lin. im Umkreiſe. Eine von dieſen Lärchen hat dieſes (1786) Jahr ſchon Zapfen angeſezt, und zwar bey 18, aus deren einigen in der Mitte ein friſcher Schuß hervorgewachſen iſt.

Der Verſuch, die unterſten Aeſte der Lärchen in die Erde einzulegen, und daraus neue Bäumchen zu ziehen, von welchen ich oben geredet habe, habe ich ſeither noch nicht weiter fortgeſezt. Ich werde es aber nun bald im Großen verrichten.

In meinem Haus-Gärtchen habe ich noch zwey Lärchenbäume, den einen von der 1779ger, und den andern von der 1780ger Frühlings-Saat. Die Merkwürdigkeiten bey dem leztern, ſind dieſe: 1) Sein diesjähriger Trieb beträgt 2 rheinl. Schuh 6 Zoll. 2) Seine ganze Höhe iſt 8 Sch. 10 Lin. 3) Der vornjährige Trieb iſt bey ſeinem unterſten Anfange 2 Z. 8 Lin im Umkreiſe. 4) einen halben Schuh über dem Boden iſt die Peripherie 4 Z. 4 Lin. 5) Ganz von unten hinauf, kaum ¼ Sch. über dem Boden anzufangen, hat er ſchöne Aeſte getrieben, ringsherum, und iſt ſo ganz pyramidenförmig gewachſen. Die Aeſte habe ich ihm alle gelaſſen.

Das Merkwürdige bey dem erſten beſteht darin: 1) Sein diesjähriger Trieb iſt nur 8 Zoll. 2) Seine ganze Höhe macht 7 Sch. 7 Z. 3) Der vormjährige Trieb iſt bey ſeinem unterſten Anfange nur 1 Z. im Umkreiſe. 4) Einen halben Schuh über dem Boden iſt die Peripherie 3 Z. 3 Lin. 5) Die unterſten Aeſte habe ich ihm ſchon voriges Jahr bis auf 3 Schuh hoch abgeſchnitten.

Man ſieht hieraus, was vom Wachsthum der Lärchenbäume zu erwarten iſt. Wenn ſie nur ſo fortwüchſen, als ſie in den erſten 5 oder 6 Jahren gewachſen ſind, ſo

würde

würde der lezte in 50 Jahren eine Höhe von 63 Schuh, und der erſte eine Höhe von 78 Sch. erreichen, und ½ Sch. über dem Boden würde der lezte in der Peripherie 2 Sch. 3 Z. 1 L., der erſte aber 3 Sch. 5 Z. 8 L. haben. Wir dürfen aber überzeugt ſeyn, daß das Wachsthum in der Dicke in den folgenden gleichen Perioden nicht gleich bleibt, ſondern zunimmt. Die fortgeſezten Bemerkungen werden endlich in dieſer Sache völlige Gewißheit geben können.

Ich habe auch am 22 März 1783 einige wenige Lärchen-Samenkörner auf einem ſandig-lettigen etwas feuchten Boden an dem Katharinen-Wäldchen geſäet. Die Lärchen-Bäumchen ſtehen dermahlen ſchön, und haben eine Höhe von ½, bis beynahe 1 Schuh.“

Der kön. preuß. geh. Forſt-Rath Hr. **Hennert** (*), deſſen ich in gegenwärtigem Werke bereits einige Mahl rühmlichſt zu gedenken Gelegenheit gehabt habe, findet die vortrefflichen Anlagen von Lärchenbäumen in Harbke, deren bereits oben, nach den von Dü Roi mitgetheilten Nachrichten davon, Erwähnung geſchehen iſt, vorzüglich bemerkenswerth. „Die ſtärkſten und höchſten,“ ſagt er: „ſtehen ohnweit „dem Teiche im harbkeſchen Garten. Der größte „hat eine Höhe von 103 Fuß; dem ohnerachtet will „man nur ſein Alter auf 33 Jahre rechnen. Bey alle „dem hohen Wuchſe aber ſcheint er gewiß nicht die „Zopf-Stärke auf eine Länge von 46 Fuß zu haben, „welche ein Stück ſtark kiehnen Bau-Holz auf 46 „Fuß Länge haben muß. Beſonders läßt ſich der „Unterſchied dieſer Form des Lärchenbaums gegen die „Kiehnen in einer Anlage dieſer harbkeſchen Pflanzung abnehmen, worin Kiehnen und Lärchen zuſammen aus dem Samen erwachſen ſind. Der Lärchenbaum hat hier in Abſicht ſeines längern Wuch-

„ſes

(*) In ſeinen Bemerkungen auf einer Reiſe nach Harbke, (Berl. und Stett. 1792, gr. 8.) S. 58, fgg.

„ſes für die Kiehne den Vorzug; die Kiehne unter„ſcheidet ſich aber beſonders von der Lärche durch ih„ren cylindriſchen Wuchs, welcher ihr mehr Zopf„Stärke giebt.“

Bey dieſer Gelegenheit ertheilt Hr. **Hennert** folgende inſtructive Nachrichten von dem Anbau und Fortgange dieſer Holz-Art, ſowohl in den magdeburgiſchen als in andern kön. preußiſchen Forſten, in welchen der Lärchenbaum nicht einheimiſch iſt, und durch Anpflanzung oder aus Samen gezogen worden iſt.

„In der Gegend bey Berlin ſtehen die älteſten Lärchen-Bäume im Thiergarten und in dem Luſtgarten der verwitweten Königinn Maj. zu Schönhauſen. In andern Provinzen findet man ſie auch noch in Privat-Gärten von nicht minderem Alter, aus Pflanz-Stämmen und aus dem Samen gezogen. Diejenigen Lärchenbäume, welche in einen Boden gepflanzet worden, der ihrer Natur angemeſſen war, haben in 50 Jahren eine Höhe von 60 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 17 Zoll erreicht.

Im J. 1746, mußte der noch lebende Herr Planteur Sellow der ältere, auf Befehl des höchſtſel. Königs, eine Anzahl Tannen- und Lärchenbäume zu Bepflanzung des kleinen Lärchen-Wäldchens in Sans-Souci aus Schleſien hohlen; von dieſen wurden auch im Thiergarten bey Berlin in der ſogenannten Linden-Allee, welche ohnweit dem Baſſin nach dem Exercier-Platze geht, eine Anzahl wechſelweiſe zwiſchen Linden gepflanzet. Der Boden iſt hier gut, nicht zu trocken nicht zu naß. Die Stämme waren, als ſie gepflanzet wurden, kaum 1 Zoll ſtark, 5 bis 6 Fuß hoch, ohne Ballen und Erde; man ſchätzte ſie zur Zeit ihrer Verpflanzung 6 bis 8 Jahre alt. Dieſe gepflanzten Stämme ſtehen jetzt volle 45 Jahre, ſo daß ſie gewiß 50 Jahre alt ſeyn können. In dieſer Zeit ſind ſie zu einer Höhe von 50 bis 60 Fuß gewachſen; im untern Durchmeſſer haben ſie eine Stärke von 12 bis 15 Zoll, 3 Fuß von der Erde gemeſſen. Aber auf eine Länge von 36 Fuß fallen ſie ſo ab, daß ſie kaum 5 bis 6 Zoll Zopf-Stärke behalten.

Herr

Herr Sellow will bemerkt haben, daß in unſerer Gegend und unſerm Boden der Lärchenbaum ſeinen Wachsthum im 50ſten Jahre beendiget hat, und alsdann ſtille ſtehen ſoll; er unterſtützt ſeine Meinung ſowohl durch die vorerwähnte im Thiergarten ſtehende Lärchenbäume, als auch durch den Wuchs derjenigen, welche im Garten von Schönhauſen gepflanzt ſind Er ſelbſt hat einige Lärchen-Bäume in ſeinem Garten durch den Samen gezogen, welche jezt 30 Jahre alt ſind, und eine Stärke von 6, 7 bis 8 Zoll auf dem Stamm, und eine Höhe von 40 Fuß erreichet haben.

Ob nun wohl dieſe Lärchenbäume hier in keinen ſchlechten Boden gepflanzt worden ſind, ſo iſt doch überhaupt der magdeburgſche Boden den Pflanzungen größtentheils günſtiger, als in der Kurmark. Man hat es im Magdeburgſchen nicht an Verſuchen, den Lärchenbaum in den Forſten anzuziehen, fehlen laſſen; man findet auch hin und wieder gute Lärchen-Kämpe. Unter die guten iſt vorzüglich ein zwar kleiner, aber ſehr gut geſchloſſener Lärchen-Kamp in der wollmirſtädtſchen Forſt zu rechnen, worin die Stämme bereits zu einer Höhe von 24 bis 30 Fuß erwachſen ſind. Auch in der Nachbarſchaft von Harbke in der ſömmerſchenburger Forſt iſt ein größerer Lärchen-Kamp, worin die aus dem Samen gezogenen Lärchen-Stämme geſund und ſehr gut ſtehen.

Die Lärchen-Pflanzung in der petersberger Forſt kann ich hier nicht unbemerkt laſſen, 6840 Stämme ſtehen hier in dem beſten Wachsthum. Die Stellen von einigen, welche ausgegangen ſind, hat man mit Rothtannen bepflanzet; allein gegenwärtig ſind ſämmtliche leere Stellen durch Lärchenbaum-Pflanzen nachgebeſſert, welches auch dieſe ſchöne Lärchenbaum-Pflanzung in allem Betracht verdienet. Im Ganzen genommen, iſt man aber mit dem Anbau dieſer Holz-Art in den magdeburgſchen Forſten nicht glücklich geweſen. Der Same, welcher ausgeſäet worden, iſt mehrentheils von dem benachbarten Harbke genommen, es läßt ſich alſo nicht glauben, daß er verdorben geweſen; auch iſt er von Bäumen genommen, welche an den Boden gewöhnt ſind. Wie der Anbau des Lärchenbaumes ſowohl durch Anpflanzungen, als auch durch Beſamen, in den magdeburgſchen Forſten gelungen, wird die am Ende beygefügte tabellariſche Nachweiſung, Ta-

belle I., von den in verſchiedenen Forſten ausgeſäeten Lärchen- und Weihmuthskiefern-Samen zeigen. Man findet darin die Anzahl der gepflanzten Stämme, die Zeit, wenn ſie gepflanzt ſind, und die Stärke ihres Wuchſes, desgl. wie viel Samen ausgeſäet worden, wie viel Pflanzen davon aufgegangen, und wie viel zurückgeblieben oder ausgegangen ſind.

Aus dieſer Tabelle kann man abnehmen, daß die gepflanzten Lärchenbäume am beſten bekommen ſind. Die älteſten Stämme ſind jetzt 25 Jahre, und mit dem Alter der Pflanzen kann man ſie 30 Jahre rechnen; ſie haben eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, und eine Stamm-Stärke von 5 bis 8 Zoll erlanget. Außerordentlich gut ſind ſie in Wollmirſtädt in 6 bis 9 Jahren zu einer Höhe von 11 bis 20 Fuß erwachſen; das Alter derſelben, in welchem ſie gepflanzet worden ſind, iſt nicht bekannt.

Alles dieſes zeigt von einer auſſerordentlichen Verſchiedenheit des Wuchſes dieſer Holz-Art, und wenn man damit die Stärke und Höhe der Stämme vergleicht, welche im harbkeſchen Garten ſtehen, und nur 33 Jahre alt ſeyn ſollen, ſo wird der Unterſchied unglaublich. Das Werk, welches wir von dem Hrn. Geheimrath Pott zu erwarten haben, wird uns vielleicht hierüber näher belehren. In den magdeburgſchen Forſten ſind, nach oben angeführten Tabellen, von 67 Pf. Lärchen-Samen, und von 23054 gepflanzten Stämmen nur noch 8800 bis 9000 Pflanzen aufzuweiſen.

Man kann auf das Loth reinen Lärchen-Samen wenigſtens 2000 Körner rechnen; alſo wird ein Pfund wenigſtens 64000 Stück Samenkörner enthalten; es ſind alſo von 4,288,000 Samenkörnern, welche in magdeburgſchen Forſten ausgeſäet ſind, nicht 1000 Stämme aufzuweiſen. Der Boden iſt hieran nicht Schuld, denn man hat in allen Forſten denſelben ſchicklich ausgeſucht.

In vielen kurmärkſchen Forſten ſind ebenfalls Lärchen-Kämpe angelegt, und man kann nicht in Abrede ſeyn, daß den Forſt-Bedienten der Anbau dieſer Holz-Art Vergnügen gemacht, und daß ſie ihr Möglichſtes dabey gethan haben. Wie der Anbau dieſer Holz-Art, in einigen Forſten bey Berlin geglücket iſt, wird aus Tabelle II. erhellen.

Dieſe

Dieſe Tabelle beweiſet, daß in den darin benannten Forſten 153 Pf. 18 Loth Lärchen-Samen ausgeſäet worden; hiervon ſind 7760 Stämme aufzuweiſen. Die eilfjährigen Stämme haben eine Höhe von 10 Fuß erreichet, und dieſe 7760 Pflanzen ſind von den ausgeſäeten 9,828,000 Körnern erzeuget worden. Es iſt daher noch nicht das zwölfhundertſte Korn von den ausgeſäeten aufgegangen, doch aber ungleich mehr als von dem ausgeſäeten Lärchen-Samen in den magdeburgiſchen Forſten.

Noch in mehreren königl. Provinzen wurde nach einer im J. 1779 unter d. 8 Dec. herausgegebenen Anweiſung zum Anbau des Lärchenbaumes (*) den königl. preuß. Forſt-Bedienten aufgegeben: Verſuche mit dem Anbau dieſer Holz-Art anzuſtellen. In den altmärkſchen Forſten Salzwedel, Mahlpful und Diesdorf, gieng der Same gut auf, die jungen Pflanzen litten aber ſehr durch den Sonnenbrand, ob man ſie gleich durch Tanger-Strauch zu ſchützen ſuchte. Die Pflanzen ſind bis auf die, welche in Diesdorf ausgeſäet waren, wovon nur einige 100 Pflanzen übrig geblieben ſind, ſämmtlich ausgegangen.

Auch wurden in Preußen Verſuche mit dem Anbau dieſer Holz-Art gemacht. Hiezu ließ man 60 bis 70 Metzen Lärchenbaum-Samen aus Schleſien kommen. Eine breslauer Metze dieſes Samens wog 4¼ Pf. nach ſchleſiſchem Gewichte. Diejenigen ſchleſiſchen Forſt-Bedienten, welche dergleichen ſamentragendes Holz in ihren Revieren hatten, waren der Meinung, daß ein Drittel deſſelben mehrentheils leer ſey; ſie riethen, ihn mit Kiehn-Samen auszuſäen, indem der Lärchenbaum durch ſeinen Wachsthum bald den Kiehnen vorkommen würde; welches aber in allen Gegenden nicht der Fall ſeyn dürfte, weil der Kiehn-Boden nicht jederzeit dem Lärchenbaum günſtig iſt. Man hat ſich ſchon vor geraumer Zeit beſtrebt, den Lärchenbaum faſt in allen Forſten ſämmtlicher königl. Provinzen anzubauen. Tabelle III. wird die Größe, Beſchaffenheit und Alter ſämmtlicher bis izt in den königl. preuß. Forſten befindlichen Lärchenbaum-Kämpe, welche theils rein, theils vermiſcht mit andern Holz-Arten, angeſäet oder angepflanzet worden, vor Augen legen.

(*) Man findet dieſe Anweiſung, oben, S. 41, ſqq. K.

Aus dieſer Nachweiſung geht hervor, daß man ſchon 1772 in der potsdamſchen Forſt Lärchen-Kämpe angeleget, und ebenfalls zu dieſer Zeit mit dem Anbau dieſer Holz-Art auch in der Neumark Verſuche machte; auch wurde ſchon 1777 ein Lärchen-Kamp in der großſchönebekſchen Forſt angelegt. Es hat aber auch in mehreren Provinzen an frühen Verſuchen, wie die Tabelle zeigt, nicht gefehlet.

Daß der Fortgang nicht immer nach Wunſch ausgeſchlagen, kann verſchiedene Urſachen haben. Denn in dem Jahre, als die meiſten Lärchen-Kämpe angeleget wurden, fiel ein ſehr dürrer und heißer Sommer ein, ſo daß, wenn auch einige Pflanzen aufgiengen, ſie doch bald wieder vertrockneten. Ein anderer Grund kann nach der Meinung einiger Ober-Forſtmeiſter auch darin gelegen haben: daß die wenigſten Forſt-Bedienten mit der Kultur dieſer Holz-Art bekannt geweſen ſind. Alles dieſes würde aber doch, wenn man es wagen wollte, mit dem Anbau dieſer Holz-Art ins Große zu gehen, Rückſicht verdienen, ehe der Staat ſo große Summen, wie hierzu nöthig seyn würden, darauf verwenden könnte.

Der Hr. Gheimeforſtrath v. Burgsdorf hat ſich in ſeinen Anpflanzungen bey Tegel durch den Anbau des Lärchenbaums vorzüglich ausgezeichnet, hat aber dabey mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, und durch das Verbeißen des Wildpretts, wie auch durch ungünſtige Witterung ſind viele Pflanzen verdorben, wie die unten in Tabelle IV. folgende tabellariſche aktenmäßige Nachweiſung der in der tegelſchen Forſt von 1784 bis 1786 angelegten, theils ganz mit Lärchen-Samen, theils melirt mit andern Holz-Arten beſäeten und bepflanzten Kämpe beweiſen wird.

Damit man ſich aber einen Begriff von den Koſten, welche zu dieſen Beſamungen und Anpflanzungen der Lärchen-Kämpe in verſchiedenen kön. preuß. Forſten nöthig geweſen ſind, machen könne, ſo führe ich hier zwey Anſchläge aus zwey entfernten Provinzen an, woraus erhellen wird: daß, wenn die Kultur einigermaßen beſchwerlich geweſen, der magdeburgſche Morgen mit Lärchen-Holz anzubauen über 30 Thlr. gekoſtet hat.

Anſchlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forſt ohnweit Berlin.

M.	□R		Tlr.	Gr.	Pf.
1	90	zu graben 8 Mann, 15½ Tag, macht	23	9	—
		Das Ausſäen verrichtet der Forſt-Bediente.			
1	90	mit 103 laufenden Ruthen Graben zu umziehen und mit Raſen zu belegen, à 2 Gr. 6 Pf. macht - - - -	10	17	6
		Zum Rückzaun um dieſen Graben, die Ricke zu hauen und zu ſpalten, ein Mann 12 Tage, à 6 Gr. - - -	3	—	—
		103 Stück Lochpfoſten zu machen, 3mahl zu lochen, à 1 Gr. - - - - - -	4	7	—
		1 Mann 10 Tage zu ſetzen, macht à 6 Gr.	2	16	—
		Für 4½ Pf. Lärchen-Samen, à 2 Thlr. 12 Gr. - - - - - - - - - -	11	6	—
		Summa	55	7	6

Nach dieſem Anſchlag würden die Kultur-Koſten zur Beſamung eines magdeburgſchen Morgens 36 Thlr. 20 Gr. 10 Pf. betragen. Auch in den äußerſten Provinzen der preußiſchen Staaten hat ein Morgen zu Lärchen-Holz anzubauen, 22 Thlr. gekoſtet, wie folgender Anſchlag zeigt.

Anſchlag

zu einem Lärchen-Kamp in einer Forſt ohnweit Gumbinnen im Herzogthum Littauen.

M.	□R		Tlr.	Gr.	Pf.
2	—	Ein Weihmuthskiefern- und Lärchenbaum-Pflanz-Kamp.			
		a) 2 magdeb. Morgen ad 22½ Ruthen breit, mit 4 Fuß breitem und eben ſo tiefem Graben zu umziehen, macht überhaupt 77 Ruthen Graben-Arbeit à Ruthe 7 Gr. 9 Pf. - - - - -	6	37	9
		b) Auf dieſen 2 Morgen die Stubben zu raden, à Morgen 2 Thlr. - -	4	—	—
		Latus	10	37	9

N.	□R		Tlr.	Gr.	Pf.
2	—	Transport	10	37	9
		c) Auf dem Graben einen Stakelzaun zu machen, zu flechten, und völlig fertig zu ſetzen, a Ruthe 15 Gr., macht für 77 Ruthen	12	75	—
		d) Für 3 Pf. Weihmuthskiefer-Samen, ſo zu verſchreiben, a Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr.	8	—	—
		e) Für 3 Pf. Lärchenbaum-Samen, ſo zu verſchreiben, p. Pf. in Courant 2 Thlr. 60 Gr.	8	—	—
		f) Für 2 Morgen zu graben, a 2 Thlr. 45 Gr.	5	—	—
		Preuß. Münze in Summa	44	22	9

Die Verpflanzung der Lärchenbaum-Stämme iſt nicht minder koſtbar geweſen. Zehntauſend Stück Lärchenbäume, welche von 1785 bis 1786, aus den tegelſchen Baum-Schulen ſind verpflanzet worden, haben mit Radung und Kultur des Plantageflecks 69 Thlr. 10 Gr. 8 Pf. gekoſtet. Wenn man ſie auch 2 Fuß aus einander gepflanzt hat, ſo iſt dadurch nur ein Fleck von $1\frac{1}{2}$ Morgen gedecket worden. Daß auch dieſe Verpflanzung der jungen Lärchen-Bäume in einem guten präparirten Boden geſchehen muß, kann man daraus abnehmen: daß viele junge Lärchenbäume im Thiergarten bey Berlin, welche in Löcher von 18 Zoll im Quadrat durch einen erfahrnen Planteur gepflanzet wurden, alle im J. 1787 ausgiengen; diejenigen aber, welche in einem ragolten Lande waren gepflanzet worden, bekamen alle recht gut.

Man kann hieraus abnehmen, daß die Koſten, welche auf die Anlage der Lärchen-Kämpe in den kön. preuß. Forſten verwandt worden, nicht erlaubet haben, hierin weiter zu gehen, als nur in allen Provinzen den Nachkommen eine Quantität Samen-Bäume anzuziehen, wodurch ſie Gelegenheit überkommen, mit mehrerer Zuverläßigkeit den Holz-Anbau dieſer Holz-Art, wenn ſie es gut finden, auszudehnen.

Ich will dieſe Bemerkungen über den Anbau des Lärchenbaumes mit einigen Beobachtungen ſchließen, welche ich bey dem erſten Wachsthum der jungen Pflanzen dieſer Holz-Art zu machen Gelegenheit gehabt habe. In dem Park und in den Pflanzungen des Prinzen Heinrich königl.

königl. Hoheit zu Rheinsberg befanden ſich viele Lärchen-Bäume, die bereits zu einer Stärke und Höhe von kiehnen Latt- und Bohl-Stämmen herangewachſen waren. Sie trugen bereits guten und reichlichen Samen. Da dieſe Pflanzungen mit unter meiner Aufſicht ſtanden, ſo ſtellte ich im Frühjahre 1781 verſchiedene Verſuche über das Aufgehen dieſes Samens und den erſten Wuchs der jungen Pflanzen an. Am 7ten April 1781 wurde von dieſen Lärchenbäumen friſcher Same in beſonders dazu bereitetem Boden, der zu gleichen Theilen mit Garten-Erde und Sand melirt war, ausgeſäet. Auf einem andern Beet aber wurde der Boden mit Sand und Lehm zu gleichen Theilen vermiſcht. In lezterem Boden kamen die erſten Lärchen-Pflanzen den 4ten May zum Vorſchein; in dem mit Sand und ſchwarzer Erde melirten Boden gieng der Same aber erſt den 13ten May äußerſt ſparſam auf, und wurde den 23 May durch den damahls einfallenden harten Nacht-Froſt beſchädiget, ſo daß die Pflanzen ſich innerhalb 4 Wochen faſt ganz verloren. Die Pflanzen hingegen, die in dem mit Sand und Lehm vermiſchten Lande aufgegangen waren, zeigten einen freudigen Wuchs. Die Erd-Arten, worin die Ausſaat geſchah, hatten folgende Schwere:

Garten-Erde wog der Kubikfuß . . .	72 Pfu.
Der Sand	79 =
und der Lehm	91 =

Von der Zeit der Ausſaat, bis die Pflanzen aufgingen, d. i. vom 7ten April bis zum 4ten May, war die Witterung folgendergeſtalt:

Die mittlere Barometer-Höhe nach einer florentiniſchen Scale 12$\frac{5}{28}$tel Linie.

Die mittlere Thermometer-Höhe nach Reaumür über 0 12$\frac{5}{14}$tel Grad.

Das Regen-Maß 1$\frac{13}{16}$ eines rheinländ. Zolles.

Den 11ten April war ein Gewitter bey einer Barometer-Höhe von 13 Linien. Der Wind war ſüdlich, und der reaumürſche Thermometer 15 Grad über 0. Der Regen, der bey dem Gewitter fiel, betrug $\frac{5}{16}$tel rheinl. Duodezimalzoll. Von dieſem gefallenen Regenwaſſer wogen 7$\frac{3}{16}$tel rheinl. Duodezimal-Kubikzoll, 10 Loth 1 Gran.

Die Haupt-Winde in der Zeit, daß der Lärchen-Same in der Erde lag, waren fünfmahl Süden, viermahl Südweſt, ſechsmahl Weſt, fünfmahl Nordoſt, fünfmahl Oſt, zweymahl Südoſt, und einmahl Norden. Nach 40 Tagen bis zum 13 Jun. wurden einige der jungen Lärchen-Pflanzen ausgehoben; ſie hatten 12, 14 bis 17 Nadeln getrieben. Die längſte Nadel war $\frac{31}{100}$ Theil eines Duodezimal-Zolles. Der Stiel der Pflanze über der Erde war $\frac{70}{100}$ Th. Zoll; die Wurzel aber war 1 Zoll $\frac{75}{100}$ Theil in die Erde getrieben, woraus ſie mit aller Behutſamkeit und Vorſicht gehoben wurde.

In dieſen 40 Tagen war die Temperatur der Luft, oder mittlere Thermometer-Höhe, $14\frac{5}{8}$ Grad über 0.

Die mittlere Barometter-Höhe $11\frac{21}{40}$ Lin., des Regen-Maß hatte $1\frac{17}{24}$ Zoll.

Der Wind war ſiebenmahl Weſten, eilfmahl Nordoſt, vierzehnmahl Oſt, zweymahl Südoſt, zweymahl Süden, einmahl Norden, und dreymahl Nordweſt; wobey zu bemerken, daß d. 23 und 24 May bey einem Nordoſtwind, der Froſt viel Schaden that. Der reaumürſche Thermometer ſtand zu Mittag 10 Grad über 0.

Zur Vergleichung des Aufgehens, und erſten Wachsthums der Lärchen-Pflanzen wurde an eben dem Tage, als am 7ten Apr. 1781, Kiehnen-Same ſowohl in dem halb mit Sand und ſchwarzer Erde präparirten Boden, als auch im bloßen Sande von oben erwähnter Art und Schwere, geſäet. Der Kiehnen-Same, welcher in halbſchwarzer Erde und Sand melirten Boden geſäet worden, gieng d. 22 Apr. auf; der aber im bloßen Sande erſt d. 26 April. Den 13ten Jun. wurden ebenfalls einige Pflanzen heraus gezogen. Es befand ſich wenig Unterſchied zwiſchen beyden; nur daß die eine Pflanze im Sande 15 Nadeln, die andere aber 20 getrieben hatte; ſie waren $1\frac{70}{100}$ Zoll über der Erde lang, und die Wurzeln waren $3\frac{1}{5}$ Zoll tief in die Erde gedrungen.

Eben zu dieſer Zeit wurden in einen melirten Boden von $\frac{1}{4}$ Lehm und $\frac{3}{4}$ Sand von obenbenannter Schwere, desgleichen in eben dieſem Verhältniß, im melirten Sande und ſchwarzer Erde Rothtaunen geſäet. In lezterem Boden giengen die Rothtannen d. 12 May, in dem mit

Lehm

Lehm melirten aber d. 4 May auf, und hatten d. 13 Jun. Pflanzen $\frac{92}{100}$ eines rheinl. Zolles über die Erde mit 23 Nadeln, wovon die längſte $\frac{1}{2}$ Zoll war, getrieben. Die längſte Wurzel in der Erde war $1\frac{41}{100}$ Zoll, und die längſte Neben-Wurzel $\frac{45}{100}$ Zoll lang. In dem mit Lehm melirten Boden hatten die Rothtannen-Pflanzen 14 Nadeln; die Pflanzen über der Erde waren $1\frac{1}{5}$ Zoll lang; und die Wurzel hatte $1\frac{74}{100}$ Zoll in die Erde getrieben.

Es ſcheint aus dieſen Verſuchen hervorzugehen, daß ein mit Sand und Lehm gemiſchter Boden für die jungen Lärchen-Pflanzen am vortheilhafteſten ſey. Es iſt zwar auch hieraus abzunehmen: daß anfänglich die Kiehnen ſtärker getrieben haben, jedoch beweiſet das oben erwähnte Lärchen- und Kiehnen-Revier in Harbke, daß die Lärche die Kiehne bald nachhohlet und überwächſet.

Aus allen dem, was hier von der Kultur des Lärchen-Baums geſagt iſt, kann man abnehmen: daß der ordinaire Kiehnen-Boden für den Wachsthum des Lärchenbaums nicht zuträglich iſt; und dieſes iſt wohl mit die Urſache, daß man in den kön. preuß. Forſten, wo Kiehnen prädominiren, ſich begnüget hat, ſie in kleinen Kämpen anzuziehen. Die Ungewißheit des Fortganges und die mit dem Anbau verknüpften anſehnlichen Koſten haben auch dieſe Vorſicht, um die Gelder des Staates hiebey nicht aufs Spiel zu ſetzen, nothwendig gemacht.

Der Vorſchlag des Hrn. Oberforſtmeiſter v. *Wangenheim*, und einiger ſchleſiſchen Forſt-Bedienten, welche anrathen: ein paar Pfund Lärchen-Samen da, wo der Boden nicht zu ſchlecht iſt, mit dem Kiehnen-Samen auszuſäen, verdient aber, meines Erachtens, in Erwägung gezogen zu werden; denn auf dem ordinairen Kiehnen-Boden, wenn er ſo, wie es gewöhnlich zur Kiehnen-Saat geſchieht, bearbeitet wird, könnte man ſich von dem Lärchenbaum wohl keinen ſonderbaren Fortgang verſprechen.

Die Nutzbarkeit des Lärchenbaum-Holzes iſt wohl ohne allem Zweifel, wenn er auch gleich nicht die wunderbaren Eigenſchaften hat, welche die Alten an dieſem Baum zu finden glaubten.

Vitruvius hält dieſes Holz für unverbrennlich. Daß aber der Larix des *Vitruvius* nicht unſer Lärchen-Baum

Baum ſey, daran zweifelt ſchon Perrault. Vitruvius weiſet ihm ſein Vaterland an den Ufern des adriatiſchen Meeres an (*). Er ſagt: man müſſe ihn zu Schiffe transportiren, weil das Holz ſo ſchwer ſey, daß es im Waſſer unterſinke. Plinius ſchreibt die angedichteten Eigenſchaften dieſes Baumes dem Vitruvius nach (**), und vermehrt noch ſeine wunderbaren Eigenſchaften mit dem ſeltſamen Zuſatze: daß, wenn ſeine Wurzeln verbrannt ſind, er nicht wieder ausſchlage, wie man wohl an andern Harz-Bäumen geſehen, als der pyrenäiſche Wald abgebrannt wäre. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, die Schwere dieſes Holzes an ausgewachſenen Stämmen und in groſſen Stücken zu prüfen, ſondern nur mit Holz von jungen Stämmen, in der Stärke eines ſchwachen kiehnen Latt-Stammes verſuchet, woraus ich einen Kubum von $2\frac{1}{2}$ rheinl. Duodezimal-Zoll ſchneiden ließ, wovon ich zwar die Reſultate hier anführe, allein keinesweges als eine gewiſſe Norm empfehle.

Der Baum, woraus dieſer Kubus von obiger Größe geſchnitten wurde, wurde im Nov. 1780 abgehauen, und gedachter Kubus wog friſch 18 Loth 96 Gran. Nachdem derſelbe an einem trockenen und ſchattigen Orte bis im März 1782 gelegen hatte, habe ich denſelben wieder gemeſſen, und fand, daß er um $\frac{7}{100}$ eines rheinl. Duodezimal-Zolles eingetrocknet war. Das Gewicht betrug 13 Loth und 31 Gran; der Kubikfuß würde alſo hiernach von friſchem Holze $67\frac{1}{2}$ Pf., und von trockenem 51 Pf. 14 Loth wiegen.

Dieſer anſehnliche Unterſchied des Gewichtes läßt mich glauben, daß ſolches bloß daher rühre, weil das Holz zu jung geweſen, und daher viel Splint und wenig Herz gehabt hat, welches ſich nach Verſuchen mit größeren Kubis von altem Holze näher ergeben wird. Wenn hiernach ein Kubikfuß friſchgehauenes Lärchenbaum-Holz $67\frac{1}{2}$ Pf. wiegen ſollte, ſo würde Vitruvius ganz recht haben, daß dieſes Holz im Waſſer untergehen müßte; aber auch trocken würde dieſes Holz ſchwerer ſeyn, als das kiehnene Holz.

Die

(*) *Vitruvius*, de *Perrault*, L. II. Art. IX.

(**) *Plinii* Hiſtor. Lib. XVI.

Die ſicherſten Proben und Verſuche von der Schwere des Lärchenbaum-Holzes werden wir vermuthlich durch die Bemühungen des Hrn. Geheimenraths Pott erhalten: denn der Lärchenbaum-Wald in Harbke, welcher mir zu dieſer Abweichung Gelegenheit gegeben hat, iſt gewiß mit dem ſtärkſten und größeſten Holze dieſer Art da, wo es nicht einheimiſch iſt, beſtanden. Sehr nützlich wäre es, wenn man ſich zugleich auch von der Laſt, welche dieſes Holz tragen kann, durch Verſuche zu überzeugen ſuchte.

Tabel

der ſeit einigen Jahren in verſchiedenen königl. Forſten
feld ausgeſäeten und angepflanzten Lärchen- und

N.	Nahmen der Reviere.	Darin iſt ausgeſäet: Lärchen-Same. Pfund.	Weihmuthskiefernſame Pfund.	Gepflanzt. Lärchen-Bäume. Stück.	Weihmuthskiefern. Stück.
1	Altenplatowſch. Rev.	5	—	—	—
		15	—	—	—
			1	—	—
2	Ampfurtſches Revier	10	—	—	—
3	Wanzleber Revier	—	—	14	—
4	Parförder Revier	5	—	—	—
5	Güſenſches Revier	2	—	—	—
6	Löbjüner Revier	2	—	—	—
7	Petersberger Revier	8	—	—	—
		—	—	6840	—
8	Kolbitzer Revier	—	—	11400	—
					152
9	Wolmirſtädtſch. Rev.	10	—	—	—
				4800	—
10	Sommerſchenburgſches Revier	10	—	—	—
		67	1	23054	152

…le I.

… des Herzogthums Magdeburg und der Grafſchaft Mans-
… Weihmuthskiefern von 1789. Siehe oben, S. 68.

Alter derſelben. Jahre.	Höhe. Fuß.	Stam-Stärke Zoll.	Anmerkungen.
9	—	—	Von dieſem Samen iſt gar nichts aufgegangen.
7	15	3	Von dieſen 15 Pf. ſind nicht mehr als 47 Stück Stämme gezogen.
7	—	—	Dieſer Same iſt nicht aufgegangen.
5 und 6	4 — 5	$\frac{1}{4}$	Nur ſehr wenig iſt von dieſem Samen
25	30--40	5 — 8	aufgegangen und fortgekommen.
6	—	—	Dieſer Same iſt zwar hin und wieder aufgegangen, die Pflanzen aber haben ſich, aller Pflege ohnerachtet völlig wieder verloren.
6	—	—	Eben dies iſt der Fall im Güſenſchen Revier geweſen.
3	2	$\frac{1}{8}$	Von dieſem Samen iſt nur ſehr wenig aufgegangen.
6	—	—	Iſt gar nicht aufgegangen.
6	4—10	2 — 4	Die Hälfte von dieſen Pflanzen iſt ausgegangen, und iſt die Plantage mit Rothtannen completiret.
11 u. 7.	5 u. 17	$\frac{1}{2}$ u. 2 $\frac{1}{2}$	Von dieſer Pflanzung ſind nur noch 2372 Stück vorhanden.
3	—	—	Die Höhe und Stärke iſt von keiner Bedeutung.
9	—	—	Dieſer Same iſt nicht aufgegangen.
6 und 9	12--20	3 — 6	Von dieſer Pflanzung iſt nur noch die Hälfte vorhanden.
6	5 — 6	1 u. 1 $\frac{1}{2}$	Dieſe Ausſaat iſt ebenfalls nicht zum beſten gerathen, doch aber ſind mehrere Schock Pflanzen davon aufzuweiſen.

Tabelle

Tabel

Wie viel ſeit dem 8ten Dezember 1779 an Lärchen- und
ſchen Forſten ohnweit Berlin aus

No.	Nahmen der Forſt-Reviere.	Wie viel überhaupt an Lärchen-Samen ſeit 1779 ausgeſäet worden.
1	Potsdam - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ $129\frac{1}{2}$ Pfund.
2	Bornim - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ 10 Pfund.
3	Lehnin - - - - -	von Ao. $17\frac{79}{80}$ ad $178\frac{8}{9}$ 2 Pfund.
4	Kunersdorf - - -	von Ao. 1779 ad 1789 12 Pfund.
5	Ahrensdorf - - -	— — —
6	Trebbin - - - -	— — —
7	Zinna - - - - -	von Ao. 1779 ad 1789 2 Loth.
8	Zoſſen - - - - -	— — —

le II.

andern ausländiſchen Holz-Samen in den königl. preuß-
geſäet worden. Siehe oben, S. 68.

Was davon aufgegangen, und wie viel Stämme noch gegenwärtig in der Forſt vorhanden.	Wie groß und hoch die Stämme bereits herangewachſen ſind.
Davon ſind vorhanden 6910 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 4 — 6 bis 10 Fuß hoch.
Davon ſind vorhanden 400 Stück.	von 1 bis 2 Fuß Höhe.
Iſt nichts aufgegangen.	
Davon ſind vorhanden 450 Stück.	von $\frac{1}{2}$ — 2 bis 3 Fuß hoch.
— — —	— — —
— — —	— — —
Iſt nichts aufgegangen.	— — —
— — —	— — —

Tabel

Von den in ſämmtlichen königl. preuß. Forſten vorhan
mit andern Holz-Arten vermiſcht

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forſten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe. M.	□ R.
Litthauen	Dingken	II.	30	2	8
— —	Warnen	—	—	2	—
— —	Naſſawen	—	—	2	—
Oſtpreußen	Neuhauß	—	4	2	—
— —	Mehlſack	—	—	1	—
Pommern	Eggeſin	—	—	1	90
— —	Jädekemühl	A.	70	4	—
— —	Torgelow	B.	66	4	54
— —	Korſchwand	B.	12	3	120
— —	Golchen und Selzer	—	69. 68.	4	90
— —	— — —	—	33.42.51.	4	—
— —	Neukrug	—	—	1	—
Neumark	Drewitz	D.	67. 37.	4	—
— —	Maſſin	S.	52. 53.	19	117
— —	Wildeno	W. 1.	2	11	52
— —	Kartz g	K. 1.	113	17	—
— —	Neuhauß	B. 2.	21	16	—
Kurmark	Mühlenbeck	D.	9. 19.	3	24

l e III.

denen Lärchen-Kämpen, welche jedoch verſchiedentlich ſind. Siehe oben, S. 69.

Die Schon. iſt angelegt Anno	Die Schonungen ſind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang iſt
1789	mit Lärchen aus der Hand.	gut.
1790	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	
1790	desgleichen.	
1785	mit 7 Pf. Lärchenbaum-Samen beſäet.	ganz ſchlecht, bedarf Nachbeſſerung.
1786	mit Lärchenbaum-Samen.	gut.
1782	Lärchenbäume.	nur mit wenigen Pflanzen verſehn.
1781	mit Rothtannen und Lärchen, 1783 mit Kien-Samen beſäet.	nicht ſonderlich.
1783	Rothtannen u. Lärchenbäume.	ziemlich gut.
1786	mit Lärchen und Kienen aus der Hand beſäet.	Lärchen gut, Kienen mittelmäßig.
$17\frac{82}{90}$	Eichen, Rüſtern-Lärchen und welſche Nußbäume.	
$178\frac{2}{3}$	Lärchenbäume.	gut.
1790	Lärchen.	
1782	Tannen, Eichen und Lärchen.	gut.
1782	Eichen, Rothtannen, Birken, Lärchen.	mittelmäßig.
1772	Eichen, Tannen, Lärchen und Kienen.	gut.
1768	Elſen, Birken, Lärchen und Kienen.	ſehr gut.
1784	Eichen, Büchen, Birken, Lärchen und Kienen.	gut.
$178\frac{5}{7}$	Lärchen und Eichen.	gut.

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forſten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe.	
				M.	□ R.
Noch Kurm.	Mühlenbeck	D.	8	2	110
— —	Heiligenſee	A.	—	19	57
— —	— — —	A.	16. 17.	38	22)
					)
— —	— — —	B.	20	2	93)
— —	— — —	A.	59	2	61
— —	— — —	B.	4 bis 7	120	—
— —	— — —	A.	exim.	2	75
— —	— — —	A.	18. 19.	12	51
— —	— — —	A.	1	1	—
— —	Oranienburg	—	41. 42.	11	89
— —	— — —	H.	14. 15.	6	—
— —	— — —	H.	21	6	—
— —	— — —	—	22. 23.	2	40
— —	Charlottenb.	A.	46	1	90
— —	Falkenhagen	F.	10	5	—
— —	— — —	G.	1	3	—
— —	Krämer	—	13	2	100
— —	Großſchöneb.	D.VI.	8	8	—
— —	— — —	D.VII.	54	2	—
— —	— — —	D.VI.	58	2	—
— —	Bieſenthal	A. 4	7 und 8	2	—
— —	Zechlin	C.III.	29	—	63
— —	— — —	D. IV.	28	—	60
— —	— — —	—	1	—	144
— —	Ruppin	LXIII.	in 59	2	—
— —	Zehdenik	B.II.	55	2	90
— —	— — —	B.II.	55	2	90
— —	— — —	B.II.	54	2	90

Die Schon. iſt angelegt Anno	Die Schonungen ſind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang iſt
$17\frac{89}{90}$	Lärchen, Eichen und Büchen.	zu erwarten.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Rüſtern, Akazien- und Lärchenbäume.	ſehr gut.
1784	Erſtere mit Lärchen ausgebeſſert und leztere mit Lärchen u. Weihmuthskiefern beſäet.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Lärchen, und allerhand ein- und ausländiſche Holz-Arten.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Kiefern und Lärchen.	gut.
1783	allerhand Laubhölzer und Lärchenbäume.	ſehr gut.
$178\frac{4}{5}$	Kienen und Lärchen.	ſehr gut.
1779	Kienen und Lärchen.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Eichen, Büchen, Lärchen und Eſchen.	gut.
1781	Eichen und Lärchen.	gut.
$178\frac{7}{8}$	desgleichen.	gut.
$178\frac{5}{6}$	Lärchen, Tannen, Rüſtern.	gut.
1782	Lärchen.	mittelmäßig.
$17\frac{85}{90}$	Eichen, Büchen, Rüſtern, Weiß-Büchen, Weihmuthsfichten und Lärchen.	gut.
$178\frac{3}{4}$	Lärchen und Kaſtanien.	ſchlecht.
$178\frac{4}{5}$	Eichen, Lärchen, Tannen.	gut.
1777	Lärchen und Rothtanuen.	gut.
1784	Lärchen.	mittelmäßig.
1785	Lärchen, Tannen.	gut.
$178\frac{4}{5}$	mit Lärchenbäumen.	ſchlecht.
1785	Lärchen-Samen und Ahorn.	ſehr gut.
1785	desgleichen.	desgleichen.
1785	Lärchen.	ſchlecht.
$178\frac{3}{4}$	Lärchen u. etwas Weißtannen.	gut.
1785	mit Lärchen.	gut.
1785	mit Lärchen und Rothtannen.	gut.
$17\frac{89}{90}$	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	mittelmäßig.

 Noch

Nahmen der Provinzen.	Nahmen der Forſten.	Lit. und Nr. des Blocks.	Nr. des Schlages od. des Jagens.	Größe der Schonungen und Kämpe. M.	□ R.
Noch Kurm.	Zehdenik	B.IV.	2	3	90
— —	Rödelin	B. I.	2. 3.	83	10
— —	Potsdam	—	—	50	178
— —	— — —	—	—	3	87
		E.	1	4	145)
— —	Köpenick	—	2	3	157)
— —	Bornim	B.II.	2—5	25	84
		—	2—5	21	37
		—	4—5	2	69
		A.	12. 13.	1	—
— —	Kunersdorf	A.	13	1	—
— —	Hangelsberg	D.	19	—	96
Altmark	Abbendorf	—	16	1	60
— —	Bahldamm	A.	17	—	135
— —	Grünau	A. I.	48	1	—
Magdeburg.	Ampfurth u. Schermke.	—	—	15	4
— —	Wandsleben.	—	—	4	2
— —	Som̃erſchenb	—	—	4	—
— —	Wollmirſtädt	—	—	2	—
— —	Kolbitz	—	—	2	—
— —	Petersberg	—	—	2	90
Halberſtadt.	Wefferlingen	—	—	1	—
— —	Thale	—	—	1	—

Die Schon. iſt angelegt Anno	Die Schonungen ſind angebauet mit Holz-Arten.	Der Fortgang iſt
17$\frac{83}{90}$	mit Lärchen, Eichen und Rüſtern nachgebeſſert.	
178$\frac{4}{5}$	Eichen, Büchen, Birken, Lärchen, Tannen, Kienen.	gut.
1783	Balſamtannen, Weihmuthskiefern, Lärchenbäume, Rothtannen, Eichen, Rüſtern, Eſchen, Linden, Birken, Pappeln, Elſen.	gut.
1770	Eſpen, Linden, Rüſtern, Lärchen und Kaſtanien.	gut.
1770	Lärchenbaum-Kamp.	gut.
1787 1781 1789	Eichen, Büchen, Kaſtanien, Weihmuthskiefern, weiße Ellern, Rüſtern und Lärchen.	gut.
1783	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchen.	gut.
1784	Lärchenbaum-Same geſäet.	ziemlich.
1783	Lärchen	mittelmäßig.
1784	mit Lärchen-Samen beſäet.	ſchlecht.
1783	mit Eichen, Lärchen und Birken beſäet und Anflug.	Eichen, nichts. Lärch. ſchlecht. Birk. gut.
17$\frac{65}{71}$	Tannen, Eichen, Birken und Lärchen, erſtere geſäet und die Lärchen gepflanzt.	gut.
1784	mit Lärchen und Tannen aus der Hand.	mittelmäßig.
1783	mit Lärch. u. Tannen bepflanzt.	gut.
1789	Lärchen-Kamp.	ewiges Gehege.
1785	Lärchen.	
1790	Weihmuthskiefern u. Lärchen.	
1790		

Tabelle IV.

N.	Lage des Kamps.	Inhalt des Kamps. M	□ R.	Zu welcher Holz-Art.
1	Sub a von der Eintheilung eximirte Berg-Plantage am Tegelſee gemacht - - - - - - - - -	19	57	Eichen, Rüſtern, Akaz u. Lärchen.
2	Sub A. & Nr. 16. 17. an der hamburger Straße belegenen Schonung de 1774 - - - - - - -	38	22	Lärchen.
3	Sub B. & Nr. 20 bey Schulzendorf ein Lärchen-Kamp verfertigt - -	2	93	Lärchen.
4	Desgleichen ſub A. & Nr. 59 -	1	61	desgleichen.
5	Sub B. & Nr. 4. 5. 6. im ſogenannten Birkenſchlag leere Flecke ausgebeſſ.	10	—	Rüſtern u. Lärchen.
6	In der großen Baumſchule - -	—	—	Lärchen.
7	Ein Kamp ſub A. & Nr. 18 und 19 an der hamburger Straße - -	2	—	Lärchen.
8	In der Schonung ſub A. Nr. 16. 17. ausgebeſſert - - - -	10	—	Lärchen.
9	Circa desgleichen ſub B. & Nr. 20	1	—	desgleichen
10	In den Plantagen, Baumſchulen und zur Ausbeſſerung der Schonungen	—	—	22038 Lär.
11	Da die jungen Lärchen aus den in Ao. 178¾3 gemachten Saat-Kämpen verpflanzet worden, ſo iſt ſolcher mit - - - - - - - -	8	93	Lärchen u. Weißtanne

Siehe oben, S. 70.

Beſamet oder bepflanzet.	Ob er gut, mittelmäßig oder ſchlecht gerathen.	Anmerkungen wegen Ausbeſſerungen und dergleichen.
bepflanzt.	gut.	erfordert, wie jede Pflanzung in den erſten 5 Jahren, noch Ausbeſſerung.
bepflanzt.	gut.	desgleichen.
beſäet.	gut.	zum Verpflanzen.
desgleichen.	gut.	desgleichen.
bepflanzt.	ſchlecht.	weil ſie vom Wildpret verbiſſen worden ſind.
20 Pf. Sam.	gut.	zum Verpflanzen.
bepflanzt.	gut.	bedarf jedoch einiger Ausbeſſerung wegen der gehabten Dürre.
bepflanzt.	mittelmäßig.	das Wildpret und die Rehe haben beym Schnee viel verbiſſen.
desgleichen.	gut.	
bepflanzt.	gut.	zum Auspflanzen ins Freye.
bepflanzt.	gut.	iſt fertig und ſchön.

Im May 1794 erſuchte ich den Hrn. geh. Forſt-Rath Hennert, um Mittheilung der Nachrichten, was ſeit 1791 hierin geſchehen iſt, und ich erhielt von dieſem meinen gefälligen und gütigen Freunde, folgende

N a ch

vom Anbau des Lärchen-Baumes, ſowohl Beſamungen

Nahmen der Provinz.	Nahmen der Forſt.
Litthauen - - - - - -	- - - - - - - - -
Oſt-Preußen - - - - -	- - - - - - - - -
Weſt-Preußen - - - - -	- - - - - - - - -
Netz-Diſtrict - - - -	- - - - - - - - -
Hinter-Pommern - - -	- - - - - - - - -
Vor-Pommern - - - -	- - - - - - - - -
Neumark - - - - - -	- - - - - - - - -
Kurmark	
O. F. M. v. Burgsdorf.	Oranienburg - - - - -
	Falkenhagen - - - - -
	Neuholland - - - - -
	Heiligenſee - - - - -
	Zechlin - - - - - -
	Beyersdorf - - - - -
O. F. M. v. Kropf.	Köpnick - - - - - -
	Zinna - - - - - - -
O. F. M. v. Borgſtede.	- - - - - - - - -
Magdeburg - - - - -	Petersberg - - - - -
Halberſtadt - - - - -	Wefferlingen - - - - -
	Derenburg - - - - -
	Lohra und Dietenburg - -
	Thale - - - - - - - -
Weſtphalen - - - - -	- - - - - - - - -
	Summa

weiſung

als Anpflanzungen, in den Jahren $179\frac{1}{2}$, $179\frac{2}{3}$ und $179\frac{3}{4}$.

Ausgeſäet			Gepflanzt			Ueberhaupt ſind	
$179\frac{1}{2}$ Pf.	$179\frac{2}{3}$ Pf.	$179\frac{3}{4}$ Pf.	$179\frac{1}{2}$ St.	$179\frac{2}{3}$ St.	$179\frac{3}{4}$ St.	Ausgeſäet Pf.	Gepflanzt Stück.
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
3	—	—	—	—	—	3	—
2	—	—	—	—	—	2	—
—	—	—	1440	180	—	—	1620
—	—	—	200	—	—	—	200
—	—	—	114	114	—	—	228
—	—	—	2880	—	—	—	2880
5	—	—	1803	—	—	5	1803
6	—	—	—	—	—	6	—
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
- -	- -	- -	720	—	—	—	720
1	1	1	—	1603	100	3	1703
- -	- -	- -	- -	850	850	—	1700
- -	- -	- -	- -	3400	—	—	3400
- -	- -	- -	- -	- -	1000	—	1000
- -	- -	- -	- -	- -	- -	- - -	- - -
17	1	1	7157	6147	1950	19	20254

II. **Der nordamerikaniſche Lärchenbaum**, oder der ſchwarze amerikaniſche Lärchenbaum, Engl. The New-Foundland black Larch-Tree, the black Larch-Tree of Canada, Epinette rouge *du Ham.* Linné hat dieſen nicht angeführt, Gronov (*) aber als eine beſondere Art, unter der Benennung Abies foliis faſciculatis acuminatis ſetaceis cinereis, beſchrieben. Düroi beſchreibt dieſe Art, unter dem Nahmen: Pinus laricina, foliis fasciculatis deciduis, conis ſubgloboſis, ſquamis laxis orbiculatis glabris. Nach dem Berichte des Prof. Kalm (**), wächſt er in dem öſtlichen Jerſey und in Canada in großer Menge, und iſt durch Samen und Pflanzen über England in deutſche Pflanzungen gebracht worden.

Die Nadeln weichen von dem gemeinen oder europäiſchen Lärchenbaume der Farbe nach ab, indem dieſe etwas dunkler, mehr ſeladonfarbiger ausfällt. Die Blätter-Knoſpen ſind beynahe ſchwarz. Sowohl männliche als weibliche Blumen ſind auch kleiner, ſo daß die reif gewordenen gelbbraunen Zapfen nur ½ Zoll Länge und etwas über ¼ Zoll Breite haben. Die Anzahl der Schuppen bey dieſen Zapfen iſt geringer, als an den europäiſchen, zu 17 bis 18 Stück; in ihrem Bau ſind ſie breiter, mehr gerundet, weniger gereift, dicker; ſie ſtehen weiter ab, und bilden einen viel lockeren Zapfen. Die beyden geflügelten Samen ſind ebenfalls kleiner. Die Zweige ſind dünn und herabhangend.

Die Art und Weiſe, ihn anzuziehen, bleibt mit der vorigen gleich, und man darf für ſie in unſern Wintern nichts befürchten, indem er eben ſo hart, wie jener iſt. Doch iſt der Trieb nicht ſo ſtark, und es bleibt deswegen wahrſcheinlich, daß er niemahls zu ſol-

(*) Fl. Virg. 153. (**) Im 2 Th. ſeiner Reiſen, S. 274.

ſolcher Höhe und Stärke gelanget. Er blüht und trägt ſchon Zapfen, wenn er kaum 6 bis 7 Jahr alt iſt.

Dühamel meldet von ihm, daß er ein trocknes und dichtes Harz gebe, welches im Brennen dem angenehmen Geruche von Benzoe oder Storax gleich käme, und für die Rauch=Fäſſer der nordamerikaniſchen Miſſionarien gebraucht würde.

Lärchen=Balſam, ſ. oben, S. 27.

Lärchen=Gummi, ſ. oben, S. 29, f.

Lärchen=Harz, ſ. oben, S. 27.

Lärchen=Holz, ſ. oben, S. 20, f.; deſſen Gebrauch, S. 23, fgg.

Lärchen=Kohle, ſ. oben, S. 22, f.

Lärchen=Manna, ſ. oben, S. 30, f.

Lärchen=Mos, ſ. oben, S. 26.

Lärchen=Rinde, ſ. oben, S. 26; ihr Gebrauch, ſiehe oben S. 40.

Lärchen=Schwamm, ſ. oben, S. 32, f.

— — — (Mineraliſcher) ſiehe Berg=Mehl, im Art. Mehl.

— — — (See=) eine Art Stern=Koralle, Madrepora agaricites *Linn*; ſ. im XLIV Th. S. 286.

Larcin, Diebſtahl, ſ. Th. IX, S. 229.

Lard, ſiehe Speck.

Lardites, ſiehe Speck=Stein.

Lardum, ſiehe Speck.

Laredo, eine Stadt in Biscaya, in dem Königreiche Spanien, mit einem ſehr bequemen Hafen. Es wird daſelbſt ein guter Handel mit geſalzenen Fiſchen getrieben. Der Ort ſelbſt liegt auf einer Höhe, von der man eine ſchöne Ausſicht über das Meer hat. Er iſt mit einer Mauer umgeben.

Larege, ſiehe Lärche, oben, S. 2, fgg.

Laren,

Laren, Lares, Dii Lares (1), waren bey den Alten die Haus-Götter, oder Schutz-Götter der Häuſer, und Privat-Beſitzungen, welchen die Bewahrung des Hauſes zugetrauet wurde, und welche deswegen von jedem Haus-Beſitzer in einem eigenen Zimmer, welches Lararium hieß, religiös aufbehalten, und göttlich verehret wurden. Beſonders geſchahe dieſes mit dem Anfange eines Jahres, wie auch an dem Geburts-Tage des Haus-Beſitzers, daher auch öfters der Geburts-Gott (Genius) einen Larem oder Haus-Gott zum Geſellſchafter hat, wie aus Fig. 3909, deren Erklärung weiter unten vorkommen wird, zu erſehen iſt. Die Lares werden hier und da in Aufſchriften auch bisweilen Genii loci genannt.

Die Nahmen Penates und Lares werden ſo oft mit einander verwechſelt, daß entweder kein, oder nur ein kleiner Unterſchied, zwiſchen denſelben zu bemerken iſt. Einige verſtehen unter Penates eigentlich die Götter des Vaterlandes; weil ſie aber eben dieſen Nahmen von den Schutz-Göttern der Privat-Häuſer verſtehen, ſo ſieht man wohl, daß ſie in dieſem Verſtande, von den Laren gar nicht unterſchieden ſeyn. Andere hingegen meinen (2), daß inſonder-

(1) Obgleich das Wort Lares meiſtens in der mehrern Zahl vorkommt, ſo fehlt es doch nicht an Beyſpielen, da man auch in der einzelnen Zahl Lar lieſet, in welchem Falle es einen Haus-Gott, oder das Haus ſelbſt, bedeutet. Lar familiaris aber, bedeutet inſonderheit den S a t u r n u s.

Lar oder Lars, war ein alter etruriſcher Ehren-Nahme, und hieß ſo viel, als bey uns Herr; daher Lar Porſenna (*Liv.* L. 2, c. 9.), Lar Tolumnius (*Liv.* L. 4, c. 17.) nichts anders iſt, als Herr Porſenna, Herr Tolumnius, oder auch *Don* Porſenna, *Don* Tolumnius, und noch mehr der Engelländer *Lord* Porſenna, *Lord* Tolumnius, welcher Ehren-Nahme auch vielleicht von Lar, Lartis, herkommt. Doch wollen Einige auch, daß er ſo viel als Fürſt und mithin *Lar* Porſenna ſo viel ſey, als Fürſt Porſenna, und wollen alsdann ſolchen Nahmen lieber von dem Hebräiſchen *Sar*, princeps, hergeleitet wiſſen. (*Voſſ.* Etymol. in *Lar.*)

(2) So hat *Varro* es gemeint; ſ. den *Servius* über das dritte Buch der Aeneis, V. 12, cum Penatibus et magnis DIS.

ſonderheit die größern Götter, als: Jupiter, Neptunus, Pluto, Apollo, Veſta ꝛc. unter dem Nahmen der Genii, Lares und Penates, verſtanden würden.

Wie die Haus-Götter mancherley Beſchreibungen haben, parui Dei ꝛc. ſo haben ſie auch beſondere Beynahmen, als: Lares praeſtites, publici, viales ꝛc. Am erſten May, Kalendis Maii, wurden die Lares domeſtici Praeſtites verehret. Ihr Vater war Merkur; ihre Mutter die Nymphe Lara, welche man auch Larunda und Lalara nennt; ein Nahme, den ſie wegen ihres Plauderns, von dem griechiſchen Worte λαλεῖν, reden, bekommen haben ſoll. Sie war auf eine beſondere Weiſe eine Mutter der Laren. Sie war, nach des *Ouidius* Erzählung (3), eine Tochter des Fluß-Gottes Almo, der ſie oft ermahnt hatte, ihre Zunge zu zähmen, und nicht ſo ſchwatzhaft zu ſeyn. Sie folgte aber dieſer Ermahnung nicht, ſondern verrieth ihrer Geſpielinn, der Nymphe Juturna, was Jupiter geſprochen hatte, und der Juno hinterbrachte ſie, daß ihr Gemahl ihr untreu ſey, und die Nymphe Juturna liebe. Für dieſe Schwatzhaftigkeit nahm ihr Jupiter den Gebrauch der Zunge, und befahl dem Merkur, ſie zum Pluto in die Unter-Welt hinab zu führen, da von des Jupiter's Händeln nichts auszuplaudern vorfiel, allda in den hölliſchen Sümpfen als Nymphe zu wohnen. Auf dem Wege verliebte ſich Merkur in die Nymphe, und als ſie in einen dunkeln Hain kamen, umarmte er ſie mit Gewalt, und machte ſie zur Mutter von Zwillingen, die man nach ihrem Nahmen Laren nannte, und in der Folge nicht allein als Beſchützer der Häuſer, unter dem Nahmen Lares domeſtici, ſondern auch Hüter der Heer-Straßen, Scheide-Wege und öffentlichen Güter, unter dem Nahmen Lares compitales,

(3) *Ouid.* Faſt. L. 2, v. 599—617.

tales, verehrte. Dieſe leztere Verehrung, welche in Vergeſſenheit gerathen war, erneuerte Auguſtus wieder, indem er verordnete, daß man die Laren der Scheide-Wege im Frühlinge und Sommer mit Blumen behängen ſollte.

Die Mutter der Laren wird von Einigen für einerley mit der Mánia, der Mutter oder der Großmutter der Manen, gehalten, welche man die ſtumme Göttinn nannte. Siehe Manen.

Ihr Feſt wurde am 1 May deshalb gefeyert, weil ehedem die Sabiner an dieſem Tage den Laren einen Altar erbauet, und ihnen zwey Bildniſſe errichtet hatten. Es hieſſen aber dieſe Laren Praeſtites oder domeſtici, weil ſie für die Sicherheit ſorgten, und zum Schutz vor den Häuſern und den Mauern der Bürger ſtanden. Man nannte ſie auch familiares und Penates domeſticos oder priuatos (4).

Die Laren waren öfters aus Stein verfertigt, und man pflegte ihnen gern einen Hund, aus Stein gehauen, zu ihren Füſſen hin zu ſetzen, ohne Zweifel, weil beyde, der Götze und der Hund, Wächter des Hauſes ſeyn ſollten. Man pflegte auch dem Götzen-Bilde ein Hunds-Fell umzuhängen, und es gleichſam, wie mit einem Mantel, damit zu bedecken (5). Dieſer Lar mit ſeinem Hunde, den er bey ſich hatte, ſtand gewöhnlich auf dem Feuer-Herde, und deshalb hieß er Genius focorum, und Deus lateranus, weil die Kamine und Herde von Ziegeln aufgemauert waren. *Arnobius* beſchreibt die Verrichtungen deſſelben

(4) *Virg.* Aen. L. 2, v. 514. *Seru. Honor.* ad h. l. Penates ſunt omnes dii, qui domi coluntur. Penates priuati waren alſo eines Jeden ſeine Schutz-Götter, welche er ſich nach Belieben wählte, und im Atrio ſeines Hauſes hinſtellte. Zuweilen wird eines Jeden Haus und Wohnung darunter verſtanden. *Liu.* 25, 18. 22, 1. *Ouid.* Faſt. l. 5, v. 129. f.

(5) *Plutarch.* Quaeſt. rom. 51.

den ziemlich beißend, daß er habe die Töpfe bewachen, auch auf das Kochen des Eſſens Acht haben, und dergleichen Dienſte thun müſſen (6). Wegen dieſer guten Dienſte und Bewachung des Hauſes, that ein jeder Haus-Vater ſeinem Haus- und Schutz-Gotte gern die gebührende Ehre an. Dieſe beſtand hauptſächlich darin: es wurde ihm ein grüner friſcher Blumen-Kranz aufgeſetzt (7); denn bey der Hitze des Feuer-Herdes vertrocknete er bald (8); überdies wurde ein großer Kranz, Sertum, im Kamin aufgehängt, weil der Kamin als ein Opfer-Altar des Lar angeſehen wurde (9). Auch brachte man ihm alle Tage ein Opfer, weil er im Hauſe täglich etwas zu thun hatte; das war aber nur ein Opfer, und beſtand aus etwas Weihrauch, den man anzündete, etwas Wein, den man vor ihm ausgoß, und einigem Dinkel-Korn, welches man verbrannte. Wenn aber, zu gewiſſen Zeiten, derſelbe mehr verehrt werden ſollte, ſo brachte man ihm, nach Umſtänden der Jahrszeit, ein wenig Honig, einige Weintrauben, und einen Kuchen oder ein Stück davon. An ſtatt des

(6) *Arnob.* L. 4, p. 130. Deus iſte, per humani generis coquinos currit inſpiciens et explorans, quibusnam lignorum generibus ardor in ſuis foculis excitetur; habitudinem fictilibus contribuit vaſculis, ne vi diſſiliant; curat, vt ad ſenſum palati veniant ſapores; et an rite pulmenta condita ſint, praeguſtatoris fungitur officio.

(7) Inde domum repetam, graciles vbi *parua* coronas,
Accipiunt fragili *ſimulacra* nitentia cera.
— — — — — — — —
Thura dabo atque omnes violae iactabo colores.

Juvenal. Sat. 12, v. 87, f.

(8) *Tibull.* l. 2, el. 1, v. 59.

(9) *Cato* de re ruſt. c. 143. Daß aber dieſer Kranz, Sertum, viel anders geweſen ſey, als die Krone oder der Kranz Corona, den man dem Lar aufſetzte, ſieht man aus dem *Feſtus*, p. 124, und *Tibull.* l. 1, el. 2, v. 81.

des Blumen-Kranzes ſetzte man ihm wohl, in der Aerndte-Zeit, einen Kranz von Korn-Aehren auf (10). In einem irdenen Schüſſelchen ſetzte man ihm täglich etwas Speiſe vor; und von dieſer Schüſſel, Patella, bekamen die Laren den Nahmen Dii patellarii (11). Dieſe Speiſe, welche dem Lar war vorgeſetzt worden, durfte von niemand berührt, noch weniger gekoſtet werden, denn ſie wurde als ein Opfer angeſehen, und man warf ſie in das Feuer und verbrannte ſie (12).

Zuweilen wurde den Laren ein Schwein geſchlachtet und geopfert, wodurch man die Fruchtbarkeit der Felder, des Viehes, und die Geſundheit der Kinder, bewirken wollte (13); und wenn ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hauſe ihren Hochzeit-Tag begieng, ſo wurde der Haus-Gott, nebſt der täglichen und gewöhnlichen Verehrung, noch ganz beſonders mit mehrerm Weihrauch und neuen ſchönen Kränzen beſchenket (14). War der Haus-Herr verreiſet geweſen, und kehrte wieder zu ſeinem Hauſe geſund zurück, ſo begrüßte er zu allererſt den Haus-Gott, und brachte demſelben das gewöhnliche Opfer; bezog er aber ein anderes Haus, ſo nahm er ſeinen Laren mit, und ſobald er ihm ſeinen Platz angewieſen hatte, brachte er ihm ein Opfer dar (15).

Die alten Römer ſpeiſeten im Veſtibulo, wo auch der Feuer-Herd war, welcher gleichſam den Altar der Veſta vorſtellte, indem darauf das Küchen Feuer brannte.

(10) *Juvenal.* Sat. 9, v. 137. *Plaut.* in proleg. Aul. v. 23, ſ.

(11) *Non. Marcell.* p. 544. *Perſius* Sat. 3, v. 24, ſ.

(12) *Dion. Halic.* L. 4, p. 207. *Plutarch*, de fortun. pop. rom. p. 235. *Tibull.* l. 1, el. 1, v. 37.

(13) *Horat.* l. 3, od. 23, v. 1, ſq.

(14) *Plaut.* Aulul. act. 2. ſc. 8, v. 13, ſ.

(15) Cato de re ruſt. c. 2. *Plaut.* Trinumm. act. 1, ſc. 2, v. 1.

brännte. Die reichen und sehr mächtigen Römer aber haben hernach ihren Knechten und Mägden dieſen Platz zum Speiſen angewieſen, und ſie hingegen aßen in ihren prächtigen Speiſe-Gemächern, Tricliniis; daher war die Redensart entſtanden: ad menſam tamquam ad aram, nähmlich ad aram *Laris* in foco poſiti. War ein guter Freund verreiſet, und glücklich zurück gekommen, ſo wurde nebſt andern Göttern, inſonderheit dem Haus-Gotte vorzüglicher Dienſt erzeiget (16).

Es pflegten auch die Knaben vornehmer Leute die Bullas (dieſes waren große goldene und ſilberne Knöpfe, welche vornehme Jünglinge am Halſe trugen), bey dem Antritte des männlichen Alters, da ſie dieſelben abzulegen pflegten, den Laren umzuhängen (17); gleichwie auch die Gefangenen, nachdem ſie die Freyheit erlangt hatten, eben denſelben auch ihre Ketten, mit welchen ſie gefeſſelt waren, anhiengen.

Die Römer ſelbſt waren neubegierig, zu wiſſen, wann der Dienſt der Haus-Götter aufgekommen ſey, und ſtellten darüber verſchiedene Unterſuchungen an. Die gewöhnlichſte Meinung geht dahin, daß, weil in den älteſten Zeiten die Todten in denen Häuſern, die ſie bewohnt hatten, begraben wurden, der Gedanke entſtanden ſey, daß der Geiſt des Verſtorbenen ſich noch in dem Hauſe, nach dem Abſterben, aufhalte, und darin allerley Nutzen oder Schaden verurſache, daher man ihm einigen Dienſt erweiſen mußte, damit er keinen Schaden anrichte; und aus dieſer Vereh-

(16) Eine ſolche Freudensbezeigung beſchreibt Juvenal. Sat. 12, v. 83, ſqq.

(17) Bullaque ſuccinctis Laribus donata pependit.
Perſ. Sat. 5, v. 31.

rung des Geiſtes ſey mit der Zeit der Dienſt des Haus-Götzen, oder Laris familiaris, entſtanden (18).

Es giebt gar wenig alte Denkmähler, auf welchen die Lares vorkommen. Fig. 3909, erſcheint ein Abdruck von einem vortrefflichen römiſchen Marmor, davon dieſes die Aufſchrift iſt: D. M. GENIO AVGG. LAR. SAL. FORTVNATVS. AVG. LIB. welches möchte zu leſen ſeyn: Diis Manibus, Genio Auguſtorum, Lari Salutari, Fortunatus Auguſti Libertus. Man ſieht aber auf dieſer Figur erſtlich einen Palmenbaum, an welchem zwey Lorbeer-Kränze hangen; unter dieſem Palmbaume ſteht ein Tiſch, auf welchem eine ſehr große Schlange liegt, die den Kopf in die Höhe ſtreckt; neben dieſem Tiſche zeigt ſich ein Füll-Horn, welches mit allerley Früchten angefüllt iſt. Linker Hand ſtehen zwey Mannsperſonen, deren einer einen Mantel an den Schultern hangen hat, doch ihre Blöße damit keinesweges bedeckt; in der rechten Hand aber hält ſie einen langen Stab. Die andere, welche mit einem Barte verſehen iſt, und einen Lorbeer-Kranz auf dem Haupte hat, hält in der rechten Hand eine Harfe oder Leyer. Da nun in obgedachter Aufſchrift zugleich eines Genius und auch eines Lar gedacht wird, ſo kann es wohl ſeyn, daß der eine, und zwar der erſte, einen Genius, der andere aber einen Lar vorſtellt.

Fig. 3910, ſieht man zwey Jünglinge, welche mit allerley Blumen und Blättern gekrönt ſind, und deren einer in der linken Hand eine Trink-Schale, und in der andern ein Horn, der andere aber ein Horn in der linken Hand, und in der rechten einen kleinen Korb hält; beyde ſind mit kurzen Röcken angezogen, die ihnen kaum bis an die Knie gehen; an den Beinen haben ſie

(18) *Serv. Hon.* ad Virg. Aen. l. 5, v. 64. l. 6, v. 152. *Iſid. Hiſpalenſ.* 15, 11.

ſie Halbſtiefel, welche kaum bis an die Waden reichen. Auch dieſe ſcheinen zwey Lares zu ſeyn, welches man vornehmlich an den aufgeſchürzten Kleidern merkt; zumahl dieſelben auch von dem *Perſius* Succincti, d. i. aufgeſchürzte, genannt werden; desgleichen ſind auch die Lorbeer-Kränze ein Zeichen derſelben.

Lares publici, oder öffentliche Schutz-Götter, waren die Bildniſſe der Laren, welche man an den Scheide-Wegen, wo eine Straße die andere durchſchnitt, hingeſtellt hatte; Penates publici aber waren die Schutz-Götter der Stadt, deren Anzahl unbeſtimmt iſt, und welches Männer von großen Verdienſten waren, als: Numa, Tutanus, Sancus, u. a. m. Da Schiffe gleichſam wie ſchwimmende Häuſer über das Meer fahren, ſo war es nicht ungereimt, daß auch dieſe ihre beſondere Schutz-Götter hatten; dieſe Lares marini, oder permarini, wie ſie *Livius*, l. 40, c. 52, nennt, waren mit den See-Göttern einerley, und man verſtand darunter den Oceanus, Tethys, Neptun, Caſtor und Pollux, Glaucus, Nereus, Panopea, Portumnus Phorcus, und Triton. Auch hatte man Lares rurales; das waren die 12 Dii ruſtici conſentes, und der Deus Terminus (19). Lares viales, waren die Dii viales, als: Jupiter, Apollo, Diana, Merkur, Herkules, ſ. Th. LXII, S. 357 und 651, fgg.

Die Alten hatten auch beſondere Behältniſſe oder Zellen, Lararia, worein ſie ihre Haus-Götter zu ſetzen pflegten; doch ſtanden in denſelben die Lares und Penates nicht allein, ſondern auch die Statüe ihrer Regenten, die ſie nach ihrem Tode unter die Götter rechneten, und anderer großen und berühmten Männer. Die Kaiſer hatten deren insgemein zwey, deren

(19) *Martial.* l. 3, epigr. 31. *Tibull.* l. 1, el. 1, v. 19.

das eine Lararium ſanctius oder interius, das andere aber das gemeine, Lararium ſecundum, oder exterius, hieß. In jenem hatte der Kaiſer Alexander Severus, wie *Lampridius*, Alex. Sever. c. 29 berichtet, zugleich nicht nur die löblichen vergötterten Kaiſer, den Apollonius, ſondern ſogar auch das Bild Christi (20) und des Erzvaters Abraham, und den Orpheus, denen er insgeſammt göttliche Ehre erwies; in eben dieſem Lararium ſoll ſich auch *Alexander Magnus* befunden haben (21); in dem andern aber hatte er, wie eben dieſer *Lampridius* c. 31, meldet, allerley ſonſt berühmte Männer aufgeſtellt, als: den Virgilius, (welchen er den Plato unter den Poeten nannte), den Cicero, Achilles, u. a. m. Der Kaiſer *M. Aurelius Antoninus Philoſophus* hatte auch ein beſonderes Lararium für allerley berühmte Leute, und zwar inſonderheit ſolche, welche, durch ihre Künſte und Wiſſenſchaften, ſich vor andern hervorgethan hatten; welchemnach kein Zweifel iſt, er werde auch noch ein anderes Lararium für ſeine Haus-Götter, oder Lares, gehabt haben. Hieraus erhellt zugleich, daß nicht alle die Bilder, welche ſich in den Lararien befanden, und von Wachs, Gold, Silber, Marmor ꝛc. waren (22), mit Hunds-Fellen seyn bedeckt geweſen, weil nähmlich nicht alle eigentlich Lares waren,

(20) Man darf ſich hierüber nicht verwundern; denn er hatte von Chriſto vieles gehört, wollte ihm ja auch, wie eben der *Lampridius* c. 43, meldet, einen Tempel bauen.

(21) S. auch *P. E. Jablonski* exercitatio, in den Miſc. Lipſ. Th. 4, n. 4.

(22) *Struv.* Antiq. rom. c. 1. *Juvenal.* Sat. 12, v. 88. *Petron.* c. 29. *Gruter.* inſcript. p. 174, n. 7.

T. TARENIVS. SABINVS. INTER. ALIA. HAEREDIBVS. LEGAVIT. LARES. ARGENTEOS. SEPTEM.

Sueton. Vitell. 2.

ten, deren Bilder ſich in einer ſolchen Zelle oder Kapelle befanden. Weil dieſe Bilder öfters in den Schlaf-Gemächern ſtanden, hießen ſie auch Imagunculae cubiculares (23). Römer, die keine beſondere Kammern zu ihren Haus-Göttern hatten, ſtellten ſie bloß in den Vorplatz, Atrio, ihres Hauſes, doch nicht in freyer Luft, daß ſie konnten beregnet werden, ſondern unter bedeckten Gängen oder andern Behältniſſen (24).

Large Fan, Large thick poſt, und Large thin poſt; engliſche Papier-Sorten; ſ. unter Papier.

Largezza, ein unter den Kaufleuten gebräuchliches italiäniſches Wort, welches in ſeiner Sprache den Ueberfluß andeutet. Alſo ſagen ſie: Es iſt Largezza auf unſerm Platze, d. i. es findet ſich viel Geld für Wechſel-Briefe. Siehe auch das Folgende.

Largo. 1. Ein ebenfalls unter den Kaufleuten gebräuchliches italiäniſches Wort, welches reich oder überflüſſig bedeutet, und ſagt der Kaufmann: ich bin Largo in Caſſa, d. i. meine Caſſe iſt wohl verſehen; oder: das Geld iſt largo, wenn auf einem Wechſel-Platze viel Geld vorhanden iſt, aber wenig Briefe. Hingegen wenn wenig Geld, und viel Briefe vorhanden, ſagt man, es ſey Strettezza, (auch ein italiän. Wort,) welches einen Mangel bedeutet, oder das Geld ſey ſtretto, d. i. ſparſam.

2. In der Muſik, verſteht man unter Largo die langſamſte Bewegung des Tactes, wo die Haupt-Töne der Melodie in feyerlicher Langſamkeit und gleichſam tief aus der Bruſt hergehohlt, auf einander folgen. Dieſe Bewegung ſchickt ſich alſo für Leidenſchaften, die ſich mit feyerlicher Langſamkeit äußern, für melancholiſche Traurigkeit und etwas finſtere Andacht. Um nicht langweilig zu werden, ſoll ein Largo

(23) *Sueton* Aug. 7. (24) *Ovid.* Faſt. l. 5, v. 145.

nur kurz ſeyn, weil es nicht wohl möglich iſt, mit dem äuſſerſten Grade der Aufmerkſamkeit, der hierzu erfordert wird, lange anzuhalten. Man ſetzt auch noch zum Largo, aſſai oder di molto hinzu, wodurch der höchſte Grad des Langſamen ausgedruckt wird. Larghetto aber bedeutet nicht zu langſam.

Lari, ſiehe **Larin**.

Larie, ein Vogel, deſſen **Pennant**, unter dieſer Benennung, bey Beſchreibung der Inſel St. Kilda erwähnt, und welcher auf der Inſel Helgoland Schütte genannt wird. Siehe **Schütte**.

Larin, Lar, Lari, Larine, Larrine, iſt in dem ganzen Oriente ſowohl eine wirklich geprägte und gangbare Münze, als auch eine Rechnungs-Münze. Was

1. **die wirklich geprägten Larins** betrifft, ſo iſt deren Geſtalt ganz ſonderbar, indem ſie nähmlich aus einem doppelten oder zuſammen gebogenen ſilbernen Drahte beſtehen, der ungefähr 2 Quer-Finger oder 1 Zoll lang, und ſo dick als ein Feder-Kiel, in der Mitte ein wenig platt geſchlagen, und mit einigen perſiſchen oder arabiſchen Buchſtaben gezeichnet iſt, welche an ſtatt des Bildniſſes oder Wapens des Fürſten, der ſie hat ſchlagen laſſen, dienen; ſiehe Fig. 3911 a). Die erſten Larins ſind in der Provinz und Stadt Lar oder Laar in Perſien (ſ. oben, S. 1.) geſchlagen worden, und daher haben ſie ihren Nahmen. Weil nun dieſe Münze ſowohl wegen ihrer innern Güte, als auch weil ſie nicht leicht verfälſchet werden konnte, indem ihr Werth im Gewichte, und gutem unverfälſchten Silber beſtand, ſehr angenehm war, und durch den ganzen Orient gäng und gebe ward, ſo folgten auch andere morgenländiſche Fürſten dem Beyſpiele des Königs von Lar nach, und ließen, mit Beybehaltung des erſten Nahmens, ebenfalls dergleichen Münzen ſchlagen; und daher kommt es, daß man Larins mit verſchiedenem Gepräge ſieht. Dem

innern Gehalte nach, ſind dieſe Larins ungefähr ſo viel werth, als: $11\frac{1}{4}$ Sol alten, oder 19 Sols neuen franzöſ. Geldes, nach unſerm Gelde aber etwa 6 Ggr.; ſie gelten aber nach dem jezigen Cours 12 alte, oder 20 neue franzöſ. Sols, und alſo nach unſerm Gelde ungefähr $6\frac{1}{2}$ Ggr., indem man nicht mehr als 5 Larins für 1 alten franz. Thaler von 60 Sols giebt (*). Man hat auch **halbe Larins**, die aus einfachem und platt geſchlagenem Silber-Draht beſtehen; *Fig.* 3911 b). Am gangbarſten ſind die Larins heutigen Tages in dem ganzen perſiſchen Meerbuſen, längſt dem Meerbuſen von Cambaya, und an einigen benachbarten Orten dieſer beyden Meerbuſen. Der perſianiſche König Schach Ismael ſoll ſie zum erſten aus einem rund gebogenen ſilbernen Bleche oder Drahte, worauf des Königs von Perſien Nahme und Bildniß zu ſehen war, haben ausprägen laſſen. Siehe auch im XXXIV Th. S. 664, Anm. 2.

2. Als eine Rechnungs-Münze, gilt der Larin eben ſo viel, als er gilt, wenn er als eine wirkliche Münze betrachtet wird. Ehemahls rechnete man im ganzen Oriente nach dieſer Münze. Es geſchieht auch noch an allen denen Orten, wo die Larins gäng und gebe ſind; wie auch an einigen Orten in Indien, wo man keine wirklich geprägte Larins mehr ſieht.

Lariſtan, eine Provinz in Aſien; ſ. **Lar**, oben, S. 1.

Larix, ſiehe **Lärche**, oben, S. 2, fgg.

Lärm, (der) oder der **Lärmen**. 1. Ueberhaupt, ein jeder lauter, beſchwerlicher Schall; imgleichen ein aus mehrern ſolchen Arten des Schalles zuſammen geſetztes

(*) Nach Hrn. Berg-Commiſſar. Roſenthal, (im 6 Th. des von ihm fortgeſetzten Jacobsſon'ſchen technolog. Wörterbuches, Berl. und Stett. 1793, gr. 4. S. 418,) wiegt die arabiſche Silber-Münze Larin, 100 holl. As; Gehalt 14 Loth 9 Gr., enthält fein Silber 91 holl. As, und iſt nach dem 20 Gulden-Fuß 6 Ggr. werth.

Getöſe; L. Rumor; Fr. Alarme, Bruit, Rumeur, Tintamarre, Vacarme. Wenn die Kinder ſpielen, ſo machen ſie oft einen großen Lärm. In den Trink-Geſellſchaften iſt immer vieler Lärm. Der Wind macht einen entſetzlichen Lärm. Vor dem Lärm der Kutſchen auf der Straße nicht zu ſich ſelbſt kommen können. Imgleichen heftiger Zank, Streit. Das wird einen Lärm geben.

2. In engerer Bedeutung, ein mit einem verworrenen Geſchreye verbundener Auf- oder Zuſammenlauf mehrerer. Wenn ein Feuer auskommt, ſo wird auf den Gaſſen Lärm. Daher Feuer-Lärm, der Lärm, wodurch eine ausgebrochene Feuersbrunſt verkündiget wird. Es entſteht ein Feuer-Lärm. Feuer-Lärm ſchlagen, bey den Soldaten, eine Feuersbrunſt durch den Trommelſchlag verkündigen. Lärm machen, einen ſolchen Auflauf durch ſein Geſchrey veranlaſſen. Lärm ſchlagen, oder blaſen, bey einer dringenden Gefahr die Soldaten oder Einwohner, vermittelſt der Trommel oder Trompete, eilfertig zuſammen berufen. Ein blinder Lärm, der bey einer vorgegebenen oder nicht vorhandenen Gefahr entſteht; Fr. faux-bruit.

Im Niederſ. und Dän. Larm. Gemeiniglich leitet man es von dem italiän. Rufe al arme her, wovon auch das Franzöſ. Alarme, Lärm, in der zweyten Bedeutung abſtammen ſoll. Allein, dieſe Ableitung ſcheint mehr witzig, als gründlich, zu ſeyn. Es iſt, allem Anſehen nach, eine Nachahmung des widerlichen lauten Schalles, wohin auch das im Hochdeutſchen veraltete lören, ein trauriges einförmiges Geſchrey machen, unſer plerren, und gewiſſer Maßen auch lehren, gehören; ſiehe die beyden leztern; daher man es auch eben ſo richtig Lerm als Lärm ſchreibt. Uebrigens nennt man einen Lärm in der erſten Bedeutung im Niederſ. auch Spalk und Unſtür, in Meißen aber Debs, Tebs (ſ. Toben), und lärmen, im Niederſ. rallen, ſpalken, döhnen, domineren, in Mei-

Weſen aber tebſen. In einigen Gegenden iſt es auch ungewiſſes Geſchlechtes, das Lärm.

Man muß die Wörter Lärm und Tumult von einander unterſcheiden. Das Wort Lärm ſcheint mehr ein großes Geſchrey oder Getöſe anzuzeigen, das Wort Tumult aber den Begriff einer größern Unordnung zu geben. Eine einzige Perſon kann ſchon Lärm machen; aber ein Tumult ſetzt voraus, daß mehrere beyſammen ſind. Leute, welche beym Trunk zuſammen luſtig ſind, machen oft großen Lärm; aber wo ein Tumult iſt, da iſt auch Uneinigkeit und Zwietracht. Wenn die Trinker anfangen, ſich zu zanken und zu ſchlagen, ſo entſteht aus dem Lärmen, ein Tumult. Man braucht daher bisweilen das Wort Tumult, an ſtatt des Wortes Aufruhr; z. B. die Janitſcharen haben oft zu Konſtantinopel einen Tumult erregt, und den Sultan abgeſetzt. Sie ſind allezeit zum Tumult geneigt, wenn ſie dabey ihren Vortheil finden.

Lärm-Glocke, diejenige Glocke, durch deren Anſchlag Lärm, d. i. ein plötzlicher Auflauf erreget wird; die Sturm-Glocke; ſ. im XIX Th., S. 167, f.

Lärm-Platz,)
Lärm-Stange,) ſ. im LIII Th., S. 294, fgg.

Lärm-Stücke, werden, in der Artillerie, diejenigen Stücke genannt, welche bey dem Artillerie-Park vor die erſte Linie geſtellet werden, aus welchen der Retraite-Schuß, und überhaupt alle Schüſſe, welche ein Zeichen abgeben ſollen, geſchehen. Sie werden aus der Linie der Kanonen in dem Artillerie-Park genommen; der dadurch entſtehende leere Platz aber wird mit ihren Protz-Wägen erfüllet.

Lärm-Zeichen, ſ. im LIII Th., S. 294, fgg.

Larme, ſiehe **Thräne**.

Lärmen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, einen Lärm machen, verurſachen, in der erſten Bedeutung des Haupt-Wortes. Wer lärmet ſo? Imgl. zanken, ſchelten, ſchreyen.

Daher der **Lärmer**, der da lärmet, doch nur im Scherze.

Lar-

Larmiers, ſiehe Augen = Adern, im III Th., S. 12.

Larneca, Larnica, Larnacho, eine Stadt mit einem Hafen auf der Inſel Cypern, wo Türken, griechiſche und lateiniſche Chriſten ihren öffentlichen Gottesdienſt haben. Sie iſt der Sitz vieler engländiſchen franzöſiſchen und venetianiſchen Kaufleute, die da ihre Conſuls haben. Nicht weit davon lag die alte Stadt Citium, heut zu Tage Chiti, die aber meiſtens aus Ruinen beſteht. Wegen der nahe gelegenen Salz-Teiche war ehemahls Larneca der ungeſundeſte Ort auf ganz Cypern; aber durch eine Waſſer = Leitung, die ein Türke anlegen ließ, iſt die Luft ſehr verbeſſert worden.

Larres, eine Münze, welcher man ſich in den maldiviſchen Inſeln bedient; 5 Larres thun einen Piaſter.

Larrine, ſiehe **Larin**, oben, S. 104

Larus, ſiehe **Mewe**.

1. **Larve** bey den Jägern und Vogelſtellern.

1. Eine eingeſchnittene Kerbe oben auf den Forkeln oder Stell = Stangen, worein die obere Leine des Jagd = Zeuges zu liegen kommt.

2. Ein eingeſchnittenes Gewinde an den Hefteln der Vogelſteller, oder mit einer Kerbe verſehene Hölzer, die Schlag = Stecken vermittelſt eines eiſernen Nagels in der Kerbe zu befeſtigen, und ſie mit den Vogel = Wänden auf und nieder zu ziehen.

In beyden Fällen auch die Lorve. Ohne Zweifel von leer, vacuus, ſo daß es überhaupt einen leeren ausgetieſten Raum bedeutet; oder dem alten Lar, ein Lager, weil dieſe Kerbe den Jagd = Leinen und Schlag = Stecken zum Lager dient.

2. **Larve**, aus dem Lat. Larua, welches einen Polter-Geiſt, oder auch ein vermummtes Geſicht, bedeutet.

1. In der Wapen-Kunſt, werden noch die Figuren auf den Helmen von Einigen **Larven** genannt.

2. In

2. In den bildenden Künſten, iſt die **Larve**, Fr. Masque, ein gemahltes oder geformtes menſchliches Geſicht von dem ganzen übrigen Körper abgeſondert. Man bedient ſich der Larven in den Mahler- und Bildhauer-Verzierungen. Die großen Larven von Bildhauer-Arbeit, nennt man Fratzen-Geſichter; ſiehe im XIV Th., S. 787.

In der Bau-Kunſt, werden Menſchen-Köpfe, oder Menſchen-Geſichter, die bisweilen an Schluß-Steinen der Gewölbe-Bogen ausgehauen werden, von den Italiänern Mascaroni, im Deutſchen **Larven** oder Masken genannt. Dieſer Zierrath hat, wie alle andere Zierrathen der Bau-Kunſt, ſeinen Urſprung in der Nachahmung einer alten Gewohnheit. Man findet nähmlich, daß bey verſchiedenen barbariſchen Völkern, wie bey den alten Galliern, diejenigen, welche einen Feind in der Schlacht erlegt hatten, deſſen Kopf hernach oben an ihren Haus-Thüren als ein Sieges-Zeichen angenagelt haben. Wie alſo die Schedel der Opfer-Thiere in den doriſchen Frieß aufgenommen wurden, (ſ. Th. IX, S. 432), ſo ſind auch die Larven entſtanden; und auf eine ganz ähnliche Weiſe die Tropheen von eroberten und an den Häuſern der Eroberer aufgehängten Waffen.

Uebrigens verdienen hier die Larven, welche an dem berliniſchen Zeug-Hauſe über die Fenſter an dem innern Hofe dieſes prächtigen und in der That ſchönen Gebäudes an ſtatt der Schluß-Steine angebracht ſind, eine beſondere Erwähnung. Sie ſind alle nach Modellen des großen und doch wenig berühmten **Schlüter** (*) gearbeitet, 21 an der Zahl, und ſtellen ſo

(*) Schlüter war ein eben ſo großer Baumeiſter, als Bildhauer, in Dienſten des Königs Friedrich I. in Preußen. In Berlin ſind, außer dem königl. Schloſſe, und einigen andern Gebänden von ſeiner Erfindung, noch vortreffliche Werke des Meiſſels vorhanden. Unter andern ſind die beyden

ſo viel Geſichter in der Schlacht ſterbender Perſonen mit ſolchem Leben und ſolcher Mannigfaltigkeit des leidenſchaftlichen Ausdruckes vor, daß jeder Kenner in Bewunderung derſelben geſetzt wird. Gewiß ſehr ſelten hat ein Bildhauer eine ſo philoſophiſche und moraliſche Idee mit einer ſo edeln Verzierung verbunden. Jedermann denkt bey einem Zeug-Hauſe zuerſt an die Macht eines Fürſten. Auch verzierte **Schlüter** das Zeug-Haus von außen mit allen Zeichen der Macht und des Sieges, mit allem, was die Gewalt eines großen Monarchen und der glückliche Erfolg des Krieges Glänzendes haben kann. Inwendig aber zeigte dieſer große Mann, in dem einſamen Hofe, von wenigen bemerkt, durch dieſe beynahe ächzenden Larven von Sterbenden, dem betrachtenden Zuſchauer, dieſer prächtige Pallaſt ſey ein Haus des Todes. Daß er dieſe vortreffliche Idee wirklich habe anzeigen wollen, wird, wenn man ſonſt daran zweifeln könnte, dadurch beſtätigt, daß er über der Hinter-Thür des Zeug-Hauſes, die Reue, das Haupt mit Schlangen umwunden, in einem allegoriſchen Bilde, vorgeſtellt hat. Der berühmte Hiſtorien-Mahler, Herr Director **Rode** in Berlin, hat dieſe Larven auf 21 Blättern in Kupfer geätzt herausgegeben; ſie ſind mit einem kurzen Vorbericht, unter dem Titel: Larven, nach den Modellen des berühmten Schlüters, von **B. Rode**, in kl. Folio herausgekommen. Einige derſelben ſtellt die Kupfer-Tafel, Fig. 3912, dar. Man kann auch Abgüſſe bey den Gyps-Gießern haben, doch ſind ſie ſchwer ſämmtlich zuſammen zu finden.

Noch

den in der berliniſchen Schloß- und Dom-Kirche ſtehenden Särge Friedrichs I., und ſeiner zweyten Gemahlinn, Denkmähler von großer Schönheit, die kein Kenner ohne Bewunderung und kein Künſtler ohne Nutzen betrachten wird.

Noch häufiger, 3. ein nachgemachtes inwendig hohles Geſicht, welches man zur Verſtellung ſeines wahren Geſichtes vor demſelben befeſtigt; ein künſtliches falſches Geſicht, oder eine Decke, mit welcher Manns- und Frauensperſonen ſich das Geſicht, zum Theil aber auch nur den Ober-Theil, als: Naſe und Augen, in verſchiedener Abſicht bedecken. Siehe Maske und Maskerade. Jemanden die Larve abziehen, auch figürlich, ihn, ſeiner Verſtellung ungeachtet, nach ſeiner wahren unlautern Art zu denken und zu handeln darſtellen. Die Larve wegthun, weglegen, aufhören ſich zu verſtellen. Unter der Larve der Gleichgültigkeit ſeinen Begierden nachhängen, unter einer angenommenen, verſtellten Gleichgültigkeit. Imgleichen, doch gleichfalls nur im verächtlichen Verſtande, das Geſicht in Anſehung ſeiner Geſtalt. Sie hat eine ganz hübſche Larve.

4. Ein ſcheußliches ungeſtaltes Geſicht, und eine Erſcheinung mit einem ſolchen Geſichte. Scheußliche Larven erſchienen, daran ſie ſich entſatzten. Weish. 17, 4. Im mittlern Lateine werden die Nacht-Geiſter häufig Larvae genannt.

5. In der Naturgeſchichte, wird ein Inſect vor der Entwickelung aller ſeiner Theile, d. i. ſo lange es noch eine Raupe iſt, eine Larve genannt; eine Raupe, als ein noch nicht völlig entwickeltes organiſches Geſchöpf betrachtet. Die wenigſten Inſecten behalten die gleiche Geſtalt, in der ſie zuerſt an das Licht gekommen ſind, ihr ganzes übriges Leben hindurch, ſondern ſie verwandeln ſich größtentheils zu wiederhohlten Mahlen, in beſtimmten Epochen ihres Lebens, und erſcheinen während dieſer Auftritte, oft in ganz verſchiedenen Geſtalten. Bey den meiſten hat die Verwandlung (Metamorphoſis) drey Stufen, nähmlich: vom Ey zur Larve, von der Larve zur Pup-

Puppe, und von der Puppe zum vollſtändigen Inſect. In der Geſtalt alſo, wie die Inſecten, die ſich einer Metamorphoſe unterziehen, zuerſt aus dem Ey kommen, heißen ſie Larven, (Larva, Raupe, Wurm, Engerling, Made, After-Raupe). In dieſem Zuſtande ſind ſie weich, ſaftreich und unfruchtbar, beſchäftigen ſich bloß mit Freſſen, und häuten ſich 3 bis 4, einige 8 bis 9 Mahl. Meiſt kommen ſie ſehr klein ans Licht, ſo, daß z. B. eine erwachſene Weiden-Raupe 72,000 Mahl ſchwerer wiegt, als da ſie eben aus dem Eye gekrochen war, dagegen wachſen ſie aber auch deſto ſchneller, ſo, daß z. B. die Maden der blauen Schmeiß-Fliege 24 Stunden nach dem Auskriechen ſchon 155 Mahl ſchwerer wiegen, als da ſie aus dem Eye kamen. Bey einigen Arten, wie bey den Schmetterlingen, May-Käfern ꝛc. hat die Larve Füße, die nach ihrer Anzahl verſchieden ſind. Der Kopf iſt mit Zähnen und Zangen, bisweilen mit ſtarkem Gebiß bewaffnet. Das Athemhohlen geſchieht durch Luftlöcher an den Seiten des Körpers, auch durch einige Röhren am Hintertheile des Leibes. Viele Inſecten leben als Larven im Waſſer, und in ihrem lezten Zuſtande in der Luft, und im Trocknen. Die Nahrung der Larven iſt nicht einerley. Oft iſt ſie von derjenigen, die das vollkommene Inſect zu ſich nimmt, ganz verſchieden. Wenn die Larven ſich häuten, ſo pflegt gemeiniglich oben auf dem Kopfe, auf dem Rücken, und auf dem Bruſtſtücke, die alte Haut zu platzen, nachdem ſchon eine neue unter derſelben gewachſen iſt. Das Thier ſtreift die alte Haut ab, und verändert mit der neuen oft ſeine Farben. Während der Häutungen ſind die Larven wirklich krank, enthalten ſich aller Speiſe, und viele ſterben dabey. Bey vielen behält die abgelegte Haut die vollkommene Geſtalt des Thieres, ſo, daß man alle Theile daran deutlich ſehen kann. Wenn die Larve ausgewachſen

iſt,

iſt, ſo verwandelt ſie ſich in eine andere Geſtalt, in welcher ſie die Puppe heißt, die nach ihrer verſchiedenen Beſchaffenheit, verſchiedene Nahmen bekommt: Chryſalide, Aurelie, Nymphe, Dattel ꝛc. Siehe im XXX Th., S. 190, fgg.

Larven-Schnecke, eine zur Gattung der Mond-Schnecken (Turbo *Linn.*) gehörige Art; die kleine Mond-Schnecke, Turbo perſonatus, teſta imperforata conuexa laeui, apertura diducta *Linn.* Holl. geſtippeld Maanhoorntje, hat keinen Nabel, einen convexen Bau, eine glatte Schale, und eine Mund-Oeffnung, die hinten einen Winkel bildet. Die Schale hat die Größe einer Nuß, iſt glatt, hat weder Dornen, noch Furchen, noch Streifen, oder Winkel, und iſt doch nicht ganz glatt; auf grauem Grunde hat ſie braune Puncte; ſie iſt mäßig convex und abgerundet, und hat die Geſtalt einer Nerite. Die Mundöffnung iſt faſt rund oder abgerundet, inwendig weiß mit einer ſilberfarbigen Einfaſſung; die Spindellefze iſt ausgedehnt, und bildet alſo einen Winkel.

Hrn. Superint. Schröter Einleit. in die Conchylienkenntniß, 2 B. (Halle, 1784, gr. 8.) S. 9, f.

Larvig, Larwig; ſiehe **Laurvig.**

Laſa, Laſcha, לשע, Λασα, 1 Moſ. 10, 19, in Paläſtina, nicht weit vom todten Meer, war wegen ſeiner warmen Bäder bekannt, deſſen Waſſer eine heilende Kraft und einen angenehmen Geſchmack hatte. Es hieß auch Kallirhoe, Καλλιροη.

Laſche, (die) im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein als ein Streifen oder Zwickel angeſetztes Stück beſonders an den Kleidungsſtücken und Hemden. Ein Mantel ohne Laſchen, bey den Schneidern, ein Mantel, der aus dem Ganzen geſchnitten iſt. Die Klappen an den Taſchen werden an manchen Orten von den Schneidern **Laſchen,** an andern aber Patten, ge-

genannt. Am häufigſten kommt dies Wort bey den Schuſtern vor, wo es ein viereckiges Stück Leder iſt, welches an das Ober-Leder der Schuhe, da wo die Schnalle zu ſitzen kommt, angeſetzt wird; Fr. Oreille de ſoulier; in Lübeck die Pläuße. **Selbſtwachſende Laſchen**, nennt der Schuſter die Laſchen an den Schuhen, die nicht angeſtückt, ſondern aus dem vollen Leder gemacht ſind.

Im Niederſ. Laske, im Schwed. Laska.

In einem etwas andern Verſtande iſt die **Laſche** bey den Schuſtern, eine Naht, welche nicht aus ganz zerſchnittenen Stücken, ſondern nur aus einem leicht eingeſchnittenen oder halb durchgeſchnittenen Leder gemacht wird.

Bey den Zimmerleuten und im Schiffbaue, iſt die **Laſche** ein Einſchnitt in ein Stück Bau- oder Zimmer-Holz, vermittelſt deſſen daſſelbe in einen ähnlichen Einſchnitt eines andern Stückes eingefüget wird.

Bey dem Schleuſen- und Siel-Bau, diejenigen eichenen Bohlen, welche Einige unter jedes Par Thüren, vor und an den Grund-Balken mit ſtarken und gehackten eiſernen Nägeln befeſtigen laſſen, um auch dadurch noch alles Durchdringen des Waſſers hinter und unter den Thüren zu verhüten. Sie werden an der Schluß-Seite (d. i. an der Seite, wo ſie unmittelbar an den Grund-Balken kommen), vorher mit Theer und Pech beſchmiert, auch wird Mos dazwiſchen gelegt. Einige nennen die Laſchen auch Schalwerk, weil ſchalige Bohlen oder Schal-Stücke dazu hinreichen.

Bey dem Mühlenbau, diejenigen Stücke Holz oder Bohlen, die über dem Wechſel zweyer Kranz-Stücke an einem Waſſer-Rade zu liegen kommen, und mit hölzernen Nägeln auf dem Kranze befeſtiget werden, und alſo den Wechſel der Kranz-Stücke oder die Zuſammenfügung verſtärken und befeſtigen.

Daher werden die 3 Fuß langen Breter, die nach dem Zirkel des Rades ausgeſchnitten, und von beyden Seiten, da wo zwey Kränze oder Felgen eines Rades zuſammengezapft ſind, aufgenagelt werden, um die Verzapfung zu befeſtigen und haltbarer zu machen, **Laſchen-Breter** genannt.

Bey dem Schiffbau, nennt man **Laſchung**, eine Zuſammenfügung der Planken eines Schiffes. Man ſägt jede auf die Hälfte ihrer Dicke 15 Zoll von ihrem Ende ein, ſchlägt die abgeſägten halben dicken Stücke an beyden Enden herunter, und heftet ſie hernach zuſammen, ſo daß die Verkleidung jezt gleich dick iſt. Ueberhaupt nennt man **Laſchung**, jene doppelten oder ſpaniſchen Hacken, und die Verbindung ſolcher Verband-Stücke, welche einander verlängern, z. B. der Stücke, die den Kiel eines Schiffes ausmachen. Sie iſt völlig einerley mit derjenigen, welche die Land-Zimmerleute bey Verlängerung liegender Stücke z. B. der Schwellen, Wand-Rahmen ꝛc. gebrauchen, nur daß die Schiff-Zimmerleute ſie gemeiniglich länger zu machen pflegen, als die Land-Zimmerleute, theils um ſie deſto beſſer durch Verholzungen an ſich, theils auch gegen die zunächſt gegen die Laſchung bindenden Stücke verbinden zu können. Der Regel nach, ſoll jede Laſchnng wenigſtens 3 Mahl ſo lang ſeyn, als die Höhe der Stücke, welche dadurch verbunden werden.

Bey dem Bergbau, nennt man **Laſchen**, 1. drey Zoll ſtarke Pfoſten, die am Kranz- und Kunſt-Rade, wo die Kranz-Stücke in einander greifen, aufgenagelt werden; ſie ſind in der Mitte $1\frac{1}{2}$ Zoll tief ausgenommen, als ſo breit die Arme ſind, die ſie mit ihren Köpfen faſſen. Es ſind **Haupt-Laſchen** und **Helf-Laſchen**; jene liegen auf den Köpfen der Haupt-Arme, dieſe auf den Köpfen der Helf-Arme. 2. Der Einſchnitt in die Hölzer, welche kreuzweiſe

über einander zu liegen kommen, oder beym Wechſel zweyer Stücke zuſammen geſchoben werden, damit ſie in einander greifen und an einander befeſtiget werden; Fr. la Coupe.

Man kann dieſes Wort ſowohl zu dem Oberdeutſchen Bletz, ein Lappen, Flicken, als auch zu Leiſte, Litze, ſo fern es einen ſchmahlen Streif bedeutet, als endlich auch zu der lezten Hälfte des Zeit-Wortes verletzen, ſo fern damit auf den gemachten Einſchnitt geſehen wird, rechnen; welche leztere Ableitung die wahrſcheinlichſte iſt. Siehe Anlaſchen, im folgenden Artikel.

1. **Laſchen**, das Zeit-Wort von dem vorigen Haupt-Worte. 1. Laſchen anſetzen, mit Laſchen verſehen. Einen Schuh laſchen. 2. Mit einer in halb eingeſchnittenes Leder gemachten Naht verſehen. Lederne Handſchuhe oder Beinkleider laſchen; ſ. Th. XXI. S. 459. Imgl. bey den Zimmerleuten, vermittelſt zweyer Einſchnitte zuſammen fügen. Daher die **Laſchung**, ſ. oben, S. 115.

Anlaſchen, im Forſtweſen, einen Baum anlaſchen, d. i. ein Stück von der Rinde weghauen, um ihn mit dem Wald-Hammer zeichnen zu können, welches auch anplätzen und anſchalmen genannt wird. Siehe auch im II Th. S. 194.

2. **Laſchen**, ein Zeit-Wort, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich iſt, derb ausprügeln, beſonders mit einem ledernen Riemen ſchlagen, wofür in manchen Gegenden auch **kalaſchen** üblich iſt.

Im Engl. iſt laſh und ſlaſh gleichfalls mit Ruthen hauen. Entweder von ſchlagen, oder auch von dem Engl. Leaſh, Franz. Leſſe, Span. Lazo, ein Riemen, ein Seil. Siehe Litze.

Laſe, (die) ein irdenes bauchiges Gefäß von unbeſtimmter Größe, mit einem Henkel und einer Dille, allerley flüſſige Sachen darin eine Zeitlang aufzubehalten. Eine **Waſſer-Laſe**, Trink-Waſſer darin zu hohlen

und

und aufzubehalten. Eine Bier-Laſe, Wein-Laſe, Bier oder Wein darin aus dem Keller zu hohlen.

Im Oberdeutſchen Loſe, Looskanne, Laſſe, Laß-Kanne. Der Begriff des hohlen, leeren Raumes ſcheint in dieſem Worte der herrſchende zu ſeyn, ſo daß es mit Flaſche, Klauſe, Schleuſe, welche ſich nur durch die Präfixa unterſcheiden, dem ſchleſiſchen Luſche, eine Pfütze, und andern Eines Geſchlechtes iſt. Im mittlern Lat. iſt Laſſanum, ein thönernes Geſchirr in einem Nacht-Stuhle und Loſſa, Span. Loza, ein irdenes Gefäß.

Laſer foetidum, ſ. ſyriacum, ſiehe Teufelsdreck.

Laſerkraut, Laſerpitium, iſt nicht nur die Benennung, unter welcher *Lacuna* die Garten-Engelwurz, *Plinius* das Laſerkraut der Alten, *Pena*, *Lobel* und *Dalechamp*, das franzöſiſche Laſerkraut, *Anguillara* und *Gerard* aber den gemeinen Liebſtöckel verſtehen, ſondern auch bey den meiſten neuern Schriftſtellern eine Gattung doldentragender Pflanzen mit 5 Staubfäden und 2 Staubwegen; die Dolde beſteht aus vielen ausgebreiteten Aeſten, und zeigt eine allgemeine, auch beſondere kleine, gemeiniglich vielblätterige Hülle; alle Blümchen ſind einander ähnlich, und die 5 herzförmigen, einwärts gebogenen Blumenblättchen ebenfalls von gleichem Anſehen. Die Frucht beſteht aus zwey großen, länglichen, auf der einen Seite platten, auf der andern mit 4 Flügeln beſetzten Samen. Linné hat folgende 10 Arten.

1. Breitblätteriges Laſerkraut, mit herzförmigen und eingeſchnittenen oder ſägenartig gezahnten Blättchen; Laſerkraut mit breiten Blättern, die Lappen haben; weißer Enzian; weiße oder große Hirſchwurzel; Elaphoboscum album *Lonic.* Libanotis alba *Geſn. Theod.* Libanotis minor *Gerard.* Libanotis latifolia altera ſ. vulgatior *C. B.* Cervaria alba *J. B.* Seſeli aethiopicum *Matthiol. Fuchſ. Turner. Lacun. Dalech. Cluſ.* Seſeli herba *Dod.* Seſeli primum *Traj.* Laſerpitium

tium *Rivin.* Laſerpitium latifolium vulgatius, ſeminis alis planis *Moriſ.* Laſerpitium foliis latioribus lobatis *Tourn,* Laſerpitium latifolium, foliolis cordatis inciſo-ſerratis *Linn.* Laſerpitium foliis cordatis inciſis *Hall.* Laſerpitium commune, foliolis oblongo-cordatis inciſo-ſerratis *Mill.* Broad-leaved Laſer-Wort *Hanb.* Es wächſt in ganz Europa in trocknen Wäldern und auf Bergen wild, und iſt eines der größten von den einheimiſchen Dolden-Gewächſen, welches ſowohl mit den anſehnlichſten Blättern verſehen iſt, als auch, wenn es einige Jahre erreicht hat, und in einem guten, lockern, feuchten Boden ſteht, armdicke weiße Wurzeln über 2 Fuß tief treibt, und auf ſechs- bis achtfußigen ſtarken Stängeln im Sommer die größten weißen Blumendolden trägt. Auf Bergen, und wo der Grund ſchlecht iſt, bleibt es viel kleiner, daher Hr. v. Haller die Höhe des Stängels nur 1 bis 2 Fuß hoch angiebt. An den Knoten ſitzen große Blätterſcheiden, und die Blätter ſelbſt ſind groß, doppelt gefiedert, und beſtehen aus 4 Par Flügeln, und jeder davon aus 5 oder 3 Lappen. Dieſe oder die Blättchen ſelbſt ſind ſteif, ſchief, bläulich angelaufen, herzförmig und ſägeförmig eingekerbt, die Randzäckchen laufen gleichſam in eine Granne aus. Der breite Blumenſchirm hat eine allgemeine und beſondere Hülle; jene beſteht gemeiniglich aus 8 breiten, lanzenförmigen Blättchen; dieſe aus viel ſchmählern. Die Frucht iſt mit 8, und jeder Same mit 4 erhabenen Flügeln, der Länge nach, beſetzt; dieſe Flügel ſind zuweilen glatt, zuweilen kraus; und einige Schriftſteller haben daraus zwey verſchiedene Arten machen wollen. Die Blumen kommen im Jun. und Jul. zum Vorſchein, und die Samen werden im Sept. reif. Die Wurzel iſt gewürzhaft, ſcharf, erhitzend und etwas bitter, und in den Apotheken, unter dem Nahmen weißer Enzian, Radix

Radix gentianae albae, bekannt. Sie wird öfters fälſchlich für Turbithwurzel verkauft. Viele Schriftſteller der Materia medica führen ſie gar nicht an. Linné, (Mat. med. p. 199) und einige Andere haben ſie aufgenommen. Sie wird zwar ſelten gebraucht, verdient aber alle Achtung. Der Geſchmack verſpricht viel, und die helvetiſchen Bauern halten ſie für ein gutes Arzneymittel (*). Schulz (**) nennt ſie — wofern man ſich auf den Nahmen verlaſſen kann, und er nicht etwa Athamanta Ceruaria *Linn.* (Hirſchheil) meint, — ein Alexipharmacum. Sie ſoll den Magen ſtärken, und die monathliche und Kindbetterinn-Reinigung treiben. Vogel (***) ſagt, ſie werde bey manchen Krankheiten des Viehes häufig gebraucht. Man pflegt dieſe Pflanze auch, wie die übrigen Arten des Laſerkrautes, in den Gärten zu unterhalten, und wie ich weiter unten zeigen werde, zu erziehen.

2. **Dreylappiges Laſerkraut**, mit dreylappigen und eingeſchnittenen Blättern, Libanotis latifolia, aquilegiae folio *C. B.* Liguſticum Rauwolfii, foliis aquilegiae *J. B.* Angelica foliolis tripartitis, lobis ſuperne inciſis obtuſis *Royen.* Laſerpitium trilobum, foliolis trilobis inciſis *Linn.* Laſerpitium foliis imis rotunde lobatis, vaginalibus linearibus trifidis *Hall.* Trilobate Laſer-Wort *Hanb.* Es wächſt auf dem Berge Gargano im Königreiche Napoli, und auf einigen ſchweizeriſchen Gebirgen wild. Die Wurzelblätter ſind groß, auf langen Stielen, auf dem Boden umher ausgebreitet, aus mäßig breiten, ſtumpfen, dreylappigen, an den Enden eingeſchnittenen, blaßgrünen Blättchen zuſammengeſetzt, denen der Aquilegia nicht unähnlich, jedoch

(*) *Haller* hiſt. ſtirp. helv. n. 792. (**) Mat. med, p. 361.
(***) Mat. med. p. 399, und Ph. Heluet. p. 77.

doch größer. Der Stängel iſt aufrecht, ſteif, äſtig, 3 bis 4 F. hoch. Die Blumen ſitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in flachen Dolden, ſind klein, weißlich, und kommen im Jun. und Jul. zum Vorſchein. Die Samen werden im Aug. und Sept. reif.

3. **Frazöſiſches Laſerkraut**, mit keilförmigen und gabelförmigen Blättchen, Laſerpitium e regione Maſſiliae allatum *J. B.* Laſerpitium foliis anguſtioribus dilute virentibus, coniugatim diſpoſitis *Raj.* Laſerpitium foliolis ramuloſis ſeſſilibus *Royen.* Laſerpitium lato, glauco, ſplendente, trifido folio, flore albo, vmbella ſphaerica *Hermann.* Laſerpitium lobis anguſtioribus dilute virentibus, plurifariam diuiſis *Moriſ.* Laſerp. maſſilioticum *Theod.* Laſerp. ſelinoides, ſemine criſtato laeui *Pluken.* Laſerp. gallicum, foliolis cuneiformibus furcatis *Linn.* Great Laſer-Wort *Hanb.* Es iſt in dem mittägigen Theile von Europa zu Hauſe. Die Wurzelblätter ſind groß, umher ausgebreitet, aus zahlreichen, keilförmigen, am Ende gabelförmigen, hellgrünen Blättchen zuſammengeſetzt. Der Stängel iſt rund, ſteif, geſtreift, 6 bis 8 F. hoch, mit einigen wenigen an den Gelenken wechſelweiſe ſtehenden Blättern. Die Blumen ſitzen auf den Enden und an den Seiten der Zweige, in großen Dolden, ſind mäßig groß, weiß oder gelb, und erſcheinen im Jul. Die Samen ſind gelblich, und werden im Sept. reif.

4. **Schmahlblätteriges Laſerkraut**, mit lanzenförmigen, glattrandigen und feſt aufſitzenden Blättchen; **Laſerkraut** mit einem ſehr ſchmahlen länglichen Blatte; Laſerpitium anguſtifolium majus, ſegmentis longioribus & indiuiſis *Moriſ.* Laſerp. foliis longioribus dilute virentibus coniugatim poſitis *Pluken.* Laſerp. folio anguſtiſſimo & oblongo *Tourn.* Laſerp. folio anguſto multifido, flore albo,

bo, alis ſeminum planis *Boerh.* Laſerp. foliolis lanceolatis integerrimis ſeſſilibus *Linn.* Narrow-leaved Laſer-Wort *Hànb.* Es wächſt im ſüdlichen Europa. Die Wurzelblätter befinden ſich auf langen Stielen, welche zu ſchwach ſind, ſie aufrecht zu tragen, daher die unterſten auf dem Boden liegen; ſie ſind aus lanzenförmigen, glattrandigen, ungeſtielten, Blättchen zuſammengeſetzt. Der Stängel iſt rund, geſtreift, hohl, äſtig, 4 bis 5 F. hoch. Die Blumen ſitzen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, ſind mäßig groß, und kommen im Jul. hervor. Der Same wird im Sept. reif.

5. **Preußiſches Laſerkraut,** mit lanzenförmigen und glattrandigen Blättchen, deren die äuſſerſten zuſammengewachſen ſind; falſche oder kleine Hirſchwurzel; falſche Mohrrüben; Laſerpitium daucoides prutenicum, viſcoſo ſemine *Breyn.* Laſerp. foliis radicalibus patentiſſimis *Royen.* Laſerp. minus *Rivin.* Laſerp. prutenicum, foliolis lanceolatis integerrimis, extimis coalitis *Linn.* Daucoide Laſer-Wort *Hanb.* Es wächſt im gemäßigten Wieſengrunde, auch zuweilen in den Heiden, in Preußen, in der Mark Brandenburg, und in Sachſen, wild. Die Wurzel iſt zweyjährig. Der Stängel, inſonderheit am untern Theile, iſt mit weißen Haaren beſetzt. Die Blätter haben viel ähnliches mit dem giftigen Wüterich (Cicuta viroſa), und ſind an dem Stiele und den Rippen haarig. Die Blättchen ſind keil- oder lanzenförmig, federartig eingeſchnitten, und die äuſſerſten unter einander verwachſen. Die weißen Dolden haben einen unangenehmen Geruch, werden aber doch, des Wachſes und Honigs wegen, von den Bienen ſtark beſucht. Die Samen ſind klebrig, ein wenig haarig, gewürzhaft, und werden im Sept. reif.

6. **Laſerkraut**, mit oval-lanzenförmigen, glattrandigen und geſtielten Blättern; Roß-Kümmel, Berg-Siler, Seſelkraut; kretiſcher Seſel; Siler montanum *Dod.* Liguſticum, quod Seſeli officinarum *C. B.* Laſerpitium Siler foliolis ovali-lanceolatis integerrimis petiolatis *Linn.* Laſerp. foliis duplicato-pinnatis, pinnulis integerrimis lanceolatis ſimplicibus & ternatis, ſ. Laſerpitium pinnis petiolatis tripartitis, laciniis longe ellipticis *Hall.* wächſt auf Feldern und Bergen im ſüdlichen Europa, z. B. in der Schweiz, um Genf und Piſa, hat eine ausdauernde, ſtarke, in Zweige getheilte, und oberwärts mit Borſten beſetzte Wurzel; einen ſtarken, 4 bis 5 F. hohen, zweigigen Stängel, und große, dreyfach gefiederte Blätter; an den kleinen Zweigen der Haupt-Rippe des Blattes hängen, vermittelſt kleiner Stielchen, einander gegenüber geſtellte, bläuliche grüne, längliche, an beyden Enden ſpitzige, meiſtentheils völlig ganze, zuweilen in 3 Lappen getheilte Blättchen; inſonderheit findet man bey dem lezten, womit das ganze Blatt ſich endigt, und an den oberſten Blättern des Stängels dergleichen Einſchnitte, welche auch Hr. v. Haller für das Kennzeichen bey dieſer Art angenommen hat. Der Blumenſchirm hat ſowohl eine allgemeine, als beſondere Hülle, welche aus vielen Blättchen beſteht. Der Blumen-Schirm iſt ſehr groß und breit. Die Blumenblätter ſind weiß, einwärts gebogen, herzförmig, und einander ähnlich. Die Frucht iſt eyförmig, und der Länge nach mit 8 krauſen Erhebungen beſetzt. Der Same iſt länglich, gereift, hat eine Krone, und einen ſtarken gewürzhaften Geruch; er wird zwar nicht gebraucht, übertrifft aber viele andere Samen an gewürzhaftem Weſen. In den Apotheken trifft man ihn zuweilen unter dem Nahmen des kretiſchen Seſeli an; er liefert durch die Deſtillation ein weſentli-

ches

ches Oehl, welches wie Kümmel riecht, und eine blaue Farbe hat. In Braunſchweig braucht der gemeine Mann dieſen Samen bey Mutter-Beſchwerden (*); er iſt überhaupt ehemahls häufig als ein Mittel gebraucht worden, welches auf den Urin und die monathliche Reinigung treibt. Die Wurzel iſt ebenfalls wirkſam, und noch heißer als der Same, woraus auch ein wohlriechendes Harz quillt; die Alpen-Bewohner bedienen ſich ihrer unter andern auch bey Zahn-Schmerzen, da ſie den Speichel lockt.

7. **Haarſtrang- oder Roßfenchel-artiges Laſerkraut**, mit gleichbreit-lanzenförmigen, aderichtgeſtreiften und unterſchiedenen Blättchen; Laſerpitium exoticum, lobis anguſtiſſimis integris *Pluken.* Laſerp. peucedanoides, foliorum ſegmentis anguſtiſſimis *Seguier.* Laſerp. peucedanoides, foliolis lineari-lanceolatis, venoſo-ſtriatis diſtinctis *Linn.* Peucedanoide Laſer-Wort *Hanb.* Es wächſt im Thale Vaccaria am Baldus-Berge. Die Wurzel-Blätter ſind aus vielen ſtrich-lanzenförmigen, aderichtgeſtreiften, von einander abgeſonderten Blättchen zuſammengeſetzt, und ſtehen auf langen Stielen; die untern Blätter liegen auf der Erde. Der Stängel iſt aufrecht, ſteif, äſtig, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen erſcheinen auf den Enden der Pflanze, in Dolden, im Jul. Der Same wird im Sept. reif.

8. **Gertenkraut- oder Steckenkraut-artiges Laſerkraut**, mit gleichbreiten Blättchen, Laſerpitium ferulaceum foliolis linearibus *Linn.* Cachrys orientalis, ferulae folio tenuiore, fructu alato plano *Tourn.* Oriental Laſer-Wort *Hanb.* Sein Vaterland iſt der Orient. Die Blätter ſind auf eine ſehr ſchöne Weiſe mehr als 2 Mahl zuſammengeſetzt, und haben ſtrichförmige, ſchmahle, lockere, doch ſehr zier-

(*) *Lange* Brunſuic. dom. p. 79.

zierliche Blättchen. Der Stängel iſt aufrecht, ſteif, hohl, 5 bis 6 F. hoch. Die Blumen zeigen ſich auf den Enden der Pflanze, in großen flachen Dolden, im Jul. Die Samen haben flache Flügel, und reiſen im Herbſte.

9. **Hartblätteriges Laſerkraut**, deſſen Blätter ſchief herzförmig, und deſſen Blattſtiele zottig ſind; **Panaxkraut**; Panaces peregrinum *Dod.* Paſtinaca oluſatri folio *Boerh.* Laſerpitium Chironium, foliolis oblique cordatis, petiolis hirſutis *Linn.* Montpelier Laſer-Wort *Hanb.* Man findet es bey Montpellier. Die Blätter ſind aus ſchief herzförmigen, ſtumpfen, auf ſteifborſtigen Stielen ſtehenden Blättchen zuſammengeſetzt, und den Blättern der Paſtinaca Opopanax *L.* nicht unähnlich. Der Stängel iſt aufrecht, rund, geſtreift, mit wechſelweiſe ſtehenden Blättern. Die Blumen zeigen ſich, etwa im Jul., in Dolden. 6 Wochen nach dem Verblühen, werden die Samen reif.

10. **Einfaches Laſerkraut**, mit einem nacketen und blattloſen Blumenſchafte, gefiederten und in viele gleichbreite und ſpitzige Abſchnitte zerſpaltenen Blättern, und einer halbkugelrunden Blumendolde; Laſerpitium ſimplex, ſcapo nudo aphyllo, foliis pinnatis multifidis linearibus acutis, vmbella ſemigloboſa *Linn.* Laſerp. foliis multifidis lanceolatis, radiis vmbellae trifidis *Hall.* iſt auf den oeſtreichiſchen Alpen zu Hauſe. Die Abſchnitte ſeiner Blätter ſind ſehr ſchmahl und eingeſchnitten.

Die zu der Gattung des Laſerkrautes gehörenden Arten, ſind insgeſammt dauerhafte, perennirende, mit großen, tief eindringenden Wurzeln verſehene Pflanzen, die ſich durch die Cultur, und nach der Beſchaffenheit des Bodens zu verändern, und in einem ihnen anſtändigen Boden 2 bis 3 Fuß höhere Stängel zu treiben pflegen, als in einem ihnen nicht ſo anſtän-

ſtändigen Boden. Man ſäet den Samen im Herbſte, ſo bald er reif iſt, in einen fetten, leichten, zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden, und zwar ſo, daß man auf jede 3 F. weit, einen bis ins Frühjahr zum Zeichen ſtehen zu laſſenden Stecken einſtecke, und bey jedem einige Samenkörner lege; ziehe das im folgenden Frühjahre mit den Pflanzen zugleich aufgehende Unkraut, und bald nachher auch auf jeder Stelle die überflüſſigen Pflanzen auf, und laſſe bey jedem Stecken nur Eine, und zwar die beſte Pflanze ſtehen, weil die Pflanzen in einem guten und zwey Spaden-Stiche tief gegrabenen Boden nicht näher, als 3 F. weit von einander, ſtehen dürfen. Die ausgezogenen überflüſſigen Pflanzen kann man zwar wohl auf ein anderes Beet pflanzen; wenn man aber vom Anfange an, Raum genug hat, ſo iſt es beſſer, alle Pflanzen nach der jezt gegebenen Vorſchrift zu ziehen, und ſie unverpflanzt ſtehen zu laſſen, weil ſie große und lange Wurzeln haben, welche beym Verpflanzen leicht abbrechen und Schaden leiden, und die Pflanzen dann, wenn ſie auch nur im geringſten verlezt ſind, im Wachsthume geſtöret werden; eine ſolche verſezte Pflanze auch nie eine ſolche Größe erreicht, noch einen ſolchen ſchwelgeriſchen und ſchönen Wuchs annimmt, als eine nicht verſezte Pflanze. Eine Bemerkung, die bey den meiſten Pflanzen mit dicken, ſich weit ausbreitenden, und tief eindringenden Wurzeln, ihre Anwendung findet. Die nun nach jener Vorſchrift auf jede 3 F. weit ſtehen gebliebenen Pflanzen halte man den ganzen Sommer über vom Unkraute rein, und grabe den Boden zwiſchen ihnen im Herbſte um. Im folgenden Sommer kommen ſie zur Blühte; und wenn der Same reif iſt, ſo ſterben die Stängel ſogleich bis auf die Wurzel ab, treiben aber im nächſten Früh-Jahre aufs neue hervor. Man ſchneide alſo die Stängel in jedem Herbſte dicht über der Erde ab, grabe

als-

alsdann auch den Boden zwiſchen ihnen um, und halte ſie alle Sommer mit der Hacke vom Unkraute rein. Auf dieſen drey Puncten beruhet ihre ganze Wartung. Die zuvor genannten 3 Fuß ſind nur eine Mittel-Zahl, und nicht nach dem Buchſtaben zu nehmen, ſondern die größten Arten müſſen 4 Fuß weit Raum haben, da hingegen für die kleinſten Arten 2 bis 2½ Fuß hinreichend ſind.

Laſiren, ſiehe **Laßiren**.

Laskars, indianiſche Seeleute, welche von einem Orte in Oſt-Indien zu dem andern die Schiffe führen. Bisweilen werden ſie, wenn es den Schiffen an europäiſchen Matroſen fehlt, nach Europa mitgenommen; welches aber ſehr beſchwerlich iſt, weil ſie, vermöge ihrer Religion, kein Fleiſch eſſen, und ihre Gemüſe und Gewächſe ſelbſt, in eigenen Gefäßen, kochen.

Laski, in Rußland, die Wieſel-Felle, welche beſonders aus St. Petersburg verführt werden. Siehe Wieſel.

Laß, ein Bey- und Neben-Wort, laſſer, laſſeſte, der zu den gewöhnlichen Verrichtungen gehörigen Kräfte des Leibes, und Luſt und Munterkeit des Gemüthes beraubt; träge, matt, müde, kraftlos. Du haſt laſſe Hände geſtärket, Hiob 4, 3. Daß man allezeit beten und nicht laß werden ſollte, Luc. 18, 1. Jmgl. eine fehlerhafte Abneigung vor der Bewegung oder Arbeit habend, faul. Ein laſſer Arbeiter. Jn beyden Fällen iſt es in dem gemeinen Sprach-Gebrauche der Hochdeutſchen fremd, daher es nur noch in der edlern und höhern Schreib-Art gebraucht wird. Siehe **Läſſig**.

Bey dem Notker, der es noch für langſam, ſpät, Niederſ. laat, braucht, lazzo, bey dem Winsbeck, für träge, las, im Niederſ. laaſſam, läſig, löſig, im Engl. lazie, im Schwed. lodsker, lat, im Isländ. latur, im Angelſ. lact, im Bretagniſchen lasſg, im Finnländ. loi, laiſca, im Franz. las und lache, im Ital. laſſo, im Lat. laſſus.

Jm

Im Hebr. iſt חלש, ſchwächen, entkräften. Es ſcheint mit dem Zeit-Worte laſſen, ſinere, Laſt und lezte verwandt zu ſeyn.

Daher Laßheit, der Zuſtand, da man laß iſt, in allen Bedeutungen dieſes Wortes.

Laß, Laſſe, (der) eine noch in vielen Gegenden Deutſchlands übliche Benennung einer Art zinspflichtiger Unterthanen, deren Einſchränkung und Zuſtand aber nicht an allen Orten gleich iſt. Im mittlern Lat. Laſſus, im Niederſ. **Late.**

Daher ein **Laß-Gut,** ein Gut, welches von einem Laſſen beſeſſen wird; der **Laß-Herr,** der Eigenthums- und Grund-Herr eines ſolchen Gutes; der **Laß-Zins,** der Zins, welcher ihm von dem Laß-Gute gebührt; **laß-pflichtig,** dazu verpflichtet; die **Laß-Bank,** der Gerichts-Hof der Laſſen, bey welcher ſich ein **Laß-Richter** nebſt mehrern **Laß-Schöppen** befinden.

Die Abſtammung dieſes alten Wortes iſt ungewiß. Die gemeine Meinung iſt, daß die Laſſen oder Laten ihren Nahmen von laſſen haben, weil man ſie als die ehemahligen Einwohner, nach der Eroberung des Landes, der harten Sclaverey gegen einen gewiſſen Zins entlaſſen oder losgelaſſen, bald aber auch, weil man ſie im Lande, nach deſſen Eroberung, gelaſſen hat; oder wie Hr. von Ludwig in Jure client. p. 226. meint, weil ſie der Haus-Dienſte erlaſſen und zum Ackerbau gewidmet worden ſind. Dieſe Ableitung von laſſen verwirft *Gundling*, in diſſ. an nobilitet Venter, c. 2, §. 3, zwar, ſetzt aber eine noch weniger wahrſcheinliche an deren Stelle, indem er nähmlich meint, daß ſie von löſen ihren Nahmen hätten, weil ſie nähmlich einen gewiſſen Zins oder eine Löſung bezahlen mußten, und wären alſo Laſſen ſo viel als zinsbare Leute. Noch andere Gedanken von der Abſtammung und eigentlichen Bedeutung dieſes Wortes, findet man bey Wachter, im Gloſſario, welcher es von dem Angelſächſ. læſſa, d. i. der geringſte (womit das engländ. Wort leſs, kleiner, geringer, übereinkommt,) herleitet, weil die Knechte die geringſten im State wären.

Man

Man findet in verſchiedenen deutſchen Staten z. B. Pommern, in einigen Provinzen der Mark Brandenburg, im Cleviſchen, und in andern weſtphäliſchen Ländern ꝛc. eine Art von Bauer-Gütern, welche **Laß-Güter** oder **Laten-Güter** genannt werden. Da dieſe Güter nicht an allen Orten von einerley Natur, Beſchaffenheit und Einrichtung ſind, ſondern hin und wieder vieles von andern Orten von Bauer-Gütern angenommen haben, ſo läßt ſich nicht wohl eine allgemeine und auf alle Länder paſſende Beſchreibung der Laß-Güter geben. Einige beſchreiben ſie als eine Art Pacht-Güter, welche der Verlaſſer zu jeder Zeit wieder zu ſich nehmen kann (1); oder, wie Andere ſich ausdrücken, ſolche Güter, deren Nutzung gegen eine jährliche Penſion dergeſtalt verpachtet wird, daß dem Verpachter dergleichen Contract nach Gefallen wieder aufzuheben frey, auch an einigen Orten das Recht zuſteht, nicht allein dem Pachter Steuern und Dienſte aufzulegen, ſondern auch von deſſen Verlaſſenſchaft ſich ein Antheil zuzueignen (2); und mit dieſer Beſchreibung können die Laß-Güter auch hin und wieder wohl übereinkommen, ſo ſehr ſie hingegen anderwärts davon abweichen. Die Bauern oder die Beſitzer dieſer Güter werden **Laß-Bauern**, oder, wie in Bayern (3), **Herrngünſtlrr** genannt, und ſind leibeigene Unterthanen.

Bey dieſen Umſtänden muß ein Cameraliſt, der in einem Lande, wo ſich dergleichen Laß-Güter befinden, dient, ſich nach der Natur und Beſchaffenheit

(1) S. Stiſſers Einleitung zur Landwirthſchaft, Cap. 17, §. 11, S. 434.

(2) S. Dithmars Einleitung in die oekonom. Policey- und Cameralwiſſ. 2 Abth. 1 Cap. §. 7, S. 30.

(3) S. *Schmidt* ad Statut. Bojuar. Tit. 21, Art. 4, n. 3. 4. 5. Ausführlich handelt davon, das bayeriſche Landrecht, Tit. 21.

heit derſelben genau erkundigen. Folgendes iſt davon zu bemerken.

1. An einigen Orten hat der Laß oder Laß-Bauer ein gewiſſes Erb-Recht auf das ihm eingegebene Gut, kraft deſſen er ſolches nicht allein auf ſeine Kinder und Anverwandten vererbt, ſondern auch ſolches durch lezten Willen und Eheberedung auf ſeine Frau transferiren kann, wie ſolches in dem Hildesheimiſchen, und in der Grafſchaft Yſenburg zu Willerod, Statt findet.

Es hält zwar Hr. v. Ludwig, in ſeinem Jure clientelari, S. 227, fgg. nebſt vielen andern dafür, daß die Laß-Güter nach Belieben von dem Herrn eingezogen, und dieſe Pachtung willkürlich von ihm aufgerufen werden könne, und werden zu dem Ende von ihm und andern folgende Gründe angeführt. a) Man finde Beyſpiele, daß die Laß-Güter ausdrücklich in Erb-Zins-Güter verwandelt worden, wie davon Hr. v. Ludwig eine Urkunde v. J. 1531 beybringt, in welcher es zum Beſchluß alſo lautet: „Wie der Rath das bishero als Laß-Gut um Pacht innen gehabt, um einen jährlichen und ewigen Erb-Zins „vererbet und vereiniget haben.“ — Und Schilter exerc. ad ff. XVI, §. 87. ebenfalls eine anführt, worin es unter andern heißt: „demnach ein arthaftiges Stück Land — — „gegen einen Getreide-Zins Laaß-Weiſe eingehabt: „nunmehro aber dem Erbarn — — — eines beſtändigen „und unwiderruflichen Erbkaufs zugeſchlagen. — — — „Ferner ſoll und will der Käufer auch jährlich — — — „24 Scheffel Rocken — — — zur Erbzinſe erſchütten.“ Dieſes aber wäre unnöthig geweſen, wenn die Laß-Güter gleichfalls unwiederruflich wären. b) Es erhelle ſolches auch aus der Conſtit. Saxon. Elect. XL, welche ausdrücklich die Laß-Güter beſchreibe, daß ſolche auf etliche Jahre miethweiſe eingethan würden; eb. daſ. „Von ihme oder „ſeinen Vorfahren um einen gewiſſen Zins auf etliche „Jahr alleine miethweiſe, und alſo als ein Laß-Gut „eingethan — — — daß der Beſitzer das Gut dem Herrn „abzutreten ſchuldig ſey.“ c) Es würde auch ſolches durch den erſten Urſprung dieſer Güter bekräftiget; denn da der Herr einem ſolchen Knechte, der deswegen Laß genannt

nannt worden, von den andern Dienſten befreyet, und ihm bloß den Ackerbau anbefohlen, ſo wäre nicht glaublich, daß er ſolchen Laſſen ſollte Gelegenheit an die Hand gegeben haben, daß derſelbe ſich von aller Verbindlichkeit los machen, und Herrn und Acker verlaſſen können; vielmehr habe ſich der Herr klüglich die freye Gewalt vorbehalten, dieſen Laſſen und Pachter, wann es ihm beliebte, wieder von dem Gute zu nehmen. Dieſen könnte man noch hinzu fügen, daß der Nahme Laß-Güter ſelbſt anzeigt, daß ſie für bloße Pacht-Güter zu halten ſeyn, indem laſſen ſo viel als verpachten bedeute.

Es läßt ſich aber dieſen Einwürfen folgender Maßen begegnen. a) Es iſt überhaupt in dem Oberſächſiſchen ſchon eine alte Meinung, daß man die Laß-Güter als bloße Pacht-Güter angeſehen hat. Man kann ſolches unter andern aus dem Gloſſatore des ſächſiſchen Land-Rechts erſehen, als welcher nicht allein ad Art. 59. Lib. II. die Laſſen den märkiſchen Bauern, welche Erbe an ihrem Zins-Gute haben, entgegen ſetzt, ſondern auch ad Art. 44. Lib. III. ausdrücklich ſchreibt: „Ein Laſſe iſt der, ſo „aufm Zins-Gut ſitzt, den man davon weiſen, oder es „ihm um einen gewiſſen Zins laſſen mag.“ Es hat alſo dieſem oder jenem Beſitzer eines Laß-Gutes deſto eher einfallen können, daß er, um ſeines Beſitzes gewiß zu ſeyn, Anſuchung gethan hat, daß ſolches in ein Erb-Zins-Gut verwandelt werden möge; und hierzu hat ihn auch dieſes mit bewegen können, weil man die deutſchen Zins- und Erb-Güter mit den römiſchen Emphyteuſibus verwechſelt, und deren Inhabern ſogar ein nützliches Eigenthum darüber zugeſchrieben hat, daß er, wenn gleich die Laß-Güter ebenfalls erblich geweſen ſind, bey dieſer Verwandlung doch immer gewonnen hat, wie denn die Worte vererbet und vereignet in erwähnter Urkunde v. J. 1531, merkwürdig ſind. Zu geſchweigen, daß, inſonderheit in den ſpätern Zeiten, dieſe und jene Meinung, Umſtände und Vortheile, ſowohl den Beſitzer, als den Herrn, dieſe Veränderung zu ſuchen oder zu erlauben, können angereizt haben, und man alſo daraus das unumſchränkte Recht des Herrn, die Laß-Gütter nach Belieben zu wiederrufen, nicht wohl beweiſen kann. b) Daß heutiges Tages in Sachſen, wegen des Gloſſatoris und der angeführten Conſtitution, die Laß-Güter nicht allein für wiederruflich, ſon-

ſondern auch nur für bloße Pacht-Güter gehalten werden, iſt bekannt, und rührt daher eben die Uebereinſtimmung ſo vieler Rechts-Lehrer, wovon Hr. v. Ludwig, am ang. O., verſchiedene angeführt hat, daß die Laß-Güter nach Belieben wiederrufen werden können. Ob aber daraus, daß der Gloſſator etwas bezeugt, oder in den Kurſächſiſchen Conſtitutionen etwas verordnet worden iſt, allein bewieſen werden könne, daß ſolches für eine alte deutſche Gewohnheit zu halten ſey, ſolches wird wohl niemand zugeben, der bedenkt, daß der Gloſſator die deutſchen Gewohnheiten insgemein nur mit römiſchen Geſetzen und andern ungegründeten Urtheilen zu erläutern gewohnt geweſen iſt, die Landes-Verordnungen aber gemeiniglich von ſolchen Männern, die ſich mehr um das römiſche, als das deutſche Recht bekümmert haben, aufgeſetzt worden ſind. c) Daß die Deutſchen ſowohl ihre zu der Haus-Arbeit beſtellte Knechte, oder Gaſindos, als andere, welche die ihnen eingegebenen Güter gegen jährliche Abgaben und Dienſte bauen mußten, gehabt haben, wird niemand läugnen; auch iſt nicht zu vermuthen, daß die Herren ſich ihres Eigenthumes über dergleichen Ländereyen gänzlich ſollten begeben haben. Daß aber daraus folge, daß die Herren den Bauern ihre Güter willkürlich und ohne alle Urſache jederzeit wieder haben wegnehmen können, dagegen ſtreiten die älteſten Nachrichten, woraus das Gegentheil, und daß insgemein die Bauern ein Erb-Recht auf die Güter bekommen, deſſen ſie nicht ohne Urſache beraubet werden können, erhellt; wenigſtens kann aus dieſem Grunde die Wiederrufung dieſer und jener Art Güter insbeſondre nicht füglich bewieſen werden. d) Es iſt ſehr zweifelhaft, ob das Wort laſſen jemahls ſo viel als verpachten oder vermiethen bedeutet habe, obgleich das engl. Wort let noch dieſe Bedeutung hat. Wenigſtens läßt ſich ſolches durch die von Hrn. v. Ludwig, a. ang. O., S. 223, lit. g. angeführte Redensart: Einem das Gut in Pacht laſſen, gar nicht beweiſen, indem ich mit gleichem Fug alsdann auch ſagen könnte, daß geben, reichen ꝛc. auch bisweilen ſo viel als verpachten anzeige, ſintemahl ich auch ſagen kann: Einem das Gut in Pacht geben, in Pacht reichen ꝛc. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, da Lat oder Laß eine gewiſſe Art von Knechten bedeutet, ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß diejenigen Güter, welche man den

Laſſen eingegeben hatte, von denſelben alſo genannt worden ſeyn, das Wort oder Verbum laſſen aber nichts zu dieſer Benennung beygetragen habe.

Was nun aber die Gründe ſelbſt anbelangt, woraus dieſes erbliche Recht der Laſſen kann geſchloſſen werden, ſo beſtehen ſolche in folgenden. a) In dem Hildesheimiſchen vererbt ein Late nicht allein ſein Gut auf ſeine Kinder und andere Bluts-Erben, ſondern er kann es ſo gar ſeiner Frau in dem Teſtament, oder in den Ehe-Pacten vermachen. Denn ſo heißt es, in dem von Hrn. v. Göbel, diſſ. de iure et iud. Ruſtic. S. 163, angeführten Protocoll. iudic. latico, fol. 47: „Lant-Güter werden „ab inteſtato nicht vererbet, denn allein an die nächſten „Blutsfreunde, oder Stamm-Erben excluſis coniugi„bus, welche nur allein dieſelben, Zeit ihres Lebens, uſu„fructuarie zu genießen haben. Da aber zu recht beſtän„dige Pacta dotalia, oder andere teſtamentariſche Diſpoſi„tion und leztern Willens Vermächtniß darüber vorhan„den und aufzuweiſen, werden dieſelben für gültig paſſiret „und obſerviret, und demjenigen, welchem dieſelben da„durch vermacht, praeſtitis praeſtandis zugeſchrieben, auf„getragen und verlaſſen.“ Ja, nach eben dieſem Protokoll, fol. 82 können ſogar uneheliche Kinder der Mutter ihre Laten-Güter erben: „In einfältiger Unzucht ge„zeugte Kinder, können von ihrer natürlichen Mutter „auſſer Ehe gezeugt, ab inteſtato vel ex teſtamento wohl, „aber weder ex teſtamento, noch ab inteſtato, von ihrem „natürlichen Vater einige Lant-Güter erben.“ b) Ebenmäßig werden auch die in der Grafſchaft Yſenburg zu Willerod befindlichen Laß-Güter von dem Beſitzer ſowohl auf ſeine Kinder und Angehörigen vererbet, als durch Eheberedung und andere Verordnung, von einem Ehe-Gatten auf den andern gebracht (4). c) Daß im Jülichiſchen der Laß ebenfalls ſein Gut vererbe, und ohne Urſache nicht davon vertrieben werden könne, ſchließt Hr. v. Ludwig, S. 258, lit. r, ſelbſt aus einem daſelbſt gegebenen Spruche, kraft deſſen ein Laß, der das auf ihn gefallene Gut innerhalb 6 Wochen nicht gelöſet hat, deſſen verluſtig erklärt worden iſt. d) Der Zins, welchen der Laß jähr-

(4) v. Buri Abh. von den Bauer-Gütern, (Gieſſ. 1769, 4.) S. 384.

jährlich von dem Gute bezahlt, wird in dem von *Rivino* diſſ. de praediis quae vulgo Laß-Güter apellantur, §. 14, angeführten oberlauſitziſchen Annehme-Briefe, der Erb-Zins genannt, welches wenigſtens eine Vermuthung macht, daß im Zweifel die Verleihung auf die Erben fortgehe. e) Selbſt der ſächſiſche Gloſſator ſetzt, ad Art. 44: Lib. III.: „Ein Laſſe iſt ledig, ſo lange er lebt; wenn er „aber ſtirbt, ſo belehnt der Herr ſeine Kinder aufs neue „damit.“ Und ungeachtet er ihm ad Art. 59, Lib. II., ebenfalls das Erb-Recht abſpricht, ſo ſchreibt er doch zugleich: „Wer in Sachſen zu einem Zins-Gut geboren „iſt, der heißt ein Laſſe.“ Zu einem Gute aber geboren ſeyn, heißt nicht allein, wie der Gloſſator zu urtheilen ſcheint, daß einer ein Leibeigener ſey, der das Gut ohne ſeines Herrn Erlaubniß nicht verlaſſen dürfe, ſondern hauptſächlich ein Erb-Recht auf das Gut haben, wie aus dem angef. Art. 59 des ſächſ. Land-Rechts zu ſchließen iſt.

Im Königreiche Preußen (5), und im Herzogthume Pommern (6), ſind die Laß-Güter in den Amts-Dörfern zwar auch nicht erblich; und es iſt keine Nothwendigkeit, daß bey Abgang eines Wirthes, deſſen Kindern der Hof überlaſſen werden muß; wenn jedoch unter denſelben einer zur Wirthſchaft tüchtig iſt, ſo muß ſolcher vor einem Fremden, und der nicht aus dem Hofe iſt, den Vorzug haben, um ſo mehr, da, nach Sr. kön. Maj. allerhöchſten Intention, den Bauern die Höfe, wenn ſie anders gut wirthſchaften, erblich ſeyn und bleiben ſollen (7); dahingegen die ſchlechten und liederlichen Wirthe in Zeiten, und ehe der Hof durch dieſelben ruinirt wird, nach vorher eingehohlter Approbation der Kammer,

 vom

(5) S. Dorfordn. des Königr. Preuſſen, v. 22 Sept. 1751, §. 39.

(6) S. pommeriſches Haushaltungs- und Wirthſchafts-Reglement, vom 1 May 1752, §. 4. Generalia bey den Aemtern.

(7) S. littauiſche Dorfordn. v. 22 Nov. 1754, §. 51.

vom Erbe geworfen, und, damit ſie nicht auſſer Landes gehen, entweder auf den königl. Vorwerken als Gärtner, oder bey andern Bauern im Amte als Knechte zu dienen angehalten, und in ihrer Stelle tüchtigere und ordentlichere Wirthe angeſetzt werden (S). In der Grafſchaft Witgenſtein, ſind die ſogenannten Herrn-Lehn-Güter nichts anders, als Laß-Güter; ſie werden den Unterthanen auf eine achtjährige Leihe eingethan, und wenn die Leih-Jahre zu Ende ſind, müſſen ſie den gewöhnlichen Herrn-Zins doppelt und dabey den trockenen Weinkauf bezahlen; ſowohl alsdann als auch auſſer ſolcher Zeit, wenn der Unterthan liederlich wirthſchaftet, das Gut ruiniret, und mit ſeinen Praeſtandis zurück bleibt, iſt der Herr allemahl berechtigt, ihm das Gut wegzunehmen, und es einem andern einzuthun; wiewohl dieſes auſſer dem Falle einer liederlichen Wirthſchaft nicht zu geſchehen pflegt, ſondern man läßt ſowohl den Unterthan, als deſſen Erben, bey dem Gute, ſo, daß dieſes auf Kind und Kindeskinder auf eine ſolche ſtillſchweigende Art vererbet wird. Es ſteht dem Unterthan auch frey, mit Einwilligung des Herrn, ſeine Haushaltung an eines von ſeinen Kindern, oder an ſeinen Schwiegerſohn, abzutreten. Verſtirbt ein Hauswirth, ſo tritt deſſen älteſter Sohn, wofern derſelbe nicht bereits durch Heurath in eine andere Haushaltung aufgenommen worden, oder, wenn ſolches geſchehen iſt, der andere Sohn, oder die Tochter, des Vaters Haushaltung an, ohne daß weder alsdann, noch nach Verlauf der acht Leih-Jahre, ein neuer Leih-Brief nöthig iſt, indem dieſer bereits auf die Kinder extendiret wird. Verläßt der verſtorbene Hauswirth junge unmündige Kinder, ſo pflegt man, um

(S) S. eb. daſ. §. 50. Pommer. Haush. und W. Reglem. §. 4.

um ihnen die Haushaltung zu conſerviren, dieſelbe, bis ſie mannbar geworden ſind, adminiſtriren zu laſſen (9). Man kann alſo im Witgenſteiniſchen die Laß=Güter gewiſſer Maſſen als erblich anſehen; durch den in dem Leih=Jahre ſowohl, als, wenn der Landes=Herr verſtirbt, doppelt zu bezahlenden Herrn=Zins (10), ſucht man nur die Qualität der Laß=oder Herrn=Lehn=Güter, und die darauf dem Landes=Herrn zuſtehenden Gerechtſamen zu conſerviren (11).

In einigen Ländern wird bey Beſetzung eines Laß=Bauern, demſelben der Hof mit einem ordentlichen Inventario an Vieh, Geſchirr und Hausgeräthe, welches die Hofwehre genannt wird, übergeben, welches hernach, weil es der Herrſchaft gehört und verbleibt, wenn ein Wirth verſtirbt oder abgeht, dem neuen Wirthe wieder abgeliefert werden muß. Dieſe Hofwehre wird bey Beſetzung eines Vollbauern oder Halbbauern, nach jedem Ortes Gewohnheit und des Ackers Beſchaffenheit, beſtimmt, denn ſie iſt nicht an allen Orten gleich, ſondern an denen Orten, wo der Acker nur grandig und ſandig iſt, wird nicht ſo ſtarke Hofwehre und Ausſaat gegeben, als wo der Acker ſtrenge iſt. Ein Halbbauer bekommt nur halb ſo viel Zug=Vieh, als ein Vollbauer, und ein Koſſat bekommt gar keines, weil er nur Fuß=Dienſte thut,

 oder

(9) Welches auch nach der mindenſchen Dorfordnung v. 7 Febr. 1755, §. 29, geſchehen ſoll.

(10) Der einfache Herrn=Zins iſt vor ſich, das Duplum wird pro reeognitione bezahlt, und die Vorheuer genannt, welches ſo viel ſagen will, als: vor heuer, oder vorheuriges, d. i. dieſes Leib=Jahr. Die wittgenſteiniſchen Laß=oder Herrn=Lehn=Güter kommen hier ein, ſo wie in mehrern andern Stücken, mit den Land=Siedel=Gütern, wovon ich im LXII Th. S. 220, fgg. gehandelt habe, überein.

(11) Bergius Polizey= und Cameral=Magazin, 6 B. (Frf. M. 1771, 4.) S. 112.

oder höchſtens nur ſo viel, als er zur Beſtellung ſeines Ackers nöthig hat; es wäre denn, daß er auch, wie an einigen Orten gebräuchlich iſt, mit dem Viehe einen oder zwey Tage in der Woche zu Hofe dienen müßte.

In Pommern wird z. B. gemeiniglich zur Hofwehre eines Vollbauern gerechnet (12):

2, 3 bis 5 Pferde; das Stück à 18 bis 24 Fl., oder 12 bis 16 Rthlr.
2 Ochſen; das Stück à 11, 12 bis 13 Fl., oder 7 Rthlr. 8 Gr., 8 Rthlr., bis 8 Rthlr. 16 Gr.
2 Rinder; jedes à 8 Fl. oder 5 Rthlr. 8 Gr.
1, 2 bis 3 Kühe; à 6, 7, 8 bis 9 Fl., oder 4 Rthlr. 4 Rthlr. 16 Gr., 5 Rthlr. 8 Gr., bis 6 Rthlr.
1, 2 bis 3 Schweine; das Stück à 1 bis 1 ½ Fl.; oder 16 Gr. bis 1 Rthlr.
2 Schafe; jedes à 1 Fl., oder 16 Gr.
2 oder 3 alte Gänſe, und 1 Gänſer zur Zucht; à 12 Lßl. oder 8 Gr.
Ein fertiger Wagen, und ein fertiger Pflug; beyde à 9 Fl. oder 6 Rthlr.
Sielen zu den Pferden; jede à 12 bis 18 Lßl., oder 8 bis 12 Gr.
Zäume zu den Pferden; jeder à 3 bis 6 Lßl. oder 2 bis 4 Gr.
Eine Senſe; à 1 ½ Fl. oder 1 Rthlr.
Ein Schneide-Meſſer; à 1 Fl. oder 16 Gr.
Ein Stahl zur Schneide-Lade; à 12 Lßl., oder 8 Gr.
Haar-Zeug; à 18 Lßl., oder 12 Gr.
Eine Axt; à 1 Fl. oder 16 Gr.
Ein Hand-Beil, zum Pflug und ſonſt zu gebrauchen; à 12 Lßl. oder 8 Gr.
Eine Spade, zur Grabung des Kohl-Gartens; à 6 bis 12 Lßl., oder 4 bis 8 Gr.
2 Keſſel, nähmlich einen von 1 Eimer Waſſer, à 2 bis 3 Fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. bis 2 Rthlr.; und ein kleiner Keſſel,

(12) v. Schweder Nachricht von Anſchlagung der Güter, (Berlin, 1775, 4.) S. 224. f.

Keſſel, à 1 Fl. oder 16 Gr.; lezterer aber wird nicht überall gegeben.

Ein Leng-Haken, à 1 Fl. oder 16 Gr.

Eine Miſt-Gabel, à 6 bis 9 Lſl., oder 4 bis 6 Gr.

Eine Heu-Gabel, à 6 bis 7 Lſl., oder 4 Gr. bis 4 Gr. 8 Pf.

Betten, welches doch nicht überall gebräuchlich iſt. Dafür werden 3 Fl. oder 2 Rthl gerechnet.

12 Scheffel Brod-Korn bis zum neuen, oder bis man die Einſaat genießen kann; den Scheffel zu 12 Gr. gerechnet.

Saat-Korn, insgemein:

an Rocken, 24 Scheffel, à 12 Gr.

an Gerſte, 6 Scheffel, à 10 Gr.

an Haber, 12 Scheffel, weißer à 8, und grauer à 6 Gr.

an Erbſen, 3 Scheffel, à 12 Gr.

Wenn aber der Bauer, wie an einigen Orten ſich befindet, nicht ſo viel Land hat, oder wenn dieſes ſo ſchlecht iſt, daß das ſpecificirte Korn nicht darein geſäet werden kann, ſo iſt auch nicht ſo viel zu geben.

An etlichen Orten wird auch etwas zu Brod gegeben, als: eine Seite Speck, ½ Achtel Butter, etwas Grütze, Salz, Häring ꝛc. Auch an einigen Orten ein Sack, Säe-Laken, und noch verſchiedenes Haus-Geräth; wie denn auch, wenn ein Bauer des Frühjahrs auf den Hof geſezt wird, die Contribution und Reiter-Verpflegung bis zur Aernde, für ihn von der Herrſchaft richtig gemacht werden muß.

Es iſt dieſes eine ſehr gute Einrichtung; denn wenn gleich die Hofwehre, bey der erſten Anlage, der Herrſchaft große Koſten verurſachet, ſo hat doch dieſelbe hernach den großen Vortheil davon, daß der Unterhan deſto beſſer in gutem Stande erhalten wird, und nicht ſo leicht ruiniret werden kann. Denn die Hofwehre muß der Bauer ſtets vollſtändig und gut unterhalten, er darf davon nichts veräuſſern, und es iſt die genaue Aufſicht darüber und die öftere Viſitation des Viehes, eine der vornehmſten Obliegenhei-

ten des Schulzen. Und wenn ein Wirth verſtirbt oder ſonſt abgeht, ſo iſt es das erſte, daß der Schulze ſolches dem Amte anzeigen, das Inventarium nachſehen und ſolches dem neuen Wirthe zuliefern, was aber über daſſelbe vorhanden iſt, dem abgehenden Wirthe oder deſſen Erben, ohne einige Verkürzung richtig und frey verabfolgen laſſen muß (13). Wenn hingegen, wie in andern Ländern gebräuchlich iſt, ein jeder Bauer ſich ſein Vieh, Schiff und Geſchirr, Saat= und Brod=Korn gleich im Anfange ſelbſt anſchaffen muß, und es ihm dazu an hinreichendem Vermögen fehlt, ſo iſt er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſeine Haushaltung mit Schulden anzufangen, da es dann hernach öfters ſehr ſchwer hält, bis ein ſolcher Wirth ſich aus den Schulden heraus reiſſet, und ehe ſolches nicht geſchieht, kann derſelbe auf keinen grünen Zweig kommen; ja es darf ihm nur ein etwas beträchtlicher Unglücksfall dazu ſtoßen, ſo iſt er mit einmahl über den Haufen geworfen, und kann gar nicht mehr in die Höhe kommen; welches der Herrſchaft zu keinem Vortheil gereichen kann. Ein Mehreres von der Hofwehre, ſiehe im XXIV Th., S. 214—232.

2. Der Laß hat das Recht, aus hinreichenden Urſachen das Gut, oder ſein daran habendes Recht, zu veräuſſern, oder zu verpfänden, doch muß ſolches gerichtlich und mit des Herrn Vorwiſſen und Einwilligung geſchehen. Hr. v. Ludwig, a. ang. O., S. 250, lit. k, verneinet ſolches zwar gänzlich, und beruft ſich auf das Zeugniß einiger Rechts=Lehrer, welche einmüthig bekräftigen, quod Laſſi neque diuidere, neque alienare poſſint praedia, quibus adſcripti ſunt; auch wäre hieran um ſo weniger zu zwei-

(13) Preußiſche Dorfordn. §. 3. Litauiſche Dorfordn. §. 53.

zweifeln, weil ein Laß wider den Willen ſeines Herrn das Gut nicht verlaſſen, noch einen andern an ſeine Stelle darauf ſetzen könne, wie denn der Gloſſator. a. ang. O. Art. 59. ausdrücklich bejahe: „(Ein Laſſe) „der mag ſich des Guts ohne des Herrn Willen nicht ver„zeihen.“ Gleichwie es aber ſeine Richtigkeit haben kann, daß die Veräuſſerung in den niederländiſchen Gegenden, als wovon die angeführten Rechts-Lehrer, *Sande*, *Goriſius*, *Ant. Matthaei*, *Voctius*, hauptſächlich geredet haben, dem Laſſen völlig verbothen iſt; auch es unſtreitig iſt, daß ein Laß, als ein Leibeigener ohne ſeines Herrn Willen vormahls das Gut nicht hat verlaſſen dürfen, und ihm auch ſolches an denen Orten, wo die Herren ihre vorigen Rechte unverändert behalten haben, noch izt nicht erlaubt iſt: ſo iſt doch hingegen zu merken, daß die Herren an vielen Orten, wie bey andern Bauer-Gütern, alſo auch bey den Laß-Gütern, hierin den Beſitzern nachgeſehen, und ihnen eine den Gerechtſamen des Herrn unnachtheilige Veräuſſerung oder Verpfändung erlaubt haben, zu welchem Ende ſolche mit Vorwiſſen und Bekräftigung des Herrn geſchehen muß; wie ſolches aus folgenden Zeugniſſen erhellt. So heißt es in dem **Weichbilde** Art. 5, bey **Ludwig**, a. ang. O., S. 233, lit. p. „Ein Laß mag auch wohl „bey ſeinem Leben ſein Gut auflaſſen von ſeinem Herrn, „und wieder empfahen und geben, wem er will, ohne „jemands Wiederſprach“. Im Hildesheimiſchen muß das Verſetzen und Verpfänden gerichtlich, und zwar vor dem Laten-Gerichte, geſchehen, und der Pfand-Schilling daſelbſt eingeſchrieben werden; es iſt aber daſelbſt eine gewiſſe Summe feſtgeſetzt, über welche die Laß-Güter nicht verpfändet, oder gekauft oder verkauft werden dürfen, nähmlich der Morgen Landes nicht höher, als für 10, Hofraum, Garten und Wieſen aber um 20 Gulden. Iſt nun etwas über

dieſe Summe bezahlet, ſo darf derjenige, welcher die veräuſſerten Ländereyen wieder einlöſet, ſolches nicht bezahlen. Nimmt aber der Late die Veräuſſerung oder Verpfändung boshafter und heimlicher Weiſe vor, ſo iſt nicht allein dieſe Veräuſſerung und Verpfändung ungültig, ſondern der Late iſt auch wegen dieſes Unternehmens, dem Herrn in Strafe verfallen, und hat ſich nach den Landes-Geſetzen (14) dadurch ſeines Gutes ipſo facto verluſtig gemacht (15). Eben ſo muß auch im Yſenburgiſchen der Laß die Urſache ſeiner vorhabenden Veräuſſerung anzeigen, und um die Einwilligung ſeiner Herrſchaft anhalten (16); und im Mindenſchen ſind alle Veräuſſerungen, welche die Eigenbehörigen ohne Einwilligung des Guts- und Eigenthums-Herrn vornehmen, null, nichtig und kraftlos (17). In der Grafſchaft Witgenſtein, wird zwar auf den jährlichen Land- und Rüge-Gerichten öffentlich verleſen, daß kein Unterthan, bey Verluſt der Güter und anderweiter Beſtrafung, ſich unterſtehen ſoll, die Herrn-Lehn-Güter eigenmächtig zu veräuſſern, zu verſetzen, und zu verpfänden; doch pflegt ihnen, wenn wichtige Urſachen dazu vorhanden ſind, ſolche Veräuſſerung und Verpfändung, wiewohl niemahls anders als mit der Herrſchaft Vorwiſſen und Einwilligung, verſtattet zu werden; in welchem Falle das Herrn-Lehen an den neuen Wirth ordentlich übertragen, im Verpfändungs-Fall aber der Conſens der Kammer auf 3, oder, dem Befinden nach, mehrere Jahre, gerichtlich ertheilt wird (18).

3. Ein

(14) Nähmlich nach dem ſalzdahliſchen Rezeß de An. 1597.

(15) *de Goebel* diſſ. de ſingular. quib. praed. in terris Brunſv. Luneb. p. 111, §. 7.

(16) v. Buri, von Bauerngütern, S. 386.

(17) Mindenſche Dorfordn. §. 21

(18) Bergius, a. ang. O. S. 114.

3. Ein ſolcher neuer Late, auf den das Gut durch Vererbung oder andere Veräuſſerung gebracht worden iſt, muß ſich von dem Herrn in den Beſitz des Gutes ſetzen oder bekräftigen laſſen, und dafür an einigen Orten eine Art von Lehn-Ware bezahlen. Alſo muß im Clevischen, nach Abſterben des Inhabers, das Laß-Gut wieder mit dem zwölften Pfennig von dem Lat-Herrn, auf Verluſt deſſelben Landes, empfangen und gewonnen werden (19). In dem Hildesheimiſchen muß auch die Lehn-Ware gegeben werden; es wird aber dabey ein Unterſchied gemacht, ob der neue Beſitzer das Land-Gut ererbet oder erkauft hat; denn der Erbe bezahlt nur die Hälfte von der Summe, welche der Käufer als Lehn-Ware geben muß, für die Anſetzung im Laten-Gericht (20). Ferner iſt bey demjenigen, welcher durch Kauf das Laß-Gut an ſich gebracht hat, noch zu merken, daß die Stamm-Erben vor ihm den Abtrieb oder das Näher-Recht haben, kraft deſſen ſie innerhalb Jahr und Tag den geſchloſſenen Kauf wieder umſtoßen können; in welchem Falle ſie aber dem Käufer das ausgezahlte Kauf-Geld, nebſt allen Unkoſten und Verbeſſerungen, erſtatten müſſen, wogegen der Verkäufer die abgeredete Kauf-Summe von ſeinem erſten Käufer zu empfangen hat. Füget es ſich weiter, daß der Verkauf von dem geſchehen iſt, welcher kein hinlängliches Recht, das Gut zu veräuſſern, gehabt hat, dem Käufer aber unterdeſſen das Gut, doch ohne jemandes Einſprache, gerichtlich aufgetragen worden iſt, ſo iſt der Käufer nach Verlauf dreyer Jahre ſicher, und das Gut als ein bonae fidei poſſeſſor, wider die Eigenthümer verjähret; es wäre denn, daß durch ſolche

(19) *Melch. Voet* in hiſt. Jur. Cliv. p. 90, n. 273. bey *Ludwig* in Jure clientelari, p. 250, lit. i.

(20) *de Goebel* diſſ. de ſingul. quib. praed. p. 107.

ſolche Veräuſſerung die Ehefrau, oder Minderjährige und Unmündige, wären verletzet worden, als welche innerhalb der gehörigen Zeit die Reſtitution ſuchen können (21) In der Grafſchaft Witgenſtein iſt die Bezahlung der Lehn-Ware nicht üblich, ſondern der neue Wirth bekommt das Gut von der Kammer zugeſchrieben, und bezahlt weiter nichts, als die Kanzeley-Jura, wogegen ihm ein Leih-Brief ausgefertiget wird. Eben ſo wenig weis man daſelbſt von dem Näher-Rechte in Anſehung der Herrn-Lehn-Güter. Man ſtatuirt bey dieſen Gütern eigentlich gar keinen Kauf und Verkauf, ſondern es heißt eine Uebertragung. Nun pflegt man bey dieſer Uebertragung zwar auch den nächſten Verwandten, wenn ſie nähmlich dazu tüchtig ſind, den Vorzug zu geſtatten; allein, wenn die Uebertragung einmahl gerichtlich geſchehen iſt, ſo kann ſolche hernach kein Anverwandter ex capite des Näher-Rechtes mehr umſtoßen (22).

4. Der Laß iſt ſchuldig, von dieſen Gütern jährlich den Zins an den Herrn zu bezahlen. Im Hildesheimiſchen wird er der Laten-Zins, im Witgenſteiniſchen der Herrn-Lehn-Zins genannt; er beſteht theils in Geld, theils in Früchten, theils in Federvieh, nach dem es hergebracht iſt. Er muß ferner die auf dem Gute haftenden Beſchwerden und Steuern abführen. Er muß dem Herrn die hergebrachten Frohn-Dienſte leiſten, oder wenn der Herr derſelben nicht benöthigt iſt, dafür ein gewiſſes Dienſt-Geld bezahlen. Zuweilen iſt er auch, wie andere Leibeigene, der Bezahlung des Haupt-Falles unterworfen, wie z. B. in Geldern (23); im Yſenburgiſchen, wo aber der Haupt-Fall heutigen Tages auf

(21) Eb. daſ. p. 111. (22) Bergius, a. ang. O. S. 115.

(23) Wie ſolches v. Ludwig, S. 237. lit. t. aus dem *Sanden* bezeugt.

auf eine gewiſſe Summe Geldes geſetzt iſt (24); im Fürſtenthum Minden, wo jedoch an einigen Orten, ſtatt deß Sterbe-Falles und der Eigenthums-Gefälle, ein gewiſſes Jahr-Geld eingeführt iſt (25); im Braunſchweigiſchen (26); im Hildesheimiſchen (27), in Sachſen (28), wo man dem Herrn ſogar die Hälfte der Erbſchaft zueignen will (29), wiewohl dieſes Recht in Sachſen nicht mehr gebräuchlich iſt (30).

5. Die Laſſen oder Laten ſtehen, wegen dieſer Güter, an einigen Orten unter einem beſondern Gerichte, das Laten-Gericht genannt, vor welchem alle dieſe Güter betreffende Sachen abgehandelt werden müſſen. Im Hildesheimiſchen müſſen die Laten nothwendig davor erſcheinen, oder eine gewiſſe Geld-Strafe zahlen, und wenn ſie bey drey Laß- (Laten-) Gerichten hinter einander ausbleiben, werden ſie ihrer Güter beraubet, oder, nach Befinden, wohl noch härter beſtrafet. Das Gericht an ſich wird daſelbſt ein Mahl im Jahr, und zwar den Freytag vor Pfingſten, gehalten; die Sachen werden ſummariſch abgehandelt, und es werden keine Procuratores noch Advocaten zugelaſſen, ſondern das Urtheil wird von den Laten, nachdem der Amtmann ihnen die eingeklagte Sache nochmahls deutlich vorgetragen hat, ſelber abgefaſſet, und ſie werden von den Scheffen oder

(24) v. Buri, a. ang. O. S. 391.

(25) Mindenſche Dorfordn. §. 29.

(26) Wie aus der Verordnung de A. 1433, bey *Schottelio* de ſingul. et antiq. in Germ. iur. c. 2. §. 13, erhellt.

(27) *de Goebel*, p. 107.

(28) Im Weichbild, art. 50, heißt es: „Wenn der Laß „ſtirbt, ſo iſt ſeinem Herrn ledig ſein beſtes Pferd und „ſeine tägliche Kleider, ob er ſie nehmen will.“

(29) Wie ſolches der Gloſſator ad Lib. 3, Art. 45, des ſächſ. Land-Rechts thut.

(30) v. Buri, S. 390.

oder Urtheilträgern darum befraget. Iſt die Sache aber ja für die Bauern zu hoch, ſo werden die Parteyen an das Amt verwieſen. Sonſt kann von den bey dieſen Gerichten geſprochenen Urtheilen nicht leicht appelliret, noch ſonſt ein Remedium ſuspenſivum dawider eingewandt werden (31). In dem Jülichiſchen iſt, durch die Verordnung v. J. 1458, darin eine Aenderung gemacht worden, daß nicht mehr, wie vormahls, alle im Gerichte gegenwärtige Laten, oder der Umſtand, ſondern nur einige ausgeſuchte, dazu tüchtige und geſchworne Männer oder Scheffen die Urtheile fällen. Auch iſt daſelbſt die Appellation von den Laß- (Laten-) Bänken an die Laß-(Laten-) Herren oder herrſchaftlichen Haupt-Gerichte erlaubt (32). Im Fürſtenthum Mörs iſt auch ein ſolches Laten-Gericht, welches aus einem Richter und etlichen Laß- (Laten-) Scheffen (Schöppen) beſteht; das Richter-Amt aber verwaltet die Domainen-Caſſe oder ein zeitiger Haupt-Pachter. Im Yſenburgiſchen ſtehen die Laſſen, nach Beſchaffenheit der Sachen, unter der Kanzelley, oder unter der Kammer. Was Jurisdictionalia ſind, wird von der Regierung oder Kanzelley, was aber Sachen ſind, die in die herrſchaftlichen Einkünfte einſchlagen, von der Kammer ausgemacht. Eben dieſe Einrichtung findet auch in der Grafſchaft Witgenſtein Statt.

Nach Hrn. **Bergius** Urtheil (33), ſind die Laß-Güter eine für die Herrſchaft und für den Flor der Land-Wirthſchaft ſehr nachtheilige Art von Gütern. Er ſagt: „Da bey dieſen Laß-Gütern dem Bauer „das Eigenthum ermangelt, ſo macht dieſer Umſtand „dieſelben zu einer, ſowohl für die Herrſchaft, als für „das

(31) *de Goebel*, p. 111.

(32) v. Ludwig, S. 242, lit. e. (33) Am ang. O. S. 117.

„das Aufnehmen der Land-Wirthſchaft, ſehr nach-„theiligen Art von Bauer-Gütern. Die Herr-„ſchaften haben mit den Laß-Unterthanen nichts als „Plage; denn ein Laß-Unterthan nimmt ſich der Nah-„rung nicht ſo an, als ein Erb-Unterthan; und iſt „etwas zu bauen oder zu repariren, ſo läuft ſolcher Un-„terthan zur Herrſchaft, welche alsdann, und wenn „es auch nur etliche Zaun-Pfähle wären, alles dazu „geben, und auf ihre Koſten machen laſſen muß (*). „Der Laß-Unterthan giebt auf nichts Achtung, es „mag auch ſchadhaft werden, was da will; er denkt, „es iſt der Herrſchaft, und nicht das Seinige; er mel-„det es auch nicht allemahl, wenn es gleich noch mit „weniger Mühe und Koſten erhalten werden kann, „denn er fürchtet ſich, es möchte ihm die Herrſchaft „keinen gnädigen Beſcheid geben. Er wartet, bis es „auf die höchſte Noth kommt. Und da er ſich in An-„ſehung ſeines Ackerbaues eben ſo nachläſſig bezeiget, „ſo verhindert ſolches die beſte Cultur des Bodens „und den Flor der Land-Wirthſchaft. Man thut „alſo gar nicht wohl, wenn man bey Anlegung neuer „Dörfer Laß-Unterthanen anſetzt.“

Die Frage: ob es zur beſſern Cultur des Lan-des nöthig oder dienlich ſey, alle Laß-Güter ab-zuſchaffen, und ſie in Erb-Güter zu verwandeln: wird wohl mehr ein Problem bleiben, als ſich allge-mein beantworten laſſen. Ich will dasjenige kürzlich an-

(*) An einigen Orten müſſen jedoch die Laß-Unterthanen ihre Häuſer und Scheunen, Ställe ꝛc. auf ihre eigene Koſten erbauen und unterhalten, auſſer daß zuweilen die Herr-ſchaft ihnen etwas Bau-Holz darzu ſchenkt, oder ihnen einige Bau-Freyheits-Gelder verwilligt, wie ſolches in den königl. preuß. Landen gebräuchlich iſt, wo ihnen auch die Nachbarn einige Nachbar-Hülfe mit Bau-Fuhren ꝛc. leiſten müſſen.

anführen, was die Beybehaltung derſelben da, wo ſie ſind, unter gewiſſen Umſtänden anrathen möchte. Wenn und ſo lange große Acker-Güter und Natural-Dienſte ſind, und gleichwohl eben dadurch Faulheit und Liederlichkeit unter den Land-Leuten überhand nimmt, ſo ſind Grund-Herrſchaften und Gerichts-Obrigkeiten mit den großen Erb-Gütern unſtreitig übler daran, als mit Laß-Gütern. Bey dieſen kann der liederliche Wirth abgeſchaffet werden, bey jenen aber nicht, ſo lange er nur noch ohne allzugroßes Aufſchwellen ſeine Dienſte und Abgaben verrichtet, und ſo lange ihm niemand Schulden wegen verklagt, es gehe im übrigen mit ſeiner Wirthſchaft, wie es wolle. Man findet daher Erb-Güter genug, wo die Gebäude ſo deſolat ſind, als ſie bey Laß-Gütern, wenn nur einige Aufſicht gehalten wird, nimmermehr werden können. Der Bauer iſt in ſolchen und vielen andern Fällen als ein unmündiges Kind zu betrachten, das ſeine Freyheit nicht zu brauchen weis, und da iſt es ihm dienlicher, daß es unter mehrerer vernünftiger Aufſicht ſtehe, die deshalb keine Leibeigenſchaft mit ſich führt; denn ein Laß-Gut beſitzen, und leibeigen ſeyn, ſind nicht Dinge, die nothwendig beyſammen ſeyn müſſen. Es wird auch keine Grund-Herrſchaft, wenn ein Laß-Bauer, der ein guter Wirth geweſen iſt, und ſeine Kinder gehörig zur Wirthſchaft angeführt hat, wider ihren eigenen Vortheil dieſe übergehen, und das Gut einem Fremden übergeben. Durch ordentliche Wirthſchaft würden ſie in der That erbliche Güter werden. Und das könnte vieles zur beſſern Erziehung der Jugend auf dem Lande beytragen, weil bey Laß-Gütern die Strafe dem liederlichen und unordentlichen Wirthe gleich auf dem Fuße folgt. Der Landmann würde auch eher genöthigt ſeyn, nach einer ihm vorgeſchriebenen Art zu wirthſchaften, und Verbeſſerungen der Bauern-Wirthſchaft

würden

würden nicht ſo viele Hinderniſſe finden, da es jezt, wenn dergleichen vorgeſchlagen werden, und der Bauer, wie er allemahl thut, ſich ihrer weigert, gleich heißt: „es iſt der Leute Eigenthum, man kann ſie nicht „zwingen.“ Und darüber leidet die Cultur des Bodens im Ganzen allezeit. Der Beſorgniß, daß bey Laß-Gütern der Herrſchaft die Gebäude zur Laſt fallen würden, kann leicht abgeholfen werden, wenn, wie es ſich dabey von ſelbſt verſteht, im Frühlinge und Herbſte eine Beſichtigung der Gebäude geſchieht, und dem Bauer im Frühlinge aufgegeben wird, das, was an Wänden, und im Herbſte das, was an Dächern ſchadhaft befunden wird, binnen 3 oder 4 Wochen ſofort auszubeſſern, da dann die großen Reparaturen für die Herrſchaft ſo häufig und ſchwer nicht werden können. Bey ſolchen Beſichtigungen müßte auch nach dem Zuſtande des eiſernen Inventarii, und überhaupt nach der Wirthſchaft, Scheune und Boden des Bauers geſehen, und das Mangelhafte abgeſtellet werden. So dürfte die Herrſchaft nie Gefahr laufen, Verluſt an ſolchen Gütern zu leiden, oder ſich nicht allenfalls an den gezahlten Vorſtand-Geldern erhohlen zu können. Wo aber keine Aufſicht iſt, da geht es freylich mit Laß-Gütern ſo, daß die Herrſchaft am Ende den größten Schaden davon hat. Endlich bey unverſchuldeten Unglücksfällen iſt die Herrſchaft eben ſowohl genöthigt, den Erb-Bauer wie den Laß-Bauer durch Vorſchüſſe oder Erlaſſungen zu unterſtützen, daher auch dieſer Umſtand keinen Unterſchied machen kann. Große Erb-Güter und vermeinte Freyheiten, wobey die Natural-Laſten den Druck allezeit größer machen, als er bey ſolchen Laß-Gütern, wo jene entweder ganz wegfallen, oder doch gemäßigter ſind, jemahls werden kann, ſind unter ſolchen Umſtänden dem Bauer nichts nüze, und machen mit ſeiner Dienſtbarkeit einen ſtarken Widerſpruch

aus; daher man auch immer mehrere liederliche Erb=Bauern, als Laß=Bauern, finden wird, weil dieſe ſich vor Aufſicht und Exmiſſion noch fürchten müſſen. Wenn aber eine beſſere Agronomie eingeführt würde, bey welcher alle Natural=Leiſtungen ganz wegfielen, ſo, daß ein jeder Bauer bloß und allein für ſich ſelbſt arbeiten könnte, alsdann würde die Beantwortung dieſer Frage vielleicht anders ausfallen.

Laß=Bank, ſ. oben, S. 127, und 144.

Laß=Bauer, ſ. oben, S. 128, fgg.

Laß=Becken, ein Becken, das Blut bey dem Aderlaſſen darin aufzufangen; L. Excipulum; Fr. Palette.

Laß=Binde, eine Binde, deren man ſich bey dem Aderlaſſen, oder Blut laſſen, bedient; die Aderlaß=Binde.

Laß=Brief, eine ſchriftliche Urkunde, worin man einen Leibeigenen ſeiner Leibeigenſchaft entläſſet, ihn frey läſſet, und wodurch er das Mann=Recht erlangt; L. Affracamentum. Siehe **Leibeigen**.

Laß=Dünkel, ein ſtolzer Dünkel, eine ſtolze Einbildung von ſich ſelbſt und ſeinen Vorzügen; ein im Hochdeutſchen größtentheils veraltetes Wort. **Einen unerträglichen Laßdünkel beſitzen.**

Man leitet es gemeiniglich von der R. A. ab, ſich dünken laſſen; ſo ſehr auch eine ſolche Ableitung wider die ganze Analogie der Sprache iſt. Matheſius ſagt nur La=Dünkel, die der Narr und La=Dünkel ſticht. Vielleicht iſt die erſte Sylbe la oder laß hier das alte Wort lau, falſch. Siehe Lau=Gold.

Laß=Eiſen. 1. Ein Werkzeug der Wundärzte, welches zum Blut laſſen gebraucht wird; ſiehe im LXIV Th. S. 713.

2. Ein Werkzeug der Stückgießer, zum Umrühren des Metalles; ſ. Th. XXXIV, S. 281.

Laß=Gericht, ſ. oben, S. 143, f.

Laß-Gut, 1. In einigen Gegenden überhaupt ein jedes Gut oder Grundſtück, deſſen Beſitz man einem Andern gegen einen gewiſſen Zins auf immer oder doch auf eine gewiſſe Zeit überläſſet. So werden in groſſen Wäldern den neuen Anbauern oft gewiſſe Plätze gegen einen Erb-Zins abgetreten, welche ſie auszuräumen haben, und zu Aecker oder Wieſen machen können, welche alsdann den Nahmen der **Laß-Güter**, an andern Orten aber auch der Forſthuben, Waldgeraume **Laß-Räume**, Fr. Laye, führen.

2. In anderer Bedeutung, eine Art von Bauer-Gütern; welche auch **Laten-Güter** genannt werden; ſ. oben, S. 127, fgg.

Laß-Hain, in einigen Gegenden, ein gegen einen Erb-Zins einem Andern überlaſſener Hain; ein Hain als ein Laß-Gut betrachtet.

Laß-Herr, ſ. oben, S. 127, und 144.

Laß-Kopf, ein Schröpf-Kopf; ein Gefäß, vermittelſt des Schröpfens Blut zu laſſen; ſ. Th. XLIV, S. 1, f.

Laß-Männchen, im g. L., eine männliche Figur in manchen Kalendern, woran die verſchiedenen Arten des Blut, oder Aderlaſſens abgebildet ſind; das Aderlaß-Männchen.

Laß-pflichtig, ſ. oben, S. 127.

Laß-Raum, ſ. **Laß-Gut**, 1.

Laß-Reis, im Forſtweſen, Reiſer oder junge Stämme, welche man auf einem Gehaue Laub-Holzes zur Fortpflanzung ſtehen läſſet; die jungen Bäumchen, die ſich ſeit dem vorigen Hau unter Dornen, und andern Geſträuch von ſelbſt ausgeſäet haben, und zu 5, 6, und mehr Fuß ſchon empor gewachſen ſind. Die Holz-Hauer haben Anweiſung, ſolche Bäumchen ſtehen zu laſſen; daher der Nahme. Sie heißen auch Häge-Reiſer, Vorſtändner, im Oberd. Bannreitel, vermuthlich für Bannreiſer. Kommt der Hau wie-

der herum, ſo ſind ſie ſchon armsdick, und heißen Ueberſtänder. Siehe im XIV Th. S. 571; im XXIV Th. S. 634; und *Baliveau*, im III Th. S. 446.

Laß=Richter, ſ. oben, S. 127.

Laß=Scheffe, oder **Schöppe**, ſ. oben, S. 127 und 144.

Laß=Sünde, in der römiſchen Kirche, eine läßliche Sünde oder Erlaß=Sünde, eine geringe Sünde, welche leicht erlaſſen oder vergeben werden kann; zum Unterſchiede von einer Tod=Sünde.

Laß=Wieſe, eine gegen einen Erb=Zins einem Andern überlaſſene Wieſe; ſiehe **Laß=Gut.**

Laß=Zapfen, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Zapfen in einem Faſſe, den darin befindlichen flüſſigen Körper nach Belieben ausflieſſen zu laſſen, wovon der Hahn (ſ. Th. XXI. S. 180) eine Art iſt; die Zapf=Röhre; Gr. und Lat. Epiſtomium.

Laß=Zeichen, im gem. Leben, ein Zeichen im Kalender, womit die beſte Zeit zum Aderlaſſen angedeutet wird. †

Laß=Zins, ſ. oben, S. 127.

Laſſa, die Haupt=Stadt in Thibet; ſ. **Lahaſſa**, im LVIII Th. S. 761, fgg.

Laſſahn, **Laſſan**, ehedem auch **Leſſan**, eine kön. Amts=Stadt in Schwediſch=Pommern, welche zum Amte Wolgaſt gehört, an dem ſogenannten laſſanſchen See, den die Peene macht. Im J. 1783 hatte ſie 200 Häuſer, und 1,016 Einwohner. Sie hat ſchon am Ende des 13ten Jahrh. Stadt=Gerechtigkeit gehabt, und Herzog Bogislab hat 1299 die ihr von ſeinem Vater Barnim I. verliehene Privilegia beſtätigt und erweitert. Die Nahrung der Einwohner beſteht in Ackerbau, Bierbrauerey und Branntweinbrennerey. Im J. 1783 waren hier 13 Branntweinbrenner. Die ſtarke Fiſcherey in der Peene und im Achterwaſſer giebt manchem Einwohner Gelegenheit, mit dem

Fiſch=

Fiſch-Handel etwas zu verdienen, indem ſie die Fiſche aufkaufen, und beſonders im Winter, ſowohl im Lande, als auſſerhalb Landes, verfahren. Es wird hier auch einiger Schiffbau getrieben.

Laſſe, Laß, Late; ſ. oben, S. 127, fgg.

1. **Laſſen**, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, eine äuſſere Geſtalt haben, mit deren Beſtimmung; auf dieſe oder jene Art in die Augen fallen, doch nur als ein unperſönliches Zeit-Wort, oder doch nur in der dritten Endung. Das läßt ſchön, ſteht ſchön, läßt ſich mit Vergnügen anſehen. Das würde ſehr poſſierlich laſſen, ein ſehr poſſierliches Anſehen haben. Daß läßt nicht für meinen Stand, ſchickt ſich nicht für ihn. Es läßt, als wenn es regnen wollte, es ſcheint, hat das Anſehen. Siehe weiter unten Anlaſſen. Wie läßt das? was hat das für ein Anſehen? Imgleich. elliptiſch, für gut laſſen, in der vertraulichen Sprech-Art. Das läßt ja nicht.

Im Niederſ. laten, wo auch Gelaat, das äußere Anſehen, die Geſtalt, iſt, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Geleſſe. Man könnte dieſes Zeit-Wort als einen elliptiſchen Gebrauch des folgenden laſſen, ſinere, anſehen, und es durch ſich ſehen laſſen erklären, zumahl da es mit demſelben auf einerley Art abgewandelt wird. Allein, es iſt wahrſcheinlicher, daß es von demſelben ganz verſchieden iſt, und mit der lezten Hälfte des Wortes Antlitz, zu gleiſſen, Licht, Glas, u. ſ. f. gehört. Im Schwed. iſt lita, im Angelſ. wlitan, ſehen. In den verwandten Sprachen findet ſich von dieſem Neutro auch das reciproke Activum, ſich ſtellen, Engl. leeten, Isländ. laeta, Schwed. lätas, lätſa, welches Ihre von Lat, Later, die Geberden, ableitet, ungeachtet beyde zu dem bereits angeführten gemeinſchaftlichen Stamme gehören.

2. **Laſſen**, ein Zeit-Wort, welches in der Conjungation mit dem vorigen überein kommt, und am häufigſten als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zuweilen aber auch als ein Activum gebraucht wird. Es iſt von einem ſehr weiten Umfange des Gebrau-

ches, der ſich doch auf folgende drey Haupt-Bedeutungen einſchränken läſſet.

1. Nicht hindern, ſich leidentlich verhalten, wo es theils vollſtändig, mit dem Infinitiv eines andern Zeit-Wortes, theils auch elliptiſch, mit allerley Vor- und Bey-Wörtern gebraucht wird.

(1) Eigentlich, als ein Neutrum, wo die Franzoſen gleichfalls ihr laiſſer gebrauchen. Ich habe es müſſen geſchehen laſſen. Laſſet ihn gehen. Das Glas vorbey gehen laſſen. Laſſen Sie mich nur machen. Einen Vogel fliegen laſſen. Der Gärtner hat das Obſt erfrieren laſſen. Das Feuer ausgehen laſſen. Etwas, das man hält, fallen laſſen. Das Seil fahren laſſen. Die Fahne fliegen laſſen. Jemanden zu Grunde gehen laſſen. Wir wollen es dabey bewenden laſſen.

In ſehr vielen Fällen bekommt die ganze R. A. allerhand Neben-Bedeutungen, welche ſich ohne allzu große Weitläuftigkeit nicht unter gewiſſe Claſſen bringen laſſen. Laſſen Sie es gut ſeyn, billigen Sie es immer, tadeln Sie es nicht, kränken Sie ſich nicht darüber. Laß es nur gut ſeyn, ich werde ihn ſchon abführen. Etwas ſeyn laſſen, es bleiben laſſen, es unter Weges laſſen, im gem. Leben, es nicht thun, es unterlaſſen. Laß es ſeyn, bedeutet oft ſo viel als geſetzt. Eine Sache, eine Arbeit liegen laſſen, ſich nicht mehr mit ihr beſchäftigen. Laß dir das geſagt ſeyn, nimm es zu Herzen.

In einigen Fällen ſteht die ganze Wort-Fügung mit laſſen an ſtatt eines Paſſivi. Ich habe mir ſagen laſſen, es iſt mir geſagt, erzählet worden, man hat mir geſagt. Unſer Geiſt hat einen nothwendigen Hang, ſich von jeder Art der Schönheit rühren zu laſſen, gerührt zu werden.

In andern ſteht es ganz müßig. Er läßt ſich nichts verdrießen, es verdrießt ihn nichts. Er läßt

es ſich vortrefflich ſchmecken, es ſchmeckt ihm vortrefflich. Er läßt ſich nichts anfechten, es ficht ihn nichts an. Laß ihn nur erſt groß werden, wenn er nur erſt groß wird. Laß mich nur kommen, wenn ich nur komme. Wo es in einigen Fällen auch den unwilligen Tadel begleitet. Wie haſt du dir das können einfallen laſſen? Er ließ ſich träumen, daß er der erſte ſey.

(2) Figürlich und als ein Activum, wo das dazu gehörige Zeit-Wort ſehr häufig verſchwiegen wird, indem bald das Haupt-Wort allein, bald ein Neben-Wort, bald auch ein Vor-Wort ſteht. Laß es ſo wie es iſt, nähmlich bleiben. Eine Sache in ihrem vorigen Stande laſſen. Bier, Wein von dem Faſſe laſſen, nähmlich fließen. Sein Waſſer laſſen, ſeinen Urin fließen laſſen. Dem Pferde den Zügel laſſen, nähmlich ſchießen.

Beſonders mit Vor- und Neben-Wörtern. Die Thüre offen laſſen, nähmlich ſtehen. Den Acker wüſt laſſen, nähmlich liegen. Jemanden ungehindert in die Stadt laſſen. Die Gelegenheit aus den Händen laſſen.

2. Erlauben, verſtatten, welche Bedeutung oft mit der vorigen zuſammen fließt.

(1) Eigentlich, wo es bald wieder vollſtändig gebraucht wird, mit dem Infinitiv des Zeit-Wortes. In dieſem Falle iſt es wieder ein Neutrum, dagegen es, wenn kein Infinitiv dabey ſteht, gemeiniglich auch als ein Activum gebraucht werden kann. Laß mich dieſe Erzählung bis auf eine andere Stunde aufbehalten. Laß dieſen Verluſt deine Stärke nicht beugen. Wollen Sie meine Bitte Statt finden laſſen? O laſſen Sie mich gehen und zu mir ſelber kommen! Laß die Sache nicht zu weit kommen. Dazu will ich es nie wieder kommen laſſen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden laſſen. Laſſen Sie ſich ihren Irr-

thum benehmen. Er läßt ſich nichts nehmen. Er will ſich nicht tröſten laſſen. Man laſſe ſich ſolche Leute nur einmahl über den Kopf wachſen. Laß mich dieſes Glück genießen! Ach, laſſen Sie ſich mein Unglück erzählen! wohin auch die in der gemeinen Höflichkeit übliche Formeln gehören, laſſen Sie ſich was Neues erzählen, ich will Ihnen mit Ihrer Erlaubniß etwas neues erzählen, laſſen Sie nur mit ſich reden, u. ſ. f.

Bald mit einem Haupt-Worte in der vierten Endung der Sache und der dritten der Perſon, ohne Zeit-Wort. Einem den Vorzug laſſen, ihm denſelben verſtatten. Laſſen Sie mir nur Zeit, Ruhe. Laſſen Sie mir meine Freude. Beſonders, im Beſitz einer Sache laſſen, oder ſetzen. Ich habe ihm das Buch gelaſſen, überlaſſen. Ich will es Ihnen für zehen Thaler laſſen. Für den Preis, oder um den Preis kann ich es nicht laſſen.

Imgleichen mit Neben-Wörtern, oft mit allerley Neben-Begriffen. Ich laſſe keinen Dreyer herunter, verſtatte nicht, daß man mir ihn abbreche. Jemanden hinaus, hinauf, heraus, herauf laſſen, u. ſ. f. verſtatten, daß er hinaus u. ſ. f. gehe. Beſonders für zurück laſſen. Wo haſt du das Buch gelaſſen? Ich habe es in der Stube, auf dem Tiſche gelaſſen. Laß ihn hier. Er fängt wieder da an, wo er es gelaſſen hat, wo er aufgehört hat. Imgl. für übrig laſſen. Die Diebe haben ihm nichts gelaſſen.

Wie auch mit Vor-Wörtern. Jemanden in Ruhe laſſen, im gem. Leben, ihn mit Frieden laſſen. Ich laſſe dich nicht von der Stelle, nicht aus dem Hauſe. Jemanden vor ſich laſſen, ihn von ſich laſſen. Niemanden über ſein Geld laſſen. Einem etwas auf dem Halſe, über dem Halſe laſſen. Jeman-

manden bey ſeinem Amte, in ſeiner Freyheit laſſen.

(2) Figürlich; wohin

(a) Diejenigen Fälle gehören, wo das einfache Zeit-Wort, doch nur als ein Neutrum, an ſtatt eines zuſammen geſetzten ſteht, wo die Figur von dem Zurücklaſſen entlehnet wird. Jemand laſſen, ihn verlaſſen, von ihm ablaſſen, aller Gemeinſchaft und Verbindung mit ihm entſagen; wofür man auch ſagt, von einem laſſen. Von ſeiner Meinung nicht laſſen wollen, ſie nicht ablegen wollen. Imgl. für unterlaſſen. Ich habe es ihm ſchon oft geſagt, aber er läßt es doch nicht. Das Böſe laſſen. So ſagt ſchon Ottfried lazan ſin thas ſlafan, das Schlafen unterlaſſen, und in der alten waldenſiſchen Sprache iſt layſa gleichfalls unterlaſſen. In welcher Bedeutung auch der Infinitiv als ein Haupt-Wort gebraucht wird, beſonders in Verbindung mit dem Haupt-Worte Thun. Sein Thun und Laſſen. Wie auch für nachlaſſen. Ich laſſe dir nach meinem Tode einen ehrlichen Nahmen.

Imgleichen einige beſondere R. A. Sein Leben laſſen, verſtatten, daß es auf gewaltſame Art genommen werde. Die Bienen laſſen, ſagt man im gem. Leben für ſchwärmen. Er hat ſo viel Getreide, daß er es nicht zu laſſen weis, daß er es nicht räumlich unterzubringen weis. Und nach einer noch weitern Figur. Ich brauche Troſt, ich weis mich vor Schmerz nicht zu laſſen, habe keine Ruhe an keinem Orte, weis mich nicht zu faſſen. Er weis ſich vor Freude nicht zu laſſen, nicht zu faſſen.

(b) Den Grund der Möglichkeit oder doch der Thunlichkeit eines Prädicates enthalten, möglich, rathſam, thunlich ſeyn, als ein Neutrum in der dritten Perſon, und mit dem Infinitiv des folgenden Zeit-Wortes. Die Anſtalten laſſen es nicht anders vermu-

muthen. Sein Betragen läßt es nicht hoffen. Dieſe Umſtände laſſen mich im voraus ſehen, daß es nicht gelingen wird.

Imgl. als ein Reciprocum. Das läßt ſich nicht ſagen, nicht thun. Davon lieſſe ſich vieles ſagen. Die angenehme Empfindung läßt ſich nur durch reichhaltige Gegenſtände erregen. Dabey läßt ſich nicht viel Ehre einlegen. Das läßt ſich nicht begreifen, nicht denken, nicht hoffen. Holz läßt ſich nicht dehnen.

Wohin nach einer noch weitern Figur, auch die in der vertraulichen Sprech-Art üblichen elliptiſchen R. A. gehören. Das Buch läßt ſich leſen, man lieſet es nicht ganz ohne Vergnügen. Die Gründe, die er anführt, laſſen ſich hören, ſind nicht unbündig. Das läßt ſich ſehen, man ſieht es nicht ohne Vergnügen, ohne Beyfall.

3. Die befehlende oder veranlaſſende Urſache einer Veränderung ſeyn, ein Sache befehlen, veranſtalten, machen, daß ſie geſchieht; wo im Franzöſ. faire auf ähnliche Art gebraucht wird.

Sowohl mit dem Infinitiv eines andern Zeit-Wortes und als ein Neutrum. Ein Kind etwas auswendig lernen laſſen, durch Befehl. Ich habe es ihm ſchon ſchreiben laſſen. Er hat es mich wiſſen laſſen. Einen Brief übergeben laſſen. Gott läſſet ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute. Laſſen Sie es mich wiſſen, machen Sie es mir bekannt. Ich darf ihn davon nichts merken laſſen. Es läßt ſich niemand weder ſehen noch hören. Laſſen Sie es mich doch ſehen, zeigen Sie es mir doch. Waren kommen laſſen. Ich laſſe es an nichts fehlen. Sich auf der Flöte, auf der Violine hören laſſen. Laß einmahl hören! ſage es. Ich werde mich dankbar finden laſſen. Einen etwas koſten

koſten laſſen, es ihm zu koſten geben. Ein Haus bauen, ein Buch drucken, ein Kind taufen laſſen.

Hierher gehört auch derjenige Gebrauch dieſes Zeit-Wortes, da man dem Imperativ andere Sprachen vermittelſt deſſelben auszudrucken pflegt. Laßt uns die Prüfungen des Himmels gehorſam erdulden.

In manchen Fällen bleibt auch hier das Zeit-Wort weg. Blut laſſen, deſſen Ausfluß durch Oeffnung der Ader bewerkſtelligen, wofür man im g. L. ſagt, die Ader laſſen, oder zur Ader laſſen. Sich gegen jemanden heraus laſſen, ihm etwas eröffnen. Beſonders von gewiſſen Arten der langſamen Bewegung nach unten zu. Sich niederlaſſen, ſich ſetzen. Sich auf die Knie laſſen. Beſonders vermittelſt eines Seiles. Einen Sack Getreide von dem Boden laſſen. Sich in den Brunnen laſſen. Daher nach einer noch weitern Figur, ſich zu jemanden herab laſſen, ſich nach ſeinem niedrigen Stande, Schwachheiten, Vorurtheilen, u. ſ. f. bequemen.

Wenn dieſes Zeit-Wort noch ein anderes im Infinitiv bey ſich hat, ſo iſt es allemahl ein Neutrum; ſteht es aber ohne ein Zeit-Wort, ſo wird es zuweilen thätig, und kann auch im Paſſivo gebraucht werden.

Das Zeit-Wort, welches dem laſſen beygeſellet wird, ſteht allemahl im thätigen Infinitiv der gegenwärtigen Zeit ohne zu. Laß ihn kommen, befiehl, veranſtalte, daß er komme. Welcher thätige Infinitiv auch bleibt, wenn gleich der Verſtand den leidenden erfordert. Man ließ ihn rufen, ſowohl, man erlaubte, daß er rufen könnte, als auch, man befahl, daß er gerufen würde. Welches denn freylich zuweilen eine Zweydeutigkeit macht; z. B. man laſſe ihn würgen, wo nur der Zuſammenhang entſcheiden kann, ob würgen thätig oder leidend verſtanden werden muß. Laſſen ſelbſt, verliert, wenn es in Verbindung mit einem andern Zeit-Worte in einem zuſammen geſetzten Tempore ſteht, ſein Augment ge. Ich habe es ihm ſchreiben laſſen, nicht ſchreiben gelaſſen. Doch alles dieſes hat es mit den Zeit-Wörtern ſehen, hören, lernen, lehren, wollen, können, müſſen, dürfen,

mögen

mögen und heiſſen, gemein; welches aber noch nicht hinreicht, es zu einem Hülfs-Worte zu machen, wie von vielen Sprach-Lehrern geſchieht.

Wenn der Caſus der Perſon ſich auf das bey laſſen befindliche Zeit-Wort bezieht, ſo bleibt derſelbe auch in dieſer Verbindung unverändert. **Er hat mich grüßen laſſen**, weil grüßen die vierte Endung erfordert. **Laß dir an meiner Gnade gnügen. Laß dir ſagen. Laß mir deine Hand beyſtehen, Pſ. 119, 173. Laß mir deine Barmherzigkeit wiederfahren, Pſ. 119, 77.** Weil die Zeit-Wörter genügen, ſagen ꝛc. ſchon an und für ſich die dritte Endung erfordern.

Bezieht ſich aber die Perſon auf das Zeit-Wort laſſen, ſo löſe man die ganze Redens-Art auf. Steht alsdann die Perſon in der erſten Endung, ſo muß ſie in Verbindung mit dem laſſen und dem dazu gehörigen Zeit-Worte in der vierten ſtehen. **Laß ihn nichts davon merken**, d. i. mache, veranſtalte, daß er nichts davon merke. **Du läſſeſt mich erfahren viele und große Angſt, Pſ. 71, 20. Er ließ ſie es fühlen, Richt. 18, 16.**

Dieſes ſehr alte Zeit-Wort lautet im Oberdeutſchen und in den damit verwandten Sprachen und Mund-Arten ſchon von des Kero Zeiten an, lazzan, lazin, im Imperf. ſchon im 8ten Jahrh., ich liaz, im Ital. laſciare, im Franz. laiſſer, im Wallach. laſce. Im Ungariſchen iſt laſſadom, und im Lappländ. laazhiidam, ich laſſe nach. Andere, beſonders nördlichere Sprachen und Mund-Arten, verwandeln den Ziſch-Laut, ihrer Gewohnheit nach, in ein t, wie das alte Gothiſche letan, bey dem Ulphilas, das Niederſ. laten, das Angelſ. laetan, das Engl. to let, das Schwed. läta, das Däniſche lade. Noch weichere Sprachen, ſtoßen das t oder d gar aus, wie das alte Oberd. laan, das Frieſiſche lehn, das Albaniſche lin, und in dem Irrländiſchen ligim, löſet es ſich gar in einen Gaumen-Laut auf. Daß es mit los, laß, dem Niederſ. lat, ſpät, und dem Lat. laxare, genau verwandt iſt, iſt wohl gewiß; ob ſich gleich der erſte und urſprüngliche Stamm-Begriff, wegen des hohen Alters und vielfachen Gebrauches, nicht mit Gewißheit angeben läſſet. Einige Sprachen und Mund-Arten haben noch ein anderes ähnliches Zeit-Wort, welches der Gegenſatz unſers laſſen iſt,

und verhindern bedeutet; wie das Gothiſche latjan, das Schwed. lätja, das Angelſ. laetan, das Isländ. letia, das Niederſ. letten. Allein, dieſes ſtammet wohl unmittelbar von dem Niederdeutſchen lat, ſpät, ab.

Mit Laſſen zuſammengeſetzte Zeit-Wörter und davon abſtammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Ablaſſen, welches in ſeinen mehreſten Bedeutungen elliptiſch iſt, und ein anderes ausgelaſſenes Zeit-Wort vorausſetzt. Es iſt aber

1. Ein Activum, und bedeutet alsdann überhaupt, einen Körper ſeiner natürlichen Bewegung überlaſſen. Beſonders, (a) was zurück gehalten war, gehen laſſen. Den Bogen ablaſſen. Ein Schloß ablaſſen, d. i. deſſen Feder abgehen laſſen. Ein Schiff ablaſſen, es von Stapel laufen laſſen. Einen Teich, einen Fluß ablaſſen, d. i. das Waſſer in demſelben fließen laſſen; ſ. Th. I. S. 107. Ein Faß Wein, d. i. den Wein im Faſſe ablaſſen, abzapfen. (b) Jemanden eine Sache ablaſſen, d. i. abtreten, ſie ihm überlaſſen. (c) Abſchicken, abſenden. Einen Brief, ein Schreiben an jemand ablaſſen. Er hat verſprochen, einige Zeilen an mich abzulaſſen. (d) Den Ofen ablaſſen, in den Schmelz-Hütten, für aufhören zu ſchmelzen, iſt eine elliptiſche R. A. welche ſich vermuthlich auf die Blaſebälge bezieht, welche alsdann eigentlich abgelaſſen, d. i. abgehänget werden; im Gegenſatze des Anlaſſens. (e) Etwas am Preiſe ablaſſen, d. i. eine Verminderung des geforderten Preiſes bewilligen. Ich kann von den zehn Thalern nichts ablaſſen. (f) Die Sohlen ablaſſen, bey den Schuſtern, bedeutet ſo viel, als ſie am Rande abhängig ſchneiden, dünner machen.

Vom Ablaſſen der Milch, ſ. Th. I. S. 108.

2. Ein

2. Ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben zu ſich nimmt, für aufhören etwas zu thun, von einer Sache abſtehen. Von der Arbeit ablaſſen, Vom Böſen ablaſſen. Von einer Perſon ablaſſen, d. i. die Liebe zu ihr fahren laſſen. Von einem ablaſſen, d. i. ſowohl ihm ſeine Hülfe verſagen, als auch aufhören ihn zu ſtrafen, kommt in Lutheri Bibel-Ueberſetzung zwar oft, außerdem aber faſt gar nicht mehr vor. Eben ſo unangenehm klingen im Hochdeutſchen die oberdeutſchen R. A. ablaſſen zu zürnen, zu weinen, zu bauen u. ſ. f.

Daher die Ablaſſung, in allen obigen Bedeutungen, beſonders des Activi.

Ablaſſen, Niederſ. aflaten, Dän. aflade, war in der 5ten thätigen Bedeutung ehedem von weiterm Umfange, wie man aus einigen Beyſpielen beym Haltaus h. v. ſehen kann. Und von dieſer Bedeutung kommt vermuthlich auch das Haupt-Wort Ablaß in der kirchlichen Bedeutung vor.

1. Anlaſſen, welches, in ſeinen meiſten Bedeutungen ſehr elliptiſch iſt, und ein anderes Zeit-Wort vorausſetzt. Es wird gebraucht:

1. In eigentlicher Bedeutung, für anbehalten laſſen. Ich will ihm den Rock immer anlaſſen. Für anlaufen laſſen, d. i. anhetzen; einen Hund anlaſſen, auf etwas anlaſſen. Jmgl. Das Waſſer eines Teiches anlaſſen, d. i. anlaufen laſſen, und dann auch metonymiſch, einen Teich anlaſſen, d. i. mit Waſſer anfüllen; ſ. Th. II. S. 194. Für angehen laſſen, d. i. anfangen laſſen zu gehen. So bedeutet in den Schmelz-Hütten, die Bälge anlaſſen, oder nur ſchlechthin anlaſſen, ſo viel als anfangen zu ſchmelzen, im Gegenſatze des Ablaſſens.

2. In figürlicher Bedeutung. Einen übel anlaſſen, d. i. ihn mit harten Worten empfangen, ihm einen harten Verweis geben, ihn anfahren. So

zor-

zornig wollen Sie ihn anlaſſen? Gell. Die Figur in dieſer Bedeutung iſt etwas dunkel; vielleicht iſt ſie von dem anlaufen laſſen wilder Schweine hergenommen.

Friſch hat von dieſem Zeit-Worte das Bey-Wort anläſſig, anläſſige Worte, d. i. die Streit veranlaſſen können; allein es muß dieſes Bey-Wort entweder veraltet, oder nur in einigen Gegenden üblich ſeyn.

2. Anlaſſen, von laſſen, ſcheinen, das Anſehen haben. Es läßt ſich zum Kriege an, d. i. es ſcheint, daß ein Krieg entſtehen werde. Es läßt ſich zum Frieden an. Wie läßt ſich die Sache an? Die Sache läßt ſich gut, übel, ſchlecht, vortrefflich an. Es läßt ſich nicht darnach an, d. i. es hat nicht den Anſchein dazu. Es läßt ſich an, als wenn keine Arzeney mehr helfen wollte; Der Knabe läßt ſich gut an, d. i. macht viele Hoffnung.

Auflaſſen. 1. Aufſtehen laſſen, doch nur im g. L. Man wollte ihn nicht auflaſſen.

2. Offen ſtehen laſſen, offen laſſen. (1) Eigentlich. Die Thüre, das Fenſter auflaſſen. Das Zimmer, das Haus auflaſſen, d. i. die Thüre zu demſelben.

(2) Figürlich. a) Verlaſſen, doch nur in den Bergwerken, wo, eine Erzgrube auflaſſen, ſo viel bedeutet, als ſie verlaſſen, nicht mehr mit Arbeit belegen. Daher kommt auch das Wort aufläſſig; die Zeche iſt aufläſſig geworden, d. i. verlaſſen worden. b) Abtreten, überlaſſen, ſich ſeines Rechtes an einer Sache begeben. In dieſem Verſtande war auflaſſen ehedem von einem ſehr häufigen Gebrauche, in dem faſt eine jede, beſonders gerichtliche Abtretung und Ueberlaſſung einer Sache dadurch ausgedruckt wurde. Ein Gut vor dem Rathe, vor dem Gerichte auflaſſen. Ingl. in den Lehn-Rechten, einem ein Lehn auflaſſen, d. i. abtreten, welches

am häufigſten von dem Lehn=Manne, zuweilen aber auch von dem Lehn=Herrn vorkommt, und auch aufgeben und auffenden genannt wurde. Niederſ. uplaten, und laten; Schwed. upläta. Daher der Auflaß=Brief, diejenige Urkunde, worin man einem Andern eine Sache abtritt; das Auflaß=Geld, dasjenige Geld, welches der Verkäufer bey Auflaſſung eines Lehens dem Lehn=Herrn bezahlt, im Gegenſatze der Lehnware, welche der Käufer entrichtet. Indeſſen iſt dieſe ganze Bedeutung mit allen davon gemachten Zuſammenſetzungen, heut zu Tage größtentheils veraltet.

Das Haupt=Wort die Auflaſſung kann in allen obigen Bedeutungen gebraucht werden.

Auslaſſen, ſetzt, ſo wie die meiſten mit Laſſen zuſammengeſetzten Zeit=Wörter, ein anderes Zeit=Wort voraus. Es bedeutet aber:

1. Ausſchmelzen, oder ausfließen laſſen, im g. L. Butter, Fett, Talg auslaſſen, d. i. ausſchmelzen. Ausgelaſſene Butter.

2. Aus einander laſſen. Ein Kleid auslaſſen, bey den Schneidern, es durch Auftrennung einer eingeſchlagenen Naht weiter machen.

3. Ausbleiben laſſen, weglaſſen. Eine Stelle, ein Wort auslaſſen. Ein ausgelaſſenes Wort.

4. Ausgehen laſſen, von dem Feuer. Den Ofen auslaſſen, in den Schmelz=Hütten. d. i. aufhören zu arbeiten, Schicht machen.

5. Hinauslaſſen, a) Eigentlich Einen auslaſſen, d. i. aus dem Zimmer. Das Vieh auslaſſen, aus dem Stalle. b) Figürlich, bekannt werden laſſen. (1) Einen Befehl auslaſſen, in Ober=Deutſchland, wofür man im Hochdeutſchen lieber erlaſſen ſagt. (2) Seine Gedanken über etwas auslaſſen, d. i. bekannt machen. Imgl. metonymiſch, ſich über etwas auslaſſen, d. i. ſeine Gedanken darüber durch

Worte

Worte an den Tag geben. Er läßt ſich hierüber ſehr nachdrücklich gegen mich aus. Ob es gleich in dieſer Bedeutung abſolute im Hochdeutſchen nicht mehr gebräuchlich iſt. (3) Sich auslaſſen, ſich zeigen, eine im Hochdeutſchen ſeltene Bedeutung. (4) Freyen Lauf laſſen, ausbrechen laſſen. Seine Empfindlichkeit über etwas auslaſſen. (5) Gehört auch hierher das Particip. Paſſiv. ausgelaſſen, denjenigen ſittlichen Zuſtand zu bezeichnen, da man ſeine Begierden, beſonders den Trieb zur Luſtigkeit ohne Einſchränkung zu befriedigen ſucht. Er iſt ganz ausgelaſſen, d. i. auf eine ausſchweifende Art luſtig. Ein ausgelaſſener Menſch.

Daher Ausgelaſſenheit. 1. Die Fertigkeit ausgelaſſen zu ſeyn, oder ſeinen Begierden den Ausbruch zu laſſen. Die Ausgelaſſenheit dieſes Menſchen iſt groß. 2. Eine ausgelaſſene Handlung. Sie verüben noch immer viele Ausgelaſſenheiten. Das Parterre legt ſein Mißvergnügen gern durch allerley Ausgelaſſenheiten an den Tag.

So auch die Auslaſſung, in allen eigentlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes.

Die Figur in dieſer letzten Bedeutung ſcheint von dem jungen Viehe hergenommen zu ſeyn, welches ſeine Freude auf eine ausſchweifende Art an den Tag legt, wenn es aus den Ställen gelaſſen wird.

Belaſſen, iſt nur im Oberdeutſchen für bewenden laſſen, üblich. Ich habe es dabey belaſſen, d. i. gelaſſen. Wie er nicht gemeint ſey, von ſeiner Erklärung abzugehen: ſondern es vollkommen dabey belaſſe. Bey dem Ottfried bedeutet bilazzen ſo viel als erlaſſen.

Beylaſſen, ſiehe Zulaſſen.

Durchlaſſen, durchgehen laſſen, durchlaufen laſſen, durchfließen laſſen. 1. So fern laſſen bloß verſtatten bedeutet. Das Thor war verſchloſſen, und

man wollte uns nicht durchlaſſen. Hier wird niemand durchgelaſſen. Leder läßt keine Feuchtigkeit durch, d. i. durchfließen. 2. So fern laſſen eine mehrere Thätigkeit mit einſchließt. Erze durchlaſſen, in den Schmelz-Hütten, ſie durch den Ofen gehen laſſen, ſie d. i. ausſchmelzen. Auf ähnliche Art ſagt ſchon Opitz:

Vor alles Gold, ſo fein und durchgelaſſen,
Pſ. 119, 64.

obgleich dieſes Zeit-Wort von dem Golde nicht gebräuchlich iſt. Getreide, Sand durchlaſſen, es durch ein ſchräge ſtehendes Sieb (durch den Durchlaß, ſ. Th. IX. S. 746), werfen, um es zu reinigen. Silber-Zaine durchlaſſen, in den Münzen, ſie in dem Durchlaß dünner walzen. So auch die Durchlaſſung.

Einlaſſen, ſ. im X Th. S. 353, f.

Entlaſſen, ſ. im XI Th. S. 74.

Erlaſſen. 1. Ergehen laſſen. Ein Schreiben erlaſſen, für ablaſſen. Einen Befehl erlaſſen, im g. L. auslaſſen, ausgehen laſſen. Ein erlaſſener Befehl.

2. Nachlaſſen, von einer Verbindlichkeit befreyen, entweder mit der vierten Endung der Perſon und der zweyten der Sache, beſonders im Oberdeutſchen. Jemanden ſeines Eides erlaſſen. Erlaſſen Sie mich dieſer Pflicht. Oder auch, und zwar am häufigſten, mit der dritten Endung der Perſon und der vierten der Sache. Einem den Eid, eine Pflicht erlaſſen. Die Frohndienſte ſind ihnen erlaſſen worden. Den Unterthanen die rückſtändigen Steuern erlaſſen. Einem Freveler die Strafe erlaſſen. Beſonders von der Bezahlung einer Schuld freyſprechen. Dem Schuldner ſeine Schuld erlaſſen, ſie ihm ſchenken. Er hat ihm die ganze Schuld erlaſſen. Imgl. von der Verbindlichkeit eines Amtes befreyen, entlaſſen, mit der vierten Endung der Perſon und der zweyten

der Sache. Einen Beamten erlaſſen, ihn ſeines Dienſtes erlaſſen; wofür doch entlaſſen üblicher iſt. Um ſeine Erlaſſung bitten. Seine Erlaſſung bekommen.

3. Von einer verwirkten Strafe befreyen, für vergeben, in der bibliſchen Schreib-Art, Deine Sünden ſind dir erlaſſen.

So auch die Erlaſſung in allen obigen Bedeutungen.

Erlaßlich, erläßlich; ſiehe **Läßlich**.

Herab laſſen. Etwas mit Stricken herab laſſen, wenn der Redende unten iſt, hinab, wenn er oben iſt. Imgl. figürlich, ſich zu jemanden herab laſſen, von Perſonen höhern Standes, wenn ſie ſich mit Geringern in eine Art von Gleichheit ſetzen. Sich zu den ärmſten Perſonen herab laſſen. Nach einer noch weitern Figur, ſich nach ihren Einſichten, nach ihren Fähigkeiten bequemen. Sich zu dem Geſichts-Kreiſe, zu den Fähigkeiten des großen Haufens herablaſſen, Sich zu den Schwachheiten anderer herablaſſen.

Hier ſollte billig hinab ſtehen; allein herab hat ſchon die Zeit-Dauer und eine allgemeine Gewohnheit für ſich; man müßte denn behaupten, daß in dieſen figürlichen Arten des Ausdruckes, die Richtung der Bewegung in Abſicht auf den Redenden, in keine Betrachtung komme. Für die im gem. Leben übliche R. A. etwas von dem Preiſe herab laſſen, ſagt man richtiger und gewöhnlicher, ablaſſen.

Daher die Herablaſſung, die Handlung des Herablaſſens. Die Herablaſſung eines Steines, wenn ſolches vermittelſt der Seile von einem höhern Orte geſchieht, Am häufigſten im figürlichen Verſtande, die Bequemung nach anderer geringerm Stande, oder ſchwächern Einſichten. Mit der größten Herablaſſung zu ſeinen Bedienten reden. Die Herab-

ablaſſung zu andern Schwachheiten, Fähigkeiten und Einſichten.

Heraus laſſen. Jemanden heraus laſſen, aus einem Ort nach ſich zu.

Herlaſſen, zu der redenden Perſon laſſen; im Gegenſatze des hinlaſſen. Man wollte ihn nicht herlaſſen.

Hinlaſſen, an einem entfernten Orte laſſen; im Gegenſatze des herlaſſen. Man wollte mich nicht hinlaſſen.

Hinterlaſſen, ſ. im XXXIII Th., S. 574, f.

Nachlaſſen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

I. Als ein Activum.

1. So fern nach ſo viel als hinter bedeutet, hinter ſich laſſen, zurück laſſen.

(1) Eigentlich, wo es hauptſächlich von Perſonen und Sachen gebraucht wird, welche man nach dem Tode in der Welt zurück läßt; im Oberd. hinterlaſſen. Er hat nicht viel Vermögen nachgelaſſen. Die nachgelaſſenen Freunde. Siehe Nachlaß.

(2) Figürlich, für unterlaſſen, nicht thun, nicht beobachten. Wir haben ihnen auch Geld gethan, und Getreide, den Wucher aber haben wir nachgelaſſen, Nehem 5, 10. Im Hochdeutſchen iſt dieſe Bedeutung fremd, wenigſtens ungewöhnlich. Noch ungebräuchlicher aber iſt die Bedeutung des Aufhebens, in welcher es Richt. 2, 1. vorkommt: ich wollte meinen Bund mit euch nicht nachlaſſen ewiglich.

2. So fern nach ein Zeit-Folge und Ordnung bedeutet, iſt nachlaſſen in den Salzwerken ſo viel als nachfüllen. Die Salz-Pfannen werden nachgelaſſen, wenn die Sohle eingekocht iſt, und friſche nachgegoſſen wird.

3. So

3. So fern nach von der Richtung gebraucht wird, ſeiner natürlichen Richtung folgen laſſen, die Spannung, den Widerſtand vermindern.

(1) Eigentlich. So läßt man ein Seil, einen Strick, einen Faden nach, wenn man ihn nicht mehr ſo feſt hält, ſondern ihn einem Theile nach, oder ein wenig gehen läſſet, wofür auch nachgeben üblich iſt. Die Hunde nachlaſſen, bey den Jägern, ſie auf eine Fährte anlaſſen, ſie der Fährte nachgehen laſſen. Eine Schraube nachlaſſen, ſie locker ſchrauben. Wo es auch abſolute als ein Neutrum gebraucht wird.

(2) Figürlich. a) Einem etwas nachlaſſen, es ihm zulaſſen, verſtatten. Ich habe ihm ſchon vieles nachgelaſſen, verſtattet. b) Einem Theile nach fahren laſſen, ſeine Anſprüche, ſeinen Widerſtand vermindern. Er hat von den geforderten 50 Rthlr. zehn nachgelaſſen. An dem Preiſe, von dem Preiſe etwas nachlaſſen. Ich kann nichts nachlaſſen, an dem Preiſe. Es iſt ihm nichts an der Strafe nachgelaſſen worden. So auch in Anſehung anderer Anſprüche oder Gerechtſamen. Imgl. ſeinen Widerſtand vermindern, wo es gemeiniglich abſolute gebraucht wird, wie nachgeben. Er läßt ſchon nach, widerſetzt ſich nicht mehr ſo heftig. Nachlaſſen ſtillet groß Unglück, Pred. 10, 4.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, der Heftigkeit, der Intenſion nach vermindert werden; eine Fortſetzung der vorigen Bedeutung. Die Kälte, die Hitze, die Krankheit läßt nach. Die Schmerzen wollen noch nicht nachlaſſen. Sein Zorn hat nachgelaſſen. Seine Hitze hat bald nachgelaſſen. Ich merke ſchon, daß ihr Eigenſinn nachläßt. In den Salz-Hütten läſſet das Salz nach, wenn es ſich ſetzt.

Daher die Nachlaſſung, welches doch nur in der Bedeutung des Activi üblich iſt.

Der Nachlaß, dasjenige, was nachgelaſſen wird, beſonders was ein Verſtorbener ſowohl an beweglichen als unbeweglichen Vermögen nach, oder zurückläſſet, die Verlaſſenſchaft, im Oberdeutſchen die Nachlaſſenſchaft, ehedem auch das Gelaß, bey dem Winsbeck Geleſſe, bey dem Notker Gelazze, Niederſ. Nalaat. Den Nachlaß unter ſich theilen.

Niederlaſſen, niedergehen oder niederſinken machen, von oben herab laſſen. Den Vorhang niederlaſſen. Die Klappe eines Tiſches niederlaſſen. Jemanden an einem Seile von einem Thurme niederlaſſen. Die Segel niederlaſſen. Jmgl. als ein Reciprocum. Sich niederlaſſen. Sich von einem Thurme niederlaſſen, vermittelſt eines Seiles. Die Vögel laſſen ſich nieder, wenn ſie nach und nach aus der Luft nach der Erdfläche zu kommen. Jn engerer Bedeutung iſt ſich niederlaſſen ein anſtändiger Ausdruck für das gemeinere ſich ſetzen. Figürlich bedeutet ſich an einem Orte niederlaſſen, ſeinen Aufenthalt, ſeine Wohnung daſelbſt nehmen. Sich häuslich an einem Orte niederlaſſen.

So auch die Niederlaſſung. Schon bey dem Ottfried nitharlazan.

Ueberlaſſen. 1. Ueberlaſſen, (der Ton auf über), ich laſſe über, über gelaſſen, über zu laſſen.

(1) Für übrig laſſen, eine im Hochdeutſchen in der edeln Schreib-Art veraltete Bedeutung. Und ſoll nichts davon überlaſſen, 2 Moſ. 12, 10. Es ſoll nichts übergelaſſen werden, bis an den Morgen, 3 Moſ. 7, 15. Und in andern Stellen mehr. Da es hier ein wahres Neben-Wort iſt, ſo ſchreibt man es auch, ſo wie in den übrigen Fällen, wo es für übrig ſteht, richtiger getheilt, über laſſen. Jm gem. Leben einiger Gegenden iſt der Ueberlaß, dasjenige, was man übrig läßt, was übrig bleibt. (2) Für hinüber oder herüber laſſen, auch nur im gem. L.

Man wollte uns nicht überlaſſen, über den Fluß. Auch hier wird es als ein Neben = Wort beſſer getheilt geſchrieben, und alsdann machen auch die Wörter, wo über für übrig, oder auch für hinüber und herüber ſteht, keine Ausnahme von der Regel, daß, wenn die mit über zuſammen geſetzten Zeit - Wörter Activa ſind, der Ton auf dem Zeit = Worte liegt.

2. Ueberlaſſen (der Ton auf laſſen), ich überlaſſe, überlaſſen, zu überlaſſen, mit der vierten Endung der Sache und der dritten der Perſon.

(1) Durch einen Kauf oder Tauſch in den Beſitz eines andern kommen. Ueberlaſſen Sie mir Ihren Garten, verkaufen Sie ihn mir. Er hat mir ſein Pferd überlaſſen, verkauft oder vertauſcht. (2) In weiterer Bedeutung, den Beſitz, den Willen, die Leitung eines andern, in Rückſicht auf ein anderes Ding nicht hindern. Eine Armee überläßt ein Land, eine Stadt dem Feinde, wenn ſie ſich zurück zieht, und ihn dieſelbe ohne Hinderniß in Beſitz nehmen läſſet. Sich einer Leidenſchaft, ſich dem Grame, der Freude u. ſ. f. überlaſſen, ſich ohne Widerſtand von ihr beherrſchen laſſen. Ueberlaſſen Sie ſich nicht dem Ungeſtüm Ihres Herzens. Ueberlaß mich meinem Schickſale. Ich überlaſſe mich Ihnen ganz, Ihrer Leitung, Ihrem Rathe. Ueberlaſſen Sie das mir, zu thun, zu verrichten, dafür zu ſorgen.

Daher die Ueberlaſſung, beſonders für Verkauf oder Abtritt des Beſitzes. Die Ueberlaſſung eines Gutes.

Unterlaſſen, etwas nicht thun, welches zu thun man einige Beſtimmung hatte. Mit dem Infinitiv der Zeit = Wörter und dem Wörtchen zu. Warum haſt du unterlaſſen, mir Nachricht davon zu geben? Ich habe nicht unterlaſſen wollen, Ihnen zu ſchreiben. Imgl. mit dem Infinitiv als ein Haupt - Wort.

Unterlaſſe das Trinken, das Spielen; wo im g. L. oft das einfache laſſen übrig iſt. Sehr häufig auch mit dem Reciproco. es. Ich konnte es unmöglich unterlaſſen. Warum haſt du es unterlaſſen, mir Nachricht davon zu geben? Wir hatten beſchloſſen zu verreiſen, allein wir unterließen es. Von andern Haupt Wörtern auſſer den Infinitivis laſſen ſich gemeiniglich nur diejenigen mit unterlaſſen ausdrücken, welche in dem Gegenſatze mit thun ausgedrückt werden können. So ſagt man ſeine Pflicht, ſeine Schuldigkeit, ſein Gebet, eine Handlung, eine Sünde, ein Verbrechen unterlaſſen, weil man ſagt, ſeine Pflicht, ſeine Schuldigkeit u. ſ. f. thun. Einige Fälle machen auch hier Ausnahmen; eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet unterlaſſen, ob man gleich nicht gern mehr ſagt, eine Gewohnheit, einen Gebrauch, das Gebet thun. Allein Gottes Bund unterlaſſen, 1 Moſ. 17, 14. Gottes Wort unterlaſſen, Apoſtg. 6, 2. Eine Gelegenheit, einen Tag unterlaſſen, für vorbey laſſen, u. ſ. f. ſind zu harte Ellipſen, als daß ſie ſich vertheidigen ließen.

Daher die **Unterlaſſung**, der Zuſtand: da man etwas nicht thut, welches zu thun man einige Beſtimmung hat. Die Unterlaſſung des Schreibens, einer Pflicht des Gebetes, u. ſ. f. Daher die **Unterlaſſungs-Sünde**, die ſtrafbare Unterlaſſung einer befohlenen Handlung, die Uebertretung eines Forderungs-Geſetzes; im Gegenſatze der Begehungs-Sünde, die Uebertretung eines Verbothes.

Verlaſſen, iſt in einer doppelten Haupt-Bedeutung üblich.

1. Hinter ſich laſſen, zurück laſſen, daß ver vornehmlich eine intenſive Kraft hat, indem das einfache laſſen ehedem häufig in dieſem Verſtande gebraucht wurde, und zum Theil noch gebraucht wird.

(1) Ei-

(1) Eigentlich; wo es nur noch in einigen einzelnen Fällen gebraucht wird, welche überdies größtentheils nur im gem. Leben üblich ſind.

a. Man verläſſet etwas, wenn man es bey ſeinem Tode auf der Welt zurück läßt, wofür doch hinterlaſſen edler und üblicher iſt. Er verließ drey Söhne und vier Töchter. Er hat kaum ſo viel verlaſſen, daß er begraben werden konnte. Ein großes Vermögen verlaſſen. Einen guten Nahmen, zwey Häuſer, u. ſ. f. verlaſſen. Siehe auch weiter unten Verlaſſenſchaft.

b. Das Eigenthum eines Dinges für Geld abtreten, nur noch hin und wieder im gem. Leben, für die üblichern ablaſſen und überlaſſen. Einem etwas verlaſſen. Das iſt nicht zu verlaſſen, abzulaſſen. Im Niederſ. bedeutet es auch, den Beſitz eines unbeweglichen Gutes beſtätigen.

c. Als Abrede, als einen Befehl zurück laſſen, auch am häufigſten im g. L. Wir haben es ſo verlaſſen, bey unſerm Abſchiede verabredet. Du weißt, wie wirs mit deinem Vater verlaſſen haben, Tob. 11, 2. Ich habe es zu Hauſe verlaſſen, befohlen. Siehe weiter unten Verlaß.

(2) In weiterer Bedeutung, ſeine körperliche Gegenwart einem Dinge entziehen, als ein allgemeiner Ausdruck, der die nähere Art und Weiſe unbeſtimmt läßt.

a. Eigentlich. Man verläßt einen Ort, wenn man ſich von demſelben entfernt, es geſchehe nun auf kurze Zeit, oder auf immer. Wir verließen Berlin geſtern morgen um acht Uhr, reiſeten von Berlin ab. Am Abend, wenn die Sonne den Horizont verläßt. Man verläßt eine Perſon, wenn man von ihr weggeht, ſich von ihr dem Orte nach entfernet. Er verließ uns ſehr unwillig, gieng voller Unwillen weg, aber auch, er gieng von uns weg, da wir ſehr un-

unwillig waren; welche Zweydeutigkeit in allen ähnlichen Ausdrücken herrſcht, z. B. ich verließ ſie weinend. Ein Haus verlaſſen, ſowohl aus demſelben weggehen, als auch aus demſelben ausziehen. Die Welt verlaſſen, ſterben. Da verließ ihn (Jeſum) der Teufel, Matth. 4, 11. Jeſus verließ die Stadt Nazareth, V. 13.

b. Figürlich in verſchiedenen engern Bedeutungen, und mit allerley Neben-Begriffen.

α) Einem Dinge ſeine Gemeinſchaft, ſeinen Einfluß entziehen, auch als ein allgemeines Wort, daher es in manchen Fällen auch hier wieder beſondere Neben-Begriffe bekommt. Ein Mann wird ſeinen Vater und Mutter verlaſſen, 1 Moſ. 2, 24. Wer verläſſet Vater und Mutter um meinetwillen, Matth. 19, 29. Eine Geliebte verlaſſen, ihr die ihr gewidmete Liebe und Treue entziehen. Ein entlaufener Mann verläßt ſeine Frau. Der Hirt verläßt die Heerde, wenn er ihr mit ſeiner Gegenwart zugleich die ſchuldige Aufſicht entzieht. Das Geſicht verläßt uns, wenn wir ſchwache Augen bekommen. Das Fieber hat ihn verlaſſen. Den Feldbau verlaſſen, und ſich der Handlung widmen.

Dahin denn auch die bibliſchen Ausdrücke gehören, Gott verlaſſen, Gottes Geboth, die Wahrheit verlaſſen, den Rath der Aelteſten verlaſſen, die Furcht des Herrn, die heidniſche Weiſe u. ſ. f. verlaſſen, von welchen manche auch auſſer der bibliſchen Schreib-Art üblich ſind. Den Weg der Tugend verlaſſen.

β) Mit Entziehung der perſönlichen Gegenwart auch den Beſitz eines Dinges aufgeben. Die Land-Leute haben ihre Güter verlaſſen. Ein verlaſſenes Haus. Die Fiſcher verließen ihre Netze, Matthäi 4, 20. Haus und Hof verlaſſen und davon gehen.

γ) Hülf-

γ) Hülflos laſſen, einem Dinge ſeine Hülfe, ſeinen Beyſtand entziehen. Von Gott verlaſſen ſeyn. Der Herr verläßt ſeine Heiligen nicht, Pſ. 37, 28. Jemanden im Alter, in einer Krankheit verlaſſen. Eine verlaſſene Waiſe. Man ſoll dich nicht mehr die Verlaſſene heiſſen, Eſ. 62, 4. Von aller Hülfe verlaſſen ſeyn.

2. Sich auf etwas verlaſſen, als ein Reciprocum, Hülfe, Beyſtand mit Zuverſicht von demſelben erwarten. Sich auf Gott, auf ſeinen Reichthum, auf ſeine Macht, auf ſeine Gelehrſamkeit, u. ſ. f. verlaſſen. Ich verlaſſe mich in dieſem Stücke auf dich. Er verläßt ſich auf das Lügen. Man kann ſich nicht auf ihn verlaſſen. Ich verlaſſe mich auf niemanden. Sich auf ſein Recht verlaſſen.

In weiterer Bedeutung iſt, ſich auf etwas verlaſſen, mit Zuverſicht Wahrheit von demſelben erwarten. Sich auf Träume verlaſſen, zuverſichtlich hoffen, daß ſie in Erfüllung gehen werden. Man kann ſich auf ihn, auf ſein Wort, auf ſein Verſprechen nicht verlaſſen; im g. L. auch, es iſt ſich nicht darauf zu verlaſſen. Ich verlaſſe mich darauf, hoffe zuverſichtlich, daß es gewiß geſchehen werde. Im Oberdeutſchen iſt daher verläſſig und verläßlich, worauf man ſich verlaſſen kann. Siehe Zuverläſſig.

Die Haupt-Wörter das Verlaſſen und die Verlaſſung werden nur in den weitern Bedeutungen des Activi gebraucht. Die bösliche Verlaſſung ſeines Ehegatten.

Dieſes alte Zeit-Wort lautet ſchon bey dem Kero, Ottfried, u. ſ. f. farlazzan, firlazzan, bey dem Ulphilas fraletan, im Schwed. farlata, im Niederſ. verlaten. Ehedem bedeutete es auch theils zerlaſſen, d. i. ſchmelzen, theils erlauben, permittere; theils auch erlaſſen. In der zweyten Haupt-Bedeutung ſcheint es eigentlich ſich auf etwas ſtelen oder ſtützen, bedeutet zu haben, ſo

daß

daß ver auch hier eine Intenſion bezeichnet. Wenigſtens braucht Opitz das einfache laſſen noch mehrmahls in dieſem Verſtande.

Gott ſchützet mich, auf den ich mich darf laſſen.

Indeſſen ſteht es dahin, ob verlaſſen in dieſer Bedeutung nicht vielmehr von laſſen, ſcheinen, ehedem auch ſehen, abſtammet, indem man in ähnlichem Verſtande ſagt, ſich eines Dinges verſehen. Das Schwed. forlita, ſich auf etwas verlaſſen, ſtammet gleichfalls von lita, ſehen ab.

Der Verlaß, von dem vorhergehenden Zeit-Worte, aber nur in einigen Bedeutungen, und auch hier nur im gem. Leben, beſonders einigen Gegenden. 1. Der Nachlaß, die Verlaſſenſchaft, was man nach ſeinem Tode verläßt, nachläßt, oder hinterläßt, nur in einigen Gegenden. 2. Die angenommene oder getroffene Abrede, zuweilen auch wohl ein Vertrag. Dem Verlaſſe nach. Verlaß nehmen, Abrede. Das war nicht unſer Verlaß. Der Raths-Verlaß iſt in Nürnberg ein Raths-Schluß. Im Niederſ. Verlaat, wo es aber auch Zuverläßigkeit Vertrauen, Raum u. ſ. f. bedeutet.

Die Verlaſſenſchaft, von der erſten Bedeutung des Zeit-Wortes verlaſſen, was man bey ſeinem Tode an zeitlichen Gütern verläßt oder hinterläßt; die Hinterlaſſenſchaft, der Nachlaß, im Oberdeutſchen das Verlaßthun, in Rückſicht deſſen, der ſie thut, die Erbſchaft.

Vorlaſſen. 1. Voran oder vorwärts laſſen. Jemanden vorlaſſen. 2. In Jemandes Gegenwart laſſen. Er ſuchte Audienz, man ließ ihn aber nicht vor. Die Parteyen vorlaſſen, vor Gericht, vor den Richter. Zur Unterredung vorgelaſſen werden. In beyden Fällen nur in der vertraulichen Sprech-Art. So auch die Vorlaſſung.

Daher der **Vorlaß**, von dem vorhergehenden Zeit-Worte, die Handlung des Vorlaſſens, und dasjeni-

jenige, was vorgelaſſen wird, doch nur in einigen einzelnen Fällen. 1. Die Handlung des Vorlaſſens. So ſagt man in der Jägerey: einem Hühner Hunde den Verlaß geben, wenn man denſelben mit einem lebendigen Feld = Huhne an einer Leine in einem Zimmer oder Garten abrichtet. 2. Dasjenige, was vorgelaſſen wird. In der Jägerey wird der Büſchel = Federn, mit welchem der Falke, wenn er nicht gefangen hat, zurück gelocket wird, das Federſpiel, auch der Vorlaß gennant: gemeiniglich lautet dieſes Wort Vorloß; ſ. im XII Th., S. 146. Bey dem Keltern des Weines, auch bey dem Deſtillieren des Branntweins, wird dasjenige, was zuerſt ausläuft oder übergeht, der Vorlaß, bey andern der Vorlauf, und bey dem Branntwein der Vorſprung genannt.

Weglaſſen. 1. Von ſich laſſen, ſich entfernen laſſen. Einen Freund nicht weglaſſen wollen. 2. In eines andern Beſitz kommen laſſen. Bey dem Verkaufe einer Sache, dieſelbe nicht weglaſſen. 3. Nicht berühren, nicht erwähnen, auslaſſen. Im Schreiben eine Stelle weglaſſen, auslaſſen. Nichts weglaſſen, was zur Sache gehört. Daher das Weglaſſen, und in der letzten Bedeutung auch die Weglaſſung.

Zerlaſſen, zerfließen laſſen, d. i. ſchmelzen Wachs, Talg, Bley ꝛc. zerlaſſen, flüſſig machen Schon im Notker zelazen.

Zulaſſen. 1. Verſchloſſen laſſen. Eine Büchſe zulaſſen, ſie nicht öffnen. 2. Sich nahen laſſen, den Zugang verſtatten. Jemanden in das Schlaf = Zimmer zulaſſen. In der Landwirthſchaft läßt man den Ochſen, das Pferd ꝛc. zu, wenn man ſie ſich begatten läßt, welches auch beylaſſen genannt wird. 3. Nicht hindern, was man hindern könnte. Gott läßt manches Böſe in der Welt zu. Daher der zu-

laſſen-

laſſende Wille Gottes. Das läßt ihm nicht zu, an etwas anders zu denken. So auch die Zulaſſung.

Laſſi, oder *Lazzi*, bey den alten Deutſchen; ſiehe im XLI Th., S. 364.

Läßig, ein Fluß im landshutiſchen Kreiſe in Nieder-Schleſien; ſ. Th. LXIV, S. 261.

Läſſig, ein Bey- und Neben-Wort, läſſiger läſſigſte, von dem Bey- und Neben-Worte laß (ſiehe oben, S. 126), Laßheit empfindend, ſowohl körperliche Trägheit und Müdigkeit, als auch Mangel des gebührenden Eifers habend und zeigend, und darin gegründet. Läſſige Hände macht arm, aber der Fleißigen Hand macht reich, Sprichw. 10, 4. Richtet wieder auf die läſſigen Hände und die müden Knie, Ebr. 12, 12. Faulheit bringt Schlafen, und eine läſſige Seele wird Hunger leiden, Sprichw. 19, 15. Des Herren Werk läſſig thun. Jerem. 48, 10.

Im Niederſ. iſt läßig, und im Engl. lazy, faul, d. i. eine laſterhafte Abneigung vor der Bewegung und pflichtmäßigen Arbeit habend. In dem gemeinen Sprach-Gebrauche der Hochdeutſchen iſt läſſig eben ſo ungewöhnlich geworden, als laß. Man braucht es noch am häufigſten in der anſtändigern Schreib-Art für die härtere und niedrigere faul.

Läſſigkeit. 1. Die Neigung zur Laßheit, die Fertigkeit läßig zu ſeyn; zum Unterſchiede von der Laßheit, dem Zuſtande. 2. Zuweilen auch die Laßheit ſelbſt.

Laßiren, ein Kunſt-Wort der Mahler, welches vielleicht aus dem übel verſtandenen franzöſ. Worte glacer entſtanden iſt, und glaßiren oder glaſiren (wie ich auch unter dieſem Art. bereits im XVIII. Th. S. 771, f. etwas davon erwähnt habe), heißen ſollte; beyde bedeuten: eine Farbe mit einer andern durchſichtigen Farbe bedecken. Indem die untere Farbe durch die darüber liegende durchſcheint, entſteht aus beyder Vereinigung eine dritte Farbe, die oft ſchöner und allemahl ſaftiger iſt, als ſie ſeyn würde, wenn beyde

ſchon

ſchon auf der Palette unter einander gemiſcht worden wären. Wenn man die Purpur-Farbe mit Himmelblau laſirt, ſo bekommt man ein ſchöneres Violet, als durch die Miſchung der Farbe entſtanden wäre. Dieſes iſt alſo der Grund, warum die Mahler bisweilen laſiren. Die untere Farbe muß ſtark und durchdringend, die obere, womit laſirt wird, ſchwach ſeyn, und nicht decken; daher man zum Laſiren nur ſolche Farben brauchen kann, die nicht körperlich genug ſind, um für ſich zu ſtehen.

Das Laſiren thut eine doppelte Wirkung. Die eigenthümlichen Farben werden dadurch ſchöner und ſaftiger, daher es vorzüglich bey ſeidenen Gewändern gebraucht wird; und dann kann es auch dienen, ganzen Maſſen eine vollkommenere Harmonie zu geben. Man findet, daß einige Künſtler, um dieſes zu erreichen, ihre Haupt-Partien ſchon ſo angelegt haben, daß ſie dieſelben ganz mit einer ſehr dünnen Farbe überlaſiren konnten. Es iſt allemahl nothwendig, daß der Mahler ſchon beym Anlegen auf das Laſiren denke, um kräftige und ſtarke Farben unterzulegen.

In folgendem intereſſanten Aufſatz vom **Laſiren an Gemählden**, von F...l (*) werden zwey Firniſſe zur Laſur, oder zum durchſichtigen Uebermahlen vorgeſchrieben, um in einem Gemählde die Wahrheit der Entfernungen, und den Reiz des Colorits, wie die niederländiſche Schule herauszubringen.

„Nimm gleiches Gewicht des beſten ausgeſuchten Maſtix, und Sacharum Saturni; z. B. zu 1 Loth Maſtix auch 1 Loth Sach. Sat.; laß den Maſtix ganz in Körnchen, ohne ihn zu zerſtoßen; nimm ein ſauberes, irdenes, neues Geſchirr, größer als die Quantität Oels nöthig hat, um, wenn

(*) Im deutſchen Muſeum, 2 St. v. J. 1784, S. 182, fgg. **Meuſel's** Miſcellan. artiſt. Inhalts, 20 Heft, S. 97, fgg. und **Wiegleb's** Magie, 6 Th. S. 330, fgg.

wenn du es brauchſt, mehrern Zuſatz machen zu können. Setze dieſes Geſchirr über ein ganz gelindes Kohlfeuer, das du mittelſt Zuthuung neuer Kohlen immer in gleicher Hitze zu erhalten ſucheſt. Schütte in dieſes Gefäß eine nach dem genommenen Gewicht des Maſtix und des Sach. Sat. oder Bley-Zuckers nöthige Portion des beſten Magſamen-Oels, ſo daß du glauben kannſt, es ſey genug, um ſich darin aufzulöſen. Laß dieſes Oel bey einem gelinden und gleichen Feuer warm werden, und wirf dann nach und nach deinen Maſtix hinein, rühre immer mit einer saubern hölzernen Spatel die Portion ſo lange im warmen Oel herum, bis ſie zergangen, ehe du wieder friſchen Maſtix hinein wirfſt. Iſt dann dein Maſtix ganz aufgelöſet, ſo rühre auf die nähmliche Art und mit der nähmlichen Sorgfalt den Bley-Zucker nach und nach auch hinein. Auf das Feuer muß die größte Sorge gewendet werden, damit es nicht zu hitzig, und dadurch der Firniß braun wird. Iſt alles wohl aufgelöſet und mit dem Oele vereinigt, ſo tröpfle man etwas davon auf einen zinnernen Teller, wo es ſogleich erkaltet, und man ſehen kann, ob dieſe Maſſe zu dick oder zu dünn ſey. Beyden muß nach Verlangen auf dem Feuer, wo die Maſſe noch warm iſt, mittelſt Beyſchütten mehrern Oels, oder Zugebung mehrern Maſtix und Bley-Zuckers abgeholfen werden. Wenn dieſer Firniß recht ſeyn ſoll, muß er einer Pomade gleichen. Schütte dann dieſen Firniß in eine Schüſſel ſaubern kalten Waſſers, laß ihn 10 bis 12 Stunden zugedeckt ſtehen. Nimm ſolchen dann heraus, und rühre ihn nach und nach auf einem ſaubern Reibſtein recht und wohl unter einander, ſo erhältſt du den Laßir-Firniß in einer ſchönen weißen Pomade, welche ſich ſo gut wie andere Oel-Farben in einer Schweins-Blaſe aufbewahren läßt. Mach dir auf gleiche Art und mit der nähmlichen Vorſicht einen ſolchen Firniß, worin der Maſtix ausbleibt, nähmlich von purem, mit Magſamen-Oel auf dem Feuer aufgelöſeten Bley-Zucker. Mittelſt eines Zuſatzes davon iſt es dir möglich, dein Gemählde geſchwinder, ja ſo geſchwind, als du willſt, trocken zu machen. Wirf dann das trübe, klebrichte, braune, aus Oel, Umbra, Mennig und Silberglette, gekochte, ſogenannte trockne Oel, oder den Oel-Firniß hinweg, und brauche dieſes davor. Du haſt nicht nöthig, falls du nicht willſt, dieſen

lez-

lezten Firniß bey dem andern zu gebrauchen. Jener trocknet auch ohne dieſem ſehr bald, allein bey gewiſſen Farben, oder der Luft oder Nothwendigkeit, geſchwinder ſein Gemählde zu vollenden, iſt er ganz vortrefflich.

Mit dieſen zwey Firniſſen kann man mahlen, wie man ſonſt ohne ſie mit Oel-Farben mahlt; aber zur Laßur, oder zum durchſichtigen Uebermahlen, oder um in einem Gemählde die Wahrheit der Entfernungen und den Reiz des Colorits, wie die Venezianer und Flamänder, herauszubringen, iſt der erſte unentbehrlich, und der beſte, ſo mir bekannt geworden iſt. Ich ſetze meine Bemerkungen über die Art, ihn zu gebrauchen, hier auf, nicht um zu lehren, ſondern andern Künſtlern, die davon nichts wiſſen, eine Entdeckung mitzutheilen, welche ſie, wie mich, mit Vergnügen bey ihrer Arbeit belohnen wird, und, nach ihren mehreren Fähigkeiten, auch mehr, wie mich in Stand ſetzen wird, ihre Producte den beſten Sachen, der Ausübung und dem Reiz und der Harmonie nach, gleich zu machen. Miſche ſtatt des bekannten Oel-Firniſſes von dem zweyten Firniß aus Magſamen-Oel und Bley-Zucker gekocht, nach Nothdurft unter deine Oel-Farben; damit kannſt du, wie ich geſagt, dein Gemählde ſo geſchwind trocken machen, als du Verlangen haſt. Du darfſt nur unter jede Farbe mehr oder weniger nehmen, um das zu bewirken. Mahle auf dieſe Art dein Bild fertig, nähmlich ſo viel du mittelſt richtiger beſtimmter Darſtellung der Körper und ihrer Umriſſe, aus welchen dein Gemählde zuſammengeſetzt iſt, nur kannſt. Laß dich wegen der Haltung, und des ſanften verblaſſenen Uebergangs in Licht und Schatten, oder von einer Partie zur andern, dabey nicht irre machen; ſondern bloß der Ausdruck aufs möglichſte, von einer nach Größe deines Gemähldes genommenen Diſtanz wirkend, ſey dabey dein Haupt-Studium. Laß dich auch bey dieſer erſten Mahlerey von der Luſt, es auszuführen, nicht verführen, ſondern wie geſagt, bloß allein Ausdruck, der kraftvollſte Ausdruck des Bilds, ſo in deiner Seelen lebte, ſey deiner Bemühung und deines Pinſels Beſtrebung. Wenn nun dein Gemählde auf dieſe Art gemahlt, und auf eine weite Diſtanz, wie ein fertiges Gemählde in der Nähe, wirkend ausgeführt iſt, ſo nimm den erſten Firniß, worunter der Maſtix iſt, zum Gebrauch auf deine Palette. Es

iſt gewiß, daß alles, was wir auf dieſer großen bewegenden Erde mit ſo viel Luſt und Reiz betrachten, durch Licht und Schatten, und durch den mehr oder wenigern Raum der Luft, die zwiſchen uns und dieſen Objecten ſchwebet, hervorgebracht wird. Der Mann, der 20 Schritte von mir ſteht, und meine, nähmliche Kleidung von ſchwarzer Farbe trägt, ändert nichts an Form oder Farbe; der Zwiſchenraum angefüllt mit Luft, macht ſeinen ſchwarzen Rock grauerſcheinend, ohne daß nur die geringſte Aenderung mit der Farbe ſeines Tuches oder Geſichts vorgienge. Stell dich auf einen Platz, wo die Sonne dich beſcheint, wie glänzend, wie warm, wie glühend iſt dein geſundes Fleiſch! Geh aus der Sonne unter einem Baum, oder hinter ein Gebäude in den Schatten, fort iſt der durchſichtige Glanz und der ſchimmernde glühende Reiz, den die Sonne über dich zog, und doch biſt du der nähmliche Mann, nichts gieng in dir, ſondern alles über dir vor. Wem wirds nun einfallen zu glauben, daß man durch Zuſatz einer andern Farbe in der mahlenden Farbe dieſe Wirkung hervorbringen könne? Iſt es nicht natürlicher, den Zuſchauer mit dem nähmlichen Zauber auf einem Gemählde, ſo viel wir nähmlich der Frau Mutter Natur nachkommen können, zu täuſchen, womit uns dieſe liebe Mutter ſo reizend täuſcht? Ich nahm aus der Urſache Citronen, um wegen der Gleichheit der Geſtalt und Farbe alle Beſchwerniß aufzuhäufen; andere Körper von Früchten leiſten vielleicht das nähmliche. Um mich, ſo viel ich kann, verſtändlich zu machen, will ich annehmen, ein Mahler wolle auf einem Tiſche 6 oder 12 Citronen, in einer freyen Luft hinter einander liegend mahlen. Um es wegen der Wahrheit der Darſtellung noch beſchwerlicher zu machen, ſo ſoll ihm nicht einmahl erlaubt ſeyn, zum Reiz der Gruppirung, oder einfallende Schatten zwiſchen den Lichtern geſtreut zu Hülfe zu nehmen; nein, alle ſollen gleich an Farbe hinter einander proſpektiviſch auf dem Tiſch in freyer Luft liegend, dargeſtellt werden. Ich würde um meine Luft, den Tiſch, und die Citronen, jedes mit 3 Degradationen gemiſchter nöthiger Farbe ſo rund, und ſo kraftvoll ausmahlen, als ich nur könnte, und die erſtere Citrone mit purem Weiß, und die abſtechende mit dieſem Weiß immer weniger unter die gelbe Lichtfarbe der Citronen gemiſcht, aufhöhen, und auf eine Kraft zu bringen

gen ſuchen, daß das Gemählde wegen der Wahrheit nach 6 oder mehr Schritten, nach ſeiner Größe genommen, täuſchte. So würde ich den Tiſch und ſo die Luft wegen der Verſchiebung bearbeiten, und dies alles mittelſt Zuſatz meines erſten Firniſſes von Bley-Zucker und Magſamen-Oel.

Wann es nun trocken wäre, ſo nähme ich den andern Firniß, und miſchte davon unter meine Lichtfarbe der Luft, welche ich hernach mit Zuſatz von Magſamen-Oel ſo verdünnte, daß, indem ich damit über den ganzen Raum meiner Luft hinführe, der durchſichtige Dunſtkreis des Aethers über der erſten gemahlten Farbe ſchweben würde. Dieſen nähmlichen Dunſtkreis würde ich über 3 der hinterſten Citronen und über eben ſo viel Platz von dem Tiſch, als zum Liegen der 3 Citronen nöthig iſt, auf gleiche Art ziehen, und ſo den Standpunct dieſer Körper beſtimmen. Den andern Tag würde ich die nähmliche Farbe, aber dünner, d. i. weniger Farbe, und mehr Firniß und Oel, wieder über den ganzen ſchon laßirten Theil des Gemähldes ziehen, und 2 oder 3 Citronen, die nächſten an dem laßirten, mit überfahren, und auch wieder ſo viel von dem Tiſch, worauf ſolche liegen. Alſo hätten die 3 leztern Citronen, der Platz auf dem Tiſch, den ſie einnehmen, und die Luft, worunter ſolche liegen, 2 Dickungen Luft, und die 3 vordern Eine Dickung. So führe ich fort, bis an die 3 vorderſten Citronen, immer einen neuen Ton Luftfarbe auf einige dem Hauptlicht nähere Citronen zu überziehen, und alſo die Körper, die am weiteſten von dem Hauptlicht ſind, mit immer dickerem Luftraum zu überfahren. Nun nähme ich die ſchöne natürliche gelbe Goldfarbe der Citronen, verdünnte ſie mit meinem Laßir-Firniß zur durchſichtigen Laßur, und überführe damit dieſe 3 leztern, und je näher ich der erſten, ſo das Haupt-Licht, alſo die ſchönſte Farbe hat, käme, je mehr Farbe nähme ich unter den Firniß; doch muß immer ſo viel Firniß und Oel dabey ſeyn, daß die Sache, ſo ich überziehe, durchſcheint, und nicht trübe wird. Mit gleicher natürlicher Holz-oder Stein-Farbe überführe ich den Tiſch an dem Platz, wo dieſe Citronen liegen, und den oberen Luft-Theil des Himmels mit ſchönerem Blau, oder, wenn er wolkig iſt, mit der nöthigen Wolkenfarbe. In dieſe Laßur nun mahlte ich meine Citronen, von der erſten, wor-

auf das Hauptlicht iſt, an, mit der behörigen Farbe, unter welche aber von dem Laßir-Firniß gemiſcht ſeyn muß, auf ſonderlich die lichtre, welche ich durch ſtarkes Aufhöhen immer runder und hervorſtechender zu machen ſuchte; ließe es dann trocken werden, und zöge darauf die lezte Haupt-Laßur darüber, nähmlich die nähmliche Lichtfarbe des Himmels, welche ich zum hellſten gewählt, und mit welcher ich anfangs den Raum der Luft laßirte, würde ich ſo mit Firniß und Oel verdünnen, daß ſie gleich einem Glaſe durchſichtig aufgetragen ſchiene. Dieſe Lichtfarbe würde ich überall, über alles, wo nach meiner Einſicht und Austheilung das Licht hinfallen kann, ſo dünn ziehen, wie man ein Gemählde firnißt, an der einzigen Citrone und dem kleinen Platz des Tiſches ausgenommen, wo das Hauptlicht iſt; da würde ich die wahre Farbe des Körpers eben ſo dünn mit dem Firniß zur Laßur gemiſcht überziehen.

Den Effect ſolcher Bearbeitung wird jeder, der ſich die Mühe geben wird, auf die gemeldete Art etwas zu mahlen, ſelbſt einſehen und mit mehrerm ſuchen; auf dieſe Weiſe alle, auch noch ſo zertheilte Objecte eines Gemähldes, jedes für ſich und durch die lezte Laßur allgemein zuſammenhangend, ſpielend hervorbringen, und ſo, wie ſeinem Geiſt das Studium ſeiner Kunſt mehr Application und Nachdenken verſchaffen wird, ſo wird ſeinem mechaniſchen Theil der Kunſt das Verdrießliche erleichtert, und in ein angenehmes Spielwerk verwandelt werden. Es iſt mir unmöglich, die Arten zu laßiren verſtändlicher und in allen Theilen weitläuftiger aufzuſchreiben. Ein denkender Mahler wirds leicht finden, und denen, die nicht denken, kann niemand verſtändlich ſprechen.

So wie man mit chineſiſchem Tuſchtone von Farbe immer durchſichtig über einander zieht, und auf dem weißen Papier warme, reizende, wirkende und täuſchende Zeichnungen durch den Pinſel laßirt und hervorbringt, ſo macht man mit verdünnten Farben über gemahlte ausdruckvolle Körper Wärme, Reiz und Leben. Es giebt Sachen, welche an gewiſſen Orten 20 und mehrmahlen laßirt ſind, und wo das ſogenannte Schneid- oder Haupt-Licht oft nur einer Erbſe groß pur hingeworfen iſt. In Rembrand's Köpfen kann man das ſehen. Man kann jede Figur oder jeden ſonſtigen Gegenſtand in allen ſeinen

Thei-

Theilen ſtückweiſe laſiren, und ſolchen hernach mittelſt der Local-Luftfarbe, genommen nach dem Standpuncte, worauf man ſich ihn denkt, dem Hauptheile, der ihn umfaßt, wieder einverleiben. So mahlte von der Velde und andere in Wynands Landſchaften die Figuren, und der Leztere accordirte ſie in den Luftraum ſeines Plans durch eine demſelben angemeſſene Laſur, und ſo lebten ſie mit ſeiner Arbeit in gleicher Harmonie. Man kann mit jeder Farbe, es ſey welche es wolle, laſiren, wenn man ſie mit Oel und dem Laſir-Firniß zum durchſichtigen Fluß miſcht. Man kann 10 und mehrere Laſuren auf einander ziehen, wenn die erſte nur eben trocken iſt, ohne daß ein Gemählde einſchlägt, oder, wie ſonſt, trübe wird. Man kann dieſen Firniß, womit man laſirt, zugleich für einen Retouch-Firniß, allein mit etwas Oel verdünnt und aufgetragen, brauchen, und ſehr bequem ins ganze Bild, oder in einige Theile deſſelben mahlen. Man kann im Augenblick einer Partie ſeines Gemähldes, mittelſt Laſirung und Beymiſchung einer gewählten Farbe, eine andere Stimmung geben, und ſo mit einem einzigen Ueberzug Abſtände von der größten Wirkung hervorbringen. Kurz, einem denkenden Mahler iſt möglich, damit alle Effecte ſeiner Phantaſie zu erzeugen. Man muß im Auftragen der Laſur behutſam und ſauber ſeyn; man muß ſorgen, daß ſolche überall ſo gleich, als möglich, aufgetragen werde. Man kann ſie mit zarten Borſt-Haar- und Fiſch-Pinſeln, nach der Größe und dem Fleiß, den man an das Bild wendet, auftragen, Es giebt Oerter in den fleißigen niederländiſchen Gemählden, wo kein Menſchenauge die ſorgſam aufgetragene Laſur ſehen wird; in andern iſt ſie ganz ſichtbar, ſonderlich in großen Sachen. Man unterſuche nur, und man wirds bald finden.

Oft nimmt man für Schmutz des Zufalls, oder Verwahrloſung, den verdorben ſcheinenden Ort eines Gemähldes, der mit äußerſtem Genie, Ueberlegung und Kunſt ſo von des Künſtlers Hand überlaſirt ward, um den Glanz ſeiner ſaubern Lichtfarben ſchimmernder zu machen. Man ſehe den Rembrand an. Ein Brillant auf ſchwarzem Gewand, blitzt beſſer, als auf Silberſtoff. Eine Hauptſache muß man beym Mahlen auf ſolche Art nicht vergeſſen. Man darf ein ſolches laſirtes Gemählde nicht, wie andere, ſo man auf die bekannte Art mahlt,

vor der Luft und dem Staube bewahren; im Gegentheil muß man ſorgen, daß es immer offen in der Luft, und wenn es auf Tuch oder Kupfer gemahlt iſt, eine gute Zeit der Sonne ausgeſetzt ſey, wobey man wegen dem Zerſpringen, wie bey Bretern, nichts zu fürchten hat. Es iſt für ſeine Schönheit und Dauer durchaus nöthig, es ſo austrocknen zu laſſen, ſonſt würde es gelb werden. Wenn es aber einmahl recht ausgetrocknet und hart iſt, ſo kann man es aufheben, wie man will; es wird ſo wenig ändern, als die herrliche Meiſterſtücke Venedigs und der Niederländer. Man darf nur, wenn man zu mahlen aufhört, die Fenſter ſeiner Werkſtatt aufmachen, und die Nacht über, oder am Tage, Sonne und Luft hinein laſſen, darf ſein Bild nicht umdrehen, ſondern ſo auf der Staffeley oder an der Wand trocknen laſſen. Die Kälte im Winter wirkt geſchwinder, wie die größte Hitze des Sommers dazu.

Noch einmahl, ich wollte nicht lehren. Ich habe die Erfahrung, die man mir mittheilte und welche ich ſelbſt machte, aufrichtig hingeſchrieben. Ich habe Nutzen und Vergnügen für mich, und Beyfall von Kennern gefunden. Man tadle mich alſo nicht; man probire dieſen Firniß nach meiner Erfahrung, oder nach ſeinen eigenen Willen, und mache zur Vervollkommung der Kunſt, und Belehrung und Erleichterung unſers Studiums, ſeine eigenen neuern und beſſern Erfahrungen ebenfalls öffentlich kund. Im May des 1783 Jahres.“

Laſſitudo, ſiehe **Müdigkeit.**

Läßlich, ein Bey- und Neben-Wort, **läßlicher**, **läßlichſte**, ein nur im Oberdeutſchen für erläßlich, oder vielmehr erlaßlich, übliches Wort. Eine läßliche Sünde, welche erlaſſen, d. i. vergeben werden kann. Läßlich ſündigen. Siehe **Laß-Sünde**, oben, S. 150.

Laſt, (die) im Plurali, die **Laſten** (*). L. Onus, Fr. Charge, Fardeau

1. Eine

(*) Im Niederſ. Dän. und Schwed. gleichfalls Laſt. im Poln. Laſzt, im Engl. Load (ſiehe Loth), alle, ſo fern dieſes Wort zunächſt den Begriff der drückenden Schwere hat, von

1. Eine Unvollkommenheit, ein Mangel, und in engerer Bedeutung, eine ſittliche Unvollkommenheit, in welchem nunmehr veralteten Verſtande man nur noch ſagt, einem etwas zur Laſt legen, in deſſen beſchuldigen, ihm ein Verſehen, einen moraliſchen Fehler Schuld geben, und ihn deswegen tadeln. *Man legte es ihm ſehr zur Laſt, daß er ausgeblieben war*, man tadelte ihn deswegen ſehr.

Daß dieſe Bedeutung ehedem von weiterm Umfange geweſen iſt, erhellet aus dem Isländ. Laſt und Lauſt, welches noch einen jeden phyſiſchen oder ſittlichen Fehler bedeutet, und aus dem Griech. λαιστη und λαισθη, Schande. Siehe **Laſter**, welches noch davon abſtammet, und **Verletzen**, deſſen lezte Hälfte gleichfalls hierher gehört.

Aus dieſer Bedeutung des Wortes **Laſt**, läſſet ſich auch der Gebrauch deſſelben bey den Mahlern erklären, da eine burleske Uebertreibung derjenigen Partien, welche an einer Perſon die kennbarſten ſind, und zu ihrer Aehnlichkeit das meiſte beitragen, deren Uebertreibung dennoch ſo beſchaffen iſt, daß man die Perſon, welche man beläſtigt (dont on fait la charge) erkennen kann, im Franz. Charge und im Deutſchen **Laſt**, genannt wird. *Die Laſten verfälſchen allezeit die Wahrheit, und ſind der Richtigkeit der Zeichnung, der regelmäßigen Einfalt und der edeln Zierlichkeit der Natur zuwider. Dieſe Arten von Laſten, welche ein Mahler gemeiniglich nur zu ſeiner Beluſtigung macht, ſind Vergrößerungen oder Verkleinerungen desjenigen, was in der Perſon, welche man mahlt,*

von laden, welches im Dän. läſſe, und im Schwed. laſſa, lautet. Schon im Griech. bey dem *Suidas* iſt λαιστον, läſtig. Siehe indeſſen auch Laſter. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt es männliches Geſchlechtes, der Laſt, in welchem auch Haller es braucht. Eben daſelbſt hat es im Plural auch Läſte, für Laſten. Auch in dem Worte Ballaſt iſt das männliche Geſchlecht beybehalten worden.

auf der lächerlichen Seite wahr iſt, als: aus einer etwas kleinen Naſe, eine ſehr ſtumpfe, und aus einer etwas mehr, als gewöhnlich, langen, eine übermäßig große machen; dieſes iſt, was man die Laſt einer Perſon nennt. Eben ſo verhält es ſich mit den andern Partien des Körpers, deren Größe oder Kleinheit der Mahler übertreibt; daß ſolcher Geſtalt eine Laſt, eigentlich zu reden, kein Portrait, ſondern eine B zeichnung der Mängel iſt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein hoher Grad der Schwere, und ein ſehr ſchweres Ding ſelbſt.

(1) Ein hoher Grad der drückenden Schwere, als ein Abſtractum, und ohne Plural; L. Pondus, Fr. Poids.

a) Eigentlich. Der Stein hat eine rechte Laſt, einen hohen Grad der Schwere. Bücher haben eine große Laſt. Der Grund iſt wegen der Laſt des Hauſes ausgewichen. Die Säule iſt für die Laſt des Gebäudes, welche ſie tragen ſoll, zu ſchwach. Im weiteſten Verſtande iſt in der Natur-Lehre die Laſt eine jede Kraft, welche eine Bewegung hindert, oder derſelben entgegen geſetzt iſt, im Gegenſatze der Kraft im engern Verſtande, wo zugleich der Begriff des hohen Grades verſchwindet.

b) Figürlich.

α. Die Empfindung dieſes hohen Grades der drückenden körperlichen Schwere, doch nur in einigen Fällen. Viele Laſt von etwas haben.

β. Die Eigenſchaft eines Dinges, da es von uns mit einem großen Grade des Widerwillens, oder mit einer hohen Empfindung des Beſchwerlichen, des Unangenehmen, gethan oder gelitten wird. Die Laſt der Geſchäfte. Unter der Laſt der Arbeit erliegen. Sich unter der Laſt der Jahre krümmen.

(2) Ein

(2) Ein mit dieſer drückenden Schwere begabtes Ding.

a) Eigentlich, wo

α. in der weiteſten Bedeutung, in der Natur-Lehre ein jeder Körper, welcher der Bewegung widerſteht, eine Laſt genannt wird, im Gegenſatze der Kraft im engern Verſtande, wo zugleich der ganze Neben-Begriff des hohen Grades der Schwere verſchwindet.

In der Mechanik, wird Laſt alles dasjenige genannt, was vermittelſt einer Kraft entweder erhalten oder beweget wird, oder dasjenige, was der Kraft widerſteht; in welchem leztern Verſtande auch zugleich damit alle bey der Bewegung ſich eräugnende Friction, begriffen wird. z. B. in der Mühle gehört nicht allein der Mühl-Stein, ſondern auch der Widerſtand des Getreides, welches gemahlen wird, zu der Laſt; bey den Schleifen und beladenen Wägen, wird darunter auch zugleich der ungleiche Weg, das Pflaſter, und die Friction der Räder um die Achſen, begriffen; bey dem Keile, dem Meiſſel und der Axt, das Holz und Metall.

Dasjenige, was ein Menſch tragen oder fortbringen kann; und was durch Thiere, inſonderheit Pferde, fortgebracht werden kann.

Ein ſtarker Mann trägt auf der Schulter eine kurze Weile 1 Malter Roggen von 250 bis 300 Pfund; auf dem Rücken trägt er 100 bis 130 Pfund. Eine ſtarke Frauensperſon trägt auf dem Kopfe 50 bis 60 Pfund auch wohl mehr.

Ein Pack-Pferd kann 250, 300 bis 400 Pf.; ein Eſel 300 bis 400 Pfund mit Bequemlichkeit tragen.

Ein ſtarker Mann kann auf der Schieb-Karre 200 bis 250 Pfund vor ſich hinſchieben; und nach Beſchaffenheit der Umſtände noch mehr nach ſich ziehen.

Ein

Ein Fuhrman ladet auf einen einſpännigen Karren 10 volle Centner. Auf einem vierſpännigen Wagen können 20 Centner, auch mehr, gefahren werden. Fracht-Fuhrleute, die ihre Pferde gut füttern, fahren, wenn ſie auf das Pferd 10 Centner rechnen, bey erträglichen Wegen, täglich 4 Meilen.

β. In engerer Bedeutung iſt **Laſt** in manchen Fällen ſo viel als Ladung überhaupt, auch ohne den Neben-Begriff der Schwere. So wird dasjenige, was auf die Flöße, und in die obern Theile der Schiffe geladen iſt, die **Oblaſt** oder **Ober-Laſt** genannt, dagegen das Floß ſelbſt, ingl. der Ballaſt, und andere in den untern Schiff-Raum geladenen Dinge die **Unter-Laſt** heißen. Auch auf den Laſt-Wägen hört man zuweilen von der **Vorder- und Hinter-Laſt**, d. i. der vordern und hintern Ladung.

Diejenige Laſt oder Fracht, welche jedem Schiff-Bedienten für ſich mitzunehmen erlaubt wird, wird **Beylaſt** genannt.

γ. In der gewöhnlichſten Bedeutung, ein mit drückender Schwere verſehener Körper. Oft erliegt das Saum-Roß unter der Laſt, welche es tragen muß. Dieſe Säulen tragen eine gewaltige Laſt. Welche Laſten trägt nicht ein Schiff! Eine Laſt fort ziehen, fortrollen. Ein Fauler iſt eine unnütze Laſt der Erde. Hütet euch, und traget keine Laſt am Sabbathtage durch die Thore. Jerem. 17, 21.

b) Figürlich.

(α) Ein Körper von gewiſſer beſtimmter Schwere, wo dieſes Wort zugleich ein Körper-Maß iſt, welches doch auf verſchiedene Art gebraucht wird, aber überhaupt ſo viel zu bedeuten ſcheint, als man auf einen Wagen laden kann.

Der innere körperliche Raum eines Schiffes wird nach **Laſten** beſtimmt; und die **Schiff-Laſt**, L. Pondus nauticum, iſt dasjenige Gewicht, nach welchem man

man die Ladung oder die Menge der Tonnen, die ein Schiff faſſen kann, mithin die Größe und Stärke eines Schiffes zu rechnen pflegt. In dieſer Bedeutung iſt das Wort **Laſt** in Holland, England, Flandern, Deutſchland, Dänemark, Schweden, Pohlen, und andern nordiſchen Reichen üblich, da dann die Laſt, zwey Tonnen (*), jede zu 2000 Pf. gerechnet, oder die ganze Laſt 4000 Pf. beträgt; daß alſo, wenn geſagt wird, ein Schiff ſey von 100 Laſt, oder es trage 100 Laſt, ſolches ſo viel heißt, als es trage 400,000 Pfund. Doch iſt die Laſt, auch zu 4000 Pfu. geſetzt, eben ſo beträchtlich von einander verſchieden, als das Handels-Gewicht ihres Vaterlandes.

Da es bey Schiffen vornehmlich auf den Raum ankommt, welchen ſie, wenn ſie voll geladen ſind, im Waſſer einnehmen, ſo iſt die Beſtimmung der körperlichen Größe eines Stückes See-Waſſer, deſſen Gewicht die Schwere einer Laſt iſt, das erſte, wovon man ausgeht. Es laſſen ſich hierzu auch andere Methoden anwenden. Chapmann nimmt die Schwere des ſchwediſchen Würfel- (Kubik-) Fußes See-Waſſer zu 63 Pf. ſchwediſches Victualien-Gewicht an, und berechnet darnach die Größe des Stückes See-Waſſer, welches eine Laſt wiegt, zu 91 Würfel-Fuß, mit Weglaſſung aller Brüche. Es wiegt alſo die Laſt nach ſchwediſchem Victualien-Gewicht 5760 Pf.; nimmt man dieſe zur Einheit an, ſo iſt die Größe der Laſt zu und in

Bremen	122740
England (London)	241023
Emden	12326
Frankreich	250106
Hamburg	126393
Holland (Amſterdam)	124418
Königsberg	130671
Lübeck	126657
Schweden (Stockholm)	100000
Stettin	130671

In

(*) Nicht, wie in Hrn. Adelung Wörterbuche, 3 Th. Col. 66, ſteht, zwölf Tonnen.

In Nieder-Sachſen, beſonders in den See-Städten, wird beſonders das Getreide ſehr häufig nach Laſten berechnet, welches Getreide-Maß aber nach der Verſchiedenheit der Länder und Städte bald größer, und bald kleiner iſt. In einigen Ländern iſt eine Art Getreide-Maßes die Sack-Laſt. In Danzig z. B. bedienen ſich die Bäcker der Sack-Laſt, welche 5 Malter oder 80 Scheffel hält, dagegen eine gewöhnliche Laſt nur 3¾ Malter oder 60 Scheffel hält.

Die Laſt Getreide in Amſterdam, iſt 27 Mudden, 1 Mudde hat 4 Scheffel; 1 Scheffel, 4 Viertel oder Vierdevat; 1 Viertel, 8 Koppen. Ingleichem hat eine Laſt daſelbſt 36 Sack, und der Sack 3 Scheffel. Sonſt aber wird daſelbſt auch die Laſt in Tonnen eingetheilt, und hat ſodann ſolche 21 Tonnen und 3 Scheffel, jede Tonne aber 5 Scheffel. Die Laſt Roggen wiegt zu Amſterdam gemeiniglich 4560, 4600 bis 4800 Pf.; die Laſt Weizen aber 4000 bis 4200 Pf.; und die Laſt Gerſte, 3200 bis 3400 Pf. Mark-Gewicht. Die Laſt iſt zu Amſterdam 9 bis 10 pro Cent kleiner, als zu Hamburg; mit der danziger und königsberger Laſt aber wird ſie gleich geachtet. 1 amſterd. Laſt iſt 38 Boiſſeaux bourdeauxiſch Maß; und 19 pariſer Septiers; ingl. 50 Fanegas von Sevilien und Cadiz; 216 Alquiers oder 4 Muids von Liſſabon; 25 Minen von Genua, und 40 Sack von Livorno gleich.

Mit der amſterdamer Laſt wird die Laſt zu Monnikendam, Edam, Purmerend, und andern nordholländiſchen Städten, gleich gehalten.

Die Laſt von Hoorn und Enkhuyzen, welches auch nord-holländiſche Städte ſind, iſt von 22 Mudden, oder 44 Sack; und der Sack von 2 Scheffel.

Mit dieſer Laſt iſt gleich: die Laſt zu Muyden, Naarden und Weſep.

Zu Haarlem rechnet man 38 Sack auf die Laſt, den Sack zu 3 Scheffel.

Die Laſt zu Alkmaar iſt von 36 Sack.

Die Laſt zu Leyden, hält 44 Sack, und der Sack 8 Scheffel.

Die Laſt zu Rotterdam, Delft und Schiedam, iſt von 29 Sack, und der Sack von 3 Scheffel.

Die Laſt der jeztgedachten Städte, iſt um 2 p. C. größer, als die amſterdamer. Die rotterdamiſche Laſt Hanfkörner iſt von 29 Sack, und in Leinſaat 24 Tonnen.

Die Laſt zu Dortrecht, iſt von 24 Sack, und der Sack von 8 Scheffel.

Zu Gouda rechnet man 28 Sack auf jede Laſt; der Sack iſt 3 Scheffel.

In der Provinz Utrecht macht die Laſt 25 Mudden oder Sack.

Zu Amersfoort iſt die Laſt von 64 Scheffel, oder 16 Mudden.

Die Laſt von Montfort, iſt von 21 Mudden, die Mudde von 2 Sack.

Die Laſt von Yſſelſtein, iſt von 20 Mudden, die Mudde ebenfalls von 2 Sack.

Die Laſt von Vianen, iſt der von Yſſelſtein gleich.

In Weſt-Friesland, als: zu Leeuwarden und Harlingen, hat die Laſt 32 oder 33 Mudden, oder 18 Tonnen, oder 36 Loopers.

Zu Gröningen, iſt die Laſt mit jener gleich.

In Geldern und den clevischen Ländern, als: zu Nimmegen, iſt die Laſt von 21½ Mouwers; zu Arnheim und Doesburg aber, von 22 Mouwers; die Mouwer iſt von 4 Scheffel.

Zu Tiel, rechnet man 22 oder 23 Mudden, oder 92 Scheffel, auf die Laſt.

Zu Ruremont, iſt die Laſt von 68 Scheffel.

Die Laſt von Bommel, iſt von 18½ Mudde, und um $\frac{1}{8}$ größer, als die rotterdamiſche.

In Ober-Yſſel, als: zu Kampen, hat die Laſt Korn 25 Mudden.

Zu Zwol, iſt die Laſt von 26 Sack oder 9 Mudden; und zu Deventer, iſt die Laſt von 36 Mudden, 4 Scheffel auf die Mudde gerechnet.

In der Provinz Zeeland, iſt zu Middelburg die Laſt von 41 Sack und 1 Achtendeel, den Sack zu 2 Achtendeels gerechnet.

Zu Vliſſingen und Ter Veer, hält die Laſt 39 oder 40 Sack. Zu Zirkzee, Goes, und Tholen, hat die Laſt 37½ Sack.

Zu Briel hat die Laſt 38½ bis 40 Sack, daß alſo ſolche beynahe mit der middelburger Laſt übereinkommt.

In der Provinz Brabant, iſt zu Antwerpen, die Laſt Korn 32¼ Viertel, Haber 32 Viertel. Der Viertel hat 4 Muhens.

Zu Brüſſel, machen 25 Sack eine amſterdamer Laſt aus.

Zu Mecheln hält die Laſt 34½ Viertel. 100 Viertel machen 108 antwerper Viertel, und 12 Viertel 29 delfter Achtendeel.

Die Laſt zu Löwen, hat 27 Mudden, und die Mudde 8 Halſters.

Die Laſt zu Breda, iſt beym Korne 33½ Viertel, und bey dem Haber von 29 Viertel. 13 Viertel machen 18 Sack oder 1 Hoed zu Rotterdam; 14 Viertel zu Antwerpen, und 1 Hoed zu Delft.

Die Laſt zu Steenbergen, iſt von 35 Viertel

Die Laſt zu Bergen op Zoom, hält 63 Siſters bey dem Korne, und 28½ bey dem Haber.

Die Laſt zu Herzogenbuſch, iſt von 20½ Mouwers; 8 Mouwers für 1 Hoed zu Rotterdam gerechnet.

In Flandern, hält die Laſt von Gent, an Korn 56 Halſters, an Haber 38 Halſters; 11 Halſters machen 1 Mudde oder 6 Sack, indem jeder Sack 2 Halſters hält.

Zu Brügge, hat die Laſt Korn 17½ Hoed, Haber 14½ Hoed, welche 1 amſterd. Laſt betragen.

Die Laſt von St. Omer, hat 22⅓ Raſieres.

Die Laſt zu Dixmuyden; hat von Korn 30½ Raſiere, an Haber 24 Raſieres; die Raſiere iſt ſo viel als 2 Scheffel zu Rotterdam.

Die Laſt zu Ryſſel, hat 30 Raſieres. Die Raſiere macht ebenfalls 2 rotterd. Scheffel.

Die Laſt zu Grevelingen von Korn, hat 22 Raſieres, und von Haber 18¾.

Im lütticher Lande, iſt die Laſt zu Lüttich 96 Septiers, und der Septier 8 Mudden.

Zu Tongern, iſt die Laſt Korn 15 Mudden, Haber aber nur 14.

In England, hat zu London, die Laſt 10¼ Barrels oder Quarteele; das Quarteel 8 Scheffel oder Gallons;

lons; der Galon 4 Picotins. Sie kommt mit der amſterdamer Laſt ziemlich überein.

Zu Newcaſtle, beſteht die Laſt aus 10 Quartier, und das Quartier aus 10 Galons.

In Schottland und Irland, hält die Laſt 10½ Quarteele, oder 38 Scheffel, und der Scheffel 18 Galons.

Zu Danzig und Königsberg, iſt die Laſt mit der amſterdamer gleich, und wird bey dem Korne gemeiniglich zu 60 Scheffel, oder 16 Schiffpfund, und jedes Schiffpfund zu 340 Pfund, folglich die Laſt Korn zu 5440 Pf. danziger Gewicht, bey dem Weizen aber nur zu 15 Schiffpfund, folglich zu 5100 Pf. gerechnet. Die Laſt Hopfen, oder die große Laſt, iſt 90 Scheffel, oder 3830 Pfund, und die Laſt Leinſamen 2040 Pfund.

Die pohlniſche Laſt iſt etwas größer, als die amſterdamer, danziger und königsberger; ſie iſt ſo viel als 40 Boiſſeaux zu Bourdeaux, oder als 20 Septiers zu Paris.

Zu Riga, hält die Laſt 46 Loopers.

Zu Kopenhagen, hat die Laſt 42 Tonnen, oder 80 bis 90 Scheffel, nach der Beſchaffenheit und Art des Getreides.

Die ſchwediſche oder ſtockholmer Laſt, hat 23 Tonnen.

Die Laſt zu Lübeck, hat 85 Scheffel, deren 95 erſt eine amſterdamer Laſt machen.

Die Laſt zu Hamburg, hat 3 Wiſpel, jeder Wiſpel 30 Scheffel, und alſo die Laſt 90 Scheffel, deren 95 eine amſterd. Laſt machen.

Zu Bremen, iſt die Laſt etwas kleiner, als die amſterd. Laſt, indem 24 bremer Laſt 23 amſterd. ausmachen.

Die Emder Laſt hält 15½ Tonnen.

In dem Sächſiſchen und Brandenburgiſchen, iſt die Laſt Getreide 6 Malter, oder 72 Scheffel; der Malter à 12 Scheffel.

Siehe auch Korn-Maß, im XLV Th. S. 665, fgg.

An einigen Orten iſt die Laſt auch ein Maß flüßiger Dinge. Bey dem Weine iſt eine Laſt 2 Faß, oder 8 Oxhoft, oder 12 Ahm, oder 48 Anker, oder 240 Viertel. Auch iſt Zulaſt, ein vornehmlich in den rheiniſchen Gegenden übliches Wort, ein Stück-

Faß zu bezeichnen. Eine Laſt Rhein-Wein, ein Stück-Faß. Eine Laſt Bier, hat in Danzig 6 Faß, oder 12 Tonnen, oder 1080 Stoff oder Quartier.

An andern Orten, werden auch, auſſer dem Getreide, noch verſchiedene andere Arten trockner Dinge nach Laſten gemeſſen. So hält eine Laſt Bücklinge, im Niederſächſiſchen 20 Stroh; eine Laſt Häringe, Salz oder Stein-Kohlen aber 12 Tonnen. Eine Laſt Kupfer hält in Goslar 15½ Centner, oder 1550 Pfund; und eine Laſt Schiefer-Steine, 17½ Centner.

Beym Deich-Bau ꝛc. wird die Lieferung der Quader-Steine ſowohl, als der Feld-Steine oder Felſen, u. d. gl. mit den Schiffern gemeiniglich nach ſogenannten Roggen-, Schiff- oder Commerz-Laſten bedungen. Eine ſolche Laſt hält in der Gegend von Hamburg 4000 Pfund. Sind die Quader unbehauen, ſo rechnet man daſelbſt 36 Kubik-Fuß auf die Laſt, den Kubik-Fuß zu 1 Centner oder 112 Pf.; ſind ſie aber ſchon behauen, ſo werden 40 Kubik-Fuß auf eine Laſt gerechnet. Die Lieferung der Felſen- oder Feld-Steine geſchieht am beſten in abgewogenen Fahrzeugen, jede Laſt zu einem vorher bedungenen Preiſe.

In Lübeck iſt die Laſt ſo gar ein Flächen-Maß des artbaren Landes, wo ein Laſt Land 60 bis 80 Quadrat-Ruthen iſt, d. i. ſo viel Land, als zur Ausſaat einer Laſt Getreide erfordert wird.

In allen dieſen Fällen wo das Wort ein beſtimmtes Maß bezeichnet, bleibt es, wie andere Wörter dieſer Art, im Plural, wenn eine Zahl oder ein gleichgültiges Bey-Wort voran ſteht, unverändert: zwey Laſt Korn, viele Laſt Häringe, nicht Laſten.

(β) Im gem. Leben wird es im Singular häufig für ſehr viel, von einer unbeſtimmten Menge gebraucht. Eine Laſt Geldes haben, ſehr vieles Geld.

Iſt

Iſt das nicht eine Laſt Menſchen! Es fiel eine Laſt Steine von dem Dache. Eine Laſt Schläge bekommen.

(γ) Eine jede Sache, welche man mit einem hohen Grade der Empfindung des Beſchwerlichen erduldet, wo es ſowohl im Singular allein gebraucht wird. Des Tages Laſt und Hitze tragen. Alle dieſe Beſuche ſind mir eine Laſt, oder ſind mir ſehr zur Laſt. Eine ſchwere Laſt auf dem Halſe haben. Unter der Laſt erliegen. Einem eine Laſt aufbürden. Einem eine Laſt abnehmen. Müßiggänger, denen die Zeit eine Laſt iſt. Seine Laſt mit etwas haben. Die ganze Laſt allein auf ſich haben. Er wird mir ſehr zur Laſt. Sich ſelbſt zur Laſt leben. Einem zur Laſt fallen. Als auch im Plural von einzelnen beſchwerlichen Dingen. So pflegt man die Abgaben an die Obrigkeit, und alle gegen den Grund- und Landes-Herrn auf ſich habende Verbindlichkeiten, häufig **Laſten**, Onera, zu nennen. Das Land hat viele Laſten zu tragen. Bürgerliche Laſten, Kriegs-Laſten, ſiehe Kriegs-Schäden und Laſten, im LI Th., S. 645, fgg. Im Oberdeutſchen und Niederſächſiſchen wird auch ein jeder Auftrag, ein jeder Befehl, eine **Laſt** genannt, wo doch der Begriff des Beſchwerlichen verſchwindet. Von ſeinem Principale Laſt haben, d. i. Auftrag.

Laſt-Balken, auf den Schiffen, gewiſſe Hölzer, welche den Balken gleichen, und von 6 zu 6 Fuß unter dem erſten Verdecke, und $3\frac{1}{2}$ Fuß unter deſſen Balken liegen.

Laſt-Geld, wird in Holland ein Zoll genannt, der von jedem Schiffe, welches ein- und ausfährt, genommen wird. Es hat ſeinen Nahmen daher, weil jedes Schiff nach der Laſt, die es enthält, bezahlen muß. Dieſer Zoll beſteht in 5 Stüvern für die Laſt, bey der Ausfahrt, und in 10 Stüvern, bey der Einfahrt.

Wenn dieſer Zoll ein Mahl entrichtet iſt, ſo bleibt das Schiff, das ihn beſcheiniget hat, ein ganzes Jahr frey, d. i. es kann ein- und ausfahren, und ſo viel Reiſen thun, als es kann oder für gut befindet, 12 Monathe lang, ohne daß es ein anderes Laſt=Geld bezahlen darf.

In Hamburg wird ebenfalls von den fremden Schiffen und Waren, die in den daſigen Hafen einlaufen, oder aus demſelben ausgehen, ein Laſt=Geld bezahlt. Die franzöſiſchen Schiffe ſind, vermöge des 41ſten Artikels des zwiſchen dem Könige von Frankreich und den Hanſe=Städten im J. 1716 d. 28 Sept. geſchloſſenen See= und Handels=Tractates, davon frey.

Siehe auch **Certificat**, im VII Th., S. 774.

Laſt=Holz, Tilia europaea; ſiehe **Linde**.

Laſt=Pferd, im Oberd. ein Saum=Roß, Fr. Cheval à Baſt oder Bat, Cheval de Somme, ein Pferd, welches, nach Art der Maul=Eſel mit einem ſogenannten Saum-Sattel beleget, und zu deſto bequemerer Forttragung gewiſſer Sachen und Waren gebraucht wird; zum Unterſchiede von einem Zug=Pferd und Reit=Pferde. Bey marſchirenden Soldaten nennt man dieſelben inſonderheit Bagage- oder Pack-Pferde, Fr. Chevaux de Bagage.

Laſt=Sand, der Ballaſt eines Schiffes, ſo fern er aus Sande beſteht.

Laſt=Schiff, L. Navis oneraria. Fr. Batiment de voiture, Navire de charge, ein Schiff, welches dazu beſtimmt iſt, Güter und Waren von einem Orte zum andern zu führen, wie auch Kriegs=Völker überzuſetzen. Dahin gehört z.B. der im XXIV Th. S. 340, gedachte **Holk**. Siehe **Kauffahrdey-Schiff**, im XXXVI Th. S. 470, fgg.

Von

Von den Laſt-Schiffen der Griechen und Römer, φορτηγοι, ſ. im I. Th. S. 268, f. und 335.

Siehe auch Schiff.

Laſt-Stein, ein Stein von ungewöhnlicher Größe; ein ungebräuchliches Wort, welches nur Zach. 12, 3. vorkommt. Jeruſalem will ich zum Laſtſtein machen allen Völkern, alle, die denſelbigen wegheben wollen, ſollen ſich daran zerſchneiden.

Laſt-Thier, L. Jumentum, ein laſtbares Thier, ein Thier, welches zur Tragung und zum Transport großer Laſten, Waren und Güter, beſtimmt iſt. Das Collectivum, zahme Laſt-Thiere zu bezeichnen, heißt **Laſt-Vieh**, Fr. Betes de ſomme.

Jedes Land hat, um große Laſten, Waren und Güter von einem Orte zum andern zu ſchaffen, ſeine eigenen Gewohnheiten, welche von der jedesmahligen Beſchaffenheit des Bodens und des Klima, von den vorhandenen Laſt-Thieren, und von dem einmahl eingeführten Gebrauche, abhangen. So fährt der Lappe ſein Habe und Gut mit Rennthieren auf Schlitten; der Kamtſchadale, mit Hunden; der Oſt-Indier, mit Ochſen; der Spanier und Portugieſe, ſo wie andere Nationen mehr mit Mauleſeln oder Maulthieren. In einigen Gegenden von Süd-Europa ſowohl, als in Aſia, bedient man ſich der Eſel zum Tragen der Bagage; in Arabien und in Süd-Aſia, ſo wie in Afrika, gebraucht man die Kamele, ſo wie in einigen Provinzen dieſer Erd-Theile ſogar die Elephanten genutzet werden, um ſchwere Laſten, Waren und Perſonen, von einem Orte zum andern zu bringen. In Deutſchland werden hierzu durchgängig Pferde gebraucht; die wenigen ſüdlichen Gegenden, wo man ſich der Eſel und Mauleſel bedient, ausgenommen.

Laſt = Träger, ein Menſch, der Laſten trägt, aus Tragung ſchwerer Dinge ein Geſchäft macht.

In der Bau = Kunſt, nennt man **Laſt=Träger**, als Männer vorgeſtellte, gemahlte oder geſchnitzte Bild = Säulen, welche, an ſtatt einer Säule, das Gebälke oder andere ſchwere Laſten, als: ganze Decken, Globos oder Welt = Kugeln, auf dem Kopfe, oder auf den Schultern tragen, oder zu tragen ſcheinen. Man nennt ſie Atlas, Atlante, welche Benennung man von der heidniſchen Dichtung, die dem **Atlas** den Himmel auf die Schultern legt, angenommen hat. **Vitruv** nennt einen ſolchen männlichen Laſt = Träger Telamon, weil Telamon ein tapferer ſtreitbarer Held war, der vieles hat ausſtehen und ertragen können, oder, weil Telamon von ταλάω, ich ertrage, abſtammet. Dieſe Atlantes nennen Einige fälſchlich Herkules, wenn ſie die wahre menſchliche Größe überſchreiten. Artige Beyſpiele von männlichen Laſt = Trägern finden ſich in dem Eugeniſchen Pallaſte vor Wien, da dieſelben, ſtatt der Pfeiler, anſehnliche Kreuz = Gewölbe tragen müſſen. Die Atlantes, welche Globos oder Welt = Kugeln tragen, dergleichen man in Fig. 3913 a) abgebildet ſieht, werden gern auf die Frontons der Akademie = Gebäude, Stern = Warten (Obſervatorien) und dergl. geſetzt, und von Stein, auch Holz, und getriebenem Kupfer, gemacht; die Welt = Kugel aber wird gemeiniglich aus Meſſing = Blech durchbrochen, daß der Thier = Kreis darauf zu ſehen iſt. Nach der Höhe des Gebäudes und deſſen Pracht, werden ſolche 6, auch 10 Fuß, ohne die Welt = Kugel, hoch gemacht; dieſe muß gegen der Höhe des Atlantis ihre proportionirte Größe haben, weil ſie, wenn ſie zu groß iſt, dem Winde allzuviel Fläche giebt, und, wenn ſie zu klein iſt, das Anſehen verliert. Gemeiniglich wird ihr Durchmeſſer der Höhe des Atlantis bis unter die Arme gleich genommen.

Die **Laſt-Trägerinnen**, oder weibliche Bild-Säulen, welche man, an die Stelle der Säulen oder Pfeiler, Gebälke und Laſten zu tragen gebraucht, und zur Verſchönerung des Einganges eines Hauſes, der Treppen, der Sähle, u. ſ. f. anzubringen pflegt, werden Caryatiden genannt. Ihren Urſprung haben ſie, wie ich bereits im VII Th. S. 682, gemeldet habe, laut **Vitruv**, B. 1, C. 1, daher genommen: Die Caryer ſtanden den Perſern wider die Griechen bey; als aber die Perſer von den Griechen waren überwunden worden, machten ſich die Leztern über die Caryer, und tödteten alle Männer, die Frauen aber führten ſie in die Sclaverey, welche bey ihrem Dienſte ihre anſehnliche Kleidung nicht ablegen durften, damit der Spott deſto größer wäre; und um dieſen noch ſtärker zu machen, und auf die Nachwelt zu bringen, ſetzten die Architekten die Bilder des caryatiſchen Frauenzimmers, ſtatt der Säulen, unter das Gebälke, welche den Nahmen Caryatiden bekamen; wie denn die Franzoſen die Caryatiden auch wohl Ordre Caryatique zu nennen pflegen. Man findet dergleichen nachgemacht; im Louvre zu Paris, im Rathhauſe zu Amſterdam, und an der Faßade gegen dem Garten des königl. Luſt-Schloſſes Sansſouci; ſ. Fig. 854, im XVI Th. Den amſterdamer Caryatiden, gleichen die in Fig. 3913 b) abgebildeten.

Die Nachahmung der Caryatiden, wird von vielen neuern Architekten getadelt, weil ſie eine Anſpielung auf die Geſchichte der Caryer, und ſogenannte Schimpf-Säulen der Griechen für dieſelben ſind, weil ſie den Griechen treulos geworden waren, wir Deutſche aber weder an der Ueberwindung derſelben, noch an ihrer Beſchimpfung Theil nehmen können, indem ſie uns nicht beleidigt haben. Ueberdies iſt der Mißbrauch der Caryatiden ſo ſtark, daß man an Privat-Gebäuden, zur Tragung des Balcons, und an andern Orten, ſolche ſieht.

Laſt-Vieh, ſiehe **Laſt-Thier**, S. 197.

Laſt-Wagen, L. Plauſtrum, Fr. Chariot, ein zu Führung ſchwerer Laſten beſtimmter Wagen. Siehe **Fracht-Wagen**, im XIV Th., S. 737, und **Wagen**.

Laſtadie, eine in verſchiedenen an der See oder an großen ſchiffreichen Flüſſen gelegenen Städten, z. B. zu Stettin, Königsberg, Riga, Koppenhagen ꝛc. übliche Benennung desjenigen Ortes, wo die Waren in die Schiffe aus- und eingeladen werden, oder auch, wo die Schiffe ihren Ballaſt ausladen, oder doch ehedem ausgeladen haben. Es ſtehen daſelbſt insgemein die Vorraths-Häuſer zu den Waren, welche Speicher genannt werden, welche den Waren zu einer Niederlage dienen, ehe ſie weiter in die Gewölbe gebracht werden.

Schwed. Laſtagie. Ohne Zweifel aus dem mittlern Lat. von **Laſt** geformten Laſtadium und Laſtagium, welches aber nur den Ballaſt, die Schiff-Fracht, bedeutet.

Laſtbar, was Laſten trägt oder tragen kann. **Laſtbare Thiere**, oder **Laſt-Thiere**, unter welchen der Eſel das berühmteſte iſt. Das ſtumme laſtbare Thier (Bileams) redete mit Menſchenſtimme, 2 Petr. 2, 16.

Laſten, ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur im gem. Leben üblich iſt, eine Laſt, d. i. hohen Grad der drückenden Schwere haben. Bücher laſten ſehr, haben ihre Laſt nach Maßgebung ihrer Maſſe.

In den zuſammengeſetzen belaſten, entlaſten, überlaſten, iſt es auch in thätiger Geſtalt üblich.

Belaſten. 1. Eigentlich mit einer Laſt belegen. Einen Wagen, einen Eſel belaſten, wofür aber im g. L. beladen üblicher iſt.

2. Figürlich. a. Ueber die Gebühr mit etwas verſehen. In dieſer Bedeutung ſagen die Mahler, daß die Züge eines Gemähldes belaſtet ſind, wenn ſie übertrieben, oder übermäßig bezeichnet ſind. Siehe

oben,

oben, S. 185. b) Mit etwas als mit einer Laſt belegen, in der höhern Schreib-Art. Mit Schande belaſtet.

So auch die **Belaſtung.**

Belaſten bedeutet im Oberdeutſchen auch, Auftrag geben. Ich bin belaſtet, Ihnen zu hinterbringen, u. ſ. f.

Das Frequentativum von belaſten, iſt **beläſtigen,** und kommt nur in deſſen figürlichen Bedeutungen vor. 1. Mit einer Sache, als mit einer Laſt, belegen. Die Unterthanen mit Steuern und Gaben beläſtigen. Sich mit anderer Leute Kindern beläſtigen. Beſchwerlich fallen, zur Laſt ſeyn. Jemanden mit ſeinen Beſuchen beläſtigen.

So auch die **Beläſtigung.**

Entlaſten, von einer Laſt befreyen, in der edleren Schreib-Art, ſowohl eigentlich, als figürlich, mit der zweyten Endung der Sache. Jemanden ſeiner Bürde entlaſten.

Auch das Frequentativum **entläſtigen,** kommt in dieſem Verſtande zuweilen vor.

Ueberlaſten, mehr Laſt auflegen, ſtärker beladen, als ein Ding tragen kann. Ein Schiff überlaſten.

Laſter. (das) 1. Eine jede Verſtümmelung oder grobe körperliche Verletzung; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher Läſter noch im Schwed. vorkommt, wo auch lätza, verletzen iſt. Im gem. Leben braucht man noch das Zeit-Wort **zerläſtern** in dieſer Bedeutung, ſo wie auch die lezte Hälfte des Zeit-Wortes **verletzen,** laedere, hierher gehört. Siehe **Laſt** 1.

2. Eine Beleidigung und, in engerer Bedeutung, Beſchimpfung, Beleidigung der Ehre, wie auch im leidenden Verſtande, Schande, Schimpf; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher indeſſen noch **läſtern** abſtammet. Einem etwas zu Laſter thun, Schwabenſp. Cap. 173, zum Schimpfe. Einem

weder Laſter noch Leid thun, Königshoven. Im gem. Leben einiger Gegenden braucht man das Wort Laſter als ein niedriges Schimpf-Wort auf eine ſchändliche Perſon oder verächtliches Ding. Siehe Laſter-Stein.

3. Schaden, Nachtheil; welche Bedeutung gleichfalls veraltet iſt.

4. Ein Verbrechen, eine grobe Uebertretung des Geſetzes, ſchon bey dem Ottfried und im Tatian Laſtar. Wenn jemand ein Weib nimmt, und ihre Mutter dazu, der hat ein Laſter verwirkt, 3 Moſ. 20, 4. Da ihr muſtet eure Laſter und Gräuel tragen, Ezech. 16, 58. Um drey und vier Laſter willen der Stadt Zor will ich ihrer nicht ſchonen, Amos 1, 9. 11. 13. Auch in dieſer Bedeutung kennt man es im Hochdeutſchen nur noch in dem Ausdrucke das Laſter der beleidigten Majeſtät, wofür doch auch das Verbrechen der beleidigten Majeſtät üblicher iſt.

5. In der engſten und gewöhnlichſten Bedeutung, die thätige Neigung ein Geſetz wiſſentlich zu übertreten, oder wider das erkannte Gute zu handeln; und im noch engern Verſtande, die thätige Neigung ein Natur-Geſetz zu übertreten, imgl. die Fertigkeit zu übertreten; L. Vitium, Fr. Vice. Im gem. Leben pflegt man nur gewiſſe ſolche thätige Neigungen, deren Ausbruch mit einem beſondern Grade äußerer Schande verknüpft iſt, Laſter zu nennen. Allein, in der Sitten-Lehre nimmt man es in dem weiteſten Umfange der Bedeutung, auch von ſolchen thätigen Neigungen dieſer Art, welche gemeiniglich nicht von der öffentlichen Schande (welches die nächſte Bedeutung dieſes Wortes iſt) gebrandmarket werden. Ein Laſter an ſich haben. Das Laſter der Trunkenheit, der Hurerey, des Fluchens, des Ungehorſams, u. ſ. f. In Laſter fallen. Den Laſtern ergeben ſeyn. Wo es figürlich zuweilen im Singular

lar an ſtatt des Plurals gebraucht wird. Das Laſter fliehen, die Laſter. Jngl. an ſtatt der laſterhaften Perſon. Das Laſter ſcheut die Ewigkeit, weil es genöthigt iſt, einen Gott knechtiſch zu fürchten, Gellert.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Wort vermittelſt der End-Sylbe er, von Laſt in der erſten Bedeutung, oder vielmehr von dem veralteten Zeit-Wort läſten, laſten, letzen, verletzen, laedere abſtammet, daher denn die allgemeine Bedeutung einer Verletzung und damit verknüpften Beſchimpfung ſehr leicht zu erklären iſt. Notker braucht Laſtir auch für Betrug.

Die Griechen und Römer hatten die Laſter, ſo wie die Tugenden, in die Zahl der Götter aufgenommen. Einige verehrten ſie, um Wohlthaten von ihnen zu erlangen, und die andern, um von ihren Uebeln befreyet zu bleiben.

Von einer lächerlichen Vorſtellung der Laſter verſchiedener Völker, als: der Völlerey, Unkeuſchheit ꝛc. in einer feinen Satyre, ſ. im LX Th. S. 287, f.

Bey einer allegoriſchen Vorſtellung des Laſters, muß der bildende Künſtler grammatikaliſch unterſcheiden. Das Laſter im Allgemeinen, welches der Tugend im Allgemeinen entgegengeſetzt iſt, wird am gewöhnlichſten als eine Furie abgebildet, und dadurch angezeigt, daß alle Laſter wahre Plage-Göttinnen der Menſchen, die ſich ihnen überlaſſen, ſeyn. Will man der Furien-Figur, welche das Laſter vorſtellen ſoll, allenfalls noch ein zweckmäßiges Beywerk geben, ſo iſt es eine Larve (Maske), oder ein Schleyer, weil das Laſter dem Menſchen, den es täuſcht, gemeiniglich nicht bey dem erſten Anblicke ſeine ganze Abſcheulichkeit zeigt. Dieſe Larve oder dieſen Schleyer reiſſet ihm auf vielen Vorſtellungen die Tugend oder die Wahrheit ab, welche beyderſeits gewöhnlich als über das Laſter triumphirend vorge-

ſtellet werden. Die allegoriſche Vorſtellung einzelner Laſter, als: Neid, Verleumdung, Völlerey, Zorn ꝛc. findet man unter den davon handelnden beſondern Artikeln angezeigt.

Von dem Einfluſſe der Tugenden und Laſter in die Geſundheit (*).

Die meiſten Menſchen machen ſich ein Verdienſt daraus, tugendhaft zu ſeyn. Sie wollen deswegen gelobt ſeyn, daß ſie Gott fürchten; daß ſie einem Jeden das Seine laſſen; daß ſie ſich zuweilen ihrer Rechte begeben, um gegen andere gefällig zu ſeyn, u. ſ. w. Ein Bettler fordert, man ſoll ihm verbunden ſeyn, daß er kein Spitzbube iſt. Ein Handwerks-Mann will damit Dank verdienen, daß er gute Arbeit macht. Ein Edelmann will gerühmt ſeyn, wenn er ſeine Schulden bezahlt; und ein Fürſt, wenn er ſein Wort hält. Es iſt nicht anders, als ob wir alle unſere Tugend Gott und der Republik ſchenkten, und als ob wir eigentlich das Recht hätten, alle Laſter zu begehen, die uns belieben.

Dieſes unſinnige Vorurtheil hat ſeinen Urſprung ohne Zweifel darin, daß wir uns wehe thun, wenn wir unſere natürlichen Triebe und Leidenſchaften der Rechtſchaffenheit aufopfern; und kein Beweis kann deutlicher ſeyn, als dieſer: daß wir von Natur verdorbene Herzen haben. Es iſt bloße Heucheley, wenn ein Menſch ſich rühmt, daß er von Natur geneigt ſey, die Tugenden auszuüben, die wider ſeine Eigenliebe, ſeinen Eigennutz, ſeine Wolluſt und ſeinen Ehrgeiz ſtreiten. Ein jeder Menſch bequemt ſich nur zu ſolchen Tugenden freywillig, die er unter dem Deckmantel ſeiner natürlichen Neigungen verber-

(*) Der Arzt, von D. Unzer, 308 St.

bergen kann. Er iſt freygebig, gaſtfrey und gutthätig, wenn er zur Verſchwendung geneigt iſt; er iſt friedfertig und geduldig, wenn er ein feiges Herz hat; er hält auf ſeine Ehre und guten Nahmen, und läßt keinen Schurken auf ſich ſitzen, wenn er rechthaberiſch, hitzig und ſtreitſüchtig iſt; er verſorgt die Armen, wenn er glaubt, daß es ihm Gott hundertfältig wieder erſtatten werde; und kurz, ein Jeder bedient ſich ſeiner natürlichen Schwachheiten, um gewiſſe Tugenden auszuüben, die dieſe Schwachheit nähren. Allein, wenn es darauf ankommt, ſeine Leidenſchaften einer rechtſchaffenen Handlung aufzuopfern; einen Armen zu ſpeiſen, wenn man geizig iſt; einem Feinde zu vergeben, wenn man rachſüchtig iſt; einem Freunde ſein Brod zu gönnen, wenn man neidiſch iſt; einem Unterdrückten beyzuſtehen, wenn man unbarmherzig und boshaft iſt: ſo verſchwindet entweder auf einmahl der Trieb zur Tugend, oder man rechnet ſie Gott ſo hoch an, daß man ſich nicht einbilden kann, wie er es anfangen müßte, wenn er ſie uns vergelten wollte.

Bey dieſer allgemeinen Verderbniß des menſchlichen Herzens iſt es in der That eine ſehr ſchwere Aufgabe für die Sitten-Lehrer, die noch dazu eben ſo verderbte Menſchen ſind, als ihre Schüler, die Menſchen lebendig von den Vorzügen der Tugenden zu überzeugen, und ſie zu nöthigen, daß ſie lieber ihnen, als ihren Neigungen und Leidenſchaften, folgen. Dieſe weiſen Sitten-Lehrer erfahren nur allzu oft, daß die Tugenden bey den Menſchen keinen Eingang finden, als in ſo fern ſie mit ihren natürlichen Neigungen und Leidenſchaften übereinſtimmen und beſtehen können; und wenn Tugenden, die aus dieſer Quelle fließen, keine wahre Tugenden, ſondern im Grunde lauter Laſter, ſind: ſo müſſen alle Sitten-Lehrer mit **Gellert** ſagen:

Bald, Plato, trifft dein Ausſpruch ein:
Die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn.
Ein Laſter wird izt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt ſich fromm und klüger,
Wer iſt der liſtige Betrüger?
Jſts nicht des Menſchen eignes Herz?

Jnzwiſchen iſt dem Staate daran gelegen, daß die Menſchen die Handlung der Tugend ausüben; und ein jeder hat, um ſeines eigenen Beſten willen, dahin zu ſehen, daß dieſe Handlungen aus einer reinen Quelle fließen. Der Ehrgeiz macht die Menſchen großmüthig, tapfer, getreu; die Wolluſt macht ſie weich und mitleidig; der Geiz arbeitſam und unverdroſſen. Durch dieſe Wirkung gewinnt die menſchliche Geſellſchaft ſehr vieles, ungeachtet dabey die meiſten Menſchen ihr wahres Heil, ja ſich ſelbſt, verlieren, weil die Quellen, woraus ſie fließen, unlauter ſind.

Wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Menſchen die Tugenden angenehm zu machen; wenn dieſes Mittel von ſolcher Beſchaffenheit ſeyn könnte, daß das menſchliche Herz mit der Tugend vertraulich in einen Bund träte; daß ſich deſſen natürliche Neigungen und Leidenſchaften ihren Geſetzen gutwillig unterwürfen, und daß der Bewegungsgrund, durch welchen dieſes geſchähe, ſeiner Natur nach, unſchuldig und unſträflich wäre: ſo würde man, meines Erachtens, dadurch der menſchlichen Geſellſchaft einen wahren Dienſt leiſten, und zur Ausbreitung der Tugend nicht wenig beytragen. Ein Weichling, der die Geilheit verläßt, weil er karg wird, und ſich um deswillen für frömmer hält, hat ſeine Enthaltſamkeit keiner Tugend, ſondern einem andern Laſter zu zuſchrei-

ſchreiben, welches er an die Stelle des vorigen ſetzt. Sein Herz hat dabey nichts gewonnen; er iſt eben der vorige Böſewicht, in einer neuen Verkleidung. Seine Verwandlung iſt bloß ein Tauſch eines Laſters gegen ein anderes. Könnte man dieſen Tauſch nicht ändern und unſträflicher machen? Giebt es kein Gut in der Welt, das man den Menſchen, ſtatt aller ihrer Laſter, anbiethen kann, wogegen ſie alle eine gleich ſtarke Neigung haben, und das ſie nicht allein gern gegen die Laſter vertauſchen würden, ſondern das ſie auch dagegen umtauſchen könnten, ohne ſich einen gerechten Vorwurf deshalb zu zuziehen? Ich will izt zu erweiſen ſuchen, daß ein dergleichen Gut vorhanden, und daß es die Geſundheit der Menſchen ſey. Welcher Menſch liebt nicht ſein Leben und ſeine Geſundheit? Alles, was ein Mann hat, ſagt jener heilige Schriftſteller, läßt er für ſein Leben. Sollte er nicht die Laſter für ſeine Geſundheit laſſen? Wenn uns das Leben gewiß iſt, was haben wir dann noch für ein großes Kleinod auf Erden, ohne welches uns das Leben unnüz und läſtig iſt, und welches uns in den Genuß aller Güter deſſelben einſetzt? Die Geſundheit iſt dieſes Kleinod, und wird auch wirklich von allen dafür erkannt, die nicht unſinnig ſind. Man ſagt, daß es Leute gebe, die ihr Leben für nichts, und andere, die es für eine Laſt achten. Wenn es ſolche Leute giebt, ſo hat ihr Unmuth unſtreitig in dem Elende und Unglücke ihres Lebens ſeinen Grund. Sie wünſchen ſich alſo den Tod, weil er das Mittel iſt, dieſem Elende zu entgehen. Allein, ſo raſend iſt kein Menſch, ſich Unglück und Elend ſelbſt zu wünſchen. Man hört wohl kranke und gebrechliche Perſonen ſagen, daß ſie des Lebens müde ſind, und es aufzugeben wünſchen. Aber, welcher Menſch hat den unſinnigen Wunſch gethan, krank und gebrechlich zu leben? Es iſt alſo natürlich, daß die Menſchen ihre

Geſundheit lieben; ja, es iſt noch natürlicher, daß auch die ihre Geſundheit lieben, die das Leben ſelbſt für kein Gut mehr halten; daß man Krankheit mehr, als den Tod, fürchtet, und daß man mehr daran wendet, geſund zu bleiben, als ſein Leben ſelbſt zu retten. Iſt nun die Liebe zum Leben eine natürliche Neigung der Menſchen, wie viel mehr muß es nicht die Liebe zur Geſundheit ſeyn! Wir finden alſo an der Liebe zur Geſundheit einen ſehr mächtigen natürlichen Trieb, der ſelbſt den natürlichen Trieb zum Leben übertrifft, für welchen doch faſt alle Menſchen ihre liebſten Leidenſchaften, Triebe und Neigungen, gern aufopfern.

Welcher Menſch würde nicht anſtehen, ein Laſter zu begehen, ob ihn gleich ſeine Haupt-Leidenſchaften dazu reizten, wenn er überzeugt wäre, daß er mitten in der Ausübung deſſelben ſein Leben verlieren müßte? Stände der Tod auf einer Sünde der Unreinigkeit, welcher Menſch würde ſie nicht gern freywillig vermeiden? Als der unerſättliche Midas ſeinen Wunſch, alles, was er berühren würde, in Gold verwandelt zu finden, erfüllt ſahe, und keine Speiſe zu ſeinem Unterhalte mehr übrig war, ſo flehete er die Götter, um ſeines Lebens willen, an, die grauſame Gnade zurück zu nehmen. Sein Geiz gab nach, als er ihm das Leben koſten ſollte. Kann alſo die Liebe zum Leben die Menſchen nöthigen, ihren liebſten Laſtern zu entſagen, um wie viel eher muß dieſes nicht von der Liebe zur Geſundheit behauptet werden können, die auch bey denen noch nicht erliſcht, welche die Liebe zum Leben nicht mehr empfinden! Es kann alſo den Menſchen kein ſtärkerer Bewegungsgrund vorgeleget werden, ihre laſterhaften Neigungen zu beſtreiten, als der, wenn ſie überzeuget werden, daß ihre Laſter ſie um ihre Geſundheit bringen.

Die Liebe zur Geſundheit iſt auch, an ſich betrachtet, weder laſterhaft, noch ſchädlich. Wenn man ihr

ſeine Laſter aufopfert, ſo kann kein Sitten-Lehrer behaupten, daß man dadurch einem Laſter ein anderes aufopferte, wie ſolches geſchieht, wenn man eine neue ſträfliche Neigung einer alten opfert. Ein Wollüſtiger, der enthaltſam wird, weil der Geiz ſich ſeines Herzens bemeiſtert, bleibt laſterhaft, wie er vorher ſchon war. Ein Wollüſtiger, der darum enthaltſam wird, weil er eine Menge abſcheulicher Krankheiten vermeiden will, iſt zwar um deswillen kein ſonderlicher Heiliger; allein er vertauſcht kein neues Laſter mit dem alten, er fährt nicht, wie jener fort, dem Staate durch neue Laſter ſchädlich zu ſeyn, ſondern er wird wenigſtens unſchuldig, wenn er auch noch nicht heilig iſt. Alſo gewinnt dabey der Staat, dem er durch ſeine Laſter ſchädlich zu ſeyn aufhört, und er gewinnt ſelbſt, indem er ſeine Laſter verläßt, und keine andere dagegen erwählt. Gleiche Bewandtniß hat es in allen andern Fällen.

Es iſt alſo keine unanſtändige Bemühung, die Menſchen, vermöge des Bewegungsgrundes ihrer Geſundheit von den Laſtern abzumahnen; und wenn bewieſen werden kann, daß die Geſundheit durch die Ausübung der Laſter unendlich leidet, ſo kann man ſich von der heftigen natürlichen Neigung der Menſchen zu derſelben den Vortheil verſprechen, daß ſie den mächtigſten und lebendigſten Bewegungsgrund abgeben werde, die Menſchen mit ihren liebſten Laſtern in Feindſchaft zu ſetzen, und ihre kräftigſten Leidenſchaften und Triebe, die ſie dazu verleiten, zu entwaffnen.

Dieſes zum voraus geſetzt, will ich izt einmahl das Verhältniß der Geſundheit gegen die Tugenden und Laſter in Betrachtung ziehen. Ich werde zeigen, daß die Geſundheit durch die Ausübung der Tugenden unendlich gewinne, und hingegen durch die Ausübung der Laſter unendlich verliere. Hierdurch wird die Tugend in einem Geſichts-Puncte vorgeſtellt, aus

welchem man ſie bisher ſehr wenig betrachtet hat; und hierdurch bekommen die Laſter einen ſo abſcheulichen Anſtrich, daß ſie verhaßter werden, als wenn man ſie uns aus jedem andern Geſichts-Puncte zeigt, wo ihre Folgen zwar allemahl abſcheulich und fürchterlich ſind, aber uns und unſere Eigenliebe, unſere allerheftigſte Neigung, und unſern angelegentlichſten Trieb nicht ſo ſehr intereſſiren.

Es giebt einige Laſter, welche durch Handlungen des Körpers begangen werden, die deſſen Geſundheit faſt unmittelbar zerrütten. Dergleichen ſind: die Unmäſſigkeit, die Böllerey, die Unkeuſchheit, und verſchiedene andere Arten der Ueppigkeit und Unreinigkeit. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie viele Menſchen durch dieſe Ausſchweifungen allein auf ihre ganze Lebens-Zeit ungeſund werden. Nimmermehr würde die Gicht, die Luſtſeuche, und das große Heer aller Arten dieſer verhaßten Krankheiten, ſo allgemein unter den Menſchen ſeyn, wenn ſie ſich dieſen Laſtern nicht ſo ſehr ergeben hätten. Die reiſſenden und brennenden Schmerzen des Podagra, Gonagra, Chiragra, der Hüft-Gicht, der Migraine, haben gemeiniglich keinen andern Urſprung, als die Unmäßigkeit und Ueppigkeit. Die Luſtſeuche und ihre Arten, deren ſchändliche Nahmen ich verſchweige, würden nicht in der Welt ſeyn, wenn das Laſter der Unkeuſchheit ſich nicht ſo viel Eingang bey den Menſchen verſchafft hätte. Der elende Zuſtand derer, die ſich der Böllerey ergeben, iſt ſo jammervoll für ſie, und ſo abſcheulich in den Augen anderer Menſchen, daß er kaum beſchrieben werden kann. Die Zerrüttung ihrer Sinne, die Unverdaulichkeit, Lähmung der Zunge und der Glieder, und Schlagfluß, ſind die gewöhnlichſten Folgen davon. Ein Wollüſtiger, der ſo vorſichtig iſt, daß er die Luſtſeuche verhütet, verſchwendet durch ſeine Ausſchweifung ſo viel Kräfte,

daß er dennoch gar bald zum elendeſten Geſchöpfe wird. Ausſchweifungen dieſer Art verzehren mehr Kräfte, als das heftigſte Verbluten. Der Gebrauch des Geſichtes geht zeitig davon verloren; der Leib ſchwindet; die Glieder werden verkrümmt und vor der Zeit ſteif; und man verſetzt ſich in dem blühendſten Alter in den kläglichen Zuſtand eines verlebten Greiſes. Kurz, es ſind durch dieſe Art von Laſtern mehr Menſchen unglücklich gemacht worden, als durch tauſend phyſiſche Urſachen, denen man allgemeine und anſteckende Seuchen zu zuſchreiben pflegt. Das größte Unglück dabey iſt dieſes, daß man dergleichen üble Folgen nicht vermuthet; denn eben durch dieſe Sicherheit geſchieht es, daß ihnen niemand entgeht.

Sehr viele Laſter ſind von der Art, daß ſie nicht ohne heftige Leidenſchaften ausgeübet werden können; und es iſt etwas Beſonderes, daß dieſe Leidenſchaften durchgängig ſolche ſind, die der Geſundheit ſehr nachtheilig ſind. Die Zankſucht macht ihren Sclaven durch ſeinen Zorn und durch ſeine Aergerniß zum Märtyrer, und verzehrt das Mark in ſeinen Gebeinen. Der hündiſche Neid macht die Menſchen dem Sinn-Bilde dieſes Laſters ähnlich, wie ihn die Dichter ſchildern, wie er ſein eigenes Fleiſch frißt, und an ſeinen dürren Fäuſten naget. Ein Neidiſcher iſt ein Gerippe, das nur in ſo fern lebt, als ſein Laſter es beſeelet. Der Geiz martert ſeinen Sclaven mit Gram, Sorgen, Schlafloſigkeit und Unruhe, welche Leidenſchaften insgeſammt die ſchädlichſten Wirkungen auf die Geſundheit äuſſern. Der Unkeuſche wird durch ſein Laſter entnervt; ſeine Leidenſchaften verzehren ſeine Lebensgeiſter. Der Hochmüthige wird unaufhörlich von Gram und Neid verfolget, und ſein Leib muß das bezahlen, was ſeine Einbildungskraft ſich erwirbt. Der Schwelger opfert ſeine Geſundheit ſeinem Geſchmacke auf, und ſitzt mit Eckel bey der Tafel,

auf welcher kein Gericht zu finden iſt, das ſein Magen verdauen könnte. Die Falſchheit und Untreue beunruhigt das nichtswürdige Werkzeug, durch welches ſie ſich offenbaret, mit Gewiſſens-Biſſen, die ihm die Ruhe des Nachts entziehen, und ihn im Wachen mit lauter ſolchen Leidenſchaften ängſtigen, die niemahls mit der Geſundheit beſtehen können. Kurz, alle Leidenſchaften, wodurch ein Laſter ausbricht, haben für die Geſundheit üble Folgen. Die vergnügten Leidenſchaften werden ihr ſchädlich, weil ſie ausſchweifend ſind; denn wenn ſie dieſes nicht wären, ſo würden ſie den Nahmen der Laſter nicht verdienen; und die unangenehmen ſind durchgängig ein heimliches Gift, das an dem Leben naget, und den geſundeſten Menſchen nach und nach auszehrt und hinopfert.

Alle Laſter ſind mit einer gewiſſen Gemüths-Unruhe verbunden, welche man Gewiſſens-Biſſe nennt. Man hat dieſe von je her mit einem nagenden Wurme verglichen, der unſere Eingeweide und Kräfte verzehrt; und ſo iſt es auch in der That. Wer geſund ſeyn will, der muß ein heiteres Gemüth, ein freyes Gewiſſen, und alſo ein reines Herz haben. Der verruchteſte Böſewicht kann dieſen innern Regungen des Gewiſſens nicht widerſtehen. Er kann ſie zuweilen betäuben; allein, dieſes geſchieht durch neue Laſter, die ſeiner Geſundheit vielleicht noch nachtheiliger ſind. In Kurzem aber wacht das Gewiſſen wieder auf, und der nagende Schmerz wird verdoppelt. Viele Böſewichter, die ihre Laſter lange genug im Verborgenen getrieben haben, verfallen zulezt in Gemüths-Krankheiten, Melancholie, Unſinn, Wahnwiz und Raſerey. Wer weis aber nicht, daß dieſe Krankheiten ihren Urſprung in gewiſſen Leibes-Krankheiten haben, welche die Früchte der Schwäche ſind, die ein unregel-

gelmäßiger und laſterhafter Lebenslauf im Körper hervorgebracht hat?

Iſt es gewiß: und wer kann wohl daran zweifeln? daß die Geſundheit des Leibes ein ruhiges, von heftigen unangenehmen Leidenſchaften freyes Gemüth, und eine gemäßigte Lebens-Ordnung erfordert, ſo wird leicht kein herrſchendes Laſter zu finden ſeyn, bey welchem alle dieſe Erforderniſſe Statt finden ſollten; und ſo wird es unmöglich ſeyn, bey herrſchenden Laſtern lange geſund zu leben. In welcher Geſtalt zeigt ſich uns hingegen nicht die Tugend, wenn wir ſie in eben dieſem Verhältniß betrachten! Weſſen Herz iſt wohl ruhiger, weſſen Leidenſchaften ſind gemäßigter und angenehmer, weſſen Lebenslauf iſt beſſer geordnet und mäßiger und vergnügter, als eines Tugendhaften, der ſich mit der Ueberzeugung eines wohl vollbrachten Tages alle Abend zur Ruhe legt, und mit dem Verlangen, einen Tag wohl zu vollbringen, alle Morgen erwacht? Wann foltern ihn unordentliche Begierden und tadelhafte Wünſche? Wann erſchreckt ihn eine Handlung in dem Regiſter, das ihm ſein Gedächtniß täglich vor Augen legt? Wann empfindet er den Dorn der Reue, den Brand der Rachſucht, das Nagen des Grames, die Wuth des Zornes, den Rauſch der Wolluſt, das Gift des Neides, den Kitzel ſchadenfroher Freude, das Gewicht der Angſt, die Unruhe der Sorgen, den Wurm des Gewiſſens? Er lebt jeden Tag in einer ſtillen Freude; er ruhet jede Nacht ſanſt; er genießt die Glückſeligkeit des Lebens mit vergnügter Dankſagung, und iſt geſchickt, alle Vergnügungen zu ſchmecken, weil er geſund iſt. Ich bin nicht ſo thöricht, zu glauben, daß die Tugend uns vor allen Krankheiten ſchütze. Denn ob uns dieſelben gleich mit als ein Lohn der Sünde angerechnet werden, ſo trifft doch derſelbe, eben ſo wie der Tod, den Gerechten und Un-

gerechten ohne Unterſchied. Ich glaube alſo auch nicht, daß alle Krankheiten von Laſtern herrühren. allein das halte ich für gewiß, daß ein Laſterhafter ſich jederzeit in Umſtänden befindet, die ſeine Geſundheit zu unterbrechen geſchickt ſind; daß bey ihm tauſendmahl mehr Gelegenheiten zu Krankheiten Statt finden; daß er, vermöge ſeiner laſterhaften Gemüths-Verfaſſung und ſchlechten Lebens-Ordnung, ſeinen Leib natürlicher Weiſe ungeſund mache, und daß von dieſem allen das Gegentheil bey demjenigen Statt findet, der ſich der Tugend befleißigt. Ich fürchte nicht, daß mir jemand den Einwurf machen werde: ich hätte die Gründe dieſer Behauptung zu weit hergehohlt. Man müßte nicht wiſſen, was eine ſchlechte Lebens-Ordnung, was ausſchweifende Leidenſchaften, was langſam nagende und unangenehme Gemüths-Bewegungen, und was ein beunruhigtes und geängſtigſtes Gemüth, für einen offenbaren Einfluß in unſere Geſundheit haben, wenn man dieſen Einwurf machen ſollte. Zudem beſtätigt die tägliche Erfahrung alles, was ich behauptet habe. Sollte mancher ehrwürdiger Greis reden, wie er zu ſo vielen Gebrechen und Krankheiten, die ihm ſein Alter verbittern, gekommen ſey, ſo würde man mit Erſtaunen hören, daß diejenigen Laſter den meiſten Theil daran haben, die er nun, ſeitdem er ehrwürdig und grau geworden iſt, nicht mehr begehen kann. Giebt es nicht ganze Geſchlechter und Familien von Krankheiten, die bloß das Laſter zum Urſprunge haben? Muß nicht natürlicher Weiſe ein Tugendhafter von allen dieſen frey ſeyn; und iſt dieſes kein Vorzug der Tugend vor dem Laſter, in Abſicht der Geſundheit? Iſt es nicht eine allgemeine Lebens-Regel, die kein Arzt läugnen wird, daß eine mäßige und ordentliche Lebens-Art ein heiteres Gemüth und ein Herz, das keinen heftigen und unangenehmen Leidenſchaften unterworfen iſt, die

ſicherſten Mittel zu einem geſunden und langen Leben ſeyn? Sind denn nun aber dieſes wohl Eigenſchaften eines Laſters?

„Indeſſen giebt es doch Laſterhafte genug, die geſund leben.“ Dieſes iſt der einzige Einwurf von Erheblichkeit, und er beruhet mit dem auf Einem Grunde, daß es viele Tugendhafte giebt, die ihr Leben in beſtändiger Krankheit zubringen. Allein erſtlich kann ich dieſen ganzen Einwurf von mir ablehnen. Es giebt Leute, die bey der ſchlechteſten Lebens-Ordnung dennoch geſund bleiben; gleichwohl wird um deswillen niemand läugnen können, daß eine gute Lebens-Ordnung von allen geführt werden müßte, die gern geſund ſeyn wollen. Eben ſo iſt es mit der Tugend und dem Laſter. Wenn einige Laſterhafte geſund ſind, ſo bleibt doch die Regel allezeit unumſtößlich, daß man tugendhaft leben müſſe, wenn man geſund ſeyn will, weil ein laſterhaftes Leben den weſentlichſten Bedingungen der Geſundheit ſchnurſtrackes entgegen läuft. Zweytens aber iſt auch gewiß die Zahl der Laſterhaften, die ſich einer guten Geſundheit rühmen können, ſehr geringe. Von denen, die bey ihren Laſtern die Kräfte ihres Leibes mißbrauchen, iſt kein einziger geſund. Von denen, die ausſchweifenden und unangenehmen Leidenſchaften frohnen, ſind es ſo wenige, daß man ſogar im gemeinen Leben Sprichwörter eingeführt hat, welche die Krankheiten dieſer Leute charakteriſiren. Man ſagt von einem abgezehrten Menſchen: er ſey ſo dürre als der Neid; von einem Geizigen; er freſſe ſich ſelbſt auf; von einem Feindſeligen: er glühe vor Zorn und Rache; von einem Aufgeblaſenen: er werde vor Hochmuth närriſch; von einem ſchadenfrohen Menſchen: daß ihn der Kützel plage; von einem Menſchen, der ein ſcheußliches Anſehen hat; er ſehe aus, wie ein Spitzbube, u. ſ. w. Alle dieſe Redens-Arten zeigen dieſe Gebrechen und Haupt-

Eigenſchaften der Krankheiten an, die man bey den Laſterhaften aller Arten aus unzähligen Erfahrungen kennen gelernt hat. Zudem ſo verbergen laſterhafte Leute die aus ihren Laſtern fließenden Gebrechen, ſo viel ihnen möglich iſt, vor den Augen der Welt eben ſo ſorgfältig, als die Laſter ſelbſt. Sie ſchämen ſich der Wirkungen, weil ſie die Urſachen davon wiſſen, die ihnen keine Ehre bringen; und endlich ſo offenbaren ſich auch dieſe ſchädliche Wirkungen der Laſter nicht allezeit ſo bald, daß man ſie von ihren unreinen Urſachen herleiten ſollte, wozu man ohnedies nicht ſehr geneigt iſt. Was mancher in der frühen Jugend verbrochen hat, das muß er erſt im ſpäten Alter büßen. Wäre nur vielen etwas daran gelegen, dieſen Zuſammenhang zu entdecken, ſo würden ſie ihn gar leicht finden. Allein, wer will ſich gern ſelbſt anklagen? Wer entſchuldigt ſich nicht gern vor ſich ſelbſt, und noch viel mehr vor den Augen der Welt, wenn er nur noch Einen möglichen Ausweg finden kann, die Schuld ſeiner Strafen von ſich abzuwälzen, und ſich als unſträflich und als einen unſchuldig Leidenden zu betrachten?

Ich will aufhören, die Laſter zu ſchelten. Aber ich kann dieſen Aufſatz nicht beſchließen, ohne noch einmahl alle Menſchen, beſonders aber die Jugend, zu bitten, den hier vorgetragenen Sätzen ernſtlich nachzudenken, und bey Zeiten den Weg der Tugend zu erwählen, um ſich ſelbſt ein geſundes und vergnügtes Leben, ſo viel wenigſtens an ihnen iſt, zu erwerben; da es doch ein für allemahl unmöglich iſt, auf dem Wege des Laſters dazu zu gelangen, und, da doch gleichwohl kein Menſch ein ſo raſender Feind von ſich ſelbſt ſeyn kann, daß er ſeine Geſundheit für nichts ſchätzen ſollte, um ſich der Menſchlichkeit unwürdig zu machen, und, außer dem Vergnügen die-

ſes

ſes Lebens, noch den Troſt im Tode, die Hoffnung eines künftigen vergnügten Lebens, zu verlieren.

Laſterhaft, ein Bey- und Neben-Wort laſterhafter, laſterhafteſte, Fertigkeit zur möglichſten Ausübung ſchädlicher, und in weiterer Bedeutung böſer Neigungen, und in dieſer Fertigkeit gegründet. Ein laſterhafter Menſch. Laſterhaft ſeyn. Laſterhafte Neigungen, Gedanken, Begierden. Laſterhaft leben.

Das ungewöhnlichere Oberdeutſche **laſterhaftig**, kommt in der veralteten Bedeutung für ſchändlich noch bey dem Opitz vor: die laſterhaftig dich verſpotten.

Daher die **Laſterhaftigkeit**, die Fertigkeit zu Laſtern, ſo fern dieſes Wort ehedem eine mit Schande verbundene Uebertretung des Geſetzes bedeutete. Da aber jezt **Laſter** von dieſer Fertigkeit gebraucht wird, ſo kommt jenes nunmehr ſeltener vor.

Laſter-Stein, an einigen Orten, ein Stein, auf welchem oder mit welchem gewiſſe Verbrecher zu ihrer Schande öffentlich zur Schau ausgeſtellet werden, von Laſter, ſo fern es ehedem Schande bedeutete; der Schand-Stein.

Läſter-Maul, Läſter-Rede, Läſterer, Läſterlich, Läſterung; ſiehe im folgenden Artikel.

Läſtern, ein Zeit-Wort, von dem Haupt-Worte Laſter, in deſſen ſämmtlichen Bedeutungen es ehedem üblich war.

1. Verſtümmeln, zerfetzen, verunſtalten, dilacerare, in welcher Bedeutung im gem. Leben noch **zerläſtern** üblich iſt; ſ. weiter unten, und **Laſterer**.

2. Schänden, eine gleichfalls veraltete Bedeutung, von welcher Friſch einige Beiſpiele anführt. Die Frauen läſtern, ſagte man ehedem in eben der Bedeutung, in welcher wir jezt das Zeit-Wort ſchänden brauchen.

3. Aus Vorſatz ſchändliche oder grobe Unvollkommenheiten wider die Wahrheit von jemanden ſagen, jeman-

jemandes Ehre auf eine grobe Art durch Worte ſchänden. Die Obrigkeit läſtern. Jemanden läſtern. Gott läſtern.

Daher die **Läſterung**, ſowohl die Handlung, als auch die Läſter-Rede ſelbſt. Läſterungen wider jemand ausſtoßen.

In einigen alten Deich-Schau-Ordnungen, bedeutet **läſtern** die gefährlichen Mängel eines Waſſer-Werkes bemerken. Die Redens-Art: **Wer läſtern kann, der läſtere, was zu läſtern iſt,** bedeutet nur ſo viel: Wer Einſicht beſitzt, der bemerke die vorgefallenen gefährlichen Beſchädigungen der Deiche und Waſſerwerke.

In der lezten Bedeutung ſchon im Iſidor laſtron, im Ottfried gilaſtoron, im Notker laſteren, im Dän. laſte.

Man braucht die Wörter: ſchimpfen, ſchmähen und läſtern, von einer Beleidigung, welche mit ehrenrührigen Worten geſchieht. Schimpfen, kann von einer jeden ſolchen Beleidigung geſagt werden. Schmähen ſetzt den Begriff hinzu, daß es mit der äuſſerſten Verachtung oder Geringſchätzung geſchehe. Läſtern zeigt an, daß man jemand begangener ſchändlichen Laſter oder Thaten beſchuldige.

Man ſchimpft jemand, wenn man ſolche Worte wider ihn ausſtößt, die ihn als einen ehrloſen Menſchen vorſtellen, oder ſeiner Ehre nachtheilig ſind. Man ſchmähet jemand, wenn man ihn nicht nur als einen ehrloſen Menſchen vorſtellt, ſondern auch die äuſſerſte Verachtung gegen ihn bezeigt, und eben dergleichen bey Andern gegen ihn zu erwecken ſucht. Man läſtert ihn, wenn man ihm aufbürdet, ſolche grobe Laſter und ſchändliche Thaten begangen zu haben, die ihn billig in den Augen aller Menſchen verunehren müßten.

Das Evangelium verbiethet die Schimpf-Worte, Matth. 5, 22. Wer zu ſeinem Bruder ſaget, Racha! der iſt des Raths ſchuldig; wer aber ſagt: du Narr! der iſt des hölliſchen Feuers ſchuldig.

Von denen, die mit Chriſto gekreuziget wurden, ſteht Matth. 27, 44. und Marc. 15, 32. Sie ſchmäheten ihn,

in

in der Abſicht, weil ſie ihm mit der äuſſerſten Verachtung, als einen ſolchen begegneten, der die ſchändliche Todes-Strafe verdient hätte. Und Luc. 29, 39: der Uebelthäter einer läſterte ihn, in der Abſicht, weil er ihn des Verbrechens beſchuldigte, daß er ſich fälſchlich für den Meſſias Chriſtus ausgegeben, und das Volk betrogen habe.

Daher **Verläſtern**, im hohen Grade ſchmähen und an der Ehre beleidigen; ein nur noch im g. L. übliches Wort, welches indeſſen noch mehrmahls in der deutſchen Bibel vorkommt. Gott, Gottes Nahmen, den Weg der Wahrheit verläſtern, 4 Moſ. 14, 23. 2 Pet. 2, 2. Darum ſchaffet, daß euer Schatz nicht verläſtert werde, Röm. 14, 16.

So auch die **Verläſterung**.

Zerläſtern, im hohen Grade verunſtalten; und im g. L. wo es oft für verſtümmeln gebraucht wird. Das Fleiſch zerläſtern, bey den Fleiſchern, es ungeſchickt zubereiten und zuhauen. Siehe oben, S. 217.

Das **Läſter-Maul**, im g. L. und in der harten Sprech-Art, eine läſternde Perſon, in der lezten Bedeutung des Zeit-Wortes. Sprichw. 4, 24.

Die **Läſter-Rede**, eine Rede, worin man aus Vorſatz jemandes Ehre durch Worte ſchändet, ihm grobe, ſchändliche Unvollkommenheiten beymiſſet; **Läſterworte**. Eine ſolche Schrift wird eine **Läſter-Schrift**, oder ein Pasquill, genannt. Siehe Pasquill.

Der **Läſterer**. 1. So fern das Zeit-Wort läſtern ehedem zerfetzen, auf eine ungebührliche Art zerreiſſen oder zerſchneiden bedeutete, pflegen die Stadt Fleiſcher, ſowohl die Dorf-Fleiſcher, als auch alle übrige Pfuſcher ihres Handwerkes, **Läſterer** zu nennen, weil ſie, dem Vorgeben nach, das Fleiſch nicht ſo geſchickt und reinlich ausſchlachten können.

2. Von der jezt gewöhnlichern Bedeutung des Zeit-Wortes, der einen andern ſchändlicher und er-

dich-

dichteter Unvollkommenheiten beſchuldigt, im harten Verſtande, ein großer Verleumder. Ein Läſterer der Majeſtät. Ein Gottes-Läſterer, der Gott grober Unvollkommenheiten beſchuldigt, bey dem Notker Kegotſchelto.

Schon bey dem Notker Lasterar für Verleumder. Das weibliche Geſchlecht Läſterinn, (um des Wohlklanges für Läſtererinn) kommt in der deutſchen Bibel vor. Ihre Weiber ſollen ehrbar ſeyn, nicht Läſterinne (Läſterinnen), 1 Tim. 3, 11. Den alten Weibern, daß ſie nicht Läſterin (Läſterinnen) ſeyn, Tit. 2, 3.

Läſterlich, ein Bey- und Neben-Wort, läſterlicher, läſterlichſte.

1. Von dem Haupt-Worte Laſter. 1) Strafbar, wider das Geſetz ſtreitend oder handelnd, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. 2) Schändlich, eine noch im g. L. übliche Bedeutung. Er hat mich läſterlich betrogen.

2. Von dem Zeit-Worte läſtern, in einer Läſterung gegründet, derſelben ähnlich oder gleich. Läſterlich wider die Obrigkeit reden. Läſterliche Reden.

Die **Läſterung**, ſ. oben, S. 218.

Läſtig, ein Bey- und Neben-Wort, läſtiger, läſtigſte, ein Wort, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Wortes Laſt üblich iſt, ſehr beſchwerlich, von Dingen, welche man mit einem merklichen Grade des Widerwillens thut oder leidet. Ein läſtiger Beſuch. Niederſ. laſtig, Lat. moleſtus. Daher die **Läſtigkeit**, die Eigenſchaft eines Dinges, da es läſtig iſt.

Ueberläſtig. 1. Zu ſehr belaſtet oder beladen. Ein Schiff iſt überläſtig, bey einigen nicht ſo richtig oberläſtig, wenn es entweder zu ſehr beladen oder zu ſtark von Holz iſt, ſo daß es zu tief in dem Waſſer geht. 2. Ueberlaſt, d. i. Beſchwerde, verurſachend, beſchwerlich; doch nur im g. L. Jemanden über-

läſtig ſeyn, beſchwerlich. Ein überläſtiger Beſuch, ein beſchwerlicher. Daher die Ueberläſtigkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, da es überläſtig oder beſchwerlich iſt.

Laſur, (der) (*) Laſur-Stein, Lazur, in der höhern Schreib-Art Azur, Lazuli, Lazur-Stein, L. Lapis Lazuli, Fr. Piere d'azur, l'Azur, Lazul, Lazur, Pierre azurée, Verd d'Azur, ein jaspißartiger Stein, welcher blau, mehrentheils aber mit weißen oder goldfarbigen Flecken eingeſprengt iſt, und aus welchem das unter dem Nahmen Ultramarin bekannte prächtige Blau bereitet wird. Er kommt aus dem Gebirge der buchariſchen Tatarey, welches von der caſpiſchen See ab öſtlich ſtreicht (1), vornehmlich aus Kalab und Bu-

(*) Wenn Einige das Wort Laſur im weiblichen Geſchlechte, die Laſur brauchen, ſo iſt vermuthlich Farbe darunter zu verſtehen.

(1) Brünnich Mineralogie, (St. Petersb. und Lpz. 1781, 8.) S. 112.

Daß der ächte Laſur in der Tatarey gefunden wird, beſtätigt auch Tavernier, in der Beſchreibung der ſechs Reiſen, Th. 2, S. 148. Von jenem Lande ſcheint auch *Paulus Venetus*, nach der helmſtädter Ausgabe, S. 70,) zu reden: ſuppeditat quoque mons alius in hac prouincia (Balaſcia) lazulum, de quo ſit azurum optimum, quale etiam in mundo non inuenitur. Elicitur autem ex mineris non ſecus ac ferum; praebent quoque minerae argentum. Sehr viele verſichern noch immer, daß dieſe Stein-Art aus Perſien komme, aber der auch daher kommt, iſt dort nicht einheimiſch, ſondern er wird dorthin aus Thibet gebracht. Weil die Perſer dieſe Farbe ſehr lieben, ſo zieht ſich dieſe Ware nur vornehmlich dorthin. Perſien ſelbſt aber hat nur den blauen Kupfer-Ocher, welchen man dort zuweilen an ſtatt des Ultramarines braucht. Tavernier hat dieſes ſehr richtig und beſtimmt gemeldet: und er, der mit Edelſteinen handelte, konnte es auch am beſten wiſſen. Er ſagt, im 1 Th., S. 242. „In den Kupfer-Gruben von Perſien hat man auch Laſur-Adern gefunden, welches in Perſien in großer Menge verbraucht, „und damit das Blumwerk an dem Getäfel und Gewölbern „der Häuſer gemahlt wird. Ehe dies entdeckt ward, hatte „man keine andere Laſur, als die rechte, welche aus der „großen Tatarey kommt, und ſehr theuer verkauft ward. „Dieſe

Buduſchu; von da kommt er nach Oſt⸗Indien, und von Oſt⸗Indien nach Europa; auch bringen ihn die Bucharen in Brocken, welche 1 Pfund und darüber ſchwer ſind, nach Orenburg, wiewohl jezt nicht mehr ſo viel, als ehemahls (2). Der ächte Laſur⸗Stein, welcher in Aſia und Afrika gefunden, und von daher nach Europa gebracht wird, wird der **orientaliſche**, auch, weil er ſeine ſchöne blaue Farbe im Feuer behält, und in demſelben weiter nichts, als ſeine eingeſprengten gelben Flecken, verliert, der **feuerbeſtändige Laſur⸗Stein**, L. Lapis Lazuli fixus; derjenige hingegen, den man in verſchiedenen Ländern und an verſchiedenen Orten in Europa, inſonderheit in Ita-

„Dieſe Art Laſur aus Perſien iſt eine Art von Kupfer⸗Erz, „und wenn der Stein zerrieben und geſiebt iſt, wie man „mit dem rechten Laſur zu verfahren pflegt, ſo wird eine „feine Farbe davon, welche eine reine und den Augen an⸗ „nehmliche Farbe giebt. Auf dieſe Weiſe durfte Perſien „nicht mehr nach der tatariſchen Laſur fragen, und der Ma⸗ „hemet⸗Beg ließ auch verbiethen, daß ſich die Mahler „nicht der fremden, ſondern der perſianiſchen, gebrauchen „ſollten; aber das Verboth währte nicht lange, weil die „perſianiſche Laſur nicht in der Luft dauern konnte, wie die „rechte, ſondern endlich eine dunkle und traurige Farbe be⸗ „kam. Bisweilen ward ſie voll Schuppen, und blieb nicht „an der Spitze eines zarten Pinſels hängen, wurde alſo bald „verlaſſen, als eine gefärbte Erde, und die Laſur aus der „Tatarey ward wieder hervorgeſucht.“ Eben dies beſtä⸗ „tigt *Chardin*, in Voyages en Perſe, Th. 4, S. 66. „Dans „la contrée à l'entour de Tauris, on trouve de l'Azur, „mais qui n'eſt pas ſi bon que celui de Tartarie; ſa „couleur s'altere, devient ſombre et enfin ſe paſſe.“ Eben Derſelbe, S. 255: „Le lapis la Zuly qu'ils appel- „lent Lagsverd, d'où nous avons fait le mot d'azur, ſe „prend dans leur voiſinage au pais de Yusbec's, mais „la Perſe en eſt le magazin général.“ Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Stein⸗Art jemahls aus Cypern gekommen iſt, wie doch in vielen Büchern verſichert wird. Kupfer hat dieſe Inſel, und Bergblau liefert ſie noch jezt.

(2) Falk Beyträge zur topographiſchen Kenntniß des ruſſiſchen Reichs, (St. Petersb. 1786, 4.) III. unter den Mineralien.

Italien, Ungarn, Böhmen, Deutſchland, Frankreich und England, findet, der occidentaliſche, und, weil er im Feuer ſeine blaue Farbe in Grün verändert, der nicht feuerbeſtändige Laſur-Stein, L. Lapis Lazuli non fixus, genannt. Der aus Aſia und Afrika hat einen großen Vorzug vor den aus Europa, welcher oft für jenen verkauft wird; man muß ſich daher in Acht nehmen, und, wenn man viel auf ein Mahl kauft, die Probe mit einem Stücke machen. Der europäiſche Laſur-Stein läßt ſich weit leichter calciniren, und nimmt, wie geſagt, im Calciniren eine grüne Farbe an; der aus Aſia und Afrika hingegen behält ſein ſchönes natürliches Blau beſtändig, und verliert es niemahls.

Man findet den Laſur-Stein allemahl neſter- oder flözweiſe, in unförmlichen Stücken, welche nicht leicht eine halbe Elle im Durchſchnitt haben. Er bricht vornehmlich in eiſenſchüſſigen Berg-Arten, in welchen ſich der Eiſen-Kies zu erzeugen pflegt. Die ungariſchen Gänge, im neuen St. Antonius von Padua, bey Hoderitſch, ſind, wie Brünnich meldet, ſchön blau geſleckt, zum Zeichen eines guten Silber-Gehaltes. Im Anbruch iſt der Laſur-Stein allemahl uneben. An den ſpatartigen Stellen pflegt er ſchuppicht, an den reinen blauen aber körnicht, zu brechen.

Obgleich die alten Nahmen der Edelſteine noch nicht mit hinlänglicher Genauigkeit unterſucht, und noch nicht mit der größten möglichen Zuverläßigkeit beſtimmt ſind, ſo läßt ſich darunter doch der Laſur erkennen. Der Ritter Michaelis bemerkt, 2 Moſ. 28, 18. daß die Alten unſern heutigen Laſur-Stein auch Sapphir zu nennen pflegten, unter welchem Nahmen er auch bey dem Plinius vorkommt, und dieſer Meinung ſind Mehrere beygetreten.

Dieſe Meinung, daß der Sapphir der Alten unſer Laſur ſey, hat Hr. Hofr. Beckmann (3) gewiſſer gemacht, als ſie bisher geweſen iſt. Er führt deshalb folgende Beweiſe:

„Der Sapphir der Griechen und Lateiner hatte erſtlich eine himmelblaue Farbe, die etwas ins Violette ſchielte, oder in Purpur fiel, zuweilen auch ſehr dunkel, faſt ſchwärzlich, blau war. Zweytens war dieſer Stein undurchſichtig. Drittens hatte er viele Goldpuncte oder goldgelbe Flecke, wiewohl man ihn höher ſchätzte, wenn er derſelben nicht viele hatte. Viertens ward er geſchnitten, aber wenn er nicht ganz rein war, ſondern fremde härtere Theile eingemiſcht hatte, ſo war er dazu nicht tauglich. Fünftens ſcheint man ſo große Stücke dieſer Stein-Art gehabt zu haben, daß man ihn zu eingelegten oder muſiviſchen Arbeiten brauchen konnte. Sechſtens ward er oft mit Kupferblau, mit kupferhaltigen Erzen, Steinen und Erden verwechſelt oder verglichen. Siebentens ſchrieb man ihm ſolche mediciniſche Wirkungen zu, welche nur ein Kupferkalk haben kann. Achtens brach er zwiſchen andern Stein-Arten, wie Dioniſius (*) andeutet.

Daß

(3) In ſeiner lehrreichen Abh. vom Ultramarin, im 2 St. des 3 B. ſeiner Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen, (Lpz. 1790, 8.) S. 182.

(*) *Plin.* L. 37. c. 9. Reddetur et per ſe cyanos, accommodata gratia paulo ante nominato colore caeruleo. Ineſt ei aliquando et aureus pulvis, non qualis in ſapphiris. In ſapphiris enim aurum punctis collucet caeruleis. Capphirorum, quae cum purpura, optimae apud Medos; nusquam tamen perlucidae. Praeterea inutiles ſcalpturae intervenientibus cryſtallinis centris. Quae ſunt ex iis cyanei coloris, mares exiſtimantur. Cap. 10. Coralloachates guttis aureis ſapphirimodo ſparſa.

Iſidor. Orig. L. 16, c. 9. Sapphirus caeruleus eſt cum purpura, habens pulveres aureos ſparſos; apud Medos optimus, nusquam tamen perlucidus.

Theophraſt. de lapid. §. 33: ἡ σαπφειρος ἀυτη δ᾽ ἐςὶν ὥσπερ χρυσόπαςος.

Dioſcorid. L. 5. c. 157: Sapphirus lapis ictis a ſcorpione potu prodeſſe exiſtimatur. Bibitur et contra inteſtinas exulcerationes. Extuberantia in oculis eorumque

Daß ein Stein von dieſen Eigenſchaften nicht der Sapphir unſerer Juwelirer ſeyn kann, iſt außer allem Zweifel. Unſer ächter Sapphir macht nicht in andern Berg-Arten Adern aus, ſondern er kommt im Sande in einzelnen kleinen Kryſtallen vor, welche, ſo viel man weis, in der Bildung den Diamanten ähnlich ſind, wiewohl ſie zuweilen mehr ſäulenförmig ſeyn ſollen, und vielleicht ſind die wahren Sapphire nichts anders als blaue Diamanten. Allemahl ſind ſie, wie die übrigen Edelſteine, ganz durchſichtig; niemahls haben ſie Goldpuncte zwiſchen ſich; ihr Blau fällt mehr oder weniger in das ſammetartige Blau, iſt

que vuas et puſtulas reprimit; ſed et ruptas eorundem membranas cogit atque glutinat.

Dionyſ. orbis terrae deſcript. V. 1105. Paſſim item ſub rupibus ſubtus venae pariunt aureae caeruleaeque pulcrum lapidem ſapphiri, χρυσείης κυανῆς τε καλὴν πλάκα σαπφείροιο.

Epiphan. de XII. gemmis, §. 5: Sapphirus gemma purpuraſcit, vt ſpecies blattae, id eſt, purpurae nigrae. Multa ſunt eius genera. Eſt enim regius, aureis punctis varius, χρυσοςιγής. Non eſt vero hic in tanta admiratione, quanta ille, qui prorſus purpuraſcit. Et hic dicitur eſſe cum in India, tum etiam in Aethiopia. Quocirca aiunt apud Indos templum extructum Baccho extare, quod gradus ex ſapphiro trecentos ſexaginta quinque habeat, quamvis multi fidem non adhibeant. Eſt vero gemma admirabilis, pulcerrima, gratiſſima; propterea etiam in armillis et monilibus reponi conſuevit, idque potiſſimum a regibus. Locum etiam inter remedia habet. Attrita enim et lacti permixta plagis quae fiunt ex puſtulis albis et tuberculis medetur, ſi illis illinatur.

Marbodeus de lapidibus 53, p. 46;

Sapphiri ſpecies digitis aptiſſima regum,
Egregium fulgens puroque ſimillima caelo,
Vilior eſt nullo virtutibus atque decore.
Hic et ſyrtites lapis a plerisque vocatur,
Quod circa Syrtes Libycis permixtus arenis,
Fluctibus expulſus fervente freto reperitur.
Ille ſed optimus eſt quem tellus Medica gignit,
Qui tamen aſſeritur nunquam transmittere viſum.

iſt oft ſehr blaß, und zieht nur ſelten ganz wenig auf Violett. Das Sapphirpulver verhält ſich wie fein zerriebenes Glas, zeigt keine Spur von Kupfer, iſt weiß, und kann auf keine Weiſe eine blaue Mahlerfarbe abgeben, oder mit Bergblau verwechſelt werden.

Die Frage, ob denn die Alten unſern Sapphir gekannt haben, ob er vielleicht zu ihren Amethyſten oder Hyacinthen gehört, will ich hier nicht unterſuchen; aber lieber möchte ich ſie verneinen, als bejahen. Wenigſtens wird der Beweis allemahl zweifelhaft bleiben. Fällt es doch ſo gar ſchwer zu beſtimmen, ob jeder neuer Mineralog, der den Sapphir nennt, auch den ächten Stein dieſes Nahmens gekannt oder gemeint hat?

Hingegen kann man mit größter Zuverläßigkeit behaupten, daß der Sapphir der Alten unſer Lazurſtein ſeyn muß. Dieſer hat eine blaue Farbe, die nicht ſelten in Violett oder Purpur fällt, und oft ſehr dunkel iſt. Er iſt ganz und gar undurchſichtig; aber deswegen leidet er doch die Vergleichung mit der Farbe des Himmels, wobey Plinius nicht an Durchſichtigkeit gedacht hat, indem er ſo gar einen undurchſichtigen Jaſpis himmelblau nennt (*). Der Lazur hat hin und wieder goldgelbe Puncte, die man ehemahls für Gold gehalten hat, die aber Kiestheilchen oder Markaſite ſind. Er kann leicht zu allerley Geräthen verarbeitet, auch geſchnitten werden, wie er denn auch jetzt noch oft zu Siegeln geſchnitten wird. Aber Plinius hat ganz richtig angemerkt, daß er alsdann dazu nicht tauge, wenn er mit fremden und harten Theilchen (mit Quarz, weswegen er alsdann am Stahle Funken giebt,) vermiſcht iſt, und eben deswegen ward der einfarbige höher geſchätzt (**). Man findet auch noch in manchen Samm-

(*) Jaſpis aerizuſa. II. p. 782, den ich gewiß nicht mit Salmaſius für Türkis ausgeben möchte. Wir haben ja auch blauen Jaſpis.

(**) *Plin.* Inutiles ſcalpturae, intervenientibus cryſtallinis centris. Verſchiedene Gelehrte haben dies ſo verſtanden, als ob Plinius behaupte, der Sapphir laſſe ſich gar nicht ſchneiden. Sie ſcheinen die Umſtände, unter welchen er dies behauptet, nicht beobachtet, und ſich nicht erinnert zu haben, was die alten Künſtler in Steinen, auch Holz-Arten, die geſchnitzt werden ſollten, centra nannten. Plinius erklärt es XVI, 39: Inveniuntur in quibusdam, ſicut

Sammlungen geſchnittene Lazurſteine, die wenigſtens für alt gehalten werden (*). Ich erinnere mich, verſchiedene Arbeiten dieſer Art in der vortrefflichen herzoglichen Sammlung zu Braunſchweig geſehen zu haben, welche mit vieler Wahrſcheinlichkeit für ägyptiſche gehalten werden, und eine ſorgfältige Beſchreibung verdienen. Daß Lazuli ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden, weis ich gewiß, ungeachtet ich jezt keinen Zeugen anführen kann. Wie herrlich er noch dazu in den florentiner Arbeiten angewendet wird, iſt bekannt. So ſind zu Zarskoe-Selo, dem prächtigen Luſtſchloſſe bey St. Petersburg, in die ganz mit Bernſtein getäfelten Wände die größten und ſchönſten Tafeln von Lazuli, welche ich jemahls geſehen habe, eingefugt worden; man ſagte mir dort, man habe ſie aus Thibet kommen laſſen. Der Zweifel, den Epiphanius wider die mit Lazuli belegten Staffeln äußert, bezieht ſich wohl nur auf die gar zu große Koſtbarkeit, und vielleicht hat er ſich eingebildet, daß die Stuffen maſſiv aus dem Steine gehauen ſeyn ſollten. Die Verwechſelung oder Vergleichung des Sapphirs mit Cyanus, wovon verſchiedene Beyſpiele vorkommen, beweiſet, daß ſolcher dem Kupfererze ſehr ähnlich geweſen ſeyn müſſe. Denn das cyanus ein von Kupferblau gefärbtes Erz oder Berg-Blau geweſen iſt, habe ich ſchon anderswo erwieſen (**). Die blaue Farbe des Lazur hat man bis auf unſere Zeit von Kupfer hergeleitet, die aber nach den neueſten Unterſuchungen, ihren Urſprung von Eiſen haben ſoll (***). Die mediciniſchen Wirkungen, welche die alten ihrem

P 2 Sap-

ſicut in marmore, centra, id eſt, duritia clavo ſimilis, inimica ferris. So rechnet er XXXVII, 2. praedurum ac fragile centrum zu den Fehlern des Bergkryſtalls, der ſich doch ohne dieſen Fehler, ſehr gut verarbeiten läßt. Auch Theophraſt braucht in eben dieſer Bedeutung das Wort κεντρον.

(*) S. Chriſts Verzeichniß zu Lippert Dactyliotheca, pag. 48, 62, 65, 97, II. p. 11, 20, 29. III. p. 13, 56.

(**) *Ariſtotelis* auſcult. mirabil. c. 59 p. 123.

(***) Gleichwohl iſt die Farbe der Eiſenochern im Feuer ſehr veränderlich: oder iſt ſie in gewiſſer Miſchung beſtändiger? Wallerius iſt immer der Meinung geblieben, die blaue Farbe rühre von Silber her. Syſtema mineral. I. . 315.

Sapphir zuſchreiben, können nur von einem Kupfergehalte entſtehen, da ſie den armeniſchen Stein oder den unächten Lazuli ſtatt des ächten genommen haben. So empfehlen ſie Kupferochern wider entzündete Augen (*). Endlich trifft auch das überein, was Dionyſius meldet, daß der Sapphir oder Lazuli in andern Steinarten vorkomme (**). Auch der Sapphir, deſſen in den älteſten hebräiſchen Schriften gedacht wird; ſcheint kein anderer als der Sapphir der Griechen oder unſer Lazuli zu ſeyn; denn ihm werden ebenfalls Goldpuncte beygelegt (***).

Eben ſo gründlich, iſt folgende Belehrung, welche Hr. Beckmann über den Urſprung und das Alter des Nahmens Lazuli ertheilt.

„Um von jenem mehr zu ſagen, als was bereits Salmaſius (†) geſagt hat, bat ich Hrn. Prof. Tychſen um ſeine Meinung, welche ich hier mit ſeiner Erlaubniß beyfüge (††). Darnach iſt gewiß, erſtlich: daß das Wort per-

(*) *Dioſcorides* parabil. p. 10 f. empfiehlt ἰός und χαλκοῦ ἄνϑος.

(**) Vor einigen Jahren hat Hr. Laxmann, in Sibirien am Baikal Lazuli in Granitgängen entdeckt. Mit ihm bricht auf den Gängen auch Feldſpath, und ein milchfarbiges, vielleicht zeolithartiges Geſtein, imgleichen Schwefelkies. S. Beobachtungen und Entdeckungen der berlin. naturf. Geſellſch. I. S. 402.

(***) *Braun* de veſtitu ſacerdotum, II. p. 530. Aber vornehmlich gehört hieher, was Hr. geh. Juſt. R. Michaelis darüber in Supplementis ad lexica hebraica, num. 1775. p. 1798 — 1800 gelehrt hat. Der Nahme Sapphir iſt uralt.

(†) De homonymis hyles iatricae. (Traj. ad rh. 1689, f.) p. 217.

(††) Lazul oder Lazur iſt nicht arabiſchen, ſondern perſiſchen Urſprungs. Im Perſiſchen heißt Ladſchuardi oder Lazuardi blaue Farbe und Lapis Lazuli. Es ſollte eigentlich Lazuverd ausgeſprochen werden, allein die Araber ziehen häufig das va in der Ausſprache zuſammen, ſo daß bloß ein u gehört wird, und man alſo auch Lazurd ſagen kann. Das Derivatum Lazurdi oder Lazuverdi heißt blau.
Die Ausſprache Lazul mit l am Ende, iſt die gewöhnliche Verwechſelung des l und r, ſo wie der Araber für Zingiber ſagt Zengebil. Das L initiale iſt wohl nicht der Arti-

perſiſcher Abkunft iſt; auch iſt dieſer Stein, wie ich ſchon angemerkt habe, bisher über Perſien zu uns gekommen; zweytens: daß es die blaue Farbe bedeutet. Es iſt auch in Europa anfänglich die allgemeine Benennung für blaue Steine und blaue Mahlerfarbe geweſen, und langehin iſt ſie für das kupferhaltige Bergblau gebraucht worden. Erſt die neuern ſyſtematiſchen Mineralogen ſcheinen das verdorbene perſiſche Wort dem jezt eigentlich ſogenannten Lazurſtein zugeeignet zu haben, ſo daß jezt einer wider die Mineralogie verſtoßen würde, welcher dieſen Nahmen dem armeniſchen Steine dem Bergblau, oder ſonſt einem blauen kupferhaltigen Mineral, beylegen wollte.

Ohne mir mit der Einbildung zu ſchmeicheln, daß ich die erſte Erwähnung des Nahmens Lazuli in den auf uns gekommenen Schriften gefunden hätte, gebe ich als die älteſte, die ich weis, diejenige an, welche bey Leontius (*) vorkommt, wo er ſeine Himmelskugel mit einer Farbe anſtreichen lehrt, die man wie er ſagt, damahls λαζουριον nannte. Wenn Fabricius Recht hat, ſo hat dieſer Schriftſteller ſchon im 6ten Jahrhundert gelebt (**) In den von Muratori (***) bekannt gemachten Mahler-Vorſchriften aus dem 8ten Jahrh., findet man eine unverſtändliche Anweiſung Lazuri zu machen, wozu cyanus

Artikel, ſondern ſcheint zum Worte ſelbſt zu gehören, weil es nicht arabiſchen Urſprungs iſt. Sonderbar iſt freylich, daß der Spanier blau azul nennt, was offenbar aus jenem Wort enſtanden iſt; allein die Weglaſſung des L kommt wohl daher, daß man es für den Artikel hielt, und ſo das Wort verſtümmelte, wie es die Araber bey fremden Nahmen nicht ſelten machen. z. E. Eſcaudria für al eſcandria (Alexandria).

(*) *Leontius* de conſtructione Arateae ſphaerae, p. 144. coloretur atque incruſtetur ſphaera gypſo aut ceruſſa, ſi lignea eſt, vt eius rimulae et lacunule, ſi que fuerint, compleantur complanenturque. Poſt ſiccato hoc colore alioque ei craſſiore inducto, qualis eſt, quem Lazurium vocant: καὶ ἄλλῳ βαθεῖ τινι χρώματι ἐπαλείψαντες, ὃιον τῷ καλουμένῳ λαζουρίῳ. Leontius ſteht in der Sammlung, welche Joh. Commelin herausgegeben hat: Aſtronomica veterum ſcripta, 1589, 8.

(**) Biblioth. graeca II. p. 456.

(***) Antiquit. Ital. medii aeui II. p. 372. 378.

nus compoſitus (vielleicht zugerichtetes Bergblau) genommen werden ſoll; ferner eine andere, wozu Veilchen im Mörſer zerrieben werden ſollen. Alſo ſchon damahls war in dem elenden Latein das Wort für eine blaue Mahler-Farbe gebräuchlich. Daſſelbige Wort griechiſch geformt hat auch der Aſtrolog Achmet, der im 9ten Jahrh. gelebt zu haben ſcheint, für blau gebraucht (*), ſo wie im 10ten Jahrh. Nonus (**) für eine blaue Erde. Noch weit wichtiger iſt die Stelle des Arethas aus dem folgenden Jahrh., der in ſeiner Erklärung der Offenbarung Johannis ſagt, der Cap. 21, 19. genannte Sapphir ſey eben derjenige Stein, aus dem, wie man ſage, das λαζούριον gemacht werde (***). Das iſt denn auch eine ſtarke Bekräftigung, daß der Sapphir der Alten wirklich unſer Lazuli ſeyn müſſe, und dies ſcheint denn auch die erſte ſichere Erwähnung des eigentlichen Ultramarins zu ſeyn. Aber noch oft kommt in den folgenden Jahrhunderten das Wort für Kupferblau vor. Constantinus Africanus, der Arzt des 11ten Jahrhunderts, ſchreibt dem Lapis Lazuli die medieiniſchen Kräfte des Kupferlaſurs zu (****), ſo wie auch Avicenna, Averoes und Myrepſus. Erſterer hat unter dem Buchſtaben Lam, ein Capitel mit der Ueberſchrift: Lazuard, welches der Ueberſetzer

(*) Introduct. in aſtrolog. ὑγρός ἐςι, καί χροιὰν τοῦ λαζούρίον ἔχει.

(**) *Nonus* de morb. curat. c. 143: ἤ τὴν ἀρμενίαν βῶλον πίνειν, ἤ τὸν λαζούριν.

(***) cap. 67, p. 827: ἐξ οὗ Σαπφείρου φασί καὶ τό Λαζούριον χρῶμα γίνεσθαι. Des Arethas Erklärung iſt *Oecumenii* commenatariis in novum teſtamentum, (Lutet, Par. 1630. 1631. 2 Voll. f.) beygedruckt.

(****) De gradibus, quos vocant ſimplicium, p. 362: Lapis lazuli frigidus. Si in collyriis mittatur, oculis proficit. Palpebrarum pilos confirmat et multiplicat. — — Lotus et Propinatus, vomitum ſine omni anguſtia provocat. Dieſe Worte dienen zu weiterer Erläuterung und Beſtätigung deſſen, was ich bey *Ariſtotelis* auſcultat mirab. c. 59. geſagt habe, wo ebenfalls ſteht, daß Kupfer-Ocher das Wachsthum der Haare an den Augenbraunen befördere. *Conſtantini* Opera ſind zu Baſel 1536, 1539, in 2 Foliobänden gedruckt worden.

ſetzer De azulo, id eſt, de lapide armenio, gegeben hat; und Letzterer ſagt ausdrücklich: Lapis Lazuli der Lateiner ſey der λαζουρος der Griechen (*). Auch die Wörter azura, azurum, azurrum, kommen in jenem Zeitalter oft für blau vor.“

Man muß den Laſur-Stein nicht mit der Kupfer-Laſur, dem armeniſchen Steine, und einigen andern blauen Steinen, verwechſeln. Die Kupfer-Laſur, das Laſur-Erz, oder Kupfer-Laſur-Erz, Cuprum lazureum, von welchem ich im LV Th., Seite 554, f. gehandelt habe; iſt ein grüngelbes, mit vielen Farben überzogenes Kupfer-Erz; von dieſem, und andern undurchſichtigen hochblauen Steinen, welche vom Kupfer ihre Farbe haben, und im gelinden, kaum merklichen Glühe-Feuer eine ſchwarze Farbe annehmen, unterſcheidet ſich der Laſur-Stein, durch ſeine im mittelmäßigen Feuer beſtändig bleibende Farbe. Wenn man etwa eines Hirſekorns oder einer Erbſe groß Laſur-Stein auf einen kaum merklich dunkel glühenden Scherben legt, ſo wird das Laſur-Erz dunkel, kaſt braun und faſt ſchwarz; der Laſurſtein hingegen behält in der gelinden Hitze ſeine blaue Farbe. Der armeniſche Stein, ein von Kupfer gefärbter Kalk-Stein, deſſen im LV Th. S. 531 und 536, Erwähnung geſchehen iſt, hat, nach Pott's Zeugniß, welches weiter unten vorkommen wird, zu ſeiner Grund-Erde eine wahre Kalk-Erde, daher er auch mit dem Scheide-Waſſer augenblicklich brauſet, wodurch man ihn am geſchwindeſten von dem Laſur-Steine unterſcheiden kann. Boodt (4) giebt noch zwey Kennzei-

(*) λάπις λάζουλι, τουτέςι λιθος λαζούριος. *Matth Silvaticus*: Lapis lazuli Latinis, Arabibus Hager alzenar ſive Alzanar. Ebenderſelbe: Lauzud, Arab. Azurinum, lapis lazuli.

(4) Hiſtoria gemmar. et lapid, L. 2, c. 119.

zeichen an, wodurch man den armeniſchen Stein von dem Laſur-Steine unterſcheiden kann. Der armeniſche Stein, ſagt er: iſt nicht ſo hart, als der Laſur, und kann leicht in ein Pulver verwandelt werden, weil er zerbrechlich iſt; er hat auch keine Gold-Adern und Puncte, wie der Laſur hat. Man hat auch einen blauen Jaspiß, der kein Laſur-Stein iſt; allein, er hat nie dieſe himmelblaue Farbe, die dem Laſur eigen iſt. Man hat auch blaue Horn-Steine, aber ihre blaue Farbe iſt allemahl blaß, nicht zu gedenken, daß der Horn-Stein im Bruche allemahl einige Durchſichtigkeit zeigt, da der Laſur ganz undurchſichtig iſt. Kurz, man hat unter allen Steinen keinen einzigen, der mit dem Laſur eine ſo große Aehnlichkeit hätte, daß man ihn mit demſelben verwechſeln könnte.

Der Laſur-Stein iſt niemahls mit einer Kruſte oder Schale umgeben, ſondern denen Steinen ähnlich, welche von den ganzen Lagen abgeſpühlet, und durch Zufälle nachher geglättet oder gerundet ſind. Er iſt von Natur von glatter und glänzender Oberfläche, und deſſen allgemeine Farbe iſt die bereits erwähnte herrliche. Es iſt aber dieſelbe auf eine ſehr ſchöne Art mit Flecken oder Wolken von weißer, und mit Adern von feinſcheinender Gold-Farbe geziert. Dieſe weiße Wolken ſind bisweilen trübe, bisweilen aber hell wie Kryſtall, und im leztern Falle trägt es zur Schönheit des Steines ein Großes bey. Die Gold-Farbe, welche von manchen, zumahl ältern, Schriftſtellern, fälſchlich für wahres Gold gehalten wird, eigentlich aber ein bloßer Schwefel-Kies iſt, ſind theils Adern, theils Flecken und Sterne. Ueberhaupt trifft man den Laſur-Stein in größern Stücken nie ganz rein, in kleinern aber nur ſelten ganz rein, an; es bleibt daher immer ein Zufall, wenn der Laſur-Stein manchmahl goldgelbe, manchmahl ſilberweiße,

und manchmahl kupferrothe Flecken oder Körner hat; daher iſt der Unterſchied unter dem Gold=Laſur, Silber=Laſur, und Kupfer = Laſur ungegründet, noch ungegründeter aber iſt es, den Gold = Laſur für wahres Gold zu halten. **Fallopius** (5) ſucht ſich dadurch heraus zu helfen, daß er zweyerley Gold = Laſur annimmt, ſolchen der wahres Gold, und ſolchen der nur Schwefel = Kies hält. Allein, man kann dieſe Meinung dadurch hinlänglich beſtreiten, daß dieſe Farbe im Feuer nicht hält, welches, wie ich ſogleich anführen werde, **Pott** bezeugt, und vor ihm ſchon **Strobelberg** bezeugt hat, wie aus **Volkmann** zu erſehen iſt.

Herr v. **Juſti** (6), ſetzt den Laſur = Stein, ſeiner Koſtbarkeit wegen, die aber in unſern Tagen eben nicht die größte iſt, unter die Halb = Edelſteine, und zwar mit dem Berg = Kryſtall, dem Carneol, dem Achat, dem Chalcedon, dem Onyx, dem Sardonyx und dem Malachit, in Eine Claſſe, welches man zugeben könnte, wenn erwieſen werden kann, was Viele behaupten, daß er unter die Jaspiſſe gehöre. **Wallerius** (7) ſagt, daß der Laſur=Stein von blauer Farbe mit weißen Stein = Körnern, oft mit Kies = Korn, oft mit Gold = Korn vermengt ſey, und zugleich Kupfer halte. Seine eigenthümliche Schwere ſey zum Waſſer, 3,054 zu 1,000. Bey dieſer Beſchreibung aber hat er den Nahmen Laſur = Stein als Geſchlechts-Nahmen angeſehen, darunter der armeniſche Stein, und der eigentliche Laſur = Stein, als Gattungen ſtehen. Von dieſem Laſur=Steine giebt er folgende Beſchreibung: „iſt von einer hohen oder dunkelblauen Farbe,

(5) de foſſilib. c. 33. f. **Volkmann** Sileſia ſubterranea, S. 31.

(6) Grundr. des Mineralr. S. 206. 210.

(7) Mineralogie, S. 130. f.

„und allezeit (8) mit Kies-Splittern oder Gold-Korne „vermiſcht. Zuweilen hat er wie weiße eingemiſchte „Sand-Körner, zuweilen nicht. Im Feuer behält „er ſeine Farbe; wenn der Stein geglühet und her„nach in Eſſig abgelöſcht wird, bekommt er eine noch „höhere.“ Wider Wallerius behauptet Pott (9), theils, daß der Laſur-Stein keine Gold-Körner halte, und daß auch ſeine Gold-Farbe, oder die gelben goldfarbigen Flecken, nicht im Feuer beſtehe. „Die bisher „von Boodt und andern angegebenen Differenzien, „daß nähmlich der Lapis armenius ſilberne, der Lapis „Lazuli aber güldene Fleckchen enthalte, haben gleich„falls keine Richtigkeit; denn in den Experimenten, „die ich mit beyden vorgenommen, habe ich gefunden, „daß durch das Glühen alle Goldfarbe, ſowohl vom „Lapide Lazuli, als vom Lapide armenio weggetrie„ben und zerſtört werde. Ja, es dauert dieſe Gold„Farbe des Lapidis Lazuli nicht einmahl im Aquafort, „welches beydes doch geſchehen müßte, wenn dieſe in „der That recht ſchön gelbe goldfarbene Fleckchen ein „wirkliches Gold wären. Der wahre Unterſchied be„ſteht darin, daß der Lapis Lazuli zu ſeiner Grund„Erde einen kieſeligten und quarzigten Stein hat, denn „daher kommts, daß er mit Stahl Feuer ſchlägt, mit „Acidis aber nicht effervescirt; dahingegen der Lapis „armenius zu ſeinem Grunde eine kalkigte Erde, oder, „wie man es auch nennen kann, einen alcaliſchen Spath „hat, darum effervescirt er mit allen Acidis, und „ſchlägt kein Feuer.“ Herrn Pott widerſpricht in der Ausſage, daß der Laſur-Stein Feuer ſchlage, Brückmann (10) mit Grunde; er konnte aus dieſem Steine keine Funken locken; und wenn es ja geſchieht, ſo iſt es

(8) Man hat aber Ausnahmen, ohne Kies.

(9) Litheogeognoſie, erſte Fortſetz. S. 72.

(10) Abhandl. von den Edelſteinen, erſte Ausg. S. 110.

es gewiß nur an ſolchen Stellen, wo Kies eingemiſcht iſt; doch giebt **Scopoli**, wie ich weiter unten melden werde, von dem reinen Laſur-Steine vor, daß er mit dem Stahle allerdings Funken ſchlage, und **Wallerius** (11) ſagt, daß er zuweilen, und an manchen Orten, Feuer ſchlage. Wenn das iſt, ſo iſt es nicht der Laſur-Stein, der Funken giebt, ſondern es ſind beygemiſchte fremde Theile, die nicht zum Laſur-Stein gehören.

Die Alten wieſen dem Laſur-Steine einen Platz unter den Edelſteinen an; ſie waren aber bekannter Maßen, mit dem Nahmen der Edelſteine ſehr freygebig, indem ein jeder Stein, der in ihren Augen nur einigen Werth hatte, oder, nach ihrer Meinung, in der Medicin brauchbar war, Edelſtein hieß. In den mittlern Zeiten ſetzte man ihn wenigſtens unter die Halb-Edelſteine (12); und dahin gehören auch diejenigen, welche den Laſur-Stein für einen Jaspiß halten. Hr. geh. Fin. R. **Gerhard** hat eine Ordnung von Steinen, die er ſchmelzbare Steine nennt, und da ſind der Laſur-Stein und der Zeolith, die beyden hierher gehörigen Gattungen. **Cronſtedt** hält, wie ich hernach melden werde, den Laſur gar für eine Zeolith-Art. Auch **Wallerius** in ſeinem Syſt. mineral. hat den Laſur-Stein, wie **Cronſtedt** unter den Zeolithen, welches auch **Sage** thut; in ſeiner Mineralogie hingegen hat ihn **Wallerius** unter die Jaspiſſe geſetzt, welches auch **v. Bomare** (13) und **Dute** (14) gethan haben.

Ver-

(11) Syſt. Mineral To. I. p. 326.

(12) Dieſes hat in neuern Zeiten auch noch Hr. v. **Juſti** gethan; ſ. oben, S. 233.

(13) Mineralogie. Th. 1.

(14) von den Edelſteinen, S. 83.

Verſchiedene Schriftſteller verweiſen den Laſur=Stein gar aus dem Stein=Reiche heraus, und legen ihn unter die Kupfer=Erze. Sie wiſſen weiter keinen Grund anzugeben, als dieſen, daß er Kupfer in ſich halte. Vorzüglich gehört Linné (15) hierher, der ihn ſogar ein blaues feuerſchlagendes Kupfer (Cuprum caeruleum ſcintillans) nennt. In der ältern Ausgabe des Natur=Syſtems ſagt er: daß der Laſur allezeit Kupfer halte; in der neuern aber geſteht er aufrichtig, daß man das eigentliche Geſchlecht dieſes Steines nicht wiſſe, und daß er vielleicht unter die Fels=Steine gehöre. Hier ſind ſeine eigenen Worte: Genus dubium, Cupro vix ſcatet; pyrita auri colore interdum adſperſum, Petra nondum rite innotuit. Aurum vix continet, ſaepe argentum. An Saxum dicendum, ſed color a metallo. Gewiſſer Maßen kann man auch Hrn. Vogel (16) hierher rechnen, welcher den Laſur=Stein unter die metalliſchen Steine, und inſonderheit unter die kupferigen Steine rechnet. Woodward (17) ſagt von dem Ultramarin, welches der blaue Theil des Laſur=Steines iſt, daß er etwas Kupfer bey ſich führe. Hill (18) aber treibt die Sache gewiß zu hoch, wenn er den Laſur=Stein zu einer wahren Kupfer=Miner macht, und von ihm behauptet, daß man aus ihm gewöhnlich ein Achtel dieſes Metalles, und zuweilen etwas Silber ziehe. Pott, a. ang. O., wendet dawider ein, daß, wenn man alle Steine, welche Kupfer halten, unter die Kupfer=Erze zählen wollte, der Lenden=Stein, der Sapphir, der Smaragd, der Türkiß, und andere Steine, eben=

(15) Syſtema naturae 1748, S. 179. 1763, S. 145, f.

(16) Practiſches Mineralſyſtem, S. 182.

(17) In der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung, S. 713.

(18) In den Anmerkungen zum Theophraſt, S. 182.

ebenfalls unter die Kupfer-Erze gehören müßten; man müſſe die Benennung allemahl von dem, was am meiſten in der Sache iſt, oder von dem was das Koſtbarſte darin iſt, annehmen, und das ſey bey dem Laſur-Steine das Kupfer allerdings nicht. Das Schlimmſte oder vielmehr das Beſte hierbey iſt dieſes, daß die neuern gegründeten Erfahrungen darthun, daß der Laſur-Stein gar kein Kupfer in ſich hält. Ich will darüber einige gültige Zeugen aufſtellen. Scopoli (19) ſagt: „Ein reiner Laſur-Stein hält kein „Kupfer: fließt zu einer glänzenden, und mit wei„ßen kleinen Flecken eingeſprengten Schlacke; verliert „die blaue Farbe nicht gänzlich; färbt die Tute inwen„dig braun, und giebt mit dem Stahle Funken.“ Am ausführlichſten hat Hr. Direct. Marggraf (20) den Laſur-Stein unterſucht, und darin ebenfalls keinen Kupfer-Gehalt gefunden, hat es aber ziemlich deutlich entſchieden, daß das Eiſen dem Laſur ſeine blaue Farbe ertheile.

Hr. Marggraf beſchreibt ſeinen unterſuchten Laſur-Stein, welcher aus Friedberg war, als einen blauen violetfarbenen mäßig harten Stein mit weißen Adern, und öfters mit mineraliſch-metalliſchen, dem Golde gleich ſehenden Puncten gezieret, welche aber, wenn man ſie genau beſieht, einen Schwefel-Kies in ſeiner würfeligen Geſtalt darſtellen. Oft finden ſich auch weiße glänzende Flecke darin, welche aber gleichfalls, wenn man ſie genau beſieht, nichts anders als ein zarter Kalk-Glimmer ſind. An einigen Stellen giebt er mit dem Stahle Funken, an an-

(19) Einleitung in die Kenntniß der Foſſilien, S. 25.

(20) Rapport de quelques expériences faites ſur le pierre qu'on nomme Lapis Lazuli, par Mr. *Marggraf*, trad. de l'allemand. ſt. im 14 Th. der Memor. de l'Acad. de Berl. p. l'a. 1785, (á Berl. 1765, 4.) in der vorangeſetzten Hiſtorie, S. 10—19.

Verzeichniß einiger mit dem Lapide Lazuli gemachten Erfahrungen, ſt. in Deſſen chymiſcher Schriften, 1 Th. (Berl. 1781, 8.) S. 130—143.

andern aber nicht. Uebrigens iſt er nicht zu hart, und auch nicht zu weich; er läßt ſich mäßig polieren, und brauſet an einigen Stellen mit Scheide-Waſſer auf, an andern aber nicht.

1. Marggraf ſuchte zuvörderſt eine Quantität eines recht reinen Laſur-Steines ohne gelbe metalliſche Puncte und ohne viele weiße Berg-Art zu erhalten. Er zerſchlug ihn mit einem Hammer in mäßig kleine Stücke, und ſonderte, ſo viel möglich, ſowohl die hier und da ſich findende glänzenden metalliſchen Theilchen, als auch die weißen ſteinigen Theile ab, daß er alſo bloß die blauen Partien dieſes Steines zu ſeinen Verſuchen übrig behielt.
2. Dieſen auserleſenen blauen Laſur-Stein zerkleinerte er mit einem Hammer zwiſchen vielfachem Papier, und rieb ihn hierauf in einem gläſernen Mörſer zu einem feinen Pulver.
3. Eine halbe Drachme dieſes Pulvers wurde mit ½ Unze reinen Salmiak-Geiſt in einem verſtopften Glaſe, 24 Stunden lang, anfangs in kalte, nachher in gelinde warme Digeſtion geſetzt; dieſer Spiritus urinoſus hatte aber nicht die geringſte blaue Farbe davon ausgezogen, welches doch ſonſt bey kupferhaltigen Erzen, die dem Laſur-Steine gleich ſehen, ſogleich zu ſpüren iſt.
4. Etwas von dieſem Pulver unter der Muffel calcinirt, veränderte ſeine Farbe nicht, und theilte ſie auch nicht dem darauf gegoſſenen Salmiak-Geiſte mit, woraus dann erhellt, daß der Laſur-Stein kein Kupfer enthalte.
5. Ein halb Loth Laſur-Pulver wurde mit 2 Loth verdünnter Vitriol-Säure übergoſſen. Es brauſete etwas auf, und roch faſt als eine Mixtur aus Eiſenfeil-Spänen und verdünnter Vitriol-Säure.

   Zwey Drachmen des Pulvers mit 1 Unze Salpeter-Säure übergoſſen, brauſete etwas ſtärker auf, doch aber roch es nicht ſulphuriſch.

   Reine Salz-Säure brauſete mit dem Pulver ebenfalls auf, und es entſtand ein Geruch nach Schwefel-Leber.

   Alle dieſe Miſchungen wurden nachher ſcharf digerirt, ſie blieben aber dabey dünn und ganz weiß; in-

indeſſen hatte doch der Stein ſeine blaue Farbe verloren. Alle dieſe Extractionen wurden filtrirt, und auf folgende Weiſe unterſucht.

6. Die mit Vitriol-Geiſt gemachte Auflöſung auf reines und polirtes Eiſen-Blech getröpfelt, zeigte durchaus keine Kupfer-Farbe. Salmiak-Geiſt in dieſe Auflöſung bis zur Sättigung gethan, ließ keine Spur von Kupfer bemerken. Eben ſo verhielt es ſich bey den auf gleiche Art geprüften ſalpeter- und ſalzſauren Auflöſungen. Indeſſen präcipitirte ſich doch aus allen dieſen Solutionen, durch Zugießung des Salmiak-Geiſtes ein weißes Pulver, und zwar aus der ſalpeterſauren Solution das mehreſte, welches ſich aber durch Zugießung mehrerer Salpeter-Säure ſogleich wieder auflöſete. Hierauf wurde jede dieſer Solutionen beſonders mit Blut-Lauge geſättigt, da dann die ſalpeterſaure Auflöſung ſich vor den andern ſchön blau präcipitirte, und ſich alſo die Gegenwart einiger Eiſen-Theilchen zeigte.

7. Wenn man in die ſalpeter- und ſalzſauren Auflöſungen etwas Vitriol-Säure gießt, ſo präcipitirt ſich endlich etwas Selenitiſches, zum Anzeigen, daß eine Kalk-Erde darin mit eingemiſcht ſey.

8. Alle dieſe angeführten Verſuche wurden auch mit dem calcinirten Laſur-Steine wiederhohlt, und es wurden gleiche Erſcheinungen dabey bemerkt; nur mit dem Unterſchiede, daß die Säuren nicht mehr damit aufbrauſelten, und daß die ſalzſaure Auflöſung gelb ausſahe, und auch durch die Blut-Lauge ſich ſehr ſtark blau präcipitirte. Uebrigens wurden alle dieſe mit den benannten drey Säuren gemachte Auflöſungen ganz gelatinos (gallertartig), dagegen die mit dem rohen Steine gemachten Solutionen dünn und flüſſig blieben.

9. Ein 4 Unzen wiegendes Stück Laſur-Stein, welcher von ſeiner weißen Erd-Art nicht geſchieden, doch aber ohne gelbe Flecken war, wurde in Stücke zerſchlagen, und im Tiegel bey nicht allzuſtarkem Feuer durchglühet, da er dann anfieng ſehr ſchön phosphoriſch zu leuchten. Als das Feuer vermehrt worden war, verlor ſich das ſchöne Weißblauleuchtende,

tende, und der Stein fieng an zu glühen. Nachdem er eine halbe Stunde lang durchgeglühet hatte, wurde er in reinem Waſſer abgelöſcht; und dieſes Durchglühen und Ablöſchen wurde 6 bis 7 Mahl wiederhohlt. Der Stein ward hierdurch ſehr zerreiblich. Das Waſſer, welches durch das Ablöſchen ſehr trübe geworden war, wurde filtrirt, worauf aus demſelben mit Weinſtein-Salz ein weißes Pulver niedergeſchlagen wurde. Dieſes Pulver verhielt ſich bey der nähern Unterſuchung wie eine Kalk-Erde. Die davon abfiltrirte Flüſſigkeit gab durch Abdampfen und Kryſtalliſiren einen wahren vitrioliſirten Weinſtein, woraus geſchloſſen wurde, daß der Laſur-Stein auſſer dem Kalk zugleich Gyps enthalten müſſe.

Das Kieſelige findet ſich von ſelbſt, weil dieſer Stein, wenn er auch am reinſten iſt, an verſchiedenen Stellen mit dem Stahle Funken giebt.

10 Ein Stück eines recht ſchön blauen Steines ½ Stunde in verſchloſſenem Tiegel ſcharf geglühet, hatte nichts von ſeiner Farbe verloren.

Ein anderes Stück in einem verſchloſſenen Tiegel, eine Stunde lang im Feuer gehalten, war zu einer ſchwarzgelben ſchaumigen Maſſe geſchmolzen, an welcher hin und wieder noch einige blaue Flecke zu ſehen waren.

Ein anderes Stück eben ſo, doch vor dem ſtärkſten Gebläſe bearbeitet, war gänzlich zu einem weißlichen Glas gefloſſen, welches aber doch an vielen Stellen etwas von ſeiner hohen blauen Farbe zeigte.

11 Um den oberwähnten Eiſen-Theilchen vergewiſſert zu werden, wurde 1 Quent pulveriſirter und calcinirter Laſur-Stein mit 1½ Quent Salmiak in Sublimation geſetzt, und es wurden dadurch eiſenhaltige Salmiak-Blumen (Flores ſalis ammoniaci martiales) erhalten. Der Rückſtand ſahe noch blau aus, und wog juſt 1 Quent. Er wurde mit Waſſer ausgelauget, die Lauge filtrirt, und mit Weinſtein verſetzt, wodurch ein guter Theil Kalk-Erde zu Boden fiel. Der Sublimat ließ, nachdem er im Waſſer aufgelöſet war, und eine Zeitlang geſtanden hatte, etwas weniges Eiſen-Ocher fallen.

12.

12. $1\frac{1}{2}$ Quent calcinirter und pulveriſirter Laſur = Stein erlitt durch die Sublimation mit gleichen Theilen Schwefel = Blumen, keine Veränderung. Der Schwefel ſtieg rein auf, und das rückſtändige Pulver hatte ſeine vorige blaue Farbe noch. Eben dies erfolgte bey der Sublimation des Steines mit ätzendem Queckſilber = Sublimat, wie auch mit reinem Zinnober.

13. 1 Theil reines Weinſtein = Salz mit 2 Theilen Laſur = Pulver in einem lutirten Tiegel eine Stunde lang in ſtarkem Schmelz = Feuer bearbeitet, war zu einer poröſen grüngelblichen Maſſe geworden.

14. Eine Miſchung von 3 Theilen Salpeter und 1 Th. Laſur = Pulver, ſtufenweiſe geglühet, fließt zuerſt ganz ruhig; bey vermehrtem Feuer behält der Stein ſeine blaue Farbe; bey noch ſtärkerm Feuer aber wird die Miſchung immer dicker, und endlich zu einer grauen Maſſe, welche noch heiß in reines Waſſer geſchüttet, demſelben eine grünlichblaue Farbe mittheilt, die aber in einer Nacht wieder verſchwindet, worauf alsdann das Waſſer hell und klar bleibt; und die blaue Farbe des Steines iſt gänzlich verſchwunden.

15. Um zu erfahren, ob dieſer blaue Stein den Glas = Sätzen, oder ſogenannten Fritten, eine blaue Farbe beybringe, wurde $1\frac{1}{2}$ Quent Weinſtein = Salz mit 1 Quent pulverſirten Kieſel und 10 Gran Laſur = Stein in verdecktem Tiegel zu Glas geſchmolzen. Das Glas war klar gefloſſen von ſchöner citrongelber Farbe.

An ſtatt des Weinſtein = Salzes mineraliſches Alkali genommen, gab ein ziemlich weißes helles Glas, welches auf der Oberfläche einen röthlichen Schein zurückwarf.

1 Quent calcinirter Borax mit 10 Gran Laſur = Pulver, wie beyde vorige verdeckt geſchmolzen, gaben ein ſchönes chryſolithfarbenes Glas.

Hr. geh. Finanzr. **Gerhard** ſagt, daß die blaue Farbe des Laſur = Steines bloß vom Eiſen, und gar nicht vom Kupfer, herrühre, und das ſollen die Marggrafiſchen Verſuche deutlich beweiſen, welches Scopoli

poli läugnet. Wallerius leitet die Farbe vom Silber her (21). Sage (22) leitet die Farbe des Laſur-Steines auch vom Eiſen her, doch hält er die Materie, welche dem in ihm enthaltenen Eiſen dieſe ſchöne blaue Farbe giebt, für ſehr unterſchieden von der Materie, welche das berliner Blau färbt, weil das Eiſen im Laſur ſich von Säuern auflöſen läßt, das berliner Blau hingegen dadurch nicht merklich verändert wird. Sage beſchreibt den Laſur-Stein und ſeine damit angeſtellten Verſuche folgender Maßen.

Der Laſur iſt ein gemeiniglich aus Quarz oder Spath zuſammengeſetzter Stein, der ſeine blaue Farbe dem Eiſen verdankt. Man findet zuweilen kleine Kies-Körner, Glimmer und andere Dinger darin, und am Stahl ſchlägt er an verſchiedenen Stellen Feuer.

Der

(21) Hier iſt ſein Beweis, aus dem *Syſt. Mineral.* To. I. p. 327. Conſtat cum oleo vitrioli ab eodem, ſub coctura, quidquam ſeparari, quod per oleum tartari p. del. praecipitatum, atque deinde cum borace fuſum, dat argentum. Idem teſtantur experimenta docimaſtica, per ſcorificationem cum plumbo, et maſſae plumbeae cupellationem debite inſtituta, qua via etiam argentum obtinetur. Nullum itaque eſt dubium, quin color caeruleus *ab argento* dependet, qualis etiam arte chemica ab eodem metallo praeparari poteſt, absque cupro, vt in experimentis curioſis chemicis indicatur. Ferrum vero quidquam ſimul adeſſe ab iisdem his experimentis patet.

(22) Obſervations ſur le Lapis Lazuli et ſur ſa préparation pour l'uſage de la peinture, par Mr. *Sage*, ſt. in Deſſen Examen chymique de différentes ſubſtances minérales. à Par. 1769, 12.

In das Deutſche überſ. von L. A. G. S. (Schrader) u. d. T. Beobachtungen über den Laſur und deſſen Zubereitung zur Mahlerey, mit des Hrn. Hofr. Beckmann Anmerkungen begleitet, ſt. in Naturforſcher, 2 St. (Halle, 1774, gr. 8.) S. 237—246; und in des Hrn. Sage chemiſchen Unterſuchung verſchiedener Mineralien aus dem Franzöſ. überſetzt, mit einigen Anmerk. vermehrt, von Jo. Beckmann, (Gött. 1775, 8.) S. 13—24.

Der Stein behält ſeine Farbe, wenn man ihn einem gemäßigten Feuer ausſetzt, und wird nur ein wenig dunkler dadurch; aber wenn man ihn pulveriſirt, bekommt er eine ſchiefergraue Farbe. In einem heftigen Feuer fließt er zu einem ſchaumigen und ſchwärzlichen Glaſe, welches, zu Pulver geſtoßen, zum Theil vom Magnete angezogen wird. — — —

Den Laſur, welchen ich zu den folgenden Verſuchen gebraucht habe, hatte ich von dem Hrn. Abbé *Chappe* erhalten, und war aus Sibirien. Die Farbe deſſelben war vortrefflich, und mit weißen Adern durchzogen; er ſchlug Feuer, und wenn man ihn noch ſtärker ſchlug, ſo gab er einen ſehr unangenehmen Geruch. Während der Zeit, daß er in einem eiſernen Mörſer zu Pulver geſtoßen wurde, war dieſer Geruch noch viel ſtärker, und wie der Geſtank der Schwefel=Leber, wenn ſie durch eine Säure zerlegt wird.

Alle Säuren wirken auf den Laſur, ſie löſen ihn auf, und zeigen merkwürdige Erſcheinungen.

Das **Vitriol=Sauer**, mit 2 Theilen Waſſer verdünnt, greift ihn ſchnell an, und löſet ihn auf. Bey dem Anfange der Auflöſung bemerkt man etwas Aufbrauſen, und ſteigt ein Geruch vom flüchtigen Schwefel=Sauer, und hiernächſt ein Geruch von decomponirter Schwefel=Leber, auf. In 24 Stunden verdickt ſich die Solution, und formirt eine halbdurchſichtige, opalfarbige Gallerte. Oft entſteht dieſe ſchon innerhalb einer Stunde.

Salpeter=Säure löſet den Laſur ſehr geſchwinde auf. Der Geruch, welcher davon aufſteigt, iſt weniger ſtinkend, und wenn die Auflöſung geſchehen iſt, bildet ſich bereits binnen einer Stunde, eine durchſichtige ungefärbte Gallerte.

Salz=Säure löſet ihn mit Aufbrauſen auf; der Geruch iſt ebenfalls wie decomponirte Schwefel=Leber. In 6 Stunden, oft noch eher, verändert ſich die Solution in eine durchſichtige, topasfarbige Gallerte.

Königs=Waſſer löſet den Laſur ebenfalls auf; die Gallerte entſteht ſehr geſchwinde, und iſt feſter, als die durch andere Säuren hervorgebrachte; von Farbe gelb, welche etwas aufs grüne zieht.

Weineſſig wirkt ebenfalls auf ihn, und raubt ihm, wie die andern Säuren, ſeine Farbe. Es entſteht auch

während der Auflöſung, ein Geruch nach zerlegter Schwefel-Leber, welcher ſehr ſtinkend iſt, und lange anhält.

Nimmt man den Laſur-Stein, an ſtatt ihn zu Pulver zu ſtoßen, in ganzen Stücken, ſo ereignet ſich Folgendes. Wenn die Säuren dieſe angreifen, läßt ſich ihre Wirkung nicht ſogleich beobachten, aber nach und nach löſet ſich das Stück Laſur auf, und die Oberfläche verliert ihre Farbe. Vitriol-Sauer macht den Stein weiß. Salz-Säure giebt ihm eine der Eiſen-Oker ähnliche Farbe. Salpeter-Säure bringt ein helles Celadongrün. Nach geſchehener Auflöſung entſteht eine Gallerte; der Laſur-Stein, ſo ſich nicht gänzlich aufgelöſet hat: wird zu einem Brey, und verliert die Farbe.

Wahrſcheinlicher Weiſe war alſo der Laſur, den ich zu meinen Erfahrungen gebrauchte, von dem, deſſen ſich Hr. Marggraf bedient hat, unterſchieden; denn in ſeinen Schriften ſagt er: „daß die aus calcinirtem Laſur, mit „allen drey Säuren gemachte Solutionen gänzlich gallert„artig würden, an ſtatt daß die, von nicht calcinirtem „Laſur, flüſſig blieben.“

Der calcinirte Laſur iſt ebenfalls auflöslich in allen Säuren, und zeigt dieſelben Erſcheinungen, auſſer daß im Anfange die Auflöſung etwas röthlich zu ſeyn ſcheint.

Obſchon die mineraliſchen Säuren beynahe eine gleiche Wirkung auf dieſen Stein haben, ſo bemerkte ich doch, daß die Salpeter-Säure am geſchwindeſten die Gallerte hervorbrachte, welches auch Hr. Marggraf beobachtet hat. Die Farbe, ſo dieſe Gallerten haben, und welche von den Säuren, womit man den Laſur aufgelöſet hat, herrühren, verlieren ſie. Begießt man die Gallerten mit Waſſer, ſo zertheilen ſie ſich in demſelben, und ſcheinen ſich darin nicht aufzulöſen; läſſet man ſie alsdann trocknen, ſo verlieren ſie ihre Durchſichtigkeit, und behalten beſtändig viele Säure bey ſich, welches man durch den Geſchmack erkennen kann. Unter den Zähnen verhalten ſie ſich wie feiner Sand.

Dieſe durch die Auflöſung des Laſur-Steines entſtandene Solution; erinnerte mich an die von Hrn. Swab (*) gemach-

(*) Hr. Schrader hat hier die Urſchrift verbeſſert. Der Franzos hat allemahl Siwab geſchrieben. Die angeführten Ver-

gemachten ſehr beſondern Erfahrungen, welche man im 25 B. der Schrift. der Schwed. Akad. vom Jahr 1758 antrifft.

Der Stein, von dem Hr. Swab redet, iſt, nach ſeinem Berichte, von einer hellröthlichen Farbe, wie ein nicht gar gebrannter Backſtein geweſen. Er rechnete ihn unter die von Cronſtedt beſchriebenen Zeolithen. Mit mineraliſchen Säuren machte er Gallerte, ſo wie etwa das aus gleichen Theilen Quarz und Kalk, oder aus Kieſeln, Kalk und feuerſchlagendem Spath entſtandene Glas. Ferner merkt Hr. Swab an, daß je älter die Gallerten würden, deſto mehr erhärteten ſie. Wenn ſie trocknen, ſo erhalten ſie die Conſiſtenz eines Spathes. Im Anfange ſind ſie zerbrechlich und voll Ritzen, und auf dem Bruche glänzend, und brechen wie Glas oder Hornſtein. Ihre Durchſichtigkeit behalten ſie, nur beym trocknen wird die Farbe etwas dunkler. Noch härter werden die in eine Maſſe zuſammen getrockneten Gallerten, wenn ſie vorher ausgeſüßt worden. Dieſe ziehen die Feuchtigkeit der Luft an ſich, und zerſpringen mit Geräuſch, ſo oft man ſie, nachdem ſie ausgetrocknet ſind, benetzet. Dieſes währt ſo lange, bis ſie zu einem feinen Sande werden. Endlich, wenn die Gallerten wohl ausgeſüßt worden, ſo werden ſie, weder durch Säuren, noch Laugen-Salze, decomponirt, und dieſe können ihre Verbindung nicht mehr trennen. Im Feuer überzieht ſich ihre Oberfläche mit einer Art von Emaille, ohne vollkommen in Fluß zu gerathen.

Eben die Reſultate des Hrn. v. Swab fand ich, da ich mit denen, durch die Auflöſung des Laſurs in mineraliſchen Säuren erhaltenen Gallerten gleiche Verſuche machte. Daher muß man ihn, auch nach meiner Meinung, unter die Zeolithen rechnen (*).

Q 3 Der

Verſuche ſtehen in den Abhandl. der ſchwed. Akad. XX. S. 269. Anmerk. des Hrn. Beckmann.

(*) Zu den Zeolithen rechnen ihn auch Cronſtedt, Gerhard, in Beytr. zur Chymie, S. 396. Wallerius im Syſt. mineral. p. 312. Nur in der ältern Ausgabe hatte letzterer ihn unter die Arten des Jaſpis geſetzt, worin ihm Bomare, und noch neulich Hr. Cancrinus, gefolgt ſind. B.

Der Laſur ſcheint mir ein aus einer kalkartigen und glasartigen Erde zuſammengeſetzter Stein zu ſeyn, welchem nur noch ein kleiner Theil Eiſen beygemiſcht iſt, der ihn färbt. Wallerius und andere Mineralogen ſetzen ihn unter die Jaſpiſſe. Er hat auch die äuſſern Eigenſchaften deſſelben, er iſt undurchſichtig, nimmt eine Politur an, und ſchlägt Feuer. Aber wenn man, ungeachtet ſeiner gänzlichen Auflöſung in Säuren, dabey bleiben wollte, ihm unter den Jaſpiſſen ſeinen Rang anzuweiſen, ſo müßte daraus eine neue Theorie entſtehen, nähmlich: daß Körper, die ſonſt in Säuren auflöslich ſind, auflösbar werden, wenn ſie viel Brennbares haben.

Obſchon die blaue Farbe des Laſur-Steines, dem mit dem Brennbaren überſetzten Eiſen zuzuſchreiben iſt (*), und man eine ähnliche Farbe aus der Vermiſchung des erſtern mit dieſem Metalle zu bereiten weis: ſo bemerkt man doch, daß jener, durch ſeine Eigenſchaften, weſentlich davon verſchieden iſt; denn ſeine Farbe läßt ſich durch die Säuren zerſtören, welche doch das Berlinerblau gar nicht angreifen.

Aus den beſchriebenen Erfahrungen ſieht man, daß der Laſur von keinemutzen und innerlichem mediciniſchen Gebrauche ſeyn könne (**), und daß die beſchriebene Art, das Ultramarin davon zu erlangen, eine unnütze und ermüdende Arbeit ſey. Man bemerkt, daß derſelbe in Säuren auflöslich ſey, und dieſe Solution ſelbſt ein Mittel, dieſen Körper zu claſſificiren, abgebe.

Die

(*) Alſo hat die blaue Farbe des Laſurs und des natürlichen Berlinerblaues, welches man in Torfmoren oder andern moraſtigen Boden zu finden pflegt, einerley Urſprung. Von dieſen natürlichen Berl. Blau habe ich in meiner phyſ. oek. Biblioth. IV. S. 327, verſchiedene Nachrichten gegeben. Wallerius nennt es in Syſt. min. p. 82: Ochram ferri, inflammabili combinatam, caeruleam. Inzwiſchen behauptet Wallerius eb. daſ. S. 313: die Farbe des Laſurs ſey vom Silber, und er giebt Mittel an, aus dem Laſur Silber zu erhalten. Merkwürdig iſt, was de la Lande in Voyage d' un François en Italie, VI. p. 247, vom Prinzen San Severo erzählt, daß nähmlich dieſer, durch Kunſt einen Stein bereiten können, der in allen Eigenſchaften dem Laſur gleich geweſen. B.

(**) Man ſehe des Hrn. Bergr. Baumer hiſtoria lapidum pretioſorum, p. 150. B.

Die Veränderung ſeiner färbenden Beſtandtheile durch Säuren, zeigt, daß, außer dem Feuer und dem Brennbaren, wovon der Stein ſeine Farbe hat, es vermuthlich noch ein anderes Mittel der Vereinigung gebe, welches wir nicht kennen. Vielleicht giebt ſolches den Geruch von decomponirter Schwefel-Leber, der ſich, indem man den Stein ſtark ſchlägt, oder wenn die Säuren ihn angreifen, entwickelt.“

Wenn man der Fritte von dem Sapphir-Fluſſe (den man aus 1 Unze Kryſtall-Glas, und 24 Gran von dem durch Alkali aus der Salpeter-Säure gefällten Kobald-Kalke erhält,) verdunkelnde Sachen, Knochen-Aſche, Arſenik, gut verkalktes Spießglas, Zinn-Aſche ꝛc. zuſetzt ſo bekommt man einen künſtlichen oder **nachgemachten Laſur-Stein**. Man nehme, z. B. 10 Pf. Glasfluß, oder Paſten-Compoſition, $\frac{3}{4}$ Pf. weiß calcinirte Knochen oder Horn, $1\frac{1}{2}$ Unze Zaffer, und $\frac{1}{2}$ Unze Braunſtein. Man ſchmelze die Glas- oder Paſten-Compoſition mit dem Zaffer und dem Braunſtein, bis dadurch ein ſehr tiefes durchſichtiges Glas erzeugt worden iſt. Wenn die Maſſe kalt geworden iſt, pulveriſire man ſie, und miſche ſie mit dem calcinirten Horn durch Abreiben gut mit einander. Dieſe Miſchung ſchmelze man bey einer mäßigen Hitze ſo lange, bis man ſieht, daß ſich alles wohl mit einander verbunden hat. Die geſchmolzene Maſſe bilde man in Kuchen, indem man ſie auf eine reine polirte Kupfer- oder Eiſen-Platte ausgießt. Verlangt man, daß ſie Gold-Adern habe, ſo vermiſcht man gleiche Theile Gold-Pulver und calcinirten Borax mit einander, feuchtet dieſe Miſchung mit Spiek-Oehl an, und mahlt auf die Kuchen damit Adern; man bringt ſie ſodann in einen Ofen von mäßiger Hitze, wodurch das Gold ſich ſo feſt mit dem Glaſe verbindet, daß es ſcheint, die Adern wären natürlich. Wenn dieſe Nachahmung des Laſur-Steines heller von Farbe ſeyn ſoll, ſo muß die Menge

des Zaffers und des Braunſteines vermindert wer=den; ſoll ſie aber durchſichtiger ſeyn, ſo nimmt man weniger calcinirte Knochen. Wo man keinen Zaffer haben kann, nimmt man dafür eine dop=pelte Menge Smalte.

Aus dem Laſur=Steine verfertigt man das **Ul=tramarin**, eine herrliche, aber koſtbare, hochblaue Farbe, welche gewöhnlich noch etwas theurer, als Gold, iſt, und zur Miniatur=, Oehl= und Fresco=Mahlerey, auch zum Email, gebraucht wird, heu=tiges Tages aber durch das wohlfeilere berliner Blau, und das ſächſiſche Blau, oder die Smalte, großen=theils verdrängt iſt.

Dieſe Farbe wird **Ultramarin**, L. Vltramarinum; Vltramarinum ſiue Praeparatum terreum, intenſe caeruleum, de lapide lazuli praecipitatum *Waller*. Fr. Outremer, Bleu d'Outremer, genannt. Vor einigen Jahrhunderten benannte man viele ausländiſche Waren, die jenſeit des Meeres gehohlt wurden, vom Meere, in welcher Bedeutung auch ſchon die alten das Bey=Wort marinum genommen haben. Dar=aus hat man, nach dem Verfalle der Sprachen, vltramarinum gemacht, welches Einige in transmari-num haben verbeſſern wollen, aber auch dieſes hat bey den Alten nie ein Pigment bedeutet. Daß den al=ten Griechen und Lateinern der Laſur=Stein aber un=ter dem Nahmen Sapphir bekannt geweſen ſey, iſt oben bewieſen worden. Ob ſie ihn aber bereits zu einer Mahler=Farbe zugerichtet, oder daraus Ultramarin gemacht haben, läßt ſich nicht mit hinlänglichen Grün=den beantworten. Möglich iſt es, nach Hrn. Hofr. **Beckmann** Urtheil (23), daß ihr Caeruleum (*) zu=weilen

(23) Anm. O. S. 189, f.

(*) *Plin* XXXIII, 13. Man vergleiche *Ariſt.* auſc. mirab. p. 123.

weiſen wahres Ultramarin geweſen iſt, aber eigentlich und gemeiniglich war dies doch nur Kupfer-Ocher. Auf den ſcheinbaren Einwurf, daß gleichwohl die Alten blaues Glas und blauen Schmelz gemacht haben, und daß ſie dazu, in Ermangelung der Smalte, kein anderes feuerfeſtes Pigment, als Lazuli, haben nehmen können, antwortet Hr. Beckmann, a. ang. O., S. 210, f. Den Nahmen Vltramarinum, oder, wie man zuerſt ſprach: Azurrum vltramarinum, findet man noch bey keinem Schriftſteller des 15ten Jahrh.; aber am Ende deſſelben wird er doch ſchon gebräuchlich geweſen ſeyn, weil ihn *Camillus Leonardus* 1502 brauchte (*). Vermuthlich iſt die Benennung in Italien aufgekommen. In der erſten Hälfte des 16ten Jahrh. lehrte *Vonnuccio Biringoccio* die Bereitung des ächten Ultramarines, welches er genau vom Kupfer-Laſur, dem Azurro dell' Alemagna, wie er es nennt, unterſcheidet (**). Indeſſen muß damahls die beſte

(*) *Speculum lapidum*, (Hamb. 1717, 8.) p. 125: Zumemellazuli ſive Zemech, latine vero lapis lazuli. — — Ex eo fit color vocatus azurrum vltramarinum.

(**) *Pirotechnia*, p. 38: Et primo vi dico l'azurro eſſerne di due ſorti, l'uno chiamato dalli pittori azurro oltramarino, et l'altro azurro dell'Alemagna. L'oltramarino é quello che si fa della pietra chiamata Lapis lazuli, laquale é la propria madre della minera del l'oro, queſta si macina et lauasi, et si diſpono a certa ſottiglizza de impalpabilita, et dipoi con ordine di certi paſtelli fatti di gomma si fa ritornare al ſuo vivo et bel colore, si affimiſce, et aſciuga da ogni humidità, et queſto di tutti é il pin ſtimato, il quale è ſecondo il ſuo colore, et ſottigliezza è da pittori pagato buon prezzo. Perche non ſolo moſtra in opera molta vaghezza, ma reſiſte al fuoco et acque, tormenti che gli altri colori ſapportar non poſſono.

Fallopius, der 1557 ſein Buch de metallis I. foſſilibus ſchrieb, ſagt c. 33, p. 338: Caeruleus etiam vocatur Lapis Lazuli et Lazurium ab Avicenna, et vulgo nominatur a pictoribus Azurium vltramarinum, et dicitur Azurium vel Azurro a Lapide Lazuli; dicitur porro Vltramarinum, quia defertur ex locis vltra mare, vt

Zurichtung noch mißlich, wenig bekannt, und eben deswegen ſehr einträglich geweſen ſeyn. Denn im Anfange des 16ten Jahrh. beſaß der Vater des bekannten *Giambatiſta Pigna*, der eine Apotheke im Modeneſiſchen hatte, das Geheimniß, das beſte Ultramarin zu machen, welches ihm mehr als ein großes Land-Gut eintrug (*). Es iſt demnach nicht ganz richtig, daß *Alexius Pedemontanus*, wie Spielmann meldet (**), der erſte geweſen ſey, der des Ultramarins gedacht habe. Gleichwohl iſt es glaublich, daß dieſer *Alexius*, oder der unter dieſem Nahmen verſteckte *Hieronymus Ruſcellai*, welcher ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrh. ſchrieb, zuerſt die Zubereitung vollſtändig öffentlich bekannt gemacht hat. Wenigſtens iſt ſeine Vorſchrift immerfort bis auf unſere Zeit als die zuverläſſigſte wiederhohlt worden. Aber worauf gründet ſich die Nachricht, die man bey Eng-

ex Cypro. Et pretioſi genus coloris, et caro admodum venditur, nam vna vncia venditur centum ſcutatis aureis; venditur autem ita caro pretio, tum quia eſt venuſtiſſimus et pulcerrimus color, igni et fumo reſiſtens: ita vt pictura ex hoc colore non inficiatur a fumo, immo reddatur magis colorata et pulcra; tum propter praeparationem difficillimam et longam, quae requiritur in praeparando tali colore.

(*) Als der junge *Pigna* zu fleißig ſtudierte, ermahnte ihn *Barthol. Ricci*, in einem noch vorhandenen Briefe, mäßiger zu ſeyn, zumahl da ihn nicht die Noth dazu zwänge. Solus eſt, ſagt er: in re bene ampla. Praedia enim tibi non deſunt, villae atque aedes in vrbe; ſupellex no[illegible]iſſima; pater praeterea eſt, qui tibi pro centum praediis eſſe poteſt, qui vel vno coeruleo colore, quod noſtri Vltramarinum appellant, conficiendo (vt in pharmacis componendis eius ſcientiam atque vberrimum fructum omitam) ſolus eſt, qui perfectam ſcientiam habeat, ingentes copias comparare poteſt, atque adeo quotidie non paruas comparat. *Riccii* Opera, Vol. 2, p. 366, und des *Tiraboſchi* Bibliotheca Modeneſe, (in Modena, 1783, 4.) Vol. 4. p. 134.

(**) Inſtitut. chemie, p. 45.

Engländern und Franzoſen (*) lieſet, daß die Bereitung des Ultramarines in England erfunden ſey, und daß ein Bedienter der oſtindiſchen Geſellſchaft ſolche, um ſich wegen einer Beleidigung zu rächen, öffentlich verrathen habe?

Die Art, wie man das Ultramarin macht, beſteht kürzlich in Folgendem. Man nimmt reinen Laſur-Stein, calcinirt ihn auf einem lebhaften Kohlen-Feuer, reibt ihn auf einem Reibe-Steine mit Waſſer zu einem ganz feinen Pulver, läßt das Geriebene trocknen, und miſcht hernach eine gewiſſe Quantität Pech, Wachs und Oehl darunter, um einen Teig daraus zu machen, den man mit den Händen durchknetet. Darauf knetet man ihn in einem Gefäße mit reinem Waſſer noch mehr durch, macht ihn ganz dünn, bis das Pulver von allen kleberigen Theilen wohl abgeſondert iſt, und ſich zu Boden geſetzt hat, und gießt zuletzt das Waſſer ab, damit das Pulver trockne. Alsdann knetet man den Teig von neuem in friſchem Waſſer, um das Pulver, welches etwa noch darin zurückgeblieben ſeyn möchte, vollends heraus zu bringen. Dieſes Pulver iſt zwar nicht völlig ſo gut, als das erſte, aber doch allemahl von einem ſchönen Blau.

Kunkel (24) behauptet, daß der Proceß des **Ant. Neri**, das Ultramarin zu verfertigen, die Farbe ſchmutzig und unſcheinbar mache, und er giebt folgenden Proceß, welchen er, nebſt einem Franzoſen, der ihm ſolchen mitgetheilt hatte, mit Erfolg verſucht hat, an.

„Wir

(*) Z. B. in *Savary* Dictionnaire de commerce, Art. Outremer; und daraus auch in Dictionary of Trade, by *Rolt*. (Lond. 1756, f.)

(24) In ſeiner Glasmacherkunſt, 1 Th. (Nürnb. 1756, 4.) S. 159, fgg.

„Wir nahmen," ſagt er: „Laſur-Stein; wir machten ihn zu Stückchen von der Größe einer Erbſe; wir ließen ihn im Feuer glühend werden, und löſchten ihn in ſtarkem Weineſſig; wir rieben ihn in Eſſig, und machten ihn zu feinem Pulver; hierin beſteht der wichtigſte Kunſtgriff der Operation. Wir nahmen hierauf an Gewicht eben ſo viel, als das Pulver wog, halb reines Jungfer-Wachs, halb Kolophonium; wir ließen es in einer irdenen glaſurten Schüſſel zergehen, und warfen nach und nach, unter beſtändigem Umreiben, das Pulver hinein; wir goſſen dieſe Maſſe in kaltes Waſſer, in welchem wir es 8 Tage ließen; wir nahmen hernach zwey Gefäße, welche wir mit ſo warmem Waſſer anfüllten, daß wir ſie kaum halten konnten; einer von uns nahm alsdann eine Rolle von dieſer Materie, und knetete ſolche in dieſem warmen Waſſer. Nachdem wir glaubten, das Schönſte daraus gezogen zu haben, thaten wir die Rolle in ein anderes Gefäß; allein was zu dieſem zweyten Mahl heraus kam, war nicht mit dem erſten zu vergleichen; das Blau war bleicher, und nicht ſo gut. Wir ließen dieſes Waſſer 4 Tage ſtehen, indeſſen ſetzte ſich das Pulver ganz, und wir ſammelten es ſorgfältig. Es ward nur wenig von der feinſten Art. Eine einzige Maſſe giebt, nach der Quantität, welche man davon macht, und nach dem man ſie in verſchiedenen Waſſern knetet, 3 bis 4 unterſchiedene Arten. Vor allen Dingen muß man ſehr reine Hände haben; denn dieſe Farbe nimmt leicht alle Arten von Schmutz an. Einige Mahler begnügen ſich, den Laſur-Stein nur zu reiben, und ohne Zubereitung zu gebrauchen; allein auf dieſe Art giebt er nur eine Farbe, die ſchmutzig, und weit unter dem Ultramarin iſt."

Die beſte Bereitungs-Art des Ultramarines, iſt nach Hrn. Hochheimer (*), folgende. Man muß ſich zuvorderſt mit ächtem oriental. Laſur-Stein verſehen. Dieſen erkennt man, wenn man ihn durch und durch geglühet hat, und er noch eben die blaue Farbe hat, wie vorher. Je nach dem er übrigens mehr

(*) In ſeinem Haus- und Kunſtbuch, (Lpz. 1794, gr. 8.) S. 316, fgg.

mehr dunkel- oder hellblau iſt, je nach dem wird auch das Ultramarin werden. Man ſtoße den Laſur-Stein zu einem gröblichen Pulver, bringe dieſes in einen Schmelz-Tiegel, decke ihn zu, und laſſe ihn in einem ſtarken Feuer eine Stunde lang recht durchglühen. Hierauf lösche man ihn in Wein-Eſſig ab, und laſſe es ſo ein Par Tage ſtehen. Man gieße dann den Wein-Eſſig ab, und laſſe nur ſo viel darüber ſtehen, als nöthig iſt, den Laſur-Stein beym Abreiben feucht zu erhalten. Dieſes Abreiben geſchieht in einem gläſernen Mörſer. Iſt aber der Schein noch zu hart, um mit Leichtigkeit zu dem allerfeinſten Pulver gerieben zu werden, ſo wird das Durchglühen und das Ablöſchen auf bemeldete Weiſe wiederhohlt. Wenn er ganz fein abgerieben iſt, wird der Eſſig durch wiederhohlt aufgegoſſenes Waſſer weggeſpühlet, und alsdann auf einem Porphyr ſo lange abgerieben, bis er nicht mehr zwiſchen den Fingern gefühlet werden kann, worauf man ihn trocknet. Nun nimmt man 9 Unzen burgundiſches Pech, 6 Unzen weißes Harz, eben ſo viel venediſchen Terpenthin, 1½ U. Jungfern-Wachs, und $\frac{5}{4}$ U. Lein-Oehl, miſcht alles dieſes in einem Topfe über dem Feuer wohl unter einander, und läßt es lange kochen, bis es eine ſolche Conſiſtenz erhält, daß, wenn es ſiedendheiß in Waſſer getröpfelt wird, es auf der Oberfläche nicht ausſprützt, ſondern bloß ein rundes Tröpfchen bildet. Es wird nimmermehr in Waſſer ausgegoſſen, und werden daraus zum Gebrauch Kuchen oder Stangen gemacht. Von dieſer Maſſe und dem gepülverten Laſur-Stein nimmt man ein gleiches Gewicht, ſchmelzt erſtere in einem glaſurten Töpfchen, doch ſo, daß es nicht zu flüſſig werde, vermiſcht damit das Pulver in ſehr kleinen Portionen, und rührt es mit einem Spatel von Bein oder Horn wohl unter einander. Nach geſchehener Miſchung erhitzt man die Compoſition etwas ſtärker,

und ſchüttet ſie alsdann in ein großes Becken aus, welches völlig mit kaltem Waſſer angefüllt iſt; und ſo wie ſie zu einer ſolchen Conſiſtenz abgekühlt iſt, daß ſie eine Behandlung mit der Hand erträgt, ſo befeuchtet man die Hand mit Lein-Oehl, und knetet ſie ſo lange, bis ſich alle Theile ſehr genau mit einander verbunden haben. Aus dieſer Maſſe macht man einen Kuchen, welcher entweder bey Seite gelegt werden kann, bis man ihn weiter bearbeiten will, oder man verfährt ſogleich auf folgende Art. Man lege dieſen Kuchen in ein irdenes Gefäß, deſſen Boden man zuvor mit Lein-Oehl gerieben hat, und gieße darauf Waſſer, ungefähr von der Wärme des Blutes, und laſſe es ¼ Stunde ſtehen. Hierdurch wird der Kuchen bloß erweicht werden, ohne daß das Laſur-Pulver ſich davon losmacht. Nun bewege man das Waſſer gelinde, ohne jedoch den Kuchen zu zerbrechen, oder die kleinern Theile zu trennen. Dieſes Waſſer gieße man ſodann in ein anderes Gefäß, gieße von neuem Waſſer auf, und verfahre ſo 2 bis 3 Mahl. Hierdurch wird ſo viel von der Farbe ausgezogen, als ohne größere Gewalt geſchehen kann. Diejenige Menge ausgewaſchenes Ultramarin, welche von einerley Farbe iſt, wird zuſammen geſchüttet; eben ſo verfährt man auch mit derjenigen vom zweyten und dritten Grade. Man kann hierauf nochmahls heißeres Waſſer aufgießen, um noch einen Grad von der Farbe des Ultramarines zu erhalten. Wenn nun das Waſſer von jedem dieſer Theile abgegoſſen worden iſt, gieße man eine aus 2 Unzen Weinſtein-Salz bereitete und filtrirte ſiedendheiße Lauge über das Ultramarin, rühre es wohl darin um, und laſſe es alsdann abkühlen. So wie ſich das Pulver geſetzt hat, wird die Lauge ab- und reines Waſſer aufgegoſſen, welches ſo lange wiederhohlt wird, bis alles Salz weg iſt. Das Ultramarin wird hierauf getrocknet.

Ein

Ein anderes Verfahren, das Ultramarin von den harzigen Theilen zu reinigen, iſt, daß man die Maſſe mit Eydotter anfeuchtet, und alsdann alles zuſammen in einem gläſernen Mörſer verarbeitet, worauf die Miſchung in eine Weinſteinſalz-Lauge gethan, und ferner auf vorige Art behandelt wird. Man kann auch, ſtatt obige Maſſe, bloß Jungfern-Wachs und weißes Harz zu gleichen Theilen nehmen, und zuſammen ſchmelzen. Dieſer Kitt läßt, wenn warmes Waſſer darüber gegoſſen wird, die Farbe eher gehen, als die vorhergehende. Man kann auch Ultramarin ohne allem Kitt machen. Man darf den Laſur-Stein nur auf die oben angegebene Weiſe calciniren, ablöſchen, fein reiben, ſchlämmen, mit heißgemachtem deſtillirten Wein-Eſſig eine Zeit lang digeriren, dann mit Waſſer auswaſchen und trocknen. Man erhält dadurch das Ultramarin in größerer Menge; allein es iſt auch weit ſchwächer an Farbe, als das vorhergehende, wiewohl es noch immer eine ſehr gute Farbe iſt.

Wenn man das Ultramarin aus dem Kitt gezogen hat, ſo macht man ferner die ſogenannte **Ultramarin-Aſche**. Man nimmt nähmlich den Kitt, welcher vom Ultramarin zurückgeblieben iſt, vermiſcht ihn mit 4 Mahl ſo viel Lein-Oehl, und kocht beydes eine kurze Zeit in einem glaſurten Töpfchen. Man gießt es, wenn es ſo weit abgekühlt iſt, daß man das Springen nicht befürchten darf, in ein Glas, und ſetzt ſolches in ein Sand-Bad, welches ſo heiß als möglich gemacht wird, doch ohne daß es koche, und erhält es ſo lange, bis man ſieht, daß die Farbe ſich ganz zu Boden geſetzt hat; das Oehl wird alsdann abgegoſſen, ſo weit es hell abläuft; das übrige wird mit der darin befindlichen Farbe in ein anderes eben ſo geſtaltetes Glas gethan, und friſches Oehl dazu gegoſſen, daß es 5 bis 6 Zoll hoch darüber ſteht. Dieſes kann man öfters wiederhohlen, worauf man

die

die Farbe mit kochendem Waſſer, nachher aber mit einer Weinſteinſalz-Lauge, die ebenfalls kochendheiß gemacht worden iſt, von dem Oehle zu befreyen ſucht. Zulezt ſüßet man die Farbe wiederhohlt mit reinem Waſſer aus, reibt ſie ab, ſchlämmet und trocknet ſie. Die vom Schlämmen zurück gebliebenen gröberen Theile reibt man weiter ab, ſchlämmet ſie wieder, u. ſ. f. Dieſe Ultramarin-Aſche iſt von geringerm Werthe, als das Ultramarin; ſie iſt blaß und ein wenig röthlich, doch aber immer ſehr brauchbar, und beſitzt eben ſo, wie das Ultramarin, die Tugend, daß ſie niemahls verſchießt.

Sage meldet von der Bereitung des Ultramarines Folgendes:

„Wenn der Laſur-Stein zur Mahlerey angewendet werden ſoll, erfordert er eine vorläufige Zubereitung, die, ob ſie ſchon kein Geheimniß mehr iſt, doch nicht allgemein bekannt ſeyn dürfte. Ich will ſie daher hier mittheilen. Der Anfang wird damit gemacht, daß man den Stein pulveriſirt; dann reibt man ihn auf einem Porphyr, und macht mit Lein-Oehl einen Brey daraus; dieſer wird mit 3 oder 4 Theilen eines Teiges vermiſcht, der aus gleichen Theilen Geigen-Harz und Lein-Oehl beſteht, und welchem, nach Vorſchrift Einiger, noch Maſtix, Terpenthin und Harz (Poix reſine) beygemiſcht ſind. Man ſoll dieſes alles 3 oder 4 Wochen digeriren laſſen. Hierauf ſchüttet man das Gemenge in heißes Waſſer, und rührt es um; dann gießt man es ab, oder trennt es von dem, was ſich niedergeſetzt hat. So wird fortgefahren, die Maſſe zu ſchlämmen, bis ſie nichts Blaues mehr giebt. Die Bodenſätze von dem Abgegoſſenen behält man ſorgfältig, jeden für ſich; denn die erſten ſind am beſten blau. Man iſt fertig, wenn ſie nochmahls geſchlämmt, und auf Löſch-Papier getrocknet werden. Der auf dieſe Art bereitete Laſur-Stein, heißt ſodann Ultramarin.

Einige bedienen ſich zur Schlämmung des Laſur-Steines, einer alkaliſchen Lauge. Andere rathen an, um die Farbe dieſes Steines zu erhöhen, ihn in Stücken, ſo wie er aus dem Feuer kommt, mit Weineſſig zu benetzen.

Aber

Aber dergleichen Verfahren iſt zu vermeiden, denn der Weineſſig greift die Farbe an.

Dieſe umſtändliche, langwierige und unangenehme Arbeit dient bloß dazu, aus dem Laſur-Steine den Antheil weißer oder grauer Erde zu ſcheiden, welcher ſich oft aderweiſe darin befindet. Wenn man die ungefärbten Theile vorher davon trennt, und das übrige in einem achatenen Mörſer oder auf einem Porphyr, zu einem unfühlbaren Pulver reibt, kann man durch bloßes Schlämmen ein eben ſo ſchönes Blau erhalten. Sollte ja das Ultramarin, das man durch den erſtern Proceß erhalten hat, ein wenig lebhafter ausfallen, ſo rührt dieſes daher, weil es noch etwas Oehl bey ſich hat.“

Wenn man Laſur-Stein kaufen will, um daraus Ultramarin zu machen, ſo muß man denjenigen wählen, welcher ſchwer iſt, ein feines dichtes Gewebe und eine dunkelblaue Indigo-Farbe hat, indem man nicht viel Gold-Fleckchen ſieht, und der, wenn man ihn im Feuer calcinirt, gar keinen Geruch von ſich giebt. Man muß ſich aber hüten, daß man nicht ſolchen nehme, deſſen blaue Farbe äuſſerlich durch Kunſt erhöhet worden iſt; dieſes geſchieht, wenn man ihn mit Baum-Oehle reibt, wovon er ganz dunkelblau wird. Es läßt ſich aber dieſer Betrug leicht entdecken, und zwar dadurch, wenn man ihn zerſchlägt, da dann, wenn die Farbe inwendig ſchwächer iſt, als auswendig, ſolches ein Zeichen der Verfälſchung iſt.

Wer ſich nicht die Mühe mit Verfertigung des Ultramarines ſelbſt geben will, muß ſolches kaufen, das ſchön hoch an Farbe, und recht fein gerieben iſt. Das lezte erkennt man, wenn man ſolches zwiſchen die Zähne nimmt, da man dann, wenn es zwiſchen denſelben wie Sand kniſcht, ſolches als ein Zeichen annehmen kann, daß es nicht wohl gerieben iſt. Das Kennzeichen, woran man erkennen kann, ob es wirklich aus Laſur-Steine gemacht, und alſo ächt, auch unvermiſcht iſt, beſteht darin, daß man etwas

weniges davon in einen glühenden Schmelz-Tiegel oder auf ein glühendes Eiſen wirft, und zuſieht, ob die blaue Farbe ſich verändert, oder nicht; denn wenn ſolche ſich nicht verändert, ſo iſt es gewiß, daß ſolches wirklich und unvermiſchtes Ultramarin iſt, da hingegen, wenn man einige Veränderung oder etliche ſchwarze Flecke darin gewahr wird, dieſes ein Beweis iſt, daß ſolches nicht das rechte, ſondern vermiſcht iſt; wie man denn nicht ſelten dafür eine gut gefärbte Smalte theuer verkauft, und zwar um deſto dreiſter, je gewiſſer es iſt, daß ihre Farbe im Feuer noch dauerhafter, als ſelbſt die Farbe des Lapuli, iſt.

Dieſe Farbe iſt ſehr theuer, wie man denn Ultramarin hat, von welchem das Loth bis auf 25 Thaler zu ſtehen kommt, wiewohl man auch welches hat, wovon das Loth nur 3 bis 4 Thaler koſtet. Zu Paris koſtete im J. 1763, die Unze 69 Livres, und von Cendre d'outremer, welches den Ausſchuß andeutet, 48 Livres.

Das Ultramarin iſt eine ſehr zärtliche und luſtige Farbe. Man braucht es in allen ſchönen Gemählden, beſonders zum Fleiſche des ſchönen Geſchlechtes und der Kinder. Es giebt den halben Schatten, ein zartes und markichtes Weſen. Dieſe Farbe beſteht allezeit. In der Fresco-Mahlerey kann man ſie erſparen, wo die Smalte faſt eben die Wirkung thut; allein in der Miniatur iſt das Ultramarin unumgänglich nöthig, und kann durch keine andere Farbe erſetzt werden.

Man hat auch eine Gattung Ultramarin, die man gemeines oder holländiſches Ultramarin, Fr. Outremer commun, oder de Hollande, Azurblau, oder Laſurblau, nennt, welches aber nichts anders, als die aus Kobalt gemachte blaue Farbe iſt, die man ganz fein pulveriſirt und gerieben hat. Siehe im V Th. S. 591.

Man

Man kann auch aus Silber, zu dünnen Blechen geſchlagen, über einem ſch*rfen Eſſig, ein ſchönes Blau, welches dem Ultramarin ſehr nahe kommt, ausziehen, es iſt aber koſtbar.

Von Verfertigung einer dem Ultramarin beynahe gleichkommenden ſchönen blauen Farbe aus den Korn-Blumen, ſiehe im XLIV. Th., S. 761, fgg.

Es hat vormahls Aerzte gegeben, welche dem Laſur-Steine auch in der Medicin beſondere Kräfte beylegten, wie denn damahls alles, was gefärbt und ſchön ausſahe, für Arzney gehalten wurde. Man hat ihn daher nicht allein als ein herzſtärkendes Mittel mit unter die vollſtändige Alkermes-Confection genommen, ſondern auch, um ein Erbrechen und Abführen zu bewirken, einen präparirten Laſur-Stein, ein Magiſterium des Laſur-Steines, purgirende Laſurſtein-Kryſtallen, ingleichen ein Elixir, oder eine Eſſenz und Tinctur, daraus verfertigt. Er ſoll die Melancholie ſtillen; Kinder, wenn er an ihren Hals gehängt wird, gegen das Schrecken ſchützen; an den Händen getragen, gutes Geblüt machen, und Warzen heilen; wider das viertägige Fieber gut ſeyn; Schlaf geben; Podagriſten helfen, u. ſ. w. welches alles Boodt (25) weitläuftig ausführt und erhebt. Vernünftigen Aerzten wird es nicht einfallen, von dieſen unſichern, zweydeutigen und widerſinnigen Mitteln wirklichen Gebrauch zu machen.

Ob der Laſur-Stein als Erz-Mutter (Matrix) gebraucht werden könne, kann aus dem Vorhergehenden ſchon beantwortet werden. Kupfer hat er nicht; Silber im Centner nicht über 4 Loth, wie Cronſtedt bezeugt; es würde alſo eine koſtbare Bemühung ſeyn, wenn man den Laſur-Stein auf Silber verarbeiten wollte. Man weis auch dieſen Stein beſſer zu nutzen,

(25) Gemm. et lapid. hiſt. L. 2, c. 121, p. 275.

zen, denn auſſer dem, daß man aus ihm die koſtbare Ultramarin-Farbe macht, verfertigt man auch allerley künſtliche Sachen daraus, denn wegen der mäßigen Härte iſt er leicht zu bearbeiten. Er wird mit Smirgel auf der bleyernen Scheibe geſchliffen, und auf derzinnernen mit Tripel polirt. Der ganz reine blaue nimmt, vor allen übrigen Arten die ſchönſte Politur an; der mit Spath und Kies vermiſchte hingegen pflegt allemahl, beſonders an den Spath = Stellen, etwas matt zu bleiben. Daß er ſich zu Siegeln ſchneiden laſſe, und ehemahls zu eingelegten Arbeiten gebraucht worden ſey, habe ich bereits oben, S. 226, f. nach Hrn. Beckmann, angeführt. Die Alten ſchnitten zwar Siegel in den Laſur = Stein, deren ſich noch viele bis auf unſere Zeiten erhalten haben (26); nur ſelten aber ſind ſie ſchön geſchnitten, zum Beweis, daß entweder die großen Künſtler, wegen der geringen Härte dieſes Steines, ihn zum Schneiden unbequem fanden, oder daß er in denen Zeiten, wo die Steinſchneide = Kunſt ſchon gefallen war, ſey geſchnitten worden. In unſern Zeiten wird er noch vorzüglich zu der moſaiſchen Arbeit genommen, wo er, um ſeiner blauen und weißen Farbe willen, zur Bekleidung des Himmels beſonders dienlich iſt. Auſſerdem verfertigt man aus demſelben, vornehmlich aus dem mit Gold = Strichen und Flecken gezeichneten, vielerley Bijouterie = Arbeiten und Gefäße, als: Doſen, Etuis

(26) Deſcription d'un Camée de Lapis Lazuli, fait en dernier lieu par Mr. *Louis Siries*, Artiſte françois Orfevre du Roi de France, et employé dans la Galerie de Florence; ou Lettres de deux amis ſur les diverſes Productions de l'art, avec des Notes curieuſes et intereſſantes. On a joint a la fin du Livre la deſcription d'un Gamé d'Onyce, travaillé fort ſinguliérement. Le tout avec des figures de tres-bonne main; par *Joannon de Saint-Laurent*. 1751, 4. 1 A. 1 B. n. 1 K. T.

Etuis, Schalen, Uhrgehäuſe, kleine Säulen, Kreuz-Bilder, Stockknöpfe, Leuchter, Meſſer = Schalen, u. d. gl; ſeine Politur wird aber bald matt, wenn dergleichen Arbeiten oft getragen oder gebrauchet werden.

Nach **Keysler's** Bericht (27), iſt in der Kirche del Gieſu, einer der ſchönſten in der Stadt Rom, das Herrlichſte die Capelle des h. **Ignatius**, welche auſſer der grosherzogl. florentiniſchen Begräbniß = Capelle ihres gleichen nirgends hat. Unter dem Altar = Tiſche iſt der Leib des h. **Ignatius** in einem metallenen und vergoldeten Sarge, vor welchem der Nahme Jeſu, aus Kryſtall zuſammengeſetzt, wegen der dahinter brennenden Lampen einen großen Schein von ſich giebt. Il Paliotto, oder die Bekleidung des untern Altares, iſt an Feſt = Tagen von gediegenem Silber, aber durchbrochen, damit beſagter Sarg und Nahme in die Augen falle. Ein wenig über dem Altar = Tiſche halten zwey vergoldete Engel den Wahlſpruch des h. **Ignatius**: Ad maiorem Dei gloriam, von Laſur = Stein zuſammengeſetzt. Auf dem Altare ſind 4 große canellirte, oder nach der Länge herunter eingekerbte und geſtreifte Säulen zu ſehen, welche ohne ihre baſes und Capitaux (ſo von vergoldetem bronzo ſind,) 28 palmi romani oder 21 Werkſchuh in der Höhe und einen Diameter von 3 palmi und 7 Zoll in ihrer größten Dicke haben; dieſe großen Säulen ſind mit Laſur = Stein, der in bronzo dorato gefaſſet iſt, überzogen, und geben dem Altare ein ungemeines Anſehen. Es ſind auch über den Architraven etliche Kugeln von Lazuli doppelt ſo groß, als ein Menſchen = Kopf.

Der **Preis** oder **Werth** der Laſur = Steine, iſt veränderlich. Auf kleine Stücke wird eben kein hoher Werth

(27) In deſſen Reiſen durch Deutſchland, Böhmen rc. (Hannov. 1776, gr. 4) S. 494, f.

Werth geſetzt, in größern aber wird er ungemein hoch gehalten, und ſehr theuer verkauft. Boodt ſagt, ein Pfund von den Stücken dieſes Steines ſey 10 Kronen werth, und man könne daraus, wenn er gut iſt, wohl 20 Loth Ultramarin verfertigen. Wenn der Laſur-Stein ganz rein iſt, ſo ſchätzt man ihn; weil er alsdann zum Ultramarin am geſchickteſten iſt, am höchſten; für Cabinette aber, und zu künſtlichen Arbeiten, zieht man den mit Gold-Adern und Flecken allemahl vor.

Laſur-Blau, ſ. oben, S. 258.

Laſur-Erz, ſ. oben, S. 231.

Laſur-Kies, ſ. Th. LV, S. 563.

Laſur-Stein, künſtlicher oder nachgemachter, ſ. oben, S. 247.

— — — natürlicher, ſ. oben, S. 221, fgg.

— — — (Porzellan-) ſiehe Petuntſe.

Latan-Baum, Latanien-Baum, Wein-Palme; ſ. unter Palme.

Lätare-Sonntag, ſ. Th. LVIII, S. 681, fgg.

Latargus Klein. ſiehe Stein-Beißer.

Late, ſiehe Latte.

Late, Laten-Bank, Laten-Gericht, Laten-Güter, Laten-Herr, Laten-Scheffen; ſiehe Laß, oben, S. 127, fgg.

Latebra, was die Jäger Behältniß nennen; ſ. Th. IV, S. 150.

Latee-Bret, ſ. Th. XII, S. 579.

Latein, (das) aus dem Lat. Latinum, die lateiniſche Sprache, doch nur im gem. Leben. Latein reden, die lateiniſche Sprache. Schlechtes Latein ſchreiben. Dein Latein taugt nichts. Latein lernen.

Unreines barbariſches Latein, nennt man im Scherze **Küchen-Latein**, vermuthlich ſo fern es ehedem in den Küchen der Klöſter auf dieſe Art geſprochen wurde.

Lateiner, (der) Fämin. die **Lateinerinn**. 1. Ein ehemahliger Bewohner des alten Latium in Italien, wo die lateiniſche Sprache einheimiſch war; ein Latiner.

2. Eine Perſon, welche die lateiniſche Sprache verſteht. *Ein guter, ein ſchlechter Lateiner.*

Die Ableitung des Nahmens Latium, von latere (1), weil Saturnus, als er vor ſeinem Sohn Jupiter flohe, ſich in dieſem Lande verſteckt haben ſoll, iſt wohl ohne Grund; wahrſcheinlicher hingegen iſt die von einem alten Könige *Latinus*, deſſen Regierung in die trojaniſche Epoche fällt, zumahl da auch *Dionyſius Halicarn.* ſchreibt, die Lateiner hätten dieſem Könige ihren Nahmen zu danken. Anfangs war Latium ſehr enge, nähmlich nur von der Tiber, dem Anio und dem circäiſchen Vorgebirge (Monte Circilli) begränzt; d. i. von den Ufern der Tiber erſtreckte es ſich ſüdwärts nur bis an das circäiſche Vorgebirge; gegen Norden beſtimmte der Fluß Anio, gegen Oſten aber der Berg Algidus, der nur 18 Meilen von Rom lag, die Gränzen deſſelben, und dieſes war eigentlich das alte Latium, welches nach und nach folgende Einwohner hatte; anfangs die Siculer, nach ihrem Abzuge die Pelasger der oenotriſchen Colonie, die Arcadier, endlich Trojaner unter dem Aeneas. Unter Romulus kamen noch Etrusker, die ſich auf dem Berge Cölius niederließen, Sabiner von auſoniſcher Abkunft, und wohl noch andere Völker aus der Nachbarſchaft, z. B. aus Picenum, dazu. Ja, Hr. Hofr. Gatterer (2) hält es für wahrſcheinlich, daß auch Nationen von illyriſcher Herkunft mit darunter ſeyn können. Viel weiter erſtreckten ſich die Grän-

(1) *Virgil.* Aen. VIII. 322.

(2) S. Deſſen Einleit. in die ſynchroniſt. Univerſal-Hiſtorie, 2 Th., S. 561, f.

zen des neuen Latium, nähmlich bis an den Fluß Liris, als die Volſci, Oſci, Auſones, Rutuli, Hernici, Aurunci ꝛc, dazu geſchlagen wurden (3); und *Strabo* ſchreibt: die See-Küſte von Oſtia bis Sinueſſa wurde Latium genannt. Es iſt aber nicht wohl zu beſtimmen, in welcher Ordnung die Völker des alten und neuen Latium dieſe oder jene Landſchaft auf einander bewohnt haben. Heut zu Tage verſteht man unter Latium das Patrimonium Petri. Von den Städten Latiums vor den Zeiten der Römer, z. B. *Saturnia*, *Janiculum* und Pallanteum, reden die alten Schriftſteller ſelbſt mit keiner Zuverläſſigkeit.

Die **Latiner**, Latini, von deren Vorfahren kurz vorher Meldung geſchehen iſt, bewohnten den Strich Landes an der Tiber. In ihrer Landſchaft lag die Haupt-Stadt von ganz Italien, nähmlich Rom. Sie traten mit den Römern in ein genaues Bündniß, und wurden daher oft ſchlechthin Socii, bald Socii Latini, bald Socii latini nominis, u. ſ. f. genannt, behielten aber ihr eigenes Recht, welches Latinitas genannt wurde, und zwar etwas geringer, als der Römer, doch aber auch beſſer, als der andern Italiäner ihres war, da ſie inſonderheit zu Rom ſelbſt, bey Erwählung der Obrigkeiten, ihre Stimmen mit geben durften, wenn es gefährlich um die Römer ausſahe; ſie hatten nicht römiſche, ſondern ihre eigene Obrigkeiten, und wurden, da ſie in ihren Städten Aediles oder Quaeſtores geweſen waren, ſodann für völlige römiſche Bürger geachtet, bis ſie endlich dieſes völlige Bürger-Recht auch insgeſammt vom **Julius Cäſar**, im J. d. Stadt 662, erhielten.

Die

(3) *Tacit.* Annal, L. 4, c. 5.

Die Römer und Latiner hatten ein beſonderes Feſt, Feriae Latinae oder Latiares, da ſie jährlich auf dem albaniſchen Berge Mons Albanus zuſammen kamen, dem Jupiter Latiaris opferten, und ſich ſodann mit einander luſtig machten. Die Gelegenheit zu der Feyer dieſes Feſtes gab *Tarquinius Superbus*, da er den *Turnus Hordonius Arcinus* getödtet, und ſich des Reiches der Latiner bemächtigt hatte (4). Er ſchickte Geſandte zu den Volſkern und Hernikern, um ſie um ihre Freundſchaft zu erſuchen. Die Herniker traten ſämmtlich in ein Bündniß mit *Tarquinius*, von den Volſkern aber nur zwey Nationen, die Ecetraner und Antiater. Damit dieſes Bündniß recht feſt und heilig möchte gehalten werden, that *Tarquinius* den Vorſchlag, daß er einen Ort wollte einweihen laſſen, der den Römern, Latinern, Hernikern und Volſkern, die mit einander ein Bündniß errichtet hatten, gemeinſchaftlich heilig ſeyn ſollte. Alle Jahre ſollten ſie ſämmtlich ein Mahl zuſammen kommen, ein gemeinſchaftliches Gaſtgeboth halten, und einerley Gottesdienſt verrichten. Der Vorſchlag gefiel Allen, und es kam nur auf den Ort an, den man dazu beſtimmen wollte. Der albaniſche Berg lag ungefähr in der Mitte zwiſchen allen dieſen Völkern, daher wurde er dazu auserſehen, und es wurde beliebt, dem Jupiter Latiaris jährlich auf demſelben ein Feſt zu feyern, bey welchem jede dieſer Nationen ein beſonderes Geſchäft hatte, wie es ihnen war beſtimmt und ausgemacht worden. Zu dieſem Feſte brachten die daran Theil habenden Völkerſchaften, Lämmer, Milch, Käſe, und andere Opferſtücke, Libamina, zuſammen; das Haupt-Opfer aber, welches im Nahmen aller gebracht wurde, zu deſſen Ankauf alle mit einander beytragen mußten, und von dem jeder Stadt ein

(4) *Liv.* L. 1, c, 51.

Stück gegeben wurde, war ein Ochs, der daher Sacrificium latiar hieß (5).

So war es bey der erſten Anordnung dieſes Feſtes, und ſo iſt es nachher beſtändig dabey gehalten worden. Der albaniſche Berg war immer der Verſammlungs-Platz, wo ehedem die Stadt Alba longa geſtanden hatte, und wo der Jupiter Latiaris einen Tempel hatte, den zwar niemand, ſeiner Beſchaffenheit nach, beſchrieben hat, deſſen aber doch *Liuius* gedenkt (6). Die Zeit dieſer Feſt-Feyer läßt ſich daher nicht beſtimmen, weil es kein unbewegliches, ſondern ein bewegliches Feſt, Feriae conceptiuae, war, welches nach Belieben angeſetzt und verlegt werden konnte; indeſſen mußte es doch jährlich gehalten werden, und nie giengen die Conſuls eher als Feld-Herren zur Armee ab, bis ſie dieſes Feſt erſt gefeyert hatten (7).

Die Feyer ſelbſt war alſo beſchaffen. Von den 47 mit einander vereinigten Völkerſchaften kamen Geſandte auf dem albaniſchen Berge zuſammen, und hatten die Speiſen oder Opfer-Zuthaten bey ſich, welche ein Jeder liefern mußte. Alsdann wurde das gemeinſchaftliche Haupt-Opfer, nähmlich der Ochs, geſchlachtet, und zwar in Beyſeyn der römiſchen Conſuls. Auch die, welche von den Völkern zugegen waren, fanden ſich bey dem Opfer ein, und alleſammt riefen den Jupiter Latiaris um das Wohlſeyn der Römer und Latiner flehentlichſt an. Alsdann wurde das gemeinſchaftliche Gaſt-Geboth gehalten, wozu von dem Opfer, nähmlich von dem geſchlachteten Och-

(5) *Dion. Halic.* L. 4, c. 6. *Roſin.* L. 4, c. 17. Alex. ab *Alex.* L. 4. c. 7.

(6) *Liu.* L. 27. c. 11.

(7) *Liu.* 44, 19. 17, 22. 41, 16. 25, 12, 42, 10. Man glaubte, es ſtände ihnen lauter Unglück bevor, wenn ſie es unterließen. *Liu,* 21, 63. 22, 6. *Dio Caſſ.* 46, 33. Flor. L. 3. c. 18. *Sigon.* de Ant. Jur. Ital. L. 1, c. 3.

Ochſen, ein ſehr großer Theil verwendet wurde. Man pflegte auch Menſchen zu opfern, ſo daß die, welche zum Tode verurtheilt waren, oder den wilden Thieren vorgeworfen werden ſollten, ſich mit einander ſo lange herum fechten mußten, bis ſie auf der Stelle todt danieder lagen (8). In Einem Tage pflegte in den erſten Zeiten die ganze Sache zu Ende zu ſeyn; nachmahls aber dauerte das Feſt länger. Man ſtellte allerley Spiele an, ſowohl in Rom, als auf den Dörfern. In Rom wurden Wettläufe von Pferden und mit Wägen auf der ebenen Fläche des capitoliniſchen Berges angeſtellt (9); auf den Dörfern hiengen die Bauer-Jungen und Knechte kleine Puppen an die Bäume, welche der Wind hin und her wehete; dadurch wollte man ſich der Kindheit, und der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Begebenheiten, erinnern (10).

Bey dem Opfer wurde ein feyerliches Gebet geſprochen. Wenn dabey ein einziges Wort unrecht geſagt, oder bey einem Opfer-Thiere das verordnete Gebet nicht war gebraucht worden, ſo mußte das Feſt von neuem angefangen werden (11). Eben das mußte geſchehen, wenn bey Austheilung des Opfer-Fleiſches, die abgeordnete Magiſtratsperſon einer oder der andern Völkerſchaft ihre gehörige Portion nicht empfangen hatten (12). Ob nun dieſe zufällige Wiederhohlung Anlaß gegeben hat, oder woher es ſonſt gekommen ſeyn mag, daß in den folgenden Zeiten mehr als ein Tag zu dieſem Feſte erfordert wurden, iſt unbekannt.

(8) *Tertull.* Apolog. p. 36. *Minuc. Felix.* c. 30. *Lactant.* L. 1, c. 21. *Prudent.* contra Symmach. L. 1, v. 397. *Athanaſ.* contra gent. Orat. fol. 27. Priſci quoque Latini Jouem Latiarem *humanis caedibus* venerati ſunt.

(9) *Plin.* 27. 7. (10) *Virgil.* Georg. L. 2, v. 389

(11) *Liu.* 41, 16. (12) *Liu.* 32, 1. 37, 3.

bekannt. Es wurde nachher drey Tage lang (13) gefeyert, und endlich kam auch noch der vierte hinzu.(14).

Bey dieſer Feſt-Feuer mußten, außer den Conſuln, auch alle andere obrigkeitliche Perſonen von ganz Rom gegenwärtig ſeyn, ſogar die Vorſteher des gemeinen Volkes, welche doch ſonſt keine Nacht außer der Stadt ſeyn durften. Ueberdies waren alle benachbarte Völker um Rom herum den Römern feind, weil ſie durch ihre Gewalt und Herrſchbegierde ſich alle zu Feinden gemacht hatten. In der Stadt waren bloß die Triumuiri nocturni, und die Triumuiri capitales. Es war daher nöthig, daß ein eigentlicher Commendant beſtellt wurde, welcher in der Zeit, da dieſes Feſt gefeyert wurde, und alle Magiſtrats-Perſonen abweſend waren, Ordnung und Sicherheit erhielt. Er hieß praefectus vrbi Latinarum cauſſa. Er hatte das Commando über die ordentliche Beſatzung in der Stadt, und mußte auf alles ein wachſames Auge haben. Daher wurde in den älteſten Zeiten allemahl ein tüchtiger Mann, ob er gleich noch nicht 30 Jahr alt war, und Rathsherr hätte werden können, dazu erwählt. Als aber nachmahls alle feindliche Völker um Rom herum beſiegt und überwunden waren, daß man keinen feindlichen Einfall oder Ueberrumpelung befürchten durfte, ſo wurde nur zum Schein, und alter Gewohnheit wegen, ein Stadt-Commendant während des Latiner-Feſtes beſtellt, wozu man dann die Söhne vornehmer Leute nahm (15). Endlich kamen gar junge Edelleute oder Ritter dazu, pueri impuberes ex equeſtri ordine (16); ja, man beſtellte auf jeden Tag neue, und zwar immer zwey (17), und

(13) *Dion. Halic.* L. 6, p. 415.

(14 *Plutarch.* in Camill. p. 152.

(15) *Tacit.* Ann. L. 6, c. 11. *Strabo*, L. 5, p. 350.

(16) *Dio Caſſ.* 49, 42.

(17) *Dio Caſſ.* 53, 33.

und zuweilen vergaß man es gar, ſolche zu ernennen (18). Sobald dieſer Commendant erwählt war, begab er ſich auf das Tribunal, gleichſam im Nahmen des Conſuls, die Gerichtbarkeit anzutreten. Es durften ihm aber keine wichtige Sachen vorgebracht werden, ſondern nur Kleinigkeiten, welche er ſchlichten und entſcheiden konnte (19). Die Urſache ſieht man gar leicht von ſelbſt ein. Denn da ſehr oft, und in den ſpätern Zeiten allemahl, ein ganz junger Menſch dazu beſtellet wurde, ſo würde große Zerüttung haben entſtehen können, wenn man ihm überlaſſen hätte, wichtige Sachen zu ſchlichten. Da er aber doch Commendant ſeyn ſollte, ſo wäre es auch unſchicklich geweſen, wenn man ihm gar keine Sachen in Ordnung zu bringen, hätte vortragen wollen.

Lateiniſch, ein Bey- und Neben-Wort, aus dem Lat. Latinus.

1. Den ehemahligen Einwohnern des alten *Latium* in Italien (ſ. oben, S. 263), und in weiterer Bedeutung, dem ganzen ehemahligen mittlern Italien gehörig, daher kommend, u. ſ. f. wo es doch nur ſelten gebraucht wird. In der Schifffahrt pflegt man noch die dreyeckigen Segel lateiniſche Segel zu nennen.

2. In engerer Bedeutung braucht man dieſes Wort am häufigſten von der in dem alten *Latium* ehedem üblichen Sprache, welche in Rom am beſten geredet wurde. Die Lateiniſche Sprache. Lateiniſch reden, ſchreiben. Etwas in das Lateiniſche überſetzen.

Die lateiniſche Sprache iſt, eben ſo wie die griechiſche, urſprünglich aus der Sprache der verwandten Nationen, die erſt Deutſchland und die nordiſchen Reiche bevölkerten, und von welchen hernach ein

(18) *Dio Caſſ.* 41. 14, 54, 6. (19) *Tacit.* Ann. 4, 36

ein Theil aus Deutſchland nach Italien ging, und ſich daſelbſt wohnhaft niederließ, entſtanden. Daher können die älteſten lateiniſchen Wörter und Ausdrücke allein aus den deutſchen Dialekten hergeleitet und erkläret werden (*). Nach und nach verfeinerten und bereicherten die Römer die lateiniſche Sprache durch die griechiſche, und ihr beſtes Zeit-Alter fieng ungefähr 217 Jahr vor Chriſti Geburt an, und währte bis in das 14te Jahr nach derſelben, ſo daß es zu der Zeit des Cicero und Kaiſers Auguſtus in ſeinem größten Flor war. Aber auch damahls, als die Römer ihre Sprache nach der griechiſchen bildeten, mußte ſie doch dieſer ſowohl in Anſehung des Reichthumes, als der Feinheit, Zierlichkeit und Anmuth, weichen (**).

Den-

(*) Die Aborigines, oder erſten Einwohner Italiens, ſind aus Deutſchland dahin gekommen, und haben alſo die Sprache, welche die älteſten Einwohner Deutſchlandes redeten, dahin gebracht. Dieſe Sprache ging nicht nur vor der lateiniſchen, ſondern auch vor der griechiſchen, her, und in derſelben Töchter-Sprachen, oder in der jezt genannten deutſchen, niederländiſchen, däniſchen, norwegiſchen, isländiſchen und ſchwediſchen Sprache, findet man allein die älteſten Stamm-Wörter, ſo wie der griechiſchen, alſo auch der lateiniſchen Sprache. Die ſpätern griechiſchen, und lateiniſchen Schriftſteller nennen dieſe alte Sprache, die Sprache der Barbaren, und Dionyſius von Halicarnaß ſchreibt, in ſeinen Antiquitatibus Romanorum, am Ende des erſten Buches: die Römer hätten eine Sprache angenommen, die weder ganz griechiſch, noch ganz barbariſch, ſondern aus beyden vermiſcht geweſen iſt. Varro Feſtus und Cicero, ſuchen die Abſtammung und Bedeutung der lateiniſchen Wörter ihrer Zeit in der lat. Sprache ſelbſt, und irren darin gar ſehr, daß ſie auch nichts wahrſcheinliches herausbringen. *Jo. Nic. Funccius* de origine lat. linguae, (Gieſſ. 1720, und 1735, 4.) c. 5. *Jo. ab Ihre* Scripta verſ. Vlphilanam et ling. moeſogothicam illuſtrantia, edita ab A. F. Büſching, 1773, in der Vorr. S. 7, f. Hr. Hofr. Heyne glaubt, daß die lateiniſche Sprache von der auſoniſchen oder oſkiſchen abſtamme, weil die Latiner ein Zweig der Auſoner geweſen wären.

(**) Das will zwar Cicero, deſſen Verdienſt um die römiſche Sprache ſo groß iſt, nicht zugeben, aber Seneca, Plinius und Quinctilianus läugnen es nicht.

Dennoch haben die ſpäteren europäiſchen Nationen die römiſche Sprache für würdig gehalten, die Sprache der Gelehrten und der Wiſſenſchaften zu ſeyn; und der Jeſuit Melchior Inchofer (*) hat ſie gar zur Sprache des Himmels gemacht.

Betrachtungen über die Frage:

Ob es vortheilhaft ſey, die lateiniſche Sprache unter den Gelehrten abzuſchaffen?

Man hat zwar noch nicht eben das Herz gehabt, den Satz öffentlich zu behaupten, über den ich meine Gedanken ſagen will; aber wer deswegen ſich einbildet, daß niemand ihn glaube, der muß nicht wiſſen, daß es ſowohl praktiſche als theoretiſche Atheiſten giebt. Und wie die meiſten Atheiſten aus praktiſchen erſtlich theoretiſche werden, ſo iſt zu vermuthen, daß nicht lange Zeit hingehen werde, da man öffentlich behaupten wird, es ſey gut, die lateiniſche Sprache abzuſchaffen, wie man jezt nur durch ſeine Schriften zeigt, daß man es für gut halte. Denn wenn die Gelehrten anfangen in ihrer Mutter=Sprache zu ſchreiben, und die Philoſophen nicht mehr in die Kirche gehen, ſo wird man mit gleichem Rechte Jenen wenig Eifer für das Latein, und Dieſen wenig Hochachtung für den öffentlichen Gottesdienſt, zu ſchreiben.

Ich will hier die Gründe anführen und zu heben ſuchen, die für die Abſchaffung der lateiniſchen Sprache vorgebracht werden, oder werden könnten. Wenn ich ſage: werden, ſo widerſpreche ich dem nicht, was ich ſo eben geſagt habe, ſon=

(*) In ſeiner Hiſtoria ſacrae latinitatis, (Monachii, 1638, 8.) L. 5. c. 2.

ſondern nehme nur das von der Abſchaffung der Sprache an, was man insgemein wegen ihrer Unbequemlichkeiten zu klagen pflegt. Man ſpricht z. B. es werde in den erſten Jahren unſers Lebens ſo viel Zeit auf dieſe Sprache verwandt, in der man ſich nützlichere Dinge bekannt machen könnte; die Art, auf welche einem dieſe Sprache beygebracht wird, ſey ſo beſchaffen, daß ſie manchem vor dem Studieren überhaupt einen Ekel erwecke, und man ſehe endlich keine Vortheile in Verbeſſerung unſers Verſtandes und Willens davon, wenn man mit vielem Fleiße ſich in dieſer Sprache auf das zierlichſte ausdrücken lernt.

Was den erſten von dieſen Einwürfen betrifft, ſo begreife ich nicht, von was für wichtigern Geſchäften die Knaben abgehalten werden, wenn ſie Lateiniſch lernen. In denen Jahren, da den Knaben Menſa und Amo eingepräget werden, iſt ihr Gemüth zu nicht viel mehrern fähig, als Wörter zu merken; bey reifern Jahren aber wird nicht allezeit mit dem Lateiniſchen allein, ſondern zugleich mit Erlernung anderer Dinge zugebracht; denn ich halte die Beſchuldigung, daß man in den meiſten Schulen der Erlernung des Lateines ſo viel Zeit zueigne, für ſehr ungegründet. Die Jünglinge, die davon auf Akademien ankommen, zeigen öfters das Gegentheil, zumahl da es jezt an vielen Orten Mode wird, eher große Philoſophen, als gute Lateiner auf die hohen Schulen zu ſenden, die ihre Phraſes-Bücher mehr mit methaphyſiſchen Redens-Arten, als mit Stellen der Alten, angefüllt zu haben ſcheinen. Das Luſtigſte aber iſt, wenn ein großer Theil von denen, die über die Verhinderungen kagen, welche den Knaben das Latein wegen Erlernung nützlicherer Dinge in den Weg legt, einen Theil dieſes Fleißes auf die deutſche Sprache gewendet wiſſen wollen, als wenn die Zeit mit der leztern nüzlicher zugebracht würde, als mit der erſten.

Der

Der Verdruß, mit welchem die Knaben größten Theils die lateiniſche Sprache lernen, gereicht zu ihrem Vortheile. Sie bereiten ſich dadurch vor, in den übrigen Theilen der Gelehrſamkeit hundert Dinge zu lernen, die einem zärtlichen Verſtande unangenehm vorkommen. Sich einen Haufen dunkler und öfters wider einander laufender Geſetze und Meinungen der Rechts-Lehrer in das Gedächtniß zu bringen, iſt, dünkt mich, ſo eine liebliche Arbeit, als ſich die Anomala und Defectiua wohl bekannt zu machen; und Acten zu leſen, muß für einen Mann, der denken kann, eben das ſeyn, was den Cicero zu leſen für einen Knaben iſt, der nicht denken kann. Auch giebt es gewiß nicht viel größere Luſt, Recepte zu ſchreiben, als Exercitia zu machen. Wenn uns alſo die Erlernung der lateiniſchen Sprache nicht ſchon etwas angewöhnt hat, ſo wird uns die Beſchäftigung mit ſolchen Sachen bey der Gelehrſamkeit unerträglich ſeyn.

Was drittens die Vortheile betrifft, die wir von der Fertigkeit im Lateiniſchen haben, ſo ſcheinen mir diejenigen, die daran zweifeln, gar nicht zu verſtehen, was zu einem Gelehrten gehört. Es iſt wider alle Erfahrung, daß die Gelehrſamkeit beſtimmt ſey, unſern Verſtand und Willen zu beſſern. Urtheilen denn die Gelehrten von Dingen, die in das gemeine Leben, oder auch zu Wiſſenſchaften, auf die ſie ſich nicht ordentlich gelegt haben, gehören, beſſer, als andere Leute? Mich dünkt aber, dieſes wäre ein Kennzeichen eines vollkommenen Verſtandes; denn daß der Rechts-Gelehrte Leges, und der Arzney-Gelehrte Aphorismos herſagen kann, macht zwiſchen ihnen und dem Kaufmanne, dem Künſtler und Handwerker, keinen Unterſchied. Jeder derſelben kann von gewiſſen beſondern Dingen reden, die andern unbekannt ſind, und es erfordert, dünkt mich, wenig Verſtand, von einer gewiſſen Anzahl Sachen, mit denen man ſich zeitlebens be-

beſchäftigt hat, Sachen zu erkennen, die nicht alle Leute ſonſt erkennen. Von der Verbeſſerung des Willens zu reden, iſt gar nicht der Mühe werth. Das war eine Arbeit für die alten Philoſophen, die ihre zerſtreueten Sätze der Sitten-Lehre fleißig in der Uebung behalten mußten, damit ſie ſolche nicht vergaßen; jezt, da man dieſe Sätze ſyſtematiſch zu verbinden, und fein alle aus einem einzigen Grundſatze herzuleiten weis, hat es keine Noth, daß man einen davon vergißt, oder man kann ihn doch gleich wieder nachſchlagen. Man darf alſo die Befehle der Natur ſo wenig durch öftere Ausübung ſich eindrücken, ſo wenig jemand, der die Rechen-Kunſt mathematiſch gelernt hat, alle Exempel durchzurechnen braucht, durch die ein anderer ſich die Regeln in den Kopf bringen muß. Wenn nun die angeführten Abſichten bey der Gelehrſamkeit gar nicht ſind, ſo können ſie keine gültige Einwendungen abgeben. Ich werde im Gegentheile bald die wirklichen Vortheile zeigen, die ein Gelehrter hat, wenn er ſich der lateiniſchen Sprache bedient. Dieſes wird bey Gelegenheit eines andern Einwurfes, den man zu machen pflegt, geſchehen. Man ſpricht nähmlich: die Gelehrten wären verbunden, ihre Wahrheiten auszubreiten, und auch Leuten, die nicht ſtudiert haben, bekannt zu machen, hierzu aber ſey der Vortrag der Wiſſenſchaften in der Mutter-Sprache geſchickter, als in der lateiniſchen. Bey dieſem Schluſſe gebe ich keinen von beyden angenommenen Sätzen zu. Ich ſehe nicht ab, warum die Gelehrten ihre Kenntniſſe ausbreiten ſollten, da alle andere Leute mit dem, was ſie etwa beſonders wiſſen, geheim thun. Mich dünkt, die Gelehrten haben eben das Recht und eben ſo viel Grund dazu, ja vielleicht noch mehr. Man mache doch den Ungelehrten die Fatalia, die Rechts-Formeln und die übrigen Geheimniſſe der Gerichte bekannt, die Cicero in drey Tagen zu lernen ver-

verſichert, würde nicht der größte Theil der Sachwalter ärmer werden, als ſie ihre Clienten gemacht haben? Man erniedrige die Methaphyſik, bis ſie dem Verſtande eines ehrlichen Bürgers begreiflich wird; man ſage ihm z. B. wenn ſein Kleid vom Tuche iſt, ſo könne es nicht von Seide ſeyn; die Kinder, die er noch bekommen ſolle, ſeyn ſo gut möglich, als die, die er ſchon hat; das göttliche Weſen könne nicht aus Stücken beſtehen, denn ſonſt möchte es einmahl aus einander fallen; unſere Seele ſey kein Uhrwerk, denn wir könnten kein Uhrwerk machen, das nachzudenken vermögend ſey, u. d. gl. m.; ich befürchte ſehr, daß man durch dergleichen Nachrichten den Lehrer der Weltweisheit um ein Par Thaler bringen wird, die er ſonſt ſeinem Sohne zugeſchickt hätte: kurz, es iſt ſo nothwendig, daß die Gelehrten ihre Kenntniſſe für ſich behalten, ſo nothwendig es für andere Künſtler iſt, daß ſie ihre Kunſtgriffe verhehlen. Zweytens, zweifle ich auch ſehr, ob durch den Vortrag der gelehrten Sätze, in der Mutter-Sprache, das Wachsthum der Wiſſenſchaften ſo ſehr befördert werde. Denn man findet, daß viele Gelehrte ſo künſtlich ſind, daß ein gemeiner Mann ſie eine Stunde kann deutſch reden hören, ohne daß er weis, was ſie geſagt haben, das Beſte iſt, daß er ſich doch insgemein einbildet. Und dieſes iſt noch der einzige Vortheil, den man durch den deutſchen Vortrag der Wiſſenſchaften erhält. Die Leute bilden ſich ein, es zu verſtehen, und danken den Gelehrten für die Mittheilung ihrer Geheimniſſe, in der That aber verſtehen ſie ſo viel davon, als von den Feldzügen und Belagerungen in einer deutſchen Zeitung. Eben daraus läßt es ſich vertheidigen, daß die Lehrer den mündlichen Unterricht in ihren Lehr-Stunden meiſtentheils deutſch geben; denn den Zuhörern wird wenigſtens die Zeit nicht ſo lang, indem ſie lauter bekannte Töne hören.

Zu dieſem Grunde kommen noch andere, z. B. daß die Schwänke und Hiſtörchen, mit denen mancher Lehrer die Zuhörer bey der Aufmerkſamkeit erhalten muß, ſich nicht allezeit gut ins Lateiniſche würden überſetzen laſſen, weil ſie meiſtens nur für den deutſchen Witz ſind. Das aber iſt ein ſehr ungegründeter Vorwurf, daß die Gelehrten, die Deutſch ſchreiben, es deswegen thäten, weil ſie es nicht im Latein thun könnten. Ihre lateiniſchen Aufſätze, die ſie etwa herauszugeben genöthigt ſind, zeigen das Gegentheil. Die Schreib-Art darin, iſt öfters nicht viel anders, als die Schreib-Art vor etlichen hundert Jahren, da nichts gelehrtes in der Mutter-Sprache aufgeſetzt wurde. So gut alſo als die damahligen Lehrer der Wiſſenſchaften alles Lateiniſch ſchrieben, ſo gut könnten es die jezigen auch, wenn ſie ſonſt wollten.

Die Deutſch ſchreibenden Gelehrten ſehen alſo, wie billig ich mit ihnen verfahre, da ich ſie wider einen Vorwurf vertheidige, der ihnen zur größten Schande von ihren Feinden nachgeſagt wird. Ja, ich will noch weiter gehen, und zeigen, daß ſie es ſind, die das Latein als eine noch lebende Sprache unter den Gelehrten erhalten, wenn ſie nach vorbeſchriebener Art verfahren; denn die ſorgfältigen Verehrer des Alterthums thun ja nichts zum Vortheile des Lateiniſchen. Sie brauchen nur die Wörter und Redens-Arten, die ſie in alten Schriften finden, und dieſe Wörter und Redens-Arten würden auch ohne ſie nicht untergegangen ſeyn. Wenigſtens zweifle ich, ob man ihrer Schriften wegen Latein lernen würde, wenn die Schriften der Alten nicht mehr vorhanden wären. Aber die lateiniſche Sprache mit neuen Wörtern und Redens-Arten zu bereichern, dazu iſt nur derjenige fähig, der nicht allzu viel Fleiß auf ſie gewandt hat, und gleichwohl in ihr ſchreibt. Es würde nicht ſchwer fallen, aus den Schriften dieſer

Män-

Männer einen Anti-Nizolius zu ſammeln, der zehn Mahl ſtärker wäre, als des Nizolius Ciceronianiſches Lexikon, insbeſondere wenn man eine Arbeit unternehmen wollte, wie Rudolph Goclenius mit den ſcholaſtiſchen Kunſt-Wörtern unternommen hat, nähmlich: zu zeigen, wie jenes ſich im alten Latein ausdrücken lieſſe. Denn das iſt noch das Merkwürdigſte, daß unſere Gelehrten, von denen ich rede, mit ganz neu erfundenen Wörtern, großen Theils Dinge ſagen, die ſchon lange vor der ſieben Weiſen Zeiten bekannt waren, und von denen die Römer reden konnten, ehe noch Cicero die Philoſophie lateiniſch lehrte. Aber eben dadurch wird die lateiniſche Sprache am meiſten bereichert und zierlich gemacht, wenn man einerley Gedanken auf ſo verſchiedene Art in ihr auszudrücken fähig iſt; die Vortheile alſo, die man der lat. Sprache verſchaffen kann, wenn man ſie noch im Schreiben beybehält, müſſen uns auch verbinden, ſie nicht ganz und gar abzuſchaffen.

Man wird vielleicht ſagen, eben dieſe Pflicht verbände uns auch, für die Verbeſſerung der deutſchen Sprache bemüht zu ſeyn, und folglich in derſelben zu ſchreiben. Hierauf antworte ich, daß nicht alles, was in einer Sprache angeht, ſich auch in der andern thun läßt. Boileau bemerkt, daß vieles im Franzöſiſchen anſtößig klinge, was man im Lateiniſchen ohne Bedenken ſagen kann (*). Eben ſo klingt vieles im Lateiniſchen gelehrt und tiefſinnig, was im Deutſchen gemein und unſinnig ſeyn würde. Eine exiſtibilitas, eine actio prima infinita, eine eſſentia paſſiuitatis rationem in ſe continens, würde alle ihre Pracht und Anſehen verlieren, wenn man ſie deutſch ausdrücken wollte. Wenn man davon überzeugt ſeyn

 will,

(*) Le Latin effronté brave l'honnêteté,
Mais un Lecteur François veut etre reſpecté.

will, ſo erinnere man ſich nur, was Hr. v. Leibnitz geſagt hat: „Die deutſche Sprache ſey gleichſam ein Probierſtein, an welchem man erkennen könne, was für Wörter in andern Sprachen wirkliche Begriffe andeuten, oder bloß leere Töne ſind, nach dem ſie ſich nähmlich im Deutſchen ausdrücken laſſen, oder nicht.“ Dieſer Satz iſt ohne Zweifel mit einiger Einſchränkung anzunehmen, und ſoll eigentlich nur ſo viel heißen: Dasjenige, was eigentlich gelehrt ſey, und Ungelehrte gar nicht wiſſen dürfen, das laſſe ſich nicht deutſch geben. In der That, wenn wir den Vorrath der deutſchen Wörter durchgehen, ſo finden wir nicht nur Benennungen ſolcher Dinge, die zum gemeinen Leben gehören, ſondern auch ſolcher, die in Wiſſenſchaften vorkommen; aber es ſind allezeit ſolche Wiſſenſchaften, die Erfahrung und Nachdenken, aber keine Gelehrſamkeit anzeigen. Man weis, daß ſich nur aus den Sprichwörtern und Gedichten unſerer Vorfahren ein Inbegriff der Sitten-Lehre abfaſſen lieſſe, der faſt ſo vollſtändig ſeyn dürfte, als des Ariſtoteles Magna moralia. Man weis, daß die vornehmſten griechiſchen Lehrer der Meßkunſt vor hundert und mehr Jahren deutſch geredet haben; man weis endlich, daß die deutſche Sprache reich genug iſt, die Erfindungen der Deutſchen in der Mechanik, der Schmelz-Kunſt, dem Bergbaue und andern Theilen der Natur-Lehre auszudrücken; und daß die Nahmen der Winde von den meiſten europäiſchen Völkern den niederdeutſchen Schiffern abgeborget werden. Aber dieſes alles ſind ja Dinge, die auch Ungelehrte wiſſen, und darin öfters mehr Kenntniſſe beſitzen, als große Gelehrte; ſie gehören alſo nicht eigentlich zur Gelehrſamkeit. Man nenne mir aber etwas, das eigentlich gelehrt iſt, ſogleich werde ich zeigen, daß es ſich im Deutſchen nicht thun läßt. Lateiniſche Verſe machen, iſt gelehrt;

kann

kann man aber wohl lateiniſche Verſe in deutſcher Sprache machen? Rühren die Ausgaben alter Schriftſteller, die deutſche Noten haben, wohl von ſehr gelehrten Männern her? iſt es wohl eine gelehrte Beſchäftigung, im **Hagedorn** zu leſen? Nein, aber das iſt eine, im **Anakreon** zu leſen? Warum? etwa weil **Anakreon's** Scherz artiger iſt, als **Hagedorn's**? Im geringſten nicht. Welcher Gelehrte würde ſich darum bekümmern? Nur weil **Hagedorn** deutſch ſchreibt, und **Anakreon** griechiſch. Ja, daß ſich im Deutſchen nichts Gelehrtes ſagen laſſe, kann ich ſelbſt mit dem Zeugniſſe des erſten unter den deutſchen Dichtern beſtärken. Er ſpricht von denen, die fremde Sprachen in ihren Schriften einmiſchen:

Ein Deutſcher iſt gelehrt, der euer Deutſch verſteht.

Folglich kann dasjenige, was in einem Deutſch geſchrieben iſt; von ungelehrten Deutſchen verſtanden werden. Wie wollte aber ſo was gelehrt ſeyn?

Und wie kann man doch ſo viel prahlen, daß die deutſche Sprache ſo geſchickt ſey, die meiſten gelehrten Wahrheiten auszudrücken; geht es doch nicht einmahl mit den erſten Gründen der Weltweisheit an, bey denen es doch, nach Vieler Meinung, am leichteſten und nothwendigſten iſt. Ich will nur ein Beyſpiel anführen. Wenn der Bar. v. Wolf mit ſeinen Nachfolgern das, was er einen Grund nennt, erklären will, ſo ſpricht er: es ſey dasjenige, woraus man ſehen kann, warum eine Sache iſt. Man ſieht leicht, wie dunkel dieſe Erklärung iſt, und wie wenig ſie uns zeigt, was eigentlich ein Grund ſey. Ein gewiſſer ſcharfſinniger Philoſoph hat es entdeckt, woher die Dunkelheit komme. Sie ſteckt in der verzweifelten deutſchen Partikel warum. Die ſollte erklärt werden, und wer ſie ohne Definition gebrauchen muß, hat eben ſo verwirrte Begriffe, als wer die Wörter:

demnach und dieweil, oder die Kreuz und die Quere, ohne Erklärung gebraucht. Aber eben dieſer Philoſoph giebt, ſtatt dieſer dunkeln Erklärung, eine andere, die, wie man leicht ſieht, ihre große Deutlichkeit nur einigen lateiniſchen Wörtern zu danken hat. „Ein Grund," ſagt er: „iſt ein prius, an welches ein poſterius ſeiner Exiſtenz und Beſchaffenheit nach verknüpft iſt."

Etwas, das man mir noch mit vielem Scheine entgegen ſetzen könnte, möchte vielleicht folgendes ſeyn: „Man weis die unverſöhnlichen Streitigkeiten der „lateiniſchen Gelehrten mit den Liebhhabern der Mut„ter-Sprache; dieſe könnten geendiget werden, wenn „man den Gebrauch der lat. Sprache abſchaffte, und „allenfalls die Gelehrten, die jezt noch ihre Verehrer „ſind, nach und nach ausſterben ließe, wie man es et„wa bey dem Anfange der Reformation in einigen „Klöſtern mit den Mönchen gemacht hat." Aber ſo vortheilhaft dieſe Gedanken bey dem erſten Anblicke ausſehen, ſo wenig kann man ihnen nach einer reifern Ueberlegung Beyfall geben. Man muß die Gelehrten ſehr wenig kennen, wenn man ſich einbilden will, ihre Zänkereyen würden aufhören, wenn eine von denen Gelegenheiten, wobey ſie ſich zanken, wegfiele; als wenn ſie nicht gleich dafür zehn andere vom Zaune brechen könnten? und man muß insbeſondere in Abſicht auf das, wovon jezt die Rede iſt, ungemein wenig berichtet ſeyn, wenn man glaubt, es gehe auf deutſchem Grund und Boden alles ruhig her, wenn nur die Lateiner Friede hielten. Wer das glaubt, den kann man nicht nur in den Geſchichten unwiſſend nennen, er muß ſogar die Zeitungen, nicht einmahl leſen. Man fordere eine Vollkommenheit, was für eine man will, von denen, die man den lateiniſchen Kunſtrichtern als eigen beygelegt hat; dictatoriſche Ausſprüche, lange Beweiſe, in denen kein vernünfti-

ger Schluß iſt, Auslegungen eines Schriftſtellers, die ihm nie in den Sinn gekommen ſind, Spöttereyen ohne Witz, und Ausgaben eines ſchlechten Dichters mit übertriebenen Lobeserhebungen deſſelben, von allen könnte ich häufige Beyſpiele auch bey den Deutſchen anführen. Wenn es bey den lateiniſchen Kunſtrichtern Gelehrſamkeit heißt, die Macht-Wörter des römiſchen Pöbels recht in ſeiner Gewalt zu haben, ſo iſt ja niemanden unbekannt, wie es durch den Fleiß und Eifer ihrer deutſchen Zunftgenoſſen ſo weit gekommen iſt, daß die römiſche Sprache gewiß unſerer deutſchen Helden-Sprache an Reichthum und Nachdruck in Schimpf-Wörtern weichen muß. Selbſt Wortſpiele werden unter den Deutſchen gewöhnlich, die ſo ſinnreich ſind, als wenn **Pauw** und **d'Orville** einander unter dem Nahmen Orbilius und Pauo herumnehmen. Aus dieſem allen folgt, daß, wenn die deutſchen Gelehrten, ſo lange das Latein dauert, mit ihren Nachbarn beſtändig im Streite liegen, die Abſchaffung deſſelben nur ihre Bürger-Kriege hitziger machen würde.

In unſern Zeiten, wo unter allen zur Erziehungs-Verbeſſerung gegeben Vorſchlägen wohl keiner einleuchtender iſt, als der, daß nicht alle, noch ſo verſchiedene Stände auf einerley Art erzogen und unterrichtet werden ſollten, giebt es doch hier und da noch manche, die das wieder zuſammen werfen, was andere ſorgfältig abgeſondert haben. So übertrieben und ungereimt es iſt, das Lateinlernen völlig abſchaffen zu wollen: ſo ſehr ſchweift **Dillenius** (*) aus,

(*) Ueber die Vortheile, die ein Profeßioniſt, Wirth, Kaufmann, und jeder Nichtſtudierende vom Lateinlernen hat; von Fr. Wilh. Jon. Dillenius. Ober-Präceptor in Urach. Stutg. 1787, 8. 4 B.

wenn er das Latein allen Nichtſtudierenden empfiehlt. Auch ein Handwerksmann ſoll Latein lernen, „denn,“ ſagt Hr. D. „er bildet dadurch ſeinen Verſtand, oder „er lernt geſcheid denken, beym Exponiren und Com„poniren; er lernt nützliche Kenntniſſe, hiſtoriſche, geo„graphiſche, galante; er beſſert ſein Herz durch Mo„ral und Religion; er lernt einen guten deutſchen Styl; „er lernt corect ſchreiben; er gründet dadurch ſein „Glück, und macht ſich zu einem brauchbaren Bürger.“ — Alſo dies alles kann ein Tiſchler, ein Schuſter, ein Schneider, nicht erreichen ohne Latein? nicht beſſer ohne Latein? nicht wohlfeiler ohne Latein? Was nicht dem lieben Latein alles zugeſchrieben wird! Wenn ſich aber auch alles ſo verhielte, ſo ſcheint der Verf. nicht zu ſehen, wie weit eigentlich ſein Beweis geht. Daß Lateinlernen ſeinen möglichen Nutzen auch für Ungelehrte haben könne, wird man ihm gern zugeben; nur hat der Verf. nicht gezeigt, wie fern die Vortheile an die Latinität gebunden ſind, und ob nicht alles das, was er durch Exponiren und Componiren, u. ſ. w. zu erreichen behauptet, eben ſowohl in der deutſchen Sprache, und für den Nichtgelehrten mit weit größerm Vortheil zu erhalten ſteht; indem es nicht genug iſt, etwas, das an und vor ſich gut iſt, zu lernen, ſondern es muß zweckmäßig erlernt werden. Was einem Nichtſtudierenden einmahl in ſeiner künftigen Laufbahn als Bürger und Meiſter, Latein fruchten ſoll, müßte beſſer bewieſen werden, als durch die Geſchichtchen von einigen Handwerks-Burſchen, welche mit der Zeit einmahl Gelegenheit zum Studieren fanden. Aber wohl iſt es deutlich, daß es eine Menge anderer Kenntniſſe giebt, die dem Bürger und Handwerksmanne nützlicher ſeyn würden, wenn er ſie in jenen Jahren begriffen hätte. Des Verfaſſers Gründe können allenfalls nur für ſolche Oerter gelten, wo Bürger-Unterricht und Gelehrten-

Un-

Unterricht für Eins gehalten wird, und es alſo freylich verzeihlicher iſt, Knaben durch Gründe, als durch den Bakel, zur Erlernung von etwas zu bewegen, wofür ſie etwas Nützlicheres lernen könnten.

Für Knaben, die dem Studieren gewidmet ſind, und Fähigkeit dazu zeigen, iſt das Lateinlernen nöthig, ſowohl um den Geſchmack an den reinen ungetrübten Quellen des Alterthumes zu bilden, als auch ihre junge Herzen, durch die Erzählung der edlen Thaten der größten Römer zu ähnlichen zu erheben. Friedrich der Einzige, der doch ſeine Griechen und Römer nicht aus dem Original, ſondern aus franzöſiſchen Ueberſetzungen kannte, hielt das Latein auch für den Nichtſtudierenden nothwendig. In einer Cabinets-Ordre, v. J. 1779, ſchreibt dieſer Monarch an ſeinen großen Staats-Miniſter ſo:

„Latein müſſen die jungen Leute abſolut lernen. „Davon gehe ich nicht ab. Es muß nur darauf raffinirt werden, auf die leichteſte und beſte Methode, wie „es den jungen Leuten zum beſten beyzubringen. Wenn „ſie auch Kaufleute werden, oder ſich zu was anderm „widmen, wie es auf das Genie immer ankommt: ſo „iſt ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt ſchon „eine Zeit, wo ſie es anwenden können.“

Was die Lehr-Art der lateiniſchen Sprache ſelbſt, und die Mittel, bey der Jugend das lateiniſche Sprach-Studium zu befördern, betrifft, ſo wird davon im Art. Schul- und Erziehungs-Anſtalten zu handeln ſeyn.

Mit der lateiniſchen Sprache wird öfters, und zwar in Geſchäften, ein großer und ſchädlicher Mißbrauch begangen. Man leſe nur manche obrigkeitliche Befehle, Verordnungen, Nachrichten, Zeitungen und Bekanntmachungen, wie viel lateiniſche Wör-

ter darin vorkommen, welche, wo nicht in allen Fällen, doch gewiß in den meiſten, eben ſo beſtimmt und deutlich deutſch hätten gegeben werden können! Oefters ſind ſie noch überdies verkürzt nur mit Einem Buchſtaben angedeutet. Nun alle dieſe lateiniſche Wörter und Verkürzungen ſoll der Bürger und Bauer, den die Befehle, Verordnungen ꝛc. oft hauptſächlich angehen, der ſo ſelten lateiniſch leſen kann, verſtehen, da ſie doch manchem Manne von der großen Welt den Kopf warm machen, daß er mit den verkürzten lateiniſchen Wörtern, nicht anders als durch ein geſchicktes Huſten und Stottern wegkommen kann. Was Kunſt-Wörter, beſonders juriſtiſche Ausdrücke, betrifft, welche, ohne unverſtändlich zu werden, nicht wohl zu überſetzen ſind, davon iſt hier die Rede nicht. Wer kein Juriſt iſt, und ſie nicht verſteht, dem nimmt es kein Menſch übel; viele aber, welche kein Latein verſtehen, und welches man auch nach ihrem Berufe nicht ſchlechterdings von ihnen fordern kann, werden durch viele gleichgültige lateiniſche Wörter, deren Sinn man im Deutſchen eben ſo gut ausdrücken kann, in Verlegenheit geſetzt. Da lieſet man in Zeitungen und andern öffentlichen Schriften ſo oft: Anno, anni, eiusd. huj. An. huj. Menſ. Anni, oder menſ. pter. eod. den 5ten huj. a. c. an. cur. paſſ. elapſi, futur. &c. Wie manchem mag das verkürzte Wort S^mus^, das er etwas laut hat leſen müſſen, Angſt-Schweiß ausgepreßt haben, zumahl wenn kurz darauf etwa S^mi^, oder S^mo^, kommt!

Im Rechnungsweſen iſt manchem verſtändigen, ja gelehrten Manne, der Ausdruck Receß, Activ, paſſiv, proprer Receß, ganz unverſtändlich. Der größte Philoſoph wird ihre Bedeutung nicht herausbringen, wenn er den Rechnungs-Schlendrian nicht verſteht. Man kann zwar ſagen: dieſes ſeyn Kunſt-Wörter. Ich gebe es zu; allein können dieſe Kunſt-

Wörter nicht deutlich genug deutſch gegeben werden, damit ſie einer jeden deutſchen Chriſten-Seele, welche nur ſchlichten Menſchen-Verſtand hat, eben ſo verſtändlich ſeyn mögen, als dem bloßen Rechnungsverſtändigen? Warum wollen wir unnöthiger Weiſe aus Sachen, welche, wenn ſie deutſch genennet werden, einem Jeden verſtändlich ſind, durch Einmiſchung fremder Wörter gleichſam Geheimniſſe machen, und unverſtändlich werden?

Von dem Gebrauche lateiniſcher Buchſtaben zum Abdruck deutſcher Schriften und beym Deutſchreiben.

Man hat ſeit einigen Jahren die Mode eingeführt, deutſche Bücher mit lateiniſchen Buchſtaben zu drucken. Man glaubt, daß Ausländer dadurch zum Ankaufe gereizt werden ſollen, weil man ſich einbildet, die Abweichung der deutſchen Lettern ſchrecke Ausländer von Erlernung unſerer Sprache ab. Ich denke mit Hrn. Hofr. **Beckmann** (*), dieſe hat ſo viele Schwierigkeit, daß dabey die Abweichung der Lettern, die in wenigen Augenblicken erlernt iſt, verſchwindet. Dagegen geben die ausländiſchen Lettern der deutſchen Schrift ein affectirtes unangenehmes Anſehen, halten im Leſen auf, und dünken dem, der ohne Vorurtheil iſt, eben ſo abgeſchmackt, als das Griechiſche, was neulich ein Franzoſe in ſeiner Ueberſetzung des **Athenäus** auch mit lateiniſchen Lettern hat drucken laſſen. Ob wohl **Cicero** ſeine Bücher jemahls mit griechiſchen, oder **Plutarch** die ſeinigen mit lateiniſchen Buchſtaben hat abſchreiben laſſen? Doch, wir wollen die Vertheidiger dieſer Mode, und diejenigen, die dabey Be-

(*) Im 1 St. des 17 B. ſeiner phyſ. oekon. Biblioth. S. 32.

Bedenken gefunden, und zum Theil einen Mittel-Weg in Vorſchlag gebracht haben, ſelbſt hören.

Zu den Vertheidigern gehört zuförderſt ein Ungenannter, der ſich bloß G. unterſchrieben hat, im 35 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1775.

„In Europa ſind wir Deutſchen nunmehro die einzigen Völker, welche ſich in ihrer Mutter-Sprache nicht der lateiniſchen, ſondern einer andern Art Buchſtaben bedienen, welche man deutſche nennt. Hätte man dieſe Buchſtaben ſelbſt in Deutſchland ehemahls erfunden, ſo würde ich viel zu ſtolz darauf ſeyn, als daß ich anrathen ſollte, unſere eigene Erfindung verächtlich bey Seite zu ſetzen, und fremde, nähmlich die lateiniſchen, ſtatt derſelben in unſere Sprache einzuführen. Allein, dieſe unſere deutſche Buchſtaben ſind urſprünglich lateiniſch, welche wir nebſt vielen andern Künſten und Wiſſenſchaften von fremden Völkern gelernt haben. Unſere älteſten Vorfahren ſind nicht ſo glücklich, als die Engländer, Holländer und Franzoſen, geweſen, daß ſie dieſe Künſte von den Römern unmittelbar gelernt hätten, ſondern ſie wurden nur Schüler von den Schülern der Römer, und bekamen elende Stümper zu ihren Lehrmeiſtern. Eine deutſche Colonie der Franken gieng über den Rhein, überwältigte die Römer in Gallien, vermiſchte ſich mit den daſigen Einwohnern, kam zurück zu uns, unterjochte Deutſchland, und lehrte uns ſchreiben und leſen, beten und ſingen, ackern, pflügen, pflanzen und ſäen, nebſt andern Künſten, welche ſie von den Römern in Gallien ſehr ſtümperhaft gelernt hatten, gleich als wenn heutiges Tages eine wilde Nation in Amerika, eine noch viel wildere in denjenigen Künſten unterrichten will, welche ſie von den Europäern gelernt hat. Weil unſere älteſten Vorfahren ſo ſchlechte Lehrmeiſter hatten, ſo war es nicht zu verwundern, daß ſie in den Künſten und Wiſſenſchaften eine geraume Zeit zurück blieben. Niemand konnte zu ſelbiger Zeit leſen und ſchreiben, als die wenigen Mönche in den Klöſtern. Dieſe wollten die Schreib-Art im Angelſächſiſchen, Belgiſchen, Fränkiſchen und Deutſchen, von dem Lateiniſchen unterſcheiden, verdarben die Buchſtaben, und dadurch entſtanden die heutigen deutſchen Buchſtaben, welche außer uns annoch auch die Holländer in ihrer Sprache am längſten

bey-

beybehalten haben. Nunmehro haben ſowohl die Holländer, als Franzoſen, Engländer, Dänen, Schweden und Pohlen, ſolche verbotene Buchſtaben abgeſchafft, und wir ſind die einzigen, welche ſelbige annoch faſt durchgängig im Deutſchen gebrauchen.

Dieſe Abſonderung von andern Nationen verurſacht uns Schaden und Unbequemlichkeit. 1. Wir vermehren dadurch den Ausländern die Schwierigkeiten unſere Sprache zu erlernen. Sie müſſen erſt unſere Buchſtaben, wie die Kinder aus der Fibel, lernen. Ihnen iſt das Deutſche eben ſo ſchwer zu leſen, als uns das Ruſſiſche oder Arabiſche iſt. Man ſtelle ſich vor, wie eckelhaft es für erwachſene Leute ſeyn muß, wenn ſie wieder anfangen ſollen zu buchſtabieren, ehe ſie die Sprache lernen können.

2. Diejenigen Ausländer, welche Deutſch verſtehen und reden, können gleichwohl das deutſch geſchriebene oder gedruckte nicht leſen. Sowohl in den vereinigten als oeſterreichiſchen Niederlanden giebt es viele, welche Deutſch verſtehen, wenn es geredet wird, aber ſolches nicht leſen können. Sie klagen über die deutſchen Buchſtaben, und verſichern, daß ſie ſich deutſche Bücher ſehr gern anſchaffen würden, wenn ſie mit lateiniſchen Lettern gedruckt wären, alſo daß ſie ſolche nur leſen könnten. Allein durch die deutſchen Buchſtaben werden ſie von deren Ankaufe abgeſchreckt. Wir ſchwächen und verhindern alſo dadurch den Debit deutſcher Bücher, und ſperren uns damit in unſere Landes-Gränzen ein. Da anjezo wenige Schriften in lateiniſcher Sprache und die mehrſten im Deutſchen gedruckt werden, ſo machen wir uns dadurch den Ausländern nur immer unbekannter.

3. Unſerer eigenen Jugend verdoppeln wir dadurch die Mühe, das Leſen und Schreiben zu lernen. Wenn wir, wie die Franzoſen und Holländer, nur einerley Buchſtaben, nähmlich die lateiniſchen, hätten, ſo würde den Kindern das Leſen und Schreiben nur halb ſo ſauer werden, anſtatt daß ſie jezo ohne Noth zweyerley Buchſtaben kennen und ſchreiben lernen müſſen.

4. Die lateiniſchen Buchſtaben, wofern ſie nicht zu lang gemacht werden, ſind viel geſchwinder zu ſchreiben, als die deutſchen. Ein lateiniſches a b g p v w kann viel geſchwinder in einem Zuge geſchrieben werden, als ein deutſches a b g p v w, wobey man durch die Krüm-

Krümmungen und Abſätze aufgehalten wird. Wir Deutſchen aber ſchreiben die lateiniſchen Buchſtaben zu groß, und länger, als unſere eigene Buchſtaben, und als andere Nationen gewohnt ſind. Dadurch wird man im Lateiniſch ſchreiben etwas aufgehalten.

5. Die einfache Form der lateiniſchen Buchſtaben ſieht viel ſchöner aus, als die gekräuſelte Schreib-Art im Deutſchen. Daher hat man Urſachen genug, jene dieſer vorzuziehen.

Da man ſeit wenigen Jahren in der Schweiz, zu Hamburg und Berlin angefangen hat, deutſche Bücher mit lateiniſchen Lettern drucken zu laſſen, ſo hielt ich dieſes anfänglich für eine Eitelkeit und unnöthige Neuerung, und vielleicht werden viele andere in Deutſchland gleiche Gedanken davon gehegt haben. Allein, wenn man die Klagen der Ausländer über die deutſchen Buchſtaben hört, und die Sache genauer überlegt, ſo wird man bald anderer Meinung werden; und ich hoffe, daß die vorangeführten Urſachen jedermann von den Vorzügen der lateiniſchen Buchſtaben überführen und dahin vermögen werden, mit mir zu wünſchen, daß ihr Gebrauch im Deutſchen allgemeiner gemacht, und die deutſchen Buchſtaben abgeſchafft werden mögen.“

Ueber dieſen Vorſchlag, äuſſert ein Ungenannter im 82 St. des Hannov. Magaz. v. e. d. J. folgende Bedenklichkeiten.

„Der Hr. Verf. der Abhandlung von Einführung der lateiniſchen Buchſtaben beym Deutchſchreiben hat ganz recht, daß wir uns von andern Nationen dadurch abſondern, und unſere deutſche Buchſtaben einen Fremden abſchrecken, manches gute deutſche Buch zu leſen, und die deutſche Sprache zu erlernen, als wir ſo gar zweyerley Buchſtaben zum Druck und zum Schreiben haben. Allein, wenn unſere Buchſtaben abgeſchafft werden ſollen, folglich unſere Jugend ſolche nicht mehr leſen und ſchreiben lernt, wie wird es alsdenn um unſere Archive und Regiſtraturen ausſehen? Würde dem Publico und manchem Privato nicht an ſeinen Gerechtſamen ein Nachtheil erwachſen, wenn alle mit deutſchen Buchſtaben geſchriebene Urkunden nicht mehr geleſen werden können? Wie wenig Menſchen findet man jezt, welche die alte Mönchs-Schrift

zu

zu leſen verſtehen! In Anſehung gedruckter Bücher würde es weniger Schwierigkeit haben, weil ſolche leicht umgedruckt werden können, und daher werden die Buchdrucker nichts verlieren, ſondern ſich wegen der abzuſchaffenden deutſchen Buchſtaben völlig entſchädigen. Jener Umſtand aber bleibt der bedenklichſte, wenigſtens würden die deutſchen Buchſtaben in Schulen noch eine gute Zeit gelehret werden müſſen, mithin unſere Jugend, vor der Hand nichts profitiren. Wie iſt dieſer Inconvenienz ſonſt abzuhelfen? Eine Sache, die eines weitern Nachdenkens wohl werth iſt. Wie wollen wir endlich ſchreiben? Soll der bisherige Gebrauch die Nomina Subſtantiva mit einem groſsen Buchſtab zu ſchreiben, welches bey den deutſchen Buchſtaben ſich ſo wohl ausgenommen hat, auch abgeſchafft werden?

Was die Einführung ſelbſt anlangt, ſo würde ſolche leicht ſeyn, wenn die hohen Landes-Collegia nur den Anfang machten, die Reſcripte und Beſcheide mit lateiniſchen Buchſtaben ſchreiben zu laſſen."

Rechtfertigung der lateiniſchen Lettern, vom Verfaſſer der Hieroglyphen (*)

„Die meiſten lebendigen Nationen bedienen ſich der lateiniſchen Lettern, nicht nur in ihren Büchern, ſondern auch in ihren Briefen. Nur der Deutſche weicht davon ſo merklich ab, daß er ſich verſchiedener Lettern in Büchern, und verſchiedener Lettern im Schreiben bedient. Grund hat die Sache nicht, man müßte denn Vorurtheil und Eigenſinn an deſſen Stelle ſetzen. Hingegen giebt es vielen Nachtheil, den die Sache hervorbringt. Der Ausländer iſt der lateiniſchen Lettern gewohnt, der gothiſchen aber ungewohnt; folglich wird ihm die Erlernung der Sprache äuſſerſt erſchwert. Hat er endlich dieſe von ſeiner Mutter-Sprache entfernte Buchſtaben erlernt, und will er ſchreiben lernen, ſo muß er neue Schwierigkeiten überwinden; er muß wiederum neue Buchſtaben kennen und nachmachen lernen. In dieſer lächerlichen Mode ſucht man den Grund, daß die Ausländer ſo ſehr die Spra-

(*) Im 3 Th. (Berl. 1782, 8.) S. 16, fgg.

che verachten, und ſich ſo wenig darauf legen. Man kann noch hinzu ſetzen, daß ſie dem ganzen deutſchen Wohlſtande ſchade.

Bey dem Einländer ſetzt ſie nicht minder Schwierigkeiten. Wenn man die Knaben mit großer Mühe dahin gebracht, in einem Buche zu leſen, ſo können ſie deswegen noch nichts Geſchriebenes leſen. Sie müſſen alſo mit eben ſo großer Mühe dahin gebracht werden, um die Schreibe-Buchſtaben zu kennen, und ſie nachzuahmen. Der Bürger und der Bauer iſt in der That am übelſten daran. Nicht genug, daß ſie aus der Uebung kommen, und das Schreiben vergeſſen; ihrem Gedächtniß entfallen mit der Zeit die Züge der Schreiberey ſo ſehr, daß ſie ihre Zuflucht beſtändig zu andern nehmen müſſen.

Man kehre aber die Sache um, oder man ahme andern Völkern nach, und drucke die Bücher mit eben den Lettern, als man ſie ſchreibt, ſo wird man ganz andere Wirkungen entdecken. Wenn der Knabe ein Buch mit lateiniſchen Lettern leſen kann, ſo kann er im Augenblick auch Geſchriebenes leſen. Die Ausübung im Schreiben kann ihm lange nicht ſo ſchwer fallen, als izt, da ſich die Züge der Buchſtaben, durch das Leſen in ſeinem Gedächtniß feſtgeſetzt, und ſein nothwendiger Mechanismus gleichſam geleitet wird. Hier iſt es nicht möglich, daß der gemeine Mann Geſchriebenes vergeſſen ſollte, da er ſich der Schreibe-Buchſtaben immer durch das Leſen wieder erinnert. Ueberdem verſtattet der lateiniſche Buchſtabe nie die unaufhörlichen Veränderungen der bisherigen Buchſtaben. Wir ſehen es an der Schreiberey der Franzoſen und anderer Nationen. Die lateiniſchen Buchſtaben ſind auch leichter zu ſchreiben, ſie ſind geſchwinder zu ſchreiben, und nehmen nicht die Hälfte Platz der bisherigen Buchſtaben ein. Dieſe Urſachen ſollten in der That die Gelehrten bewegen, ſchlechterdings ihre Werke mit keinen andern als lateiniſchen Lettern drucken zu laſſen, und wo ſie Freyheit hätten, (denn man muß ſich ſehr oft nach den Thoren richten,) ſollten ſie ihre Briefe mit eben denſelben Buchſtaben ſchreiben. Ich, meines Theils, habe in Abſicht des lezten, ſchon ſeit einem halben Jahr den Anfang gemacht, und meinen Correſpondenten mit lateiniſchen Lettern geſchrieben. In Abſicht des erſten werde ich ebenfalls noch zum Zweck kommen. Uebrigens iſt es nicht

nicht zu läugnen, daß nicht ſchon viele Gelehrte auf die Abſchaffung der fatalen gothiſchen Lettern bedacht geweſen, und ihre Werke mit lateiniſchen haben drucken laſſen. Seit einiger Zeit aber iſt es damit wieder ins Stecken gerathen. Was ſie davon abſchreckt, läßt ſich ganz und gar nicht begreifen. Das Bellen der Kunſtrichter und aller derer, welche bloß des Alterthums wegen Sachen vertheidigen, denk ich, wird niemanden in Furcht ſetzen. Vernünftige Gründe habe ich noch nie geſehen, und wer die meinigen über den Haufen wirft, dem will ich öffentlich eine Ehrenerklärung geben. „Man hat über dies alles, „noch eine neue Lieblings-Mode angenommen,“ ſagt der Hr. D. Tralles (*) in Breslau: „deutſche Proſa und „Poeſie mit lateiniſchen Lettern drucken zu laſſen. Wäre „es nicht thöricht, wenn man das Lateiniſche mit deutſchen oder griechiſchen, das Griechiſche mit lateiniſchen, „und das Franzöſiſche mit deutſchen Lettern drucken lieſſe? „So ungereimt dieſes, ſo iſt es jenes gewiß auch.“ — Das iſt denn ſo hingeſchrieben, ohne das geringſte Nachdenken. Denn wenn Hr. Tralles zuvor die Vorurtheile abgeſondert hätte, ſo würde er gewiß mit dem Hrn. Abt Jeruſalem einerley Meinung geweſen ſeyn. Eine Sache, die Vortheil bringt, wie ich gezeigt habe, iſt niemahls ungereimt, und derjenige verdient gewiß einen ſehr harten Vorwurf, der in einer ſchädlichen zu beharren ſucht. Es kommt mir eben ſo vor, als wollte man tadeln, daß man in Weſtpreußen ſich die Bärte abſchneidet, und einerley Kleidung mit den übrigen preußiſchen Unterthanen trägt. Eine geraume Zeit wird freylich noch hingehen, ehe man die lateiniſchen Lettern allgemein belieben wird. Viele Köpfe viele Sinnen. Um aber deſto früher zum Zweck zu kommen, ſo darf man es nur dahin bringen, daß eine Bibel und einige Schulbücher, und ſodann die Geſetze und Verordnungen mit lateiniſchen Lettern gedruckt werden; alsdenn wird man eine allgemeine Nachahmung ſehen.“

(*) Schreiben über die deutſche Sprache und Litteratur, S. 28.

Apologie der deutſchen Lettern, von M. mit Hrn. Hofr. Wieland Antwort (*).

„Man hat den unglücklichen Einfall gehabt, die deutſchen Lettern verbannen zu wollen; ich möchte ſie uns zu erhalten verſuchen. Es ſey Mönchs-Schrift, ſagt man; alle Nationen haben ſie verlaſſen, wir müßten ſie auch abſchaffen.

Ob ſie Mönchs-Schrift iſt oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn ſie ſonſt etwas Gutes hat. Unſre gewöhnlichen Ziffern ſind ja arabiſchen Urſprungs, und wir ziehen ſie doch den römiſchen vor. Freylich haben die europäiſchen Nationen unſere Schrift verlaſſen, aber zu einer Zeit, da ſie noch ganz anders ausſah als jezt. Sie hätten ſie wohl nicht verlaſſen, wenn ſie die Schrift in der Vollkommenheit gekannt hätten wie wir. Sie wechſelten mit der Schrift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht die völlige Ausbildung hatte, und wo es alſo noch Zeit war, daß ſich die Sprache der Schrift und die Schrift der Sprache anſchmiegen konnte. Dieſes iſt jezt bey uns zu ſpät. Wir haben ſogar Schriftzeichen, die ſich in den beliebten lateiniſchen Lettern gar nicht, oder höchſt unangenehm, geben laſſen. Mit den Diphthongen hilft man ſich noch zur Noth; aber wie ein Freund von mir bemerkte, das ß läßt ſich in der lateiniſchen Schrift, außer dem Curſiv, gar nicht geben, ohne einen neuen Charakter dazu zu erfinden, der dann wohl ſchwerlich mit den übrigen Charaktern harmoniren würde; denn das ſz iſt nicht nur gar nicht der Buchſtabe, den wir haben wollen, drückt das gar nicht aus was unſer ß bedeutet, ſondern ſieht denn auch häßlich aus; das ſs wird auch gewiß Niemand für unſer ß gelten laſſen wollen.

Aber, die Haupt-Urſache, weswegen ich für die Beybehaltung der deutſchen Schrift bin, iſt dieſe: ſie iſt den Augen angenehmer, als die lateiniſche. Man verſtehe mich nicht unrecht; nicht dem Auge als Beurtheiler der Schönheit, ſondern den Augen als Organ. Jedermann, der ein etwas ſchwaches Geſicht hat, (und derer ſind ja unter den leſenden und ſchreibenden Menſchen ſehr viele,) fühlt

(*) Im Neuen Teutſchen Merkur, 9 St. 1793, S. 99, 99.

fühlt die Augen mehr angegriffen vom Leſen lateiniſcher Schrift, als vom Leſen der deutſchen, von gleicher Größe, gleicher Schwärze, auf gleichem Papier. Mehrere haben dieſes ſchon bemerkt, und ich bin gewiß, ſehr viele werden es gegründet finden, wenn ſie darauf achten.

Was ſollte die Urſache ſeyn, warum die deutſche Schrift den Augen leidlicher wäre, als die lateiniſche? — Wenn man nur erſt von der Thatſache überzeugt iſt, ſo wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaub ich indeſſen ſchon dazu geben zu können.

Ich fand einſt, vor langer Zeit, bey einem Freunde die ſchöne pariſer Quart-Ausgabe der italiäniſchen Dichter. Wer ſie kennt, wird mit mir übereinkommen, daß ſie wohl das ſchönſte bisher bekannte Werk der Buchdrucker-Kunſt ſey; die typographiſche Pracht iſt daran verſchwendet. Das ſchöne Papier hat nirgends den kleinſten Fehler; die Zeilen ſind weit von einander, und die Buchſtaben ſind von einer Reinheit, Schärfe und Form, daß ſie weder die gewöhnliche Didotſche, noch die, wie mir däucht, ſchönere Baſkervilſche, erreicht. Ich las einige Seiten in dieſem Buche, und ſchon in der kurzen Zeit ſpürte ich, ohne eben ein ſchwaches Geſicht zu haben, daß mir das Leſen eine unangenehme Empfindung in den Augen verurſachte. Indem ich daher das Buch aus der Hand legte, ſagte ich meinem Freunde: ſo ſchön es iſt, ſo möchte ichs doch nicht durchleſen. Ich ſagte ihm aber *nichts* neues, denn er antwortete mir: es fatiguirt die Augen. Ich dachte damahls nicht weiter über die Urſache nach.

Seitdem hat man angefangen viele deutſche Bücher mit lateiniſcher Schrift zu drucken. Seitdem hörte ich engländiſche Gelehrte über unſre deutſche Schrift klagen, und mich verſichern, deutſche Bücher und deutſche Gelehrſamkeit werde unter ihnen weit angenehmer werden, wenn man nur anfangen wolle die gothiſche Schrift abzuſchaffen, und das Deutſche dadurch lesbarer zu machen. Seitdem iſt man in Deutſchland von dem Extrem des ſchlechteſten Papiers, der ſtumpfſten Lettern, zu dem des prächtigſten Papiers und der ſaubern Didotſchen lateiniſchen Schrift, ſelbſt für wahre ephemeriſche Producte unſrer Litteratur, übergegangen.

Der Strohm riß mich mit fort, und zumahl bewog mich das, was man mir in England ſagte, als ich vor einiger Zeit eine kleine Schrift heraus gegeben hatte, zu dem Entſchluſſe, ſie zwar nicht auf geglätteten Papier und mit Didotſcher Schrift, aber doch mit guten lateiniſchen Lettern, auf gutes Papier drucken zu laſſen. Ich erhielt die Probe vom Titel und vom erſten Bogen. Es iſt wohl Eigenliebe, daß man bey eignen Arbeiten empfindlich iſt auf das, wovon man glaubt, es verunſtalte ſie; genug, die Proben mißfielen mehr. Der aus lauter Capital-Buchſtaben beſtehende Titel, die vielen Z. K. daſz u. ſ. w. im Texte ſelbſt, machten mir die ſonſt recht gute lateiniſche Schrift ſo unangenehm, daß ich augenblicklich meinen Verleger bat, deutſche Schriften zu nehmen. Dieſer Umſtand veranlaßte mich indeſſen, über die Vorzüge der einen und der andern Schrift für uns Deutſche einige Betrachtungen anzuſtellen.

Wir haben eine unſrer Sprache durch langen Gebrauch angepaßte Schrift; man will ſie umtauſchen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit ſehr wenig; denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wohl ſo viel mehr, und lernt das Alphabet.

Für uns ſelbſt entſtehen daraus mancherley Beſchwerden. Würde es mit Ende dieſes Jahrhunderts allgemein, daß wir lateiniſche Schrift brauchten, ſo werden alle deutſchgedruckte Schriften dieſes Seculums in 50 Jahren ziemlich unbrauchbar ſeyn; und unſre Landleute müſſen entweder zweyerley Schrift leſen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Geſang- und Erbauungs-Bücher, u. ſ. w. nach gerade auch lateiniſch drucken, und beydes wird ihnen ſchwerlich gefallen.

Aber die Haupt-Urſache bleibt immer dieſes: das Leſen der lateiniſchen Schrift greift die Augen mehr an, als das Leſen der deutſchen, wenn ſich alles gleich iſt. Das was bey jener Ausgabe der italiäniſchen Dichter im höchſten Grade war, und deswegen ſo ſchnell wirkt, mag denn in aller lateiniſchen Schrift in einigem Maße ſeyn. Die allzu große Schärfe und Reinheit, die ſeltnen Buchſtaben auf dem glänzend weißen Papier, kann wohl die Wirkung verſtärkt haben. Aber die Haupt-Sache ſcheint mir in der allzugroßen Einförmigkeit der lateiniſchen Charaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu liegen. Faſt alles

iſt

iſt in der lateiniſchen Schrift entweder geradelinig, oder neigt ſich der Zirkel-Form, bey den Capital-Buchſtaben noch mehr wie bey den kleinen. Das o, das e, und das große Q. C. ſind ganz zirkelförmig; am g, d, b, p, klein q, nähert ſich, was nicht gerade iſt, wieder dem Zirkel; ſelbſt das kleine s hat in ſeinen beyden Biegungen etwas Zirkelförmiges; die l, w, v, k, t, x, y, z, beſtehen ganz aus geraden Linien, und bey dem m, n, r, ſ, f, h, werden die geraden Linien nur durch Biegungen unterbrochen, die meiſt Segmente eines Zirkels ſind. Bloß allein der untere Theil des a weicht von der zirkelförmigen Biegung ab. Sehr wenig eckiges iſt in der lateiniſchen Schrift. Mir ſcheint daher die wahre Urſache, warum die lateiniſche Schrift die Augen mehr angreift als die deutſche, ihre zu große Einförmigkeit, und zumahl ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches beym langen Anſchauen eben ſowohl unangenehm für die Augen wird, als das Schmahlgeſtreifte. Bey kleiner Schrift fällt dieſes Runde beſonders auf, und daher der Ausdruck der Perl-Schrift.

Eben weil die deutſche Schrift gar nichts Zirkelrundes hat, welches auch auſſer ihrem Charakter wäre, ſondern überall länglichrund und mehr Ecken hat: ſo iſt, ſonderlich wegen des Gebrauchs der vielen Capital-Buchſtaben, und weil die geraden Linien oben und unten Verdickungen haben, mehr Mannigfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblick das Auge länger. Denn, daß ſchwache Augen länger den Anblick des Deutſchen, als des Lateiniſchen, aushalten, nehme ich hier als eine Erfahrungs-Sache an, die man bald erwieſen finden wird; und es folgt daraus, daß auch geſunde Augen auf die Dauer mehr vom Leſen lateiniſcher Schrift, als deutſcher, leiden werden.

Dann wären ja aber die Engländer zu bedauern, ſagte man mir, ſonderlich bey ihren vielen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts antworten, als, daß man zuverläßig in England mehr Brillen gebrauchen ſieht, als bey uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in engliſchen Zeitungen geleſen hat, ſo fühlt man doch auch wohl eine Zufriedenheit, die Augen ruhen zu laſſen, ſelbſt bey ſehr guten Augen. Was ſie aber noch erträglich macht, iſt, daß die Lettern nicht ſehr ſcharf, ſondern etwas ſtumpf ſind. Allemahl, je ſchärfer die lateiniſchen

Charaktere ſind, deſto beſchwerlicher ſind ſie für die Augen; dahingegen die Schärfe der deutſchen Schrift den Augen nicht nachtheilig iſt, wegen ihrer geringern Einförmigkeit.

Mir ſcheint immer, daß deutſche Schrift ein friſcheres Anſehen habe, als die lateiniſche von gleicher Größe, und als ob man das Deutſche noch in einer Entfernung erkenne, wo das Lateiniſche ſchon undeutlich wird. Ein ſchön gedrucktes deutſches Buch, wie etwa Zimmermanns Einſamkeit, die große Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und die deutſchen Schriften ſind wohl noch Verſchönerungen fähig, ohne ihr Eigenthümliches zu verlieren.

M.

Antwort des Hrn. Hofr. Wieland.

„Bekanntermaßen hat ſchon der große Leibnitz den Gedanken gehabt, daß es wohl gethan ſeyn dürfte, die aus allmähliger Verſchönerung der alten lateiniſchen Mönchs-Schrift entſtandenen ſogenannten deutſchen Lettern, mit den lateiniſchen zu vertauſchen, deren ſich Spanier, Italiäner, Franzoſen, Engländer, und andere europäiſche Völker, ſchon längſt als Schrift- und Druck-Zeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleiſt, Bodmer und Gleim, waren ſchon vor mehr als 40 Jahren die erſten (*), ſo viel ich weis, die den Verſuch machten, was das

(*) Im 4 Th. von Hrn. Hofr. Meuſel hiſtoriſch-litterar. Magazin (Bayr. und Lpz. 1786, gr. 8.) S. 156, fgg. wird in dem Aufſatze: über den lateiniſchen Letterndruck teutſcher Schriften, gegen eine Behauptung im teutſchen Muſeum dargethan, daß man nicht, wie da angegeben iſt, erſt zwiſchen den Jahren 1740 und 1750, ſondern ſchon 40 Jahre früher den Anfang gemacht habe, zuweilen teutſche Schriften mit lateiniſchen Lettern zu drucken. In eben Deſſ. hiſtoriſch - litterariſch - bibliographiſchen Magazin, 3 St. (Zürich, 1791. gr. 8.) S. 291, f. führt Hr. Reinhard ein Beyſpiel, welches beynahe 100 Jahr älter iſt, mit den Worten des Hrn. Prof. Will aus ſeiner Reiſe durch Sachſen, an: „Unter vielen andern Büchern, die ich „(auf der Jenaiſchen Bibliothek) ſah, fiel mir ein lateiniſch-teutſcher Tacitus, von der Ueberſetzung Jacob Micyllus, von 1612 in 8. auf, wo ſchon die teutſche Ueber„ſetzung

das Anſehen eines der größten Männer unſerer Nation, nebſt der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieſer Zeit, in welcher unſre Sprache und Litteratur überhaupt raſche und große Fortſchritte zur Vollkommenheit gemacht hat, iſt es auch durch allerley Abwechſelungen endlich mit dem Gebrauch der lateiniſchen Lettern dahin gediehen, daß dieſe leztern zwar die ſogenannten deutſchen nicht gänzlich verdrungen, aber doch ſo viel über ſie gewonnen haben, daß ſie dermahlen, faſt ausſchließlich, zum Druck ſolcher Schriften und Werke, die man eines ſchönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigſtens durch eine zierliche Auſſenſeite eine gefälligere Aufnahme zu verſchaffen hofft, um ſo mehr gebraucht werden, da durch Baskervill's, Didot's und andrer Bemühungen, die verſchiedenen Arten der lateiniſchen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologiſt der deutſchen Lettern (deſſen Nahmen ich, ſeinem Willen gemäß, und um ſo lieber verſchweige, da ſein Anſehen nicht wenig zum Gewicht ſeiner Gründe hinzuthun könnte,) iſt zu wahrheitliebend, um den lateiniſchen Lettern den Vorzug der Schönheit ſtreitig zu machen, den ſie vor den deutſchen, oder vielmehr vor der gothiſchen Mönchs-Schrift, wie ſehr man auch an ihrer Verſchönerung gearbeitet hat, ſo augenſcheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu ſeyn, daß durch die Verbannung der deutſchen Lettern wenigſtens aus denjenigen Werken unſrer Litteratur, mit welchen die Ausländer, es ſey nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntſchaft zu machen wünſchen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den größten Theil dieſer leztern entweder abſchreckt, oder ihnen wenigſtens unangenehm und anſtößig iſt, aus dem Wege geräumt würde.

„ſetzung mit lateiniſchen Buchſtaben gedruckt war, die wir „Jeztlebende nach (damahls) 172 Jahren einzuführen, „gleichwohl noch ſo viele Bedenklichkeiten haben.

Bemerkung zum 3ten Stück des Magazins, S. 291, den lateiniſchen Letterndruck deutſcher Schriften betreffend, ſt. im 7 und 8 St. des hiſt. litter. biogr. Magaz. (Chemn. 1794. gr. 8.) S. 277. ſqq.

Der Apologiſt geſteht alſo den Liebhabern des lateiniſchen Drucks deutſcher Schriften die zwey weſentlichſten Beweggründe ein, welche ſie zum Behuf derſelben geltend machen, und welche in der That völlig hinreichend ſind, ihren Vorzug vor den gothiſchen zu behaupten, in ſo fern nicht etwa ein neues, bisher noch von niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der leztern lenken ſollte.

Ein ſolches Argument glaubt nun unſer edler Antagoniſt in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf ſeine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nähmlich: daß lateiniſche Druckſchriften die Augen in die Länge weit mehr angreifen und ermüden, als deutſche. Auch hier wird er uns gern geſtehen, daß ſonderlich bey den engliſchen und franzöſiſchen großen Tagblättern, wo dieſe Augen-Beſchwerde ſehr auffallend iſt, die Haupt-Urſache an dem grauen Papier, den allzukleinen Lettern, der ſchlechten Farbe, oder dem allzu eilfertigen Druck, liegen könne; aber dagegen iſt nicht mehr als billig, daß wir eben ſo ehrlich gegen ihn verfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles übrige gleich iſt, ein mit Baskervilleſchen oder Didotſchen Lettern aufs prächtigſte gedrucktes italiäniſches Buch die Augen mehr angreift, als ein mit ſchönen deutſchen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung ſcheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Urſache, aus welcher er ſich dieſe Erfahrung erklärt, iſt, deucht mich, nicht ſo einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf ſie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umſtand liegen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der deutſchen, mit ſo vielen kleinen Ecken und Spitzen verſehenen Buchſtaben. Denn es dürfte, im Gegentheil, noch die Frage ſeyn, ob nicht eben dieſe vielen Spitzen einem ſchwachen Auge weher thun, als die abgerundeten Formen, oder die geradern und gleichern Striche der lateiniſchen.

Mit Einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf ſich Hr. M beruft, dürfte wohl in derjenigen allzu großen, und allerdings, in die Länge, auch die beſten Augen ermüdender Einförmigkeit des franzöſiſchen und italiäniſchen Drucks zu ſuchen ſeyn, welche aus der Gewohnheit entſteht, beynahe alle Subſtantiva mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu drucken; als woher es öfters

kommt,

kommt, daß auf einer ganzen Octav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum 8 bis 12 Capital- oder Unzial-Buchſtaben zu finden ſind; wie ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe (*). Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angeſtellt, und beſonders die Bemerkung: daß auch ein mit deutſchen Schrift-Formen gedrucktes Buch, wenn die Subſtantiva darin, nach der Franzöſiſchen Mode, mit kleinen Anfangs-Buchſtaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bey der löblichen Gewohnheit unſrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden,) belaſſen wird, haben mich in dieſer Meinung gänzlich beſtättigt. Ich glaube alſo, in ſo fern 1) in den mit lateiniſchen Lettern gedruckten deutſchen Werken die großen Anfangs-Buchſtaben, die zur Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Formen ſo viel beytragen, nicht nur beybehalten, ſondern eher auf eine ſchickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe ſo fein und ſchwarz iſt, als möglich; 4) die Buchſtaben rein und ſcharf ausgedruckt (**), und 5) nicht an ſich ſelbſt zu dünn ſind, ſondern die gehörige Dicke haben: ſo werde der okuliſtiſche Vorwurf, den Hr. M. den lateiniſchen Lettern macht, ziemlich gehoben ſeyn, und gegen die übrigen eingeſtandenen Vorzüge und Vortheile der leztern, in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens iſt ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand alles oder auch nur das Meiſte, was unſere Preſſen in ganz Deutſchland beſchäftigt, mit lateiniſchen Lettern drucke. Die Vertauſchung derſelben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am wenigſten läſtig iſt, bewerkſtelliget werden; oder die lateiniſchen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch

(*) In Marchetti's zu London bey Mackintoſch gedruckten Ueberſetzung des Lukrez, iſt oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hinter einander, kein anderer Unzial-Buchſtaben zu ſehen, als die, womit jeder Vers anfängt: und es iſt nicht zu ſagen, wie beſchwerlich dies das Leſen dieſes übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

(**) Denn daß ſtumpfe Lettern den Augen wohlthätig ſeyn, kann Hr. M. doch kaum im Ernſt gemeint haben.

durch ſich Werke des Genies und Geſchmacks, Bücher von vorzüglichem wiſſenſchaftlichem Werth, welche hauptſächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Bücher-Säle beſtimmt ſind, von dem übrigen großen Haufen der Druck-Sachen unterſcheiden.

Was Hr. M. von noch möglichen Verſchönerungen der deutſchen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neueſten, mühſamen und koſtſpieligen Bemühungen des Hrn. Unger in Berlin (*), wofür dem patriotiſchen und unver-

(*) Probe einer neuen Art deutſcher Lettern; erfunden und in Stahl geſchnitten von J. F. Unger. Berlin, 1793, 8. 1 u. e. Viert. Bogen. Die großen Verdienſte, welche ſich Hr. Unger (deſſen ich, im LX. Th. S. 152, bey Gelegenheit der von ihm geſchnittenen Land-Karte, Erwähnung gethan habe,) um die Kunſt und um die Typographie bereits erworben hat, werden durch dieſe Probe beträchtlich vermehrt.

Schon mehrere Jahre beſchäftigte ſich Hr. Unger mit der Idee, wie unſere gewöhnlichen deutſchen Lettern zu vereinfachen, das viele Eckige von den gemeinen, und das Krauſe, Gothiſch-ſchnörkelige von den großen Buchſtaben wegzuſchaffen wäre, ohne jedoch der Schrift durch die damit vorzunehmende Veränderung ein fremdartiges Anſehen zu geben. Er verſuchte Zeichnungen, und ſchickte ſie Hrn. Didot, um ſie in Stahl zu ſchneiden, aber ſie ſchienen kein angenehmes Ganzes auszumachen. Didot ſtrengte ſeine Kunſt noch einmahl an; aber der Verſuch mißlang wieder. Endlich meldete Didot, daß er auf der königl. Bibliothek zu Paris ein ſehr ſchönes Manuſcript geſehen habe, und geneigt ſey, nach dieſem und mit Zuziehung der ihm geſandten Zeichnungen noch eine deutſche Schrift zu verſuchen. Er that es, und darauf erfolgten die Lettern, die auf der lezten Seite dieſer Blätter abgedruckt ſind; aber Männer von entſchiedenem Kunſt-Geſchmacke urtheilten darüber auch nicht günſtig. Nun entſchloß ſich Hr. Unger ſelbſt einigen Unterricht im Stahl-Schneiden zu nehmen, wobey ihm ſein Holzſchneiden ſo gut zu Statten kam, daß er jene Kunſt im Allgemeinen ſehr bald faßte. Durch anhaltende Uebung und mit Anſtrengung aller Geduld gelang es ihm endlich, die Schrift, welche er in erwähnter Probe dem ſachverſtändigen Publicum vorlegt, zu Stande zu bringen. Er mußte dabey mit großen Schwierigkeiten kämpfen; denn bey aller Abweichung von den alten Lettern, die er zu machen hatte, mußte er doch alle fremdartigen Züge vermeiden. Um ſich zu überzeugen, daß er dies wirklich gethan habe, ſezte er die Wörter von ſeinen Lettern zuſammen, und legte ſie Kindern vor, die im Leſen noch nicht ſehr geübt waren.

Laſen

verdroſſenen Eifer dieſes verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewohl ich gänzlich gegen mein Gefühl ſprechen müßte, wenn ich nicht geſtände, daß mich eben dieſe Verſuche in der Meinung beſtättigt haben, daß Hr. Breitkopf dem deutſchen Buchſtaben bereits alle die Schönheit, deſſen er, ſeiner gothiſchen Natur und Art nach, fähig iſt, gegeben habe, und daß jeder neue Verſuch, denſelben durch Abſtumpfung ſeiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateiniſchen näher zu bringen, und ihm gleichwohl noch ſo viel davon zu laſſen, daß er weſentlich von dem lateiniſchen verſchieden bleibe, nothwendig verunglücken müſſe. Meine einzelne Stimme in dieſer Sache kann der Majorität, wenn ſie für die neu erfundenen Le-

Laſen ſie beym erſten Anblick ohne Anſtoß, ſo hielt er ſeine Buchſtaben für annehmlich, ſo wie er ſie im entgegengeſetzten Falle verwarf. Sein Endzweck bey Verfertigung dieſer Lettern war: erſtlich, die vielen Ecken davon wegzuſchaffen, damit ſie eine gefälligere Form bekämen; die Lettern dem ſchwachen Auge unentſtellter, heller und deutlicher darzuſtellen, und dadurch den nicht ungegründeten Klagen über das Unangenehme der jezigen deutſchen Schriftzüge abzuhelfen; zweytens, den Buchſtaben ſo zu formen, daß er ſich deutlich von dem andern auszeichnete, und daß die jezt ſo häufigen Verwechſelungen in den Büchern vermieden würden. Man muß geſtehen, daß dieſe Schriftform, ohne von der gewöhnlichen ſehr abzuweichen, viel Helles, Zartes und Deutliches hat, wenn gleich das an die alte Form gewöhnte Auge, dem daher das Eckige und Stumpfe nicht ſo auffällt, ſie anfangs etwas mager finden ſollte. Daß beſonders die Formen der Verſal-Buchſtaben ſehr ſchön gebildet ſind, fällt ſogleich bey dem erſten Anblicke in das Auge. Beym erſten Anblick glaubt man eine von einem ſehr geſchickten Schönſchreiber nachgebildete feine Druckſchrift zu ſehen.

Nachdem Hr. Unger die Urtheile über dieſen ſeinen erſten Verſuch abgewartet hatte, verfertigte er nach einer andern Idee, zwey Schriften, eine kleinere und eine etwas größere, und druckte damit, im J. 1794, ein Buch, u. d. T. Die neue Cecilia. Letzte Blätter, von Karl Phil. Moritz. Zweite Probe neu veränderter deutſcher Druckſchrift. Berl. 1794, gr. 8. 76 S. Er legte dabey die gewöhnliche deutſche Schrift zum Grunde, that alle entbehrlichen Züge davon, gab ſämmtlichen Buchſtaben mehr Verhältniß und Licht, und ſo entſtanden dieſe Lettern, welche dem Auge weniger fremd ſind, als ſeine erſtern Verſuche.

K.

Lettern entſcheiden ſollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenſchein mich eines andern belehren ſollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen; aber, ſo viel ich nach den Proben, die mir dermahlen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe mit dieſen neuen deutſchen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbeſtimmtheit mancher Buchſtaben und der häufigen ſtumpfen Ecken, theils wegen der zu groſen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene deſto auffallender abſtechen, ſchwachen Augen ungleich beſchwerlicher ſeyn, als irgend ein italiäniſches oder franzöſiſches; eine Sache, worüber ich mir getraue, unſern unbefangenen Apologiſten der deutſchen Lettern ſelbſt entſcheiden zu laſſen.“

W.

Im Journal des Luxus und der Moden, Dec. 1793: S. 622, fgg. eröffnete Hr. Leg. R. Bertuch, in Weimar, ſeine Gedanken über dieſe Materie, in folgendem Aufſatz.

„Mein Votum über lateiniſche und teutſche Lettern, als Typographiſche Mode betrachtet. Ich habe in der kleinen Abhandlung, über den typographiſchen Luxus, im Nov. dieſes Journals verſprochen, in gegenwärtigem Hefte mein ausführliches Votum über den Vorzug der lateiniſchen Lettern vor unſern ſogenannten teutſchen, zu liefern, und erfülle hiermit um deſto lieber mein Verſprechen, da mir Herr Unger in Berlin ſelbſt ſeinen Verſuch einer Verſchönerung der teutſchen Lettern (*) zuſchickte, und mir dadurch die Ehre erwies, mich zu einer Erklärung meiner Meinung hierüber aufzuforden.

Es iſt nach und nach Mode geworden, teutſche Werke, denen man eine Art von Eleganz geben wollte, mit lateiniſchen Lettern zu drucken; der Geſchmack daran hat ſich ſeit 30 Jahren in Teutſchland ſehr verbreitet, und es iſt wirklich Hoffnung da, daß Teutſchland endlich auch ſo glück-

(*) Probe einer neuen Art deutſcher Lettern; erfunden und in Stahl geſchnitten von J. F. Unger. Berlin, 1793. K.

Siehe oben, S. 300, Anm. K.

glücklich ſeyn werde, wie alle andere Europäiſche Nationen ſeine häßliche Mönchsſchrift los zu werden, ſie mit den allgemein eingeführten lateiniſchen Typen zu vertauſchen, und dadurch mit den andern abendländiſchen Nationen von Europa in Einklang zu treten. Sey dies auch vielleicht erſt in 30 bis 40 Jahren: dies thut nichts; wenn es nur dennoch dazu kommt. Ich werde hernach zeigen, wie langſam dieſer Wechſel im 16ten Jahrhunderte in Frankreich und Spanien gieng; und dennoch drang der beſſere Geſchmack durch.

Es iſt ſonderbar, daß eben dieſe glückliche Criſe, die wir in unſrer Typographie und dem teutſchen Bücherweſen zu erwarten haben, noch bis jezt die Meinungen unſerer Gelehrten theilt, ſie Parthey für und gegen dieſelbe nehmen macht, und anjezt zu mancherley Schriften, Verſuchen und Aeuſſerungen Anlaß giebt, die wirklich zum Theil mißverſtanden, zum Theil vorurtheilsvoll und übereilt ſind, und das Publikum irre führen können. Ich bin gewiß, daß ſich alle Einwürfe und Bedenklichkeiten, die man der Einführung der lateiniſchen Lettern in teutſchen Druckereyen entgegenſtellt, leicht heben, und die diſſentirenden Meinungen der Partheyen, vereinigen laſſen, ſobald man die Sache nur gründlicher unterſuchen, ſich klarer darſtellen, und zur Detail die nöthigen Unterſchiede machen will, die ſie nothwendig verlangt. Ich habe es hier eigentlich mit drey Gegnern der lateiniſchen Lettern zu thun: 1) mit Hrn. Unger in Berlin, der durch ſeinen obgedachten Verſuch das Publikum von ſeiner Vorliebe zu den lateiniſchen Lettern zurückbringen will; 2) mit Hrn. H. v. Archenholz, der im Jul. d. J. ſeiner Minerva, in dem kleinen Aufſatze, zur Geſchichte des teutſchen Bücherweſens, die teutſchen Lettern in Schutz nimmt; und 3) mit Hrn. M.**, der im Sept. des N. Teutſchen Merkur eine Apologie der teutſchen Lettern geliefert, und, ich muß bekennen, die meiſten und ſcheinbarſten Gründe für ſeine Sache aufgeſtellt hat; zum Theil aber auch ſchon dort recht gut von Hrn. Hofr. Wieland widerlegt worden iſt.

Ehe ich mich auf die Streitfrage ſelbſt einlaſſen kann, muß ich erſt beſtimmen, was eigentlich unſre teutſchen Lettern ſind? woher wir ſie haben? und wie nahe oder fern ſie mit den lateiniſchen verwandt ſind? Dieſe klei

ne

ne Entwickelung wird mir ſchon ziemlich reine Bahn machen, und die Nichtigkeit ſo manches Einwurfs zeigen.

Es iſt ein großes Vorurtheil, wenn wir mit Hrn. Unger glauben (S. 13 ſeiner Probe), die ſogenannten teutſchen Lettern gehörten Teutſchland ausſchließlich zu, und wir würden auf Originalität Verzicht thun, wenn wir ſie aufgäben, und auf die ſogenannten lateiniſchen übergiengen. Beyde ſind einerley Urſprungs, und höchſtwahrſcheinlich aus dem uralten Gothiſchen Alphabet des Biſchof Ulphilas in Möſien entſtanden, mit welchem dieſer ſeine Ueberſetzung der IV. Evangeliſten ſchrieb, und ſie nach Rom brachte (*). Dies neue Alphabet war offenbar, und wie man gleich auf den erſten Blick bey einer Vergleichung ſieht, nichts anders als verbeſſerte ſcandinaviſche Runen. In den Homilien des heil. Gregorii erſcheint zuerſt das ſogenannte Gregorianiſche Alphabet, das unſrer alten Mönchsſchrift, und unſern eckigten teutſchen Druck-Lettern am ähnlichſten, und offenbar auch gothiſch-runiſcher Herkunft iſt (**). Wer mit der Diplomatik ein wenig bekannt iſt, weis, daß dieſe Alphabete nun beym Schreiben, nach Landes-Art und Geſchmack, und Gebrauch der Abſchreiber in Teutſchland, Italien, Frankreich, Spanien, England, u. ſ. w. faſt in jedem Jahrhunderte andere Formen annahmen. So hat z. E. ein Alphabet aus dem VI. Jahrhunderte beynahe die Züge der jezigen teutſchen Current-Handſchrift; das ſogenannte Merovingiſche Alphabet faſt ganz lateiniſche kleine Buchſtaben; das älteſte Sächſiſche Alphabet, das wir kennen, ſo wie das Longobardiſche aus dem VIII. Jahrhunderte, halb teutſche, halb lateiniſche Lettern. Kommt man in die Handſchriften der Diplomen des Mittel-Alters, ſo findet man beyderley Alphabete in einerley Sprache beſtändig vermiſcht, und ohne Unterſchied gebraucht. Im XIV. und zu Anfange des XV. Jahrh. wurde in den Klöſtern meiſtens mit Rohrfedern geſchrieben, und da dieſe keine flüchtige rundgeformte Züge, ſondern nur geradlinigte und eckigte Striche erlaubten, ſo fand die Buchdrucker-

(*) *M. G. Heupel* Diſſ. de Ulphila, ſeu verſione IV. Evangeliſtarum Gothica. Wittemb. 1693.

(**) Conf. *Schannad* Vindem. litter. p. 228.

ckerkunſt bey ihrer Entſtehung im J. 1440 keine andere als die ſogenannte Mönchsſchrift allgemein verbreitet; und nahm ihre eckigten und geradlinigten Formen um deſto lieber an, da ihre erſten Verſuche in Holz geſchnittene Tafeln, oder auch hölzerne Buchſtaben waren, und das Meſſer des Holzſchneiders weit beſſer nach geraden als nach krummen und runden Linien arbeiten konnte (*).

So kam es nun, daß mit Verbreitung der Buchdruckerey in Europa die Lettern endlich eine feſte, beſtimmte und unveränderliche Form bekamen; die darin aufgenommene Mönchsſchrift mit der Druckerpreſſe von Nation zu Nation wanderte, und Teutſchland, Frankreich, Italien, Spanien, England, Holland, u. ſ. w. ohne Unterſchied ſowohl Werke in der Landesſprache als auch lateiniſche daraus druckte, obgleich die runden Typen auch neben der eckigten Mönchsſchrift, ſchon im XV Jahrh. hie und da, obgleich roh genug, in den Druckereyen exiſtirten, und vermuthlich nach der Handſchrift der Diplomen kopirt worden waren, um dieſen nachzuahmen. Dies dauerte länger als ein Jahrhundert ſo fort, wie ich gleich zeigen will. Claude Garamond, einer der größten und berühmteſten Schriftſchneider und Gießer, die es je gab, der zu Anfange des XVI Jahrh. in Paris lebte, war der erſte, der im J. 1510 die häßliche Mönchsſchrift in den Druckereyen ganz zu verdrängen ſuchte, und auf Befehl des Königs Franz I. ſo ſchöne lateiniſche Schriften für die königl. Druckerey ſchnitte, daß ſie noch bis jezt bewundert werden, und einem Fournier und Didot zu Muſtern der ihrigen dienten. Dies machte eine merkwürdige Epoque für die ſogenannten lateiniſchen Lettern, ſo wie wir

(*) Nach Hrn. Unger Urtheil, in der ſeiner zweyten Probe (ſ. oben, S. 301, Anm.) vorangeſchickten Nachricht, S. 7, irrt Hr. Bertuch, wenn er glaubt, daß man, bey Erfindung der Buchdrucker-Kunſt, lieber dieeckigte und geradlinigte Form der Buchſtaben wählte, weil ſie für das Meſſer des Holzſchneiders leichter zu verfertigen ſey; „daran“ ſagt Hr. Unger: „war wohl bloß der damahlige Geſchmack „Schuld; für den Formſchneider ſind vielmehr runde Buchſtaben weit leichter und beſſer zu ſchneiden, als eckigte, „worüber ich aus eigener Erfahrung urtheilen kann.“ K.

wir ſie jezt kennen, und die wir beſſer Garamondſche Lettern nennen ſollten (*).

So bald ſich auch dieſe ſo glückliche Verbeſſerung der Druckereyen durch Frankreich, Spanien, Italien, England und Deutſchland verbreitete, ſo gieng die gänzliche Abſchaffung und Verwechſelung der Mönchsſchrift mit dieſer ſchöneren, ſelbſt in Frankreich, Spanien und England, bey weitem nicht ſo ſchnell, als man vielleicht glauben ſollte; und ich habe Beweiſe davon in den Händen, daß man noch beynahe 50 Jahre lang, nachdem Garamond ſchon die verſchönerten Lettern geliefert hatte, in Frankreich und Spanien, ſonderlich **Volksbücher**, mit Mönchsſchrift, die unſern ältern deutſchen Lettern vollkommen gleich iſt, druckte, vermuthlich weil man dieſe Schrift noch in Menge in den Druckereyen hatte, und die Augen des Volks erſt nach und nach an die neuen ſchönern Formen gewöhnen wollte.

In Deutſchland waren zwar ſchon die runden Typen auch bekannt, und die neue franzöſiſche oder verſchönerte Garamondſche Schrift wurde eben ſo ſchnell, als in andern Ländern, von unſern fleißigen Künſtlern in die deutſchen Druckereyen aufgenommen, wie die noch bey uns gangbaren franzöſiſchen Namen verſchiedener lateiniſchen Typen beweiſen; man druckte aber — wohl zu merken — nur lateiniſche **Werke** damit, und behielt für deutſche **Bücher** entweder aus Oekonomie, oder, eben ſo wie in andern Ländern, um das ungelehrte gemeine Volk nicht vom Leſen abzuſchrecken, die eckigte Mönchsſchrift bey. Man nahm ihr die in den Handſchriften und erſten gedruckten Büchern eingeführten häßlichen Abbreviaturen, und unſre geſchickten deutſchen Schriftſchneider führten eine

(*) In Paris war zwar, wie Hr. Unger, a. ang. O., S 6. anführt, Garamond der erſte Künſtler, welcher lateiniſche Lettern ſchnitt, vor ihm aber hatten ſchon, im J. 1469. in Rom, Conrad Schweinheim und Pannartz, den Virgil, 1471 Georg Lever den Eutropius, und andere Buchdrucker mehr, mit ziemlich guten runden Buchſtaben gedruckt; und Garamond fand nicht viel an der Buchſtaben Form zu ändern, nur daß er in ſeiner Gießerey genauere Inſtrumente hatte, wodurch die Buchſtaben mehr in eine Linie kamen, und ſich dem Auge gefälliger darſtellten.

eine etwas leidlichere und feſtbeſtimmte Form der Buchſtaben im XVI Jahrhunderte ein. Da man nun in Deutſchland fortfuhr mit den runden Typen, welche Garamond in Frankreich und Aldus Mannutius in Venedig — der die ſogenannte Curſiv-Schrift hinzu that, verſchönert hatten, bloß lateiniſche Werke, mit der verbeſſerten eckigten Mönchsſchrift aber nur deutſche Schriften zu drucken, ſo bekamen jene daher im gemeinen Leben den Nahmen lateiniſche und dieſe deutſche Lettern.

Alle abendländiſche Nationen Europens hatten ſich nun zu Anfange des XVII Jahrhunderts ganz unmerklich von ihrer alten Mönchsſchrift — die man zum Glück bey ihnen gar nicht zu verbeſſern geſucht hatte — losgemacht; nur in Deutſchland bliebs unglücklicherweiſe in den Druckereyen eben deswegen, weil man die Formen der alten Mönchsſchrift etwas leidlicher gemacht hatte, bey dieſer Gewohnheit. Der typographiſche gute Geſchmack verlohr ſich faſt in ganz Europa, und die Druckereyen lieferten zu Ende des XVII, und in der erſten Hälfte des XVIII Jahrhunderts, ſonderlich in Deutſchland wahre Sudeleyen. In der Mitte dieſes Jahrhnnderts ſtieg aus den Trümmern der ſchönen Aldinſchen, Garamondſchen, Stephaniſchen, Plantinſchen, Frobenſchen, Oporinſchen, Raſſlenghſchen, Elzevirſchen, und Sheldonſchen Ausgaben gleichſam ein neuer Geiſt in den europäiſchen Druckereyen auf, und Baſkerville in England, Fournier und Didot in Frankreich, Ibarra in Spanien, und Bodoni in Italien, fiengen faſt zu gleicher Zeit an, in allen dieſen Ländern den geſunkenen typographiſchen Geſchmack zu verbeſſern; indeſſen auch Haas in Baſel und Breitkopf in Leipzig nochmahls verſuchten, unſern deutſchen Lettern ihre Schnörkel wegzuſchneiden, und ihnen die möglichſte Simplicität zu geben, deren ſie, ihrem Weſen nach, fähig wären.

Dieſe kleine Entwickelung, welche ich nothwendig machen mußte, um den Punct unſrer Streitfrage richtig zu beſtimmen, zeigt alſo deutlich: 1) daß unſre dermahligen deutſchen Lettern mit den ſogenannten lateiniſchen einerley und gemeinſchaftlichen gothiſchen Urſprungs ſind, beyde von andern europäiſchen Nationen lange Zeit ohne Unterſchied gebraucht wurden, und wir gar keinen Anſpruch auf Originalität und Alleinbeſitz der erſteren machen können;

nen; 2) daß andere Nationen die Mönchsſchrift wegen ihrer Häßlichkeit nach und nach abſchafften, und auf die ſchöneren runden Typen übergiengen. Nun ein Wort mit den drey Herren Gegnern der lateiniſchen Lettern.

Es iſt wirklich ſonderbar, daß Hr. Unger in Berlin, dieſer verdienſtvolle Künſtler, der bisher einer der eifrigſten und wärmſten Beförderer der Einführung der ſchönen Didotſchen Lettern in Teutſchland war, und deſſen Druckerey vortreffliche Proben davon lieferte, auf einmahl jene gute Bahn verläßt, und mit einem Verſuche, die teutſchen Lettern zu verbeſſern, auftritt, der ihm, nach dem einſtimmigen Urtheile mehrerer Kenner, die ich darüber ſprach, weil ich dem Gefühle meiner Augen nicht allein trauen wollte, nicht geglückt iſt. „Ich habe bey dieſen „Lettern geſucht — ſagt er, S. 15 — das Helle und „Zarte der lateiniſchen Schrift hineinzubringen, ohne nur „einen Zug davon zu entlehnen.“ Eben dadurch iſt ſein Verſuch verunglückt, denn ſeine neuen Lettern ſind zu zart und zu mager, und thun dem Auge wirklich nicht ſo wohl, als die auf S. 11 als Contraſt abgedruckte fettere alte Corpus-Schrift. Unſer Auge iſt von Jugend auf nur an zwey Hauptformen von Schriften, nähmlich an die Teutſche oder Lateiniſche, beym Leſen gewöhnt, und jede neue ungewohnte, mit deren Form man ſich beſchäftigen muß, wenn man bloß über den Inhalt deſſen, was man lieſt, denken will, iſt uns ſo unangenehm, als Spielkarten von neuer Form, weil es den Mechanismus unſrer Seelen-Operation ſtöhrt. Meiner Meinung nach haben Haas und Breitkopf aus unſern gothiſchen Lettern ſchon gemacht, was nur möglich war; und man ſollte ſie nicht mehr zu verbeſſern, ſondern nach dem Beyſpiele anderer Nationen nach und nach abzuſchaffen ſuchen. Ein glücklicher Anfang iſt bereits ſeit 30 Jahren her ſchon damit gemacht worden: das Publikum, ja ſogar Kinder, leſen teutſche Schriften mit lateiniſchen Lettern gedruckt, ohne Anſtoß und Beſchwerde; und in 30 bis 40 Jahren iſt vielleicht ohne große Mühe, der große Uebergang von ſelbſt gemacht. Herr Unger ſuche alſo das Publikum von ſeiner Vorliebe zu den lateiniſchen Lettern (die er doch alſo eingeſtehen muß?) nur nicht zurückzubringen, ſondern befördre immer, ſo warm er anfangs that, durch ſchönen Druck mit lateiniſchen Lettern, die glückliche Criſe der

völ-

völligen Verbannung unſrer Runen, die Teutſchland zu hoffen hat. Es iſt allerdings ein weit wichtigerer Punkt als Hr. Unger glaubt, wenn wir dem Ausländer, der Teutſch lernen will, unſre Schriftſteller mit Lettern gedruckt, die ſeinem Auge ſchon mechaniſch ſind, in die Hände geben können; und ich bin gewiß, daß dadurch unſre Literatur im Auslande weit ſchnellere Fortſchritte machen wird.

Hr. v. Archenholz ſchrieb den obgedachten Aufſatz im Julius Hefte ſeiner heurigen Minerva, hauptſächlich Hrn. Ungers Verſuch bekannt zu machen, und ſeine neue teutſche Schrift zu empfehlen. Er iſt aber zu flüchtig hingeſchrieben, und Hr. v. Archenholz hat, auſſerdem daß er ein paarmahl petitionem principii darin begeht, ſeine Meinung, ob Teutſchland die lateiniſchen Lettern an ſtatt ſeiner alten teutſchen annehmen ſolle oder nicht, ſo ſchwankend darin ausgedruckt, daß ſich nichts darüber ſagen läßt. Vollkommen einverſtanden bin ich übrigens mit ihm über folgende Sätze: 1) daß eine ſchnelle und allgemeine Verdrängung der teutſchen Lettern ſogleich unausführbar ſey, und wenigſtens noch die folgende Generation dazu gehöre dies zu bewerkſtelligen; 2) daß man vor der Hand keine populären Schriften mit lateiniſchen Lettern drucken müſſe, ſondern nur wiſſentſchaftliche Werke, wenn man als Buchhändler ſicher gehen will. Eben ſo machten es unſre benachbarten Nationen im XVI Jahrhunderte.

Der Apologiſt der deutſchen Lettern im N. Teutſchen Merkur (Sept. d. J.) hat zwar mehr und ſcheinbare Gründe gegen die lateiniſchen Typen ausgeſtellt; ſie ſind ihm aber gröſſtentheils ſchon ebendaſelbſt vom Hrn. Hofr. Wieland ſo gut widerlegt worden, daß ich mich um einerley Sache nicht zweymahl zu thun, darauf beziehen kann. Sein Haupteinwurf, daß die lateiniſche Schrift die Augen mehr angreife, als die teutſche, verſchwindet ganz, wenn man 1) in den mit lateiniſchen Lettern gedruckten Büchern eben ſo viele gröſſere Anfangsbuchſtaben oder Verſalien braucht, als bey teutſchen, und überhaupt die lateiniſche Schrift, in Rückſicht unſerer Diphtongen, Doppel-Vocalen, u. d. gl. völlig auf teutſche Sprache einrichtet, wie die Schriftgieſſer auch jezt ſchon thun; und 2) wenn man nicht jedes Pamphlet luxuriös prächtig

 druckt,

druckt, und bey guten Werken das Papier nicht bis zum Glanze glättet, ſondern nur ſanft preßt.

Mein unvorgreiflichſtes Votum, wenn ich eins in dieſer nicht unwichtigen Angelegenheit des deutſchen Bücherweſens zu geben habe, würde alſo folgendes ſeyn. Man bleibe nicht auf halben Wege der glücklich eingeſchlagenen Bahn ſtehen, und ſuche den Austauſch der gothiſch-deutſchen Lettern gegen die ſchöneren lateiniſchen zu vollenden. Dies zu bewirken, gehe man langſam, aber nach einem beſtimmten Plane fort, und drucke nur wiſſenſchaftliche Werke, oder unſre klaſſiſchen Schriftſteller, von letzter Hand, mit lateiniſchen, populäre Bücher, Volksſchriften, Geſetze, politiſche Zeitungen, u. ſ. w. aber noch lange hin mit deutſchen Lettern. Man laſſe in den Volksſchulen die Kinder zuweilen abwechſelnd teutſch mit lateiniſchen Lettern gedruckt und geſchrieben leſen, auch teutſch mit lateiniſchen, Lettern ſchreiben, woran ſie ſich leicht gewöhnen werden. Nach und nach, vielleicht in 30, 40 Jahren, wird der Umtauſch durch ganz Teutſchland ohnvermerkt — denn der Himmel bewahre uns für allen ſchnellen und gewaltſamen Umſchaffungs-Operationen a la Françoiſe! — gemacht ſeyn, und unſre Nachkommen, wenn ſie den Nutzen davon ſpühren, werden uns herzlich danken, daß wir endlich einmahl auch anfiengen unſre Druckereyen zu ſimplicifiren, und ihnen dieſe Wohlthat erwieſen."

J. F. Bertuch.

Das letzte Werk, welches der d. 28 Jan. 1794 verſtorbene gelehrte Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, Hr. Joh Gottlob Imman. Breitkopf, unter dem Titel: Ueber Bibliographie und Bibliophilie, 1793, auf 4 Bog. in gr. 4. geliefert hat, enthält eigentlich eine genaue Unterſuchung, wie die deutſche Schrift, oder die deutſchen Buchſtaben, in den Buchdruckereyen, von ihrem erſten Anfange an gebrauchet, wie ſie nach und nach verändert, verbeſſert, und endlich zu der Schönheit gelanget ſind, die man gegenwärtig an ihnen findet; und bey dieſer Gelegen-

legenheit zugleich auch eine gründliche Ablehnung der Einwürfe gegen die deutſchen Schrift-Arten, und den deutſchen Druck, um dieſe National-Schrift aus den deutſchen Druckereyen zu verdrängen, und die lateiniſche Schrift, gleich andern Nationen, die ehemahls auch die deutſchen Schrift-Arten gebrauchten, anzunehmen.

„Ungeachtet," ſagt Hr. Breitkopf: „die deutſche Schrift aus der lateiniſchen Schrift-Art vornehmlich der Mönche in Klöſtern, entſprnngen iſt, ſo iſt ſie doch dieſe Schrift nicht mehr, ſondern auf einen gewiſſen Grad ausgebildet. Die lateiniſche Schrift iſt ja aus der griechiſchen entſtanden; aber ſie war ſchon gänzlich für die römiſche Sprache ausgebildet, als der römiſche Staat im größten Flore war; und die griechiſche Schrift iſt wieder aus der phöniziſchen entſtanden, und ſo hat immer eine die andere zur Stamm-Mutter. Vor Alters konnte das Deutſche um ſo viel leichter mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedruckt werden, da die deutſche Sprache damahls mehr Vocales, als Conſonanten, brauchte, und die deutſche Schrift der lateiniſchen ähnlicher war. Nachdem aber die deutſche Sprache mehr ausgebildet worden, fand ſich die Unbeqnemlichkeit nur zu ſehr, alle Worte gehörig mit lateiniſchen Buchſtaben auszudrucken. Selbſt die Nationen, welche lateiniſche Charaktere angenommen haben, ſind gar nicht damit zufrieden geweſen. Denn die lateiniſchen Buchſtaben reichen allein nicht zu, das Eigene der Mund-Art vollkommen auszudrücken, ohne fremde hinzugefügten Charaktere einzumiſchen. Alle Verbeſſerungen und Reformationen in der deutſchen Sprache werden es nicht dahin bringen, daß die lateiniſchen Charaktere für die Sprache hinlänglich zureichen werden. Man muß nur Bücher-Sprache, und Provinz-Sprache oder Volks-Sprache unterſcheiden. Selbſt in denen Ländern, wo die lateiniſche Schrift-Art in Büchern zum Gebrauch angenommen iſt, hat das Volk ſeine deutſche Schrift nicht verabſchiedet. Kirchen-Schul- und Andachts-Bücher werden noch immer in der angewohnten Schrift-Art gedruckt. Warum will man einer Nation eine Schrift-Art nehmen, und verächtlich machen, die, der Buchſtaben wegen, ihrer Sprache angemeſſener iſt, als die, welche man ihr

dafür aufdringt? Solche Verachtung des deutſchen Schrift-Charakters ſchrecket die Künſtler ab, ſie zu verbeſſern und ganz auszubilden. Und deswegen kann die lateiniſche Schrift, wenn ſie noch ſo häufig zur deutſchen Sprache gebraucht wird, nicht weiter ausgepuzet werden.“

Lateran, ein Pallaſt und eine dabey ſtehende Kirche in Rom. Obgleich die im XXXVIII Th. S. 180, fgg. beſchriebene St. Peters-Kirche in Rom, alle andere an Pracht übertrifft, ſo hat doch die Lateran-Kirche den erſten Rang, weil ſie die älteſte in Rom iſt. Dieſes iſt eigentlich die Pfarr-Kirche des Papſtes, als Biſchofes von Rom; und die erſte Ceremonie nach ſeiner Wahl iſt, von derſelben Beſitz zu nehmen; dieß geſchieht mit auſſerordentlichem Pomp, und iſt auch gemeiniglich das einzige Mahl, daß dieſer vornehme Pfarrer ſeine Pfarr-Kirche beſucht. Sie hat den Nahmen von einer alten römiſchen Familie, die daſelbſt ein anſehnliches Haus beſaß. Da nämlich, nach dem Berichte des Tacitus, der römiſche Senator Plautius Lateranus an einer Verſchwörung wider den Kaiſer Nero Theil hatte, oder gar das Haupt derſelben war, ließ ihn Nero hinrichten, und ſeine Güter wurden eingezogen. Gedachter Pallaſt fiel daher dem Kaiſer zu, und nach ihm ſeinen Nachfolgern, bis auf Konſtantin den Großen. Dieſer ſchenkte ihn dem Biſchofe zu Rom, Melchiades, ſowohl daſelbſt zu wohnen, als auch eine Kirche zu bauen. Dieſes geſchah, und ſein Nachfolger, der h. Sylveſter, weihete dieſelbe im J. 324 ein (*), daher wird ſie

(*) Dieſe Kirche wurde, nach Konſtantin's Nahmen, die konſtantiniſche, ſonſt zu St. Salvator, oder dem Heilande genannt, weil unter der Zeit, da der heil. Sylveſter ſolche einweihete, das Bild des Heilandes der Welt an der Wand erſchien; und weil gedachter Kaiſer nahe bey dieſer Kirche einen Tauf-Stein bauen ließ, die Tauf-Steine aber das Bildniß Johannes des Täufers hatten, ſo gab man ihr auch den Nahmen St. Johannes von Lateran, welchen ſie behalten hat, obgleich ihr wahrer Nahme St. Sal-

ſie wie die Kathedral-Kirche von Rom betrachtet, und ihr auch der Vorzug vor der Peters-Kirche zugeſtanden (*). Die ganze Gegend zwiſchen dem Capitolium und dieſer großen Kirche, wurde 1080 von **Robert Guichard**, Fürſt von Salerno, einem Normann, verwüſtet, und iſt ſeitdem nie wieder bevölkert worden. Alles iſt hier öde und unbewohnt. Dieſer prächtige Tempel mit ſeinem Obelisk, wie auch die dabey liegenden herrlichen Gebäude, ſtehen ganz iſolirt, und gleichſam auf dem Felde, ob es gleich noch innerhalb der Ring-Mauern der Stadt iſt.

Anaſtaſius, der Bibliothekar, giebt uns Nachricht von den Geſchenken, die **Konſtantin**, nach erhaltener Taufe, dieſer Kirche machte. Das Verzeichniß davon iſt merkwürdig, und beſtand aus folgenden Stücken: Ein bey der Taufe gebrauchtes ſilbernes Waſſer-Gefäß, welches mehr als 300 Pfund wog; eine porphyrne Säule, an welcher eine 50 Pf. ſchwere, goldene Lampe hieng; eine ſilberne Bildſäule Chriſti von 170, eine andere von 140, und noch eine andere von 130 Pfund; eine Bildſäule Johannes des Täufers von Silber, 100 Pfund ſchwer; vier ſilberne Engel, jeder von 150, und die zwölf Apoſtel, jeder von 90 Pfund; ſieben ſilberne Hirſche, jeder von 80 Pfund; ein goldenes Lamm; ein goldenes Käſtchen mit 42 Edelſteinen beſetzt; vier goldene Kronen von 20, eine ſilberne Kette von 40, und vier ſilberne Altar-Aufſätze von 200 Pfund. Man verſichert auch, daß er das Dach der Kirche mit 2025 Pfund Silber belegen ließ, wozu er noch eine goldene Lampe von

Salvator iſt, denn unter dieſem Nahmen begeht die Kirche d. 9 Nov. ihre Kirchweihe.

(*) Die Unwiſſenheit des Mittel-Alters dichtete, daß der Nahme Lateran vom Kaiſer Nero herrühre, der daſelbſt heimlich den Teufel, in Geſtalt von Fröſchen (latens ranas) von ſich geſpien habe.

80 Pfund, 45 ſilberne Lampen, und 40 goldene Kelche, fügte. Von allen dieſen Schätzen iſt nichts mehr vorhanden. Die häufigen Plünderungen von Rom haben nicht das geringſte übrig gelaſſen; indeſſen iſt die Kirche doch reich, weil viele Kaiſer, Könige und Päpſte ſie mit Land-Gütern beſchenkt haben, in deren Beſitze ſie ungeſtört geblieben iſt. Unter andern erhielt ſie von Heinrich IV. König von Frankreich, die Abtey Clerac in Guienne, welche 5000 römiſche Scudi jährlich einträgt. Auſſerdem iſt merkwürdig, daß die Lateran-Kirche unter dem Schutze des römiſchen Kaiſers, als Nachfolgers Konſtantin's, und des Königs von Frankreich, als des älteſten Sohnes der Kirche, ſteht, deren beyde Wapen auch über der großen Kirch-Thüre prangen. Dieſer prächtige Tempel wird, wegen der Entlegenheit, ſehr wenig beſucht; man findet ihn beſtändig leer, ob er gleich, wie alle Kirchen Roms, den ganzen Tag offen ſteht. Nur bey der Ceremonie der päpſtlichen Beſitznehmung ſind alle Einwohner der Stadt hier verſammelt, um von dem neuen Papſte den erſten feyerlichen Segen zu empfangen. Dieſes geſchieht, ſo wie in der St. Peters-Kirche, von einem Balkon (*).

In

(*) Hierher gehört eine Anekdote des verehrungswürdigen Ganganelli, die ſonderbar iſt. Als Clemens XIII. in dieſer Kirche ſeinen Einzug hielt, befand ſich Ganganelli unter dem Pöbel der Zuſchauer; er beſtieg das Poſtement einer Säule in der Kirche, um deſto beſſer die Proceſſion zu ſehen, wurde aber von dieſem Poſten durch einen Schweizer verjagt, der ihm mit der Hellebarthe noch obendrein einige Stöße verſetzte. Wie wenig konnte ſich dieſer vortreffliche Mann damals einbilden, daß er ſelbſt bey der nächſten Feyerlichkeit dieſer Art die Haupt-Rolle ſpielen, und daß er der unmittelbare Nachfolger desjenigen werden würde, vor dem er in Geſellſchaft des ganzen Volkes damals auf den Knien lag! Welch ein unermeßlicher Abſtand zwiſchen einem armſeligen Franziscaner-Mönche, der barfuß geht, und einem römiſchen Papſte, dem man göttliche Ehre erzeigt! Die Erinnerung an dieſen Vorfall erregte

bey

In der Lateran=Kirche machen die 12 Apoſtel in Marmor, in koloſſaliſcher Größe, einen großen Eindruck. Einige darunter ſind ganz vortreflich, und gehören zu den beſten Werken der neuern Bildhauer=Kunſt. Auch ſieht man hier zwey ganze Säulen von dem ungemein ſeltenen Steine, Giallo antico genannt, der ſelbſt in kleinen Stücken ſo koſtbar iſt. In der Capelle des heil. Thomas befindet ſich, unter andern auſſerordentlichen Reliquien, auch die Bundes=Lade der Juden; dieſes ſind zwey Breter ohne alle Zierrathen, und ſo ſehr veraltet und verunſtaltet, daß man nicht einmahl die Gattung Holz mehr daran unterſcheiden kann. Dieſes Stück, deſſen Aechtheit man wohl ſehr bezweifeln möchte, ſoll, nebſt den andern Reliquien, der Tradition zu Folge, von der heil. **Helena** nach Rom geſchenkt worden ſeyn; in dem Verzeichniſſe aber, welches *Joſephus* von den aus dem jüdiſchen Tempel geraubten Schätzen und Heiligthümern macht, welche nach Rom gebracht wurden, wird mit keinem Worte der Bundes=Lade gedacht; auch iſt ſie nicht in dem Triumph=Bogen des **Titus** abgebildet. Auch lieſet man im 2ten Buche der Maccabäer, daß Jeremias die Bundes=Lade nebſt dem Rauch=Altar, in eine Höhle des Berges Nebo bringen ließ, wobey er prophezeyete, daß ſie daſelbſt ſo lange verborgen bleiben würde, bis Gott ſein Volk verſammelt hätte, und verſöhnt wäre. Siehe im LVIII Th., S. 629, f. In der Lateran=Kirche ſind eilf, ſowohl allgemeine, als beſondere, Kirchen=Verſammlungen (Concilien) gehalten worden. Die merkwürdigſte iſt von 1215, weil darauf die Kirchen=Zucht
und

bey ihm ein Lächeln, als er eilf Jahr hernach als Papſt im größten Pomp bey dieſer Säule vorbey getragen wurde. Nach geendigter Ceremonie erzählte er ſelbſt die Geſchichte, da ihn die Cardinäle um den Bewegungsgrund ſeines Lächelns fragten.

und andere noch heutiges Tages übliche Kirchen-Verordnungen reguliret worden ſind.

Der vor der Lateran-Kirche ſtehende Obelisk iſt der größte in Rom, und voll Hieroglyphen. Seine Länge iſt 112 Fuß, ohne das ſehr hohe Poſtement. Konſtantin der Große ließ ihn aus Aegypten hohlen, und in den großen Circus ſetzen. Er lag in Stücken auf der Erde, als ihn Sixtus V., dieſer um die Pracht Roms nie genug zu preiſende Papſt, durch den berühmten Fontana zuſammen ſetzen und aufrichten ließ.

In dem bey der Kirche erbaueten Pallaſte haben die Päpſte über 1000 Jahr gewohnt, bis die Reſidenz nach Avignon verlegt wurde. Da aber Gregorius XI., nach 70 Jahren, Rom wieder zur päpſtlichen Reſidenz machte, war der Lateran-Pallaſt dermaßen verfallen, daß er ſich nach dem vaticaniſchen Pallaſt begeben mußte, wo auch alle ſeine Nachfolger reſidirt haben, bis endlich der Pallaſt auf dem Monte Cavallo erbauet wurde. Sixtus V. ließ zwar den jezigen prächtigen Lateran-Pallaſt aufführen, allein die Päpſte kommen nie dahin, als bey der Beſitznehmung; daher hat man dieſes herrliche Gebäude zum Hoſpital für alte Weiber und Mädchen gemacht.

Von den regulirten Chor-Herren von St. Salvator von Lateran, oder von der lateraniſchen Congregation. Dom Gabriel Penot, regulirter Chor-Herr von der lateraniſchen Congregation, welcher die Geſchichte derſelben geſchrieben hat, giebt vor, es hätte eine ununterbrochene Reihe Geiſtliche von den Apoſteln an bis auf St. Sylveſters Zeiten gegeben, welche in Gemeinſchaft mit einander gelebt hätten; und eben dieſe, ſagt er, hätte gedachter Papſt in die Kirche St. Salvator von Lateran geſetzt. Allein, da dieſes Vorgeben ſtreitig iſt, und der wahre

Ur-

Urſprung der Gemeinſchaften der Geiſtlichen nur dem heil. Auguſtin zugeſchrieben wird, ſo iſt dasjenige weit glaubwürdiger, was dieſer Schriftſteller hinzu ſetzt, daß ſich nähmlich der heil. Leo I., um das Jahr 440, des Gelaſius, der hernach einer von ſeinen Nachfolgern und des heil. Auguſtins Schüler war, bedient habe, um die Geiſtlichen an dieſer Kirche zu verbeſſern, und ſie nach denen Regeln leben zu laſſen, welche dieſer große Kirchen-Lehrer den Geiſtlichen bey ſeiner Kirche zu Hippon vorgeſchrieben hatte, und die nichts weiter enthielten, als was die Apoſtel und die erſten Gläubigen der Kirche zu Jeruſalem ausgeübt hatten. Die römiſche Geiſtlichkeit hatte in der That eine Verbeſſerung nöthig, weil ſich ſchon im J. 383 der h. Hieronymus über die Unordnungen der Geiſtlichen dieſer Stadt beſchwerte, welche die Verweiſe dieſes großen Mannes nicht hatten ertragen können, und ſeinen guten Nahmen daher durch ſo viele Verleumdungen und Afterreden ſchmählerten, daß er, um ihrem Neide zu entgehen, genöthigt war, Rom zu verlaſſen und wieder nach Paläſtina zu gehen.

Unter der päpſtlichen Regierung des heil. Leo I. alſo lebten die Geiſtlichen an der Kirche zu St. Johann vom Lateran in Gemeinſchaft. Sie blieben viele Jahre lang in der Beobachtung der apoſtoliſchen Regeln. Nachdem ſich aber nach und nach das ungebundene Leben unter ihnen eingeſchlichen hatte, ließ der Papſt Alexander II., welcher Chor-Herr von der Congregation St. Frigdians zu Lucca geweſen war, Chor-Herren von dieſer Congregation im Jahr 1061 kommen, um die Lateran-Kirche zu verbeſſern; und nachdem er im J. 1063 eine Kirchen-Verſammlung zu Rom gehalten hatte, auf welcher man von der Verbeſſerung der Chor-Herren handelte, ſo unterwarf er die vom Lateran der Beobachtung desjenigen, was auf dieſer Kirchen-Verſammlung war verordnet wor-

worden; er erklärte auch dieſe Kirche für das Haupt vieler Chorherren-Häuſer, die davon abhingen, und die insgeſammt eine Congregation ausmachten, welche, von der Zeit an, den Nahmen der *lateraniſchen Congregation* annahm, und von des heil. *Frigdian's von Lucca Congregation* unterſchieden war. Sie beſaßen dieſe Kirche über 800 Jahr lang, von dem h. Leo I. an, bis auf Bonifacius VIII., welcher, nachdem er im J. 1294 auf den apoſtoliſchen Stuhl war erhoben worden, ſie nöthigte, hinaus zu gehen, um weltliche Chor-Herren an ihre Stelle zu ſetzen. Nunmehr fieng die lateraniſche Congregation an abzunehmen, und erloſch nicht lange darnach, da ſie alle ihre Klöſter verloren hatte, wovon einige waren weltlich gemacht, die andern aber, als das zu Grotto Ferrata, den Mönchen des h. Baſilius gegeben worden. 150 Jahr darnach, wurden die regulirten Chor-Herren von dem Papſte Eugen IV. in eben dieſer Lateran-Kirche wieder niedergeſetzt; und weil gedachter Papſt auf die frigdionariſche Congregation, oder der h. Maria von Friſonaria ſeine Augen warf, um aus derſelben dieſe Chor-Herren zu nehmen, und verlangte, daß ſie in Zukunft *von Salvator im Lateran* ſollten genannt werden, ſo iſt es nöthig, ihren Urſprung hier zu erzählen.

Die *frigdionariſche Congregation*, oder der heil. *Maria von Friſonaria*, iſt von der, bereits erwähnten, *Congregation des heil. Frigdian's von Lucca* unterſchieden, ob ſie gleich bloß wegen dieſes Heiligen die frigdionariſche genannt wurde. Denn man giebt vor, als er Biſchof zu Lucca geweſen, ſo habe er 3 Meilen von dieſer Stadt eine Kirche, unter dem Nahmen Unſerer lieben Frau, erbauen laſſen, welche mit der Zeit, wegen ihres Stifters *Santa Maria Frigdionaria*, und nach einer verderbten Ausſprache *Friſonaria* genannt wurde. Dieſe Kirche iſt ſtets von Geiſt-

Geiſtlichen beſtellt worden, welche gemeinſchaftlich mit einander lebten, und nach der Zeit regulirte Chor-Herren wurden, als man alle die Geiſtlichen, die in Gemeinſchaft lebten, zu der Entſagung alles Eigenthumes verbunden hatte. Sie machten ſich durch ihr heiliges Leben preiswürdig; ihre Nachfolger im 14ten Jahrh. aber hatten ſich ſehr von ihrem Geiſte entfernt. Kaum fand man bey ihnen noch Spuren von einer regulirten Zucht. Das Zeitliche wurde eben ſo ſchlecht verwaltet, als das Geiſtliche; und was noch von den Einkünften, die vor dem ſehr anſehnlich geweſen waren, übrig war, das reichte zum Unterhalt dreyer Religioſen, welche ſich im J. 1382 daſelbſt befanden, nicht zu. Der Biſchof von Lucca, welcher in eben dieſem Jahre eine Unterſuchung daſelbſt hielt, hatte eine Verbeſſerung darin vorzunehmen, ſich bemühet. Die Religioſen hatten mit darein gewilligt, und ſogar vielmahls verſucht, ein ſo gutes Vorhaben auszuführen. Sie konnten ſolches aber nicht glücklich ins Werk richten, ſondern die häufigen Durchzüge der Kriegs-Völker, und die vielen Parteyen, welche das Kloſter oftmals geplündert, hatten ſie vielmehr gezwungen, daſſelbe zu verlaſſen, und in die Stadt zu flüchten. Weil ſie bey ihrem Entſchluſſe beſtändig verharreten, ſo ſchickte ihnen Gott einen frommen Mann zu ihrem Beyſtande, welcher der Verbeſſerer der regulirten Chor-Herren in Italien geweſen war, und dem man den Titel eines Stifters der Congregation der h. Maria von Friſonaria gegeben hat. Er hieß **Bartholomäus Colonna**, und war von dem alten Geſchlechte der Colonnen in Italien, welches wegen ſeines Adels, wegen der großen Männer, die es der Kirche und den Kriegs-Heeren gegeben hat, und wegen der ihm erblichen Würde eines Groß-Connetable des Königreiches Neapolis, ſo bekannt iſt. Unter denen Klöſtern, welche die Congre-

gregation der heil. Maria von Friſonaria inne hatte, iſt unſtreitig dasjenige das preiswürdigſte geweſen, welches mit der Kirche St. Salvator, die man insgemein St. Johann vom Lateran nennt, verbunden war, weil dieſe Kirche, oben erwähnter Maßen, die Mutter und das Haupt aller Kirchen in der Welt iſt, die ihnen von dem Papſte Eugenius IV, im J. 1442 war zugeſtanden worden. Dieſer Papſt mochte nun entweder von Natur eine Zuneigung gegen die regulirten Chor-Herren haben, weil er ſelbſt einer von den Stiftern der Congregation der Chor-Herren St. Georgs in Algha geweſen war, oder es mochte auch, wie Penot ſagt, dieſe Kirche aller ihrer Zierrathen beraubt, von ihren Dienern verlaſſen, und der Gottes-Dienſt darin gänzlich vernachläſſigt ſeyn, ſo war er doch kaum dem Papſte Martin V. gefolget, als er regulirte Chor-Herren von der Congregation von Friſonaria kommen ließ, dieſe Kirche zu verbeſſern. Er konnte aber damahls ſeine Abſicht nicht ausführen, weil die Colonnen, ſeines Vorfahren Anverwandte, einen Aufſtand wider ihn erregeten, und er mit der Kirchen-Verſammlung zu Baſel Streitigkeiten hatte, welche einige Jahre dauerten, und ihm andere Dinge zu thun gaben. Ein anderer Aufſtand der Römer, welche, auf Antrieb des Herzogs von Mailand, ſich ſeiner Perſon bemächtigen wollten, nöthigte ihn, vielmehr auf ſeine Sicherheit, als auf die Verbeſſerung der Lateran-Kirche, zu denken. Er konnte kaum die Mündung der Tiber erreichen, um ſich zu Oſtia auf eine Galeere zu ſetzen, mit der er zuerſt nach Piſa kam, und von da nach Florenz gieng, wo er mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, da unterdeſſen die Römer ſeine Habſeligkeiten plünderten, und ſeinen Neffen und den Cardinal Gondelmaire gefangen nahmen.

Im J. 1442 endlich nachdem er die Kirchen-Verſammlung zu Florenz glücklich geendigt hatte, welcher der Kaiſer aus Konſtantinopel, Johann Paläologus, ſein Bruder Demetrius und der Patriarch gedachter Stadt, nebſt vielen griechiſchen Biſchöfen beywohnten, die ſich ſowohl als die Armenier und viele andere Schismatiker mit der römiſchen Kirche vereinigten, befahl er, da er noch zu Florenz war, den friſonariſchen Chor-Herren, welche damahls ihr General-Capitel zu Ferrara hielten, ſie ſollten 32 von ihren Religioſen nach Rom ſchicken, um die Lateran-Kirche zu verbeſſern. Sie ſchickten aber nur 5, welche anfangs in dem dicht an dieſer Kirche liegenden Pallaſte wohnten; und als ſie ſich anſchickten ein Kloſter zu erbauen, ſo wurden ſie insgeſammt krank, und es ſtarben gar einige. Dieſes verurſachete, daß die andern von ihrem Unternehmen abſtanden, und wieder in die Convente ihrer Congregation zurück kehrten. Der Papſt, welcher indeſſen bey ſeinem Vorſatze beharrete, ſchickte im folgenden Jahre Schreiben aus Siena, wo er damahls war, an ihr General-Capitel, und befahl darin den Obern, 30 Chor-Herren nebſt einem Prior nach Rom zu ſchicken. Sie gehorchten dieſem Befehle, und wurden wieder in eben dem Lateran-Pallaſte aufgenommen, bis das Kloſter fertig wäre. Die weltlichen Chor-Herren aber, welche dieſe Kirche beſtelleten, und deren nur 12 an der Zahl waren, machten ſich die Abweſenheit des Papſtes, und das Fronleichnams-Feſt, an welchem Tage man einen feyerlichen Umgang hält, der alle Bauern umher nach Rom zieht, zu nutze. Sie nahmen einen Trupp von dieſen Bauern und einige Uebelgeſinnte aus dem Volke zu ſich, und griffen die Religioſen in dem lateraniſchen Pallaſte an, als ſie am wenigſten daran dachten, und nach ihrem Mittags-Mahle Gott eben Dank ſagten. Sie brachen die Thüren auf, zwangen einige, zum Fenſter

herunter zu ſpringen; andere griffen ſie, und thaten ihnen allerley Schmach an. Alle ihre Geräthe gaben ſie dieſem Pöbel preis; und es würden ſogar einige ſeyn getödtet worden, wenn nicht die Conſervatores des römiſchen Volkes ihnen zu Hülfe geeilet wären, ſie aus den Händen des Pöbels geriſſen und in den Vatican geführt hätten, wo ſie ſo lange blieben, bis dieſer Auflauf geſtillet war, und ſie ſicher nach ihren Conventen zurück kehren konnten.

Als dieſe Nachricht dem Papſte, welcher ſich noch in Siena aufhielt, gebracht wurde, ward er ſehr zornig darüber; er verſchob die Beſtrafung der Uebelthäter bis zu ſeiner Rückkunft, er beſchleunigte ſogar ſeine Abreiſe dieſerwegen; und als er zu Ende des Septembers im J. 1443 zu Rom angekommen war, befahl er dieſen Religioſen zum dritten Mahl wieder, 30 Chor-Herren nebſt einem Prior nach Rom zu ſchicken. Sie ſahen dieſen Befehl ungern, und hatten ſich eingebildet, es würde der Papſt nach ſo vielen Schwierigkeiten von ſeinem Vorſatze vielleicht abſtehen. Damit ſie ihm aber doch gehorchten, machten ſie im folgenden Jahre in ihrem General-Capitel, welches ſie jährlich zu halten pflegten, eine Familie von 30 Religioſen aus, die ſie für St. Johann vom Lateran beſtimmten. Sie gaben ihnen Dom Nicolas von Bologna zum Prior, und ſollten ſie ſich auf den erſten Befehl, den ſie von dem Papſte erhalten würden, auf den Weg machen. Indeſſen ſchickten ſie doch erſtlich allein den Prior nebſt zwey Religioſen an ihn, um die demüthigſte Vorſtellung zu thun, wie es nicht in ihrem Vermögen ſtände, alle die Beſchwerlichkeiten überſteigen zu können, die ſich bey Ausführung des Vorſatzes, den er gefaßt hätte, fänden, und ihn zu bitten, daß er davon abſtehen möchte. Der Papſt nahm dieſe Vorſtellungen ſehr übel, und wollte die Abgeordneten über einen Monath lang nicht

nicht vor ſich laſſen. Da er indeſſen durch ihre Freunde, die für ſie geredet hatten, war erweicht worden, ließ er ſie kommen, und bezeigte ihnen viele Zärtlichkeit, als er vernahm, daß die Familie für die Lateran-Kirche in ihrem Capitel wäre beſtimmt worden, und daß bloß die Gefahr, der ſie im vorigen Jahre wären ausgeſetzt geweſen, ihnen eine Furcht eingejagt, und ſie abgehalten hätte, zu kommen.

Unter der Zeit bemüheten ſich die weltlichen Chor-Herren, unter der Hand, das Volk aufzuwiegeln, indem ſie ihm beybrachten, es wollte dieſer Papſt die Römer aus St. Johann vom Lateran verjagen, und an ihre Stelle fremde einſetzen, welche keine andere Abſicht hätten, als die Häupter der heiligen Apoſtel wegzuführen, die man in dieſer Kirche verwahrte. Als der Papſt ſolches erfuhr, ließ er ſie vor ſich kommen, und brauchte alle gelinde Mittel, dieſe Gemüther zu befriedigen, welche wider die regulirten Chor-Herren ſo ſehr aufgebracht waren; und da er ſahe, daß die Schmeicheleyen und Verſprechungen, die er ihnen machte, nichts halfen, hielt er mit den Cardinälen ein Conſiſtorium, denen er vortrug, daß er den Vorſatz hätte, die Kirche zu St. Johann vom Lateran zu verbeſſern, und regulirte Chor-Herren an die Stelle der weltlichen, welche ihre Pflicht ſchlecht beobachteten, hinein zu ſetzen. Einige unter ihnen waren nicht dieſer Meinung; der größte Theil aber billigte den Eifer des Papſtes, und willigte ein, daß er zwey Cardinäle ernannte, eine Unterſuchung bey dieſer Kirche anzuſtellen. Dieſe waren **Thomas**, Biſchof zu Bologna, welcher ihm unter dem Nahmen **Nicolas V.** folgte, und **Peter Barbo**, ein Venetianer, welcher dem Papſte **Pius II.**, unter dem Nahmen **Paul II.** folgte.

Da dieſe Cardinäle mehr Unordnung unter den weltlichen Chor-Herren fanden, als man ſich ein-

gebildet hatte, hielten ſie ſolche für gänzlich unwürdig, dieſe Kirche, welche die Mutter aller andern iſt, inne zu haben. Und da dieſe Chor-Herren nichts zu ihrer Rechtfertigung vorbringen konnten, als ſie vor dem Pabſte erſchienen, ſo legten ſie freywillig alle ihre Pfründen in ſeine Hände nieder. Der Pabſt ließ ſogleich eine Bulle ausfertigen, wodurch ſie den regulirten Chor-Herren die Haupt-Kirche zu St. Johann vom Lateran nebſt allen Canonicaten, Pfründen, Capellen, zeitlichen und weltlichen Gütern und Rechten, die dazu gehörten, zuſtanden. Er machte auch durch eben dieſe Bulle, welche vom Jänner 1445 iſt, alle Chor-Herren der frigdionariſchen Congregation, oder der Congregation der h. Maria von Friſonaria, zu Chor-Herren von St. Salvator im Lateran, und wollte, daß ſie künftig den Nahmen davon führen ſollten. Im folgenden Jahre ertheilte er ihnen noch eine andere Bulle, wodurch er ihnen den Titel der Chor-Herren von St. Salvator im Lateran beſtätigte, und ſie, ihren alten Privilegien und Rechten zu Folge, die er hatte unterſuchen laſſen, für urſprünglich aus dieſer Kirche hergekommene Chor-Herren erklärte.

Die regulirten Chor-Herren blieben nicht lange ruhige Beſitzer dieſer Kirche; denn 2 Jahr darnach, da der Papſt Eugenius geſtorben war, wollten ſich die weltlichen Chor-Herren den erledigten päpſtlichen Stuhl zu nutze machen, und thaten ſich zuſammen, um ſie zu verjagen. Die Cardinäle, welche ſich vor denen Folgen, welche dieſer Handel während des Conclave haben könnte, fürchteten, beſänftigten ſie durch das Verſprechen, ſie ſollten ſogleich wieder eingeſetzt werden, wenn ſie der Kirche nur erſt ein Oberhaupt gegeben hätten. Die Wahl fiel im J. 1447 auf Nicolas V. welcher, auf Anhalten der Cardinäle, ſie nebſt den regulirten Chor-Herren wieder in den Beſitz dieſer Kirche ſetzte, doch unter der Bedingung,

ſie

ſie ſollten ſich nicht in dieſer ihre Sachen miſchen, und nicht nebſt ihnen im Chore ſeyn. Es war aber unmöglich, daß Gemüther, die gegen einander ſo verbittert waren, lange Zeit in gutem Vernehmen und in einer vollkommenen Einigkeit zuſammen leben konnten. Die Streitigkeiten, die ſie täglich mit einander hatten, nöthigten dieſen Papſt endlich, den weltlichen Chor-Herren andere Pfründen zu geben. Einige von ihnen wurden ſogar zu Biſchöfen gemacht, und es blieb nur, zur Verwahrung der Heiligthümer, einer mit 4 Pfründnern da, denen man jährliche Einkünfte anwies.

Die Sachen blieben nicht lange in dieſem Stande. Denn da Nicolaus V. im J. 1455 geſtorben, und Alphonſus Borgia, ein Spanier von Geburt, ihm unter dem Nahmen Calixtus III. gefolget war, wollte er ſich anfänglich, weil er ein fremder war, die Freundſchaft der Römer dadurch erwerben, daß er die regulirten Chor-Herren in ihre Klöſter zurück ſchickte, die weltlichen Chor-Herren wieder einſetzte, und alles dasjenige, was Eugenius IV. gemacht hatte, aufhob. Dem ungeachtet verneuerte ſich ihre Hoffnung doch wieder im J. 1464, als ſie ſahen, daß nach des Papſtes Pius II. Tode, welcher dem Papſte Calixtus III. gefolgt war, die Cardinäle den Peter Barbo zum Papſte erwählt hatten, welcher ſich Paul II. nannte. Weil er einer von denen Commiſſarien geweſen war, die der Papſt Eugenius IV. ernannt hatte, eine Unterſuchung bey der Lateran-Kirche anzuſtellen, und von der weltlichen Chor-Herren Verabſäumung des Gottesdienſtes ein Zeuge geweſen war, ſo gab er auch wirklich, im Anfange ſeiner päpſtlichen Regierung, dieſe Kirche den regulirten Chor-Herren wieder, und befahl ihrem Generale, 30 Religioſen nach Rom zu ſchicken. Als ſolche daſelbſt angekommen waren, und vermuthlich glaubten, daß ſie nicht mehr aus der Lateran-

teran-Kirche ausziehen ſollten, ſo wollten ſie, daß ganz Rom von ihrer Beſitznehmung Zeuge wäre. Denn ſie zogen in Proceſſion, in Begleitung der vornehmſten päpſtlichen Bedienten und im Gefolge einer großen Menge Volkes ein, welches auch 7 Jahr darnach von ihrem Auszuge Zeuge war, als ſie durch die Gewaltthätigkeit der weltlichen Chor-Herren dazu gezwungen wurden, welche im Jahr 1471 unmittelbar nach dem Abſterben des Papſtes Paul II., mit Gewalt nebſt einer großen Anzahl bewaffneter Leute in ihr Kloſter gedrungen waren, ſie zum lezten Mahl daraus verjagten, alle ihre Habſeligkeiten plünderten, und ſich aller ihrer Papiere bemächtigten. Sie überreichten dem Papſte Sixtus IV., Paul's II. Nachfolger, viele Bitt-Schreiben, um Gerechtigkeit von ihm wegen dieſer Gewalthätigkeiten zu erlangen, und in St. Johann vom Lateran wieder eingeſetzt zu werden; es war aber vegebens, denn der Papſt war ſeines Lebens ſelbſt nicht ſicher, wenn er nach demjenigen urtheilte, was ihm begegnet war, als er von eben dieſer Kirche, welche der Sitz der Päpſte, als Biſchöfe von Rom, iſt, Beſitz nehmen wollte. Er gerieth dabey in Lebens-Gefahr, und dachte nicht anders, als er würde von einigen Römern geſteiniget werden, welche von ſeiner Wache zu Pferde verfolget wurden, mit denen ſie in Streit gerathen waren. Er gab alſo dieſen regulirten Chor-Herren nur eine Bulle vom May 1472, wodurch er ihnen den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran nebſt denen Privilegien beſtätigte, die ihnen von ſeinen Vorfahren waren bewilliget worden, als ſie ſich noch im Beſitze dieſer Kirche befanden, und wollte, ſie ſollten dieſelben eben ſo genießen, als ob ſie noch zu dieſem Capitel gehörten. Er bewilligte ihnen noch eine andere v. 1480, wodurch er viele Klöſter zu Abteyen machte, welche dieſen Titel verloren hatten, da ſie die

Ver-

Verbeſſerung annahmen, von welcher ich geredet habe; und im J. 1483, da ganz Italien in Frieden ſahe, ließ er mitten in Rom eine Kirche, unter dem Nahmen Unſerer lieben Frau des Friedens, bauen, wie er es angelobet hatte. Er ließ ein Bild der h. Jungfrau hinein ſetzen, welches viel Blut von ſich gegeben hatte, da es von einem gottloſen Soldaten, welcher ſein Geld verſpielt hatte, ſehr war geſchlagen worden; und gab dieſe Kirche den regulirten Chor-Herren, welche bis izt darin geblieben ſind. Der Cardinal Olivier Caraffa ließ ihnen ein Kloſter bauen, und hinterließ ihnen durch ein Teſtament ſeine Bibliothek nebſt einem Luſt-Hauſe auſſerhalb Rom. Dieſe Kirche des Friedens iſt izt ein Cardinals-Titel, und der Papſt Alexander VII. welcher ſie unter ſeiner Regierung hatte ausbeſſern laſſen, ließ vorn auf der einen Seite ſein Bildniß mit dieſen Worten aus dem 71ſten Pſalme ſetzen: ORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PACIS. Weil es aber dieſem Papſte nicht an Feinden fehlte, ſo ließ man den Pasquin reden; man ſetzte vorn noch ein *M* hinzu, und machte aus dem *C* in *PACIS* ein *N*, ſo daß man darauf las: MORIETUR IN DIEBUS EIUS JUSTITIA ET ABUNDANTIA PANIS.

Was die weltlichen Chor-Herren anbetrifft, ſo ſind ſie von der Zeit an ſtets ruhige Beſitzer der Haupt-Kirche St. Johannis im Lateran geblieben, welche ſeit vielen Jahrhunderten unter dem Schutze der Könige in Frankreich ſteht, die ſie mit vielen Geſchenken bereichert haben; und Heinrich IV. welcher ſeine Vorgänger darin übertraf, hat dieſen Chor-Herren die Abtey Clerac in Languedoc gegeben, welche, zur Bezeugung ihrer Erkenntlichkeit gegen ihren Wohlthäter, ihm eine prächtige Bild-Säule von Erz unter dem Gange dieſer Kirche haben errichten laſſen; und alle Jahr d. 13 Dec. am Feſte der heil. Luciä,

 laſſen

laſſen ſie eine Meſſe für den König und das Königreich Frankreich mit einer prächtigen Muſik ſingen, welcher der franzöſiſche Geſandte und die franzöſiſch geſinnten Cardinäle und Prälaten beywohnen.

Die regulirten Chor-Herren haben dem ungeachtet nicht unterlaſſen, einige Verſuche zu thun, um wieder hinein zu kommen. Penot giebt vor, der Pabſt Pius IV. hätte ſie in dieſe Kirche wieder einſetzen wollen; die Bullen dazu wären ſchon entworfen geweſen, der Tod aber hätte ihn verhindert, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er hatte auch 16 von ihren Prioreyen zu Abteyen gemacht, wovon die Urkunden aber nicht vor ſeinem Tode konnten ausgefertiget werden, ſondern erſt unter der Regierung ſeines Nachfolgers, Pius V. erſchienen. Unter dem Papſte Pius IV., im J. 1564 gewannen ſie auch den Proceß, den ſie mit den Mönchen von Monte Caſſino hatten; und zur Erkenntlichkeit für die von dieſem Papſte erhaltenen Wohlthaten, verordneten ſie in einem General-Capitel, man ſollte jährlich in allen Klöſtern der Congregation ſeinen Jahrs-Tag begehen.

Dieſe regulirten Chor-Herren hatten ehemahls 45 Abteyen, 56 Prioreyen, 21 Propſteyen und 2 Erz-Prieſterſchaften, auſſer den Chorfrauen-Klöſtern, die unter ihnen ſtanden. Sie ſind Herren von den tremitiſchen Inſeln in dem adriatiſchen Meere und unter dem neapolitaniſchen Gebiethe. In der vornehmſten von denen Inſeln, Santa Maria di Tremiti genannt, haben ſie ein ſchönes Kloſter nebſt einer Kirche, welche Unſerer lieben Frau gewidmet iſt. Es gehen viele Perſonen aus Andacht dahin, weil häufige Wunderwerke daſelbſt geſchehen. Es darf kein Schiff-Hauptmann vorbey ſegeln, ohne die heil. Jungfrau mit 3 Stück-Schüſſen zu begrüßen. Dieſe Kirche und das Kloſter haben ſehr gute Mauern, und ſehen wie eine Feſtung aus. Die zweyte von

dieſen Inſeln heißt San Domino, und die dritte Caprara.

Es ſind aus dieſer Congregation einige Cardinäle gekommen, und ſie hat der Kirche Erz-Biſchöfe gegeben. **Bartholomäus Colonna**, welcher für den Vater und Verbeſſerer dieſer Congregation erkannt wird, hat durch ſeine Heiligkeit den Titel eines Seligen erhalten, ſo wie **Leo von Caratta** und **Martin von Bergamo**, die aus der Zahl dieſer verbeſſerten Chor-Herren waren.

Die Chor-Herren von dieſer Congregation vom Lateran faſten die Advent-Zeit über und alle Freytage des Jahres, ausgenommen in der Oſter-Zeit. Sie enthalten ſich des Fleiſch-Eſſens alle Mittwochen; und von dem Kreuzerhöhungs-Feſte an, bis Oſtern, faſten ſie auch des Montags, des Mittwochs, und des Sonnabends; es iſt aber dem Superior erlaubt, des Abends noch etwas bey dem Brode und Weine zu geben. Sie thun das vierte Gelübde, daß ſie ohne Erlaubniß des General-Capitels keine Pfründe annehmen wollen (*). Ihre Kleidung beſteht aus einem

(*) Die Formel ihres Gelübdes lautet alſo: Anno Domini N. die N. menſis N. Ego Domnus N. in ſaeculo vocatus N. filius N. voveo, confiteor et promitto Deo, B. Mariae Virgini et B. Auguſtino, et tibi Patri Domno N. Abbati (ſ. Priori) eius Monaſterii ſancti N. Ordinis Canonicorum regularium S. Auguſtini Congregationis Salvatoris Lateranenſis recipienti nomine et vice reverendiſſimi Patris N. eiusdem Congregationis Abbatis Generalis, ac ſucceſſorum eius Canonica intrantium, obedientiam, caſtitatem et vivere in communi ſine proprio, usque ad mortem, ſecundum Regulam ſancti Auguſtini et quod nunquam absque licentia Capituli generalis dictae congregationis vel eius autoritate fungentis, aliquod cum cura, vel ſine cura beneficium acceptabo, intus, vel extra Ordinem noſtrum renuntiando omnibus iuribus, privilegiis et conſuetudinibus, vel quomodolibet competituris. Ego Dominus N. ſupra dictus manu propria ſcripſi, et ore proprio pronunciavi.

nem Leib-Rocke von weißer Serge, und einem ſehr gefältelten Rochette darüber, und einer viereckigen Mütze, wenn ſie im Hauſe ſind. Sie nehmen noch einen Ueberhang über das Rochett, ohne Kotze, wenn ſie zu Chore gehen, ſowohl des Winters, als Sommers; und wenn ſie ausgehen, ſo tragen ſie einen ſchwarzen Mantel, nach Art der Kirchen-Diener.

Fig. 3913 α), iſt ein regulirter Chor-Herr von der lateraniſchen Congregation, in ordentlicher Kleidung; uud Fig. 3913 β), eben Derſelbe, in der Stadt-Kleidung.

Ihr Wapen iſt ein blauer Schild mit dem Bilde der heil. Jungfrau, welche das Kind Jeſus auf den Armen hat; zu ihrer Rechten ſteht St. Johann der Evangeliſt, und zur Linken der heil. Auguſtin; zu ihren Füßen ein ſchwarzer Adler, und über ihrem Haupte das heilige Geſicht unſers Herrn. Der Schild iſt mit einer Mütze und einem Stabe geziert, deren ſich die Aebte dieſer Congregation bedienen, welche an Ceremonien-Tagen Pontifical-Kleider anziehen.

Einige Schriftſteller haben vorgegeben, die regulirten Chor-Herren aus der Abtey St. Michael bey Piſa, welche auch von der lateraniſchen Congregation ſind, wären ſeit 1590 unbeſchuhet, da ſie eine beſondere Verbeſſerung in dieſer Abtey einführten; allein, ſie ſind unrecht berichtet. Es iſt wahr, daß dieſe Chor-Herren bey einer öffentlichen Trübſal einen Umgang gehalten haben, bey welchem ſie barfuß giengen; ſie haben aber deswegen keine andere Verbeſſerung in dieſer Abtey eingeführt, als der Chor-Herren vom Lateran ihre, mit denen ſie im J. 1463 vereiniget wurden; und ſie haben eben die Obſervanzen, als die andern von der lateraniſchen Congregation.

Ordinationes ſ. Conſtitutiones Congregationis Lateranenſis, alias S. M. de Friſonaria. Lucæ, 1560, 4.

Regu-

Regula et Conſtitutiones Canonicorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranenſis. Romae, 1592. 4.
Conſtitutiones Canonicorum Regularium Congregationis S. Salvatoris Lateranenſis. Romae, 1629, 4.
Sacri Apoſtolici Ordinis Clericorum Canonicorum Regularium S. Salvatoris Lateranenſis Frigdionarii XII. Reformatores, a *Celſo Roſino*. Caeſenae 1652, 4.
Eiusd. Liceum Lateranenſe illuſtrium Scriptorum ſacri Apoſtolici Ordinis Clericorum Canonicorum Regularium S. Salvatoris Lateranenſis Elogia, Caeſenae, 1652, f. 2 Bände.
Indulta et Privilegia Pontificia Ordini Canonicorum Regularium Lateranenſ. Regularis obſervantiae conceſſa. Mediol. 1686, 4.

Von der Congregation der heil. Maria im adriatiſchen Hafen, von Cella Volano, von Mortaro, von Creſcenzago, und St. Frigdians von Lucca, welche mit der von St. Salvator im Lateran vereinigt ſind. Die Chorherren von der h. Maria von Friſonaria hatten, wie ich bereits oben erwähnt habe, nachdem ſie waren verbeſſert worden, ſich eine ſo große Hochachtung erworben, daß man ſie nicht allein nach vielen Orten rief, um daſelbſt neue Stifte anzulegen, ſondern daß auch viele alte Klöſter ihre Verbeſſerung annehmen wollten. Das zu St. Maria im adriatiſchen Hafen, war unter dieſer Zahl. Es war deswegen ſo genannt worden, weil man es am Ufer des adriatiſchen Meeres, bey Ravenna, erbauet, und die Kirche der heil. Jungfrau Maria geweihet hatte. Hieron. von Rubeis ſagt, in ſeiner Geſchichte von Ravenna, es wäre Peter von Honeſtis, mit dem Zunahmen von Ravenna, ſeinem Geburts-Orte, der Stifter davon geweſen; er hätte, da er Schiffbruch gelitten, und in Gefahr geſtanden, umzukommen, ein Gelübde gethan, eine Kirche zu Ehren der h. Jungfrau bauen zu laſſen, wenn er dieſer Gefahr entgienge; und dieſes Gelübde auszuführen, hätte er den Grund zu dieſem Kloſter gelegt, welches mit der Zeit das Haupt von

einer

einer Congregation oder Samenung regulirter Chor-Herren geworden iſt. Denn nachdem Peter v. Honeſtis viele Geiſtliche verſammelt hatte, mit denen er in dieſem Kloſter gemeinſchaftlich lebte, ſchrieb er ihnen Regeln oder Satzungen vor, welche von dem Papſte Paſchalis II. gebilliget wurden; man fand ſie ſo gut, daß viele Klöſter, welche nach der Zeit errichtet wurden, ſie beobachten wollten, und einige unterwarfen ſich dem im adriatiſchen Hafen, welches ſie für ihr Haupt erkannten. Nachdem gedachter Abt das Kloſter einige Jahre lang regiert hatte, ſtarb er d. 29 Jul. 1119 daſelbſt. Dieſes Kloſter wurde nachher als eine Comthurey dem Cardinal des Titels der heil. Potentiana, Angelus, gegeben, welchen der Papſt Gregor XII., wegen ſeiner ſchlechten Sitten, dieſer Würde beraubt. Es wurde faſt gänzlich zerſtöret und zu Grunde gerichtet, und ſeine Güter verkauft und durchgebracht; dieſes verurſachte, daß die Congregation der h. Maria im Hafen, welche aus 8 Klöſtern beſtand, da ſie ſich ohne Oberhaupt ſahe, ſich von einander trennte. Indeſſen nöthigte doch Obizo Polentani, Herr von Ravenna, gedachten Cardinal, dieſes Kloſter wieder in die Hände des Papſtes zu geben, welcher, nachdem der Cardinal Angelus das Kloſter aufgegeben hatte, ſolches dem regulirten Chor-Herrn Peter Mini de Bagna Caballo gab, damit er daſelbſt die ordentliche Obſervanz wieder herſtellte, die Gerechtſamen deſſelben erhielte, und die Güter, die demſelben unrechtmäßiger Weiſe entzogen waren, wieder erlangen könnte. Er führte dasjenige aber nicht aus, was er dem Papſte verſprochen hatte, und die Anzahl der Religioſen dieſes Kloſters beſtand nur aus dem einzigen Prior und ſeinem Gefährten, als eben der Obizo Polentani und die Bürger von Ravenna ihn beredeten, die Chor-Herren von St. Maria von Friſonaria kommen zu laſſen, denen er im Jahr

1420 dieſes Kloſter abtrat. Dieſe Abtretung wurde in eben dem Jahre von dem Papſte Martin V. beſtätigt, welcher ihnen die Klöſter St. Bartholomäi bey Mantua, der h. Margaretha zu Ferrara, der h. Maria de la Stradella bey Faenza, und des h. Auguſtin's zu Forly, wieder gab, welche der Congregation der h. Maria im Hafen zugehört hatten. Im Jahr 1432 aber; da der Krieg welchen der Papſt Eugen IV. mit den Venetianern führte, die regulirten Chor-Herren genöthigt hatte, das Kloſter zu St. Maria im Hafen zu verlaſſen, gab es der Papſt ſeinem Neffen Lorenz, Patriarchen zu Antiochien, als eine Comthurey, und die regulirten Chor-Herren kamen erſt nach dem Tode dieſes Prälaten wieder dahin, welcher es nur 2 Jahr lang beſaß. Weil dieſes Kloſter im freyen Felde allein, 3 Meilen von Ravenna lag, und durch den Krieg oftmahls war zerſtöret worden, ſo verlegten es die regulirten Chor-Herren im J. 1563. in die Stadt. Der P. Sylvan Moroceni, welcher Prior darin war, ließ in dieſem Jahre den Grund zu einer prächtigen Kirche und einem Kloſter legen, welche durch die Freygebigkeit und Almoſen der Bürger von Ravenna ſehr berühmt geworden iſt. Der P. Philipp Bonanni hat, in ſeinem Verzeichn. der geiſtl. Ordens-Perſonen, die Kleidung von einem ehemaligen Chor-Herrn aus der Congregation der heil. Maria am adriatiſchen Hafen gegeben, ſo wie ſie auf einigen Gemählden zu Ravenna vorgeſtellt wird, und hier in Figur 3913 γ) zu ſehen iſt; dieſe Kleidung beſtand in einem weißen Rocke, einem leinenen Röckchen oder Rochette darüber, nebſt einem ſchwarzen Mantel, und zur Bedeckung des Hauptes hatten ſie ein Almutium (Aumuce, Kotze,) von grauer Serge.

Die zweyte Congregation, welche mit der Samenung der h. Maria von Friſonaria vereinigt wurde, war wegen der kleinen Anzahl Klöſter, die ſie beſeſſen hat,

hat, nicht beträchtlich, und man weis nicht einmahl das Jahr ihrer Stiftung. Sie wurde St. Jacob von Cella Volano, genannt, weil ihr erſtes Kloſter unter dem Titel St. Jacob, an einem Orte, Nahmens Cella Volano gebauet war, welches mitten in einem Walde lag, und mit einem Moraſte umgeben war, der die Luft ſehr ungeſund machte, und den Religioſen häufige Krankheiten verurſachte, welche ſie nöthigten ihn zu verlaſſen. Dem ungeachtet war doch ein gottſeliger Mann, Nahmens **Blaſius von Noveli**, als Prior daſelbſt geblieben, und weil er wünſchte, die regulirten Beobachtungen der Pflichten daſelbſt feſtzuſetzen, ſo fand er kein anderes Mittel, als daß er ſolches den regulirten Chor-Herren der heil. Maria von Friſonaria abtrat. Dieſes geſchahe im J. 1424, und wurde von dem Cardinale **Gabriel Gondelmaire**, Legaten zu Bologna, beſtätigt. Da die friſonariſchen Chor-Herren wegen der ungeſunden Luft nicht länger daſelbſt bleiben konnten, ſo verlegten ſie es mit ſeinen Einkünften in ein Siechen-Haus in einer von den ferrariſchen Vorſtädten, welches ihnen der Herzog von Ferrara, **Nicolas**, mit Einwilligung des Papſtes **Martin** V. gab. Im J. 1505 wurde es abgebrochen, als man die Stadt vergrößern und befeſtigen wollte, und man verlegte es in die Stadt, wo man eine Kirche zu Ehren des h. Johannes des Täufers erbauete, welche von dem Papſte **Pius** V. im J. 1596 zu einer Abtey erhoben wurde. **Eugenius** IV. gab ihm auch, im J. 1442, oder 1447, das Kloſter des h. Lorenz zu Ravenna, welches ebenfalls ein Glied von dieſer Congregation geweſen war, und welches mit ſeinem Haupte einerley Schickſal hatte, indem es gleichfalls abgebrochen wurde, als man dieſe Stadt befeſtigte. Die Kleidung dieſer Chor-Herren von Cella Volano war, ſowohl der Geſtalt als Farbe nach, von derjenigen, welche die Chor-Herren von Friſonaria

naria trugen, nicht unterſchieden, wie aus den Vereinigungs-Urkunden erhellt: man findet aber nicht, was für Farbe die Kleidung gehabt hat.

Als die Chor-Herren der heil. Maria von Friſonaria im J. 1445 den Titel der regulirten Chor-Herren von St. Salvator im Lateran angenommen hatten, ſahe ſich ihre Congregation einige Jahre hernach durch die Congregation von Mortara vermehrt, welche mit ihr vereinigt wurde. Sie hatte den Nahmen von ihrem erſten Kloſter angenommen, welches in Mortara, einem Flecken bey Pavia, lag. Dieſer Ort war ehemahls, wegen der Gehölze und Waldungen, die ihn umgaben, und wovon er den Nahmen Schönwald bekommen hatte, ſehr angenehm. Nachdem aber der Kaiſer, **Karl** der **Große**, den König der Longobarden **Deſiderius** überwunden hatte, welcher an dieſem Orte ſein Königreich und ſeine Freyheit verlor, ſo hat er nur den Nahmen Mortara behalten. Ein frommer aus dieſem Orte gebürtiger Mann, der ſehr reich war, Nahmens **Adam**, dem die Geſchichtſchreiber den Titel eines Geiſtlichen beylegen, ließ im J. 1180 auf ſeinen Gütern eine prächtige Kirche unter dem Nahmen zum heil. Kreuze bauen, die er anfänglich den Mönchen gab, welche dieſelben nur 3 Jahr beſaßen, nach welchen die regulirten Chor-Herren ſie einnahmen. Sie wurden von Dom **Gandulf von Garlaſco** regiert, welcher einige Zeit darnach ſtarb, und Dom **Ayrald** zum Nachfolger hatte, welcher hernach Erz-Biſchof zu Genua ward. Unter ſeiner Regierung nahm dieſe Congregation zu, und war ſo anſehnlich, daß ſie 42 Klöſter und viele Pfarren beſaß. Die Benedictiner hatten ſeit dem Anfange des 8ten Jahrh. die Kirche zu St. Peter im goldenen Himmel zu Pavia beſeſſen, da **Luitprand**, König der Longobarden, den Leichnam des heil. Kirchen-Lehrers **Auguſtin** hatte hinein legen laſſen. Nachdem ſie

aber

aber im 13ten Jahrh. einer Verbeſſerung bedurft hatte, nahm ihnen der Papſt Honorius III. im J. 1222, dieſe Kirche. Er gab ſie den regulirten Chor-Herren von der Congregation von Mortara; und weil der Leichnam des h. Auguſtin's darin lag, ſo wollte er, daß künftighin dieſes Kloſter das Haupt ihrer Congregation ſeyn, und man die General-Capitel daſelbſt halten ſollte. Die regulirten Chor-Herren, welche zu Mortara geblieben waren, wollten ungern darein willigen, daß das Kloſter zu St. Peter im goldenen Himmel zum Haupte ihrer Congregation gemacht würde; ſie wollten dieſes Recht des Vorzuges nach dem Tode des Papſtes Honorius behalten. Der Papſt Gregorius IX. aber geboth ihnen, im J. 1228, dem Abte zum h. Peter im g. H. als ihrem Haupte zu gehorchen; und auf die Klagen, welche die zu Mortara beſtändig führten, verordnete er im J. 1238, es ſollten die General-Capitel wechſelweiſe zu Mortara und Pavia gehalten werden. Indeſſen hat es doch das Anſehen, daß die zu Mortara noch nicht zufrieden geweſen ſeyn, und daß mit der Zeit die Klöſter, welche zu der Congregation von Mortara gehörten, der Gerichtbarkeit des Abtes zu St. P. i. g. H. zu Pavia nicht mehr unterworfen geweſen ſeyn, ſondern das Kloſter zu Mortara für ihr Haupt erkannt haben; denn als die Chor-Herren vom Lateran Beſitz davon nahmen, und man ihnen im J. 1451 alle Klöſter, welche dazu gehörten, bewilliget hatte, war das Kloſter zu St. Pet. i. gold. H. nicht mit darunter begriffen, und ſie wurden erſt im J. 1583 Herren davon, als ſie von dem Cardinale Raphael Riatre dahin waren berufen worden, um es zu verbeſſern. Das Kloſter zu Mortara hatte mit vielen andern, welche in eine allzugroße Freyheit gefallen waren, einerley Schickſal gehabt, und die Kriege, welche das Mayländiſche viele Jahre lang beunruhigten, thaten ihm,

ſowohl

ſowohl im Geiſtlichen als Weltlichen, viel Schaden. Um das J. 1448 erhielt der P. Raphael Salviati von Calabrien, ein Dominicaner, vermittelſt ſeines Bruders, welcher Ludwig's von San Severino, Herren zu Mortara, Secretair war, auf Empfehlung dieſes Herrn, von dem Papſte die Propſtey zu Mortara, und nahm die Kleidung eines regulirten Chor-Herrn an. Er machte ſich das Anſehen ſeines Bruders zu nutze, und trat in den Genuß vieler Güter, welche dieſem Kloſter zugehört hatten, und von Weltleuten waren an ſie gebracht worden. Er ließ darauf den 10 Apr. eb. deſſ. J. zu Tortana ein General-Capitel halten, um einige Verbeſſerung in den dazu gehörigen Klöſtern einzuführen. Allein, da Ludwig von San Severino unter der Zeit geſtorben war, und Franz Sforzia ſich Mortara durch die Gewalt der Waffen bemächtigt hatte, ſo ſtand der P. Salviati wegen ſeiner eigenen Perſon in Furcht, da er ſahe, daß die Einwohner ſeinen Bruder aus der Stadt gejaget hatten. Er begab ſich nach Genua in ein Kloſter des h. Theodor's, welches von dieſer Congregation abhieng. Die Begierde, die er hatte, wieder in ſein Land und in ſeinen erſten Orden zurück zu kehren, nebſt der Furcht, es möchte die Propſtey zu Mortara zu einer Commende werden, wie ſolches die damahlige Gewohnheit war, machte, daß er mit den regulirten Chor-Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, das Kloſter zu Mortara vermittelſt eines Jahr-Geldes von 100 Ducaten, mit ihrer Congregation zu vereinigen; welches von dem Papſte Nicolas V. durch ſeine Briefe v. 13 Feb. 1449 gebilliget wurde. Dieſer Papſt fertigte d. 26 Jul. 1451 noch andere aus, wodurch er ihnen alle Klöſter, welche zu dieſer Congregation gehörten, bewilligte. Dieſes aber hat doch nicht verhindert, daß es nicht einige gegeben hat, welche zu einigen andern Orden übergegangen ſind.

Die Congregation von Creſcenzago, welche wegen ihres erſten Kloſters, das in dem Flecken dieſes Nahmens, 3 Meilen von Mailand lag, ſo genannt wurde, iſt ehemahls anſehnlich geweſen. Dieſes Kloſter war im J. 1140 erbauet, und die Kirche unter dem Nahmen der heil. Jungfrau gewidmet. Der erſte Prior war ein edler Mailänder, Nahmens **Otto von Morbi**, unter deſſen und ſeiner Nachfolger Regierung die regulirte Zucht ſo wohl beobachtet wurde, daß dieſes Kloſter das Haupt von vielen andern ward, die ſich mit ihm vereinigten, und eine Congregation ausmachten, welche ihre beſondern Satzungen hatte. Die Superioren kamen alle Jahre in einem General-Capitel zuſammen, welches in dem Kloſter zu Creſcenzago gehalten wurde, deſſen Einkünfte ſich über 15000 Thaler beliefen. Dieſes Kloſter hatte nur den Titel einer Propſtey, und der Cardinal **von San Severino** beſaß es als eine Commende, als er im J. 1502 mit den Chor-Herren vom Lateran Unterhandlung pflog, ihre Verbeſſerung daſelbſt einzuführen, indem damahls nur ein einziger Chor-Herr in dieſem Kloſter war. Er überließ ihnen aber nicht die Einkünfte, die er für ſich, und für die eingepfründeten Prioren, die ihm folgen würden, behielt, welches auch 3 Jahr zuvor **Anton von Stangi**, apoſtoliſcher Protonotarius gethan hatte, da er ihnen ebenfalls das Kloſter zu St. Georg von Brimate abgetreten hatte, welches ein Glied von dieſer Congregation geweſen war, aus welcher zwey Cardinäle, nähmlich **Thomas** und **Albin**, wie auch viele Biſchöfe, gekommen ſind.

Die Congregation von *Frigdian in Lucca*, welche ehemahls unter der Regierung des Papſtes **Alexander II.** gedient hatte, die Kirche **St. Salvator's** im Lateran zu verbeſſern, hatte endlich im 16ten Jahrh. ſelbſt eine Verbeſſerung nöthig, und unterwarf ſich der vom

Lateran. Sie hatte den Nahmen des heil. Frigdian's Biſchofes zu Lucca, angenommen, welcher im J. 566 eine Kirche den heiligen Diakonen, Stephan, Lorenz und Vincenz zu Ehren in dieſer Stadt bauen ließ. Er ſetzte Geiſtliche hinein, mit denen er, wie man vorgiebt, bis an ſeinen Tod in Gemeinſchaft gelebt hat. Nachdem er nun in dieſer Kirche war begraben worden, waren die beſtändigen Wunderwerke, die auf ſeinem Grabe geſchahen, Urſache, daß man dieſer Kirche den Nahmen ihres Stifters gab, den ſie bis izt behalten hat. Dieſe Congregation aber, welche auch von ihm den Nahmen führte, hat nur erſt unter des Papſtes Alexander II. Regierung angefangen; denn dieſer Papſt, der ebenfalls Biſchof zu Lucca geweſen war, und die Frömmigkeit der Chor-Herren dieſer Kirche kannte, ließ einige davon nach Rom kommen, um die Kirche im Lateran und die zum h. Kreuze von Jeruſalem zu verbeſſern. Die Lateran-Kirche war keines von den Gliedern dieſer Congregation; der Papſt wollte, ſie ſollte dem h. Stuhle unmittelbar unterworfen ſeyn; ſie ward das Haupt von einer andern Congregation, welche ausgieng, als man ſie nöthigte, dieſe Kirche zu verlaſſen; wie oben gemeldet worden iſt. Die Kirche zum heil. Kreuze von Jeruſalem in Rom war alſo die erſte, welche mit der Congregation von St. Frigdian in Lucca, nebſt dem Kloſter der heil. Maria der Neuen, welches ebenfalls in dem Bezirke von Rom lag, und 12 andern Conventualen-Klöſtern vereiniget wurde, ohne eine große Anzahl Prioreyen und Pfarren zu rechnen. Als aber im Jahr 1507 der Prior von St. Frigdian in Lucca und ſeine Religioſen ſahen, daß ihre Congregation täglich abnahm, und die meiſten von ihren Klöſtern zu Commenden gegeben wurden, vereinigten ſie ſich mit den Chor-Herren von St. Salvator im Lateran, und traten dieſer Congregation das Kloſter des h. Frig-

dian's in Lucca nebſt den dazu gehörigen Prioreyen ab, deren 10 an der Zahl waren, unter der Bedingung, daß die vom Lateran, die in dem Kloſter zu Lucca wohnen würden, mit ihnen einerley Kleidung tragen ſollten, welche in einer ſchwarzen Kappe mit der Kapuze über den Ueberhang beſtand; der alte Prior zu St. Frigdian ſollte dieſe Würde auf ſeine Lebenszeit behalten, und derjenige, der ihm folgen würde, eben die Vorrechte genießen, welche unter andern darin beſtanden, daß ſie ſich an den hohen Feſten des Pontifical-Schmuckes bedienen durften. Es fanden ſich auch noch andere Bedingungen dabey, die in der Bulle des Papſtes Leo X., welcher dieſe Vereinigung beſtätigte, ausgedruckt ſind. Der Papſt Lucius II. war in dieſer Congregation geweſen; er verordnete, es ſollte kein Cardinal den Titel der Kirche zum h. Kreuze von Jeruſalem annehmen können, wenn er nicht von den regulirten Chor-Herren der Congregation des h. Frigidian's wäre. Der Papſt Innocentius II. hatte eben das wegen des Titels der heil. Maria der Neuen verordnet, welches von den Päpſten Cöleſtin II., Eugenius III., Adrian IV., und Alexander III., beſtätigt wurde; und dieſes hat vielleicht die nachherigen Päpſte genöthigt, dieſe beyden Kirchen den regulirten Chor-Herren zu nehmen; izt haben ſie die Ciſtercienſer und die Mönche von Monte Oliveto inne.

Von den regulirten Chor-Herren vom Lateran in Süd-Preußen, Pohlen und Mähren.

Wenn Penot von den regulirten Chor-Herren in Pohlen redet, ſo ſagt er: es ſchiene, daß zu Benedict XII. Zeiten dieſer Orden nicht gar anſehnlich in dieſem Königreiche geweſen ſey, weil in der Bulle dieſes Papſtes v. J. 1339 zu der allgemeinen Verbeſſerung der regulirten Chor-Herren, von allen Pro-

vinzen, in denen es welche gab, geredet, dabey aber keiner einzigen Provinz in Pohlen gedacht wird. Der P. du Moulinet hingegen ſagt, auf den Bericht des P. Hiacinth Liberi, Propſtes bey dem Kloſter zum heil. Sacramente, in Krakau, die erſte Abtey ſey im J. 970 in dem Flecken Tremeſſe, in dem Kirchſprengel von Gneſen, durch den König Mieczislav in Pohlen geſtiftet worden. Es würde alſo dieſer Orden eben ſo alt ſeyn, als die chriſtliche Religion, weil Mieczislav der erſte pohlniſche Fürſt war, welcher durch das Licht des Glaubens war erleuchtet worden. Der P. du Moulinet ſagt auch noch: er habe von Verona aus Italien regulirte Chor-Herren kommen laſſen, er hätte aber das Wort regulirte weggelaſſen, und bloß hinzuſetzen ſollen, es hätten dieſe Chor-Herren in Gemeinſchaft gelebt, weil man nur erſt im 11ten Jahrh. anfing, von regulirten Chor-Herren zu reden, und die Chor-Herren, welche Mieczislav aus Verona hatte kommen laſſen, vermuthlich nach den Regeln lebten, die auf der Kirchen-Verſammlung zu Aachen waren vorgeſchrieben worden.

Es iſt wahr, man weis nicht die Zeit, da der Chor-Herren-Orden in Pohlen eingeführt worden iſt; er blüht aber jezt daſelbſt ſtark. Es giebt mehrere Arten derſelben in dieſem Königreiche, nähmlich: vom Lateran, vom heil. Grabe Prämonſtratenſer, vom heil. Geiſte in Saxia, und von der Buße der Märtyrer. Hier iſt nur von den erſtern die Rede.

Die Chor-Herren vom Lateran in Süd-Preußen und Pohlen ſind in 3 Congregationen oder Provinzen abgetheilt. Die erſte und älteſte iſt die zu Trzemeſzno oder Tremeſſe in dem Kirchſprengel von Gneſen. Die oben erwähnte Abtey, die ihr den Nahmen gegeben hat, iſt das Haupt davon. Sie iſt ſehr edel und reich, iſt aber eine Commende, und hat ſowohl einige Klöſter, als einige Pfarren, unter ſich. Ihre

dieſer Abtey ruhet der Leichnam des heil. **Adelbert**, des Märtyrers und Erz-Biſchofes zu Gneſen. Die zweyte Congregation nennt ſich Czerkenene im Kirch-Sprengel von Poſen, und nicht Plozko, wie P. du **Moulinet** ſagt. Die Abtey, welche ihr ebenfalls ihren Nahmen giebt, iſt auch eine Commende, und wurde im J. 1704 von Dom Nicolas Nyzki, Biſchofe zu Chelm, regulirtem Chor-Herrn von der Congregation zu Krakau, von welcher ich ſogleich reden werde, beſeſſen. Dieſer Prälat wurde zu dieſem Bisthume und zu dieſer Abtey von dem Könige in Pohlen **Sobieski** ernannt, und dieſe Abtey hat auch einige Klöſter, welche dazu gehören. Die dritte Congregation iſt die von Krakau, welche den Dom **Martin Kloezynski**, beyder Rechte Doktor, für ihren Stifter erkennt, welcher Propſt zu Krakau war, und dieſer Congregation große Güter gegeben hat. Sie wird von einem Kloſter-Propſte regiert, welcher den Titel eines Generales der regulirten Chor-*Herren in* dem Königreiche Pohlen und dem Groß-Herzogthume Litauen annimmt. Dieſe Propſtey giebt den beyden obgenannten Abteyen in Süd-Preußen an Würde nichts nach. Sie hat ſogar noch mehr Vorrechte, weil ſie das Wahl-Recht erhalten hat, welches die andern verloren haben. Dieſe Congregation ſollte vielmehr die caſimiriſche genannt werden, weil ihr vornehmſtes Kloſter in Caſimir liegt, welches eine von denen vier Städten iſt, welche Krakau theilen, von der ſie nur durch die Weichſel abgeſondert iſt. Dieſes Kloſter wurde von dem Könige Ladislav II. im J. 1402 unter dem Titel des heil. Sakramentes geſtiftet; daher haben auch dieſe Chor-Herren einen Kelch mit einer Hoſtie darüber zum Wapen. Es giebt noch 5 andere Klöſter in Pohlen, welche dazu gehören, und viele in Litauen, wovon die vornehmſten das zu Vilna, welches ſehr prächtig, und von dem

dem Groß-Feldherrn von Litauen, Michael Patz, gebauet iſt, und das zu Bichu, ſind, welches Karl Kotiebicz, gleichfalls Groß-Feldherr dieſes Herzogthumes, erbauet hat.

Die Kleidung dieſer Chor-Herren, Fig. 3913 δ), beſteht in einem weißen Leib-Rocke, nebſt einer Art von leinen Ober-Röckchen ohne Aermel, in Geſtalt eines Scapulieres, welches bis auf die Hüften geht, wo es ſich erweitert und den ganzen Leib umgiebt. Ueber dieſes Röckchen, welches Sarracium heißt, legen ſie ein ſchwarzes Mäntelchen, welches bis auf die Knie geht, nach Art der römiſchen Prälaten, und bey öffentlichen Handlungen in Krakau bedienen ſie ſich eines Ueberhanges, den ſie über das Sarracium anlegen, nebſt einer ſchwarzen Mozetta, oder ſolchem Biſchofs-Mäntelchen. An andern Orten nehmen ſie, anſtatt des Ueberhanges, ein Rocchette. Es kann ſeyn, daß ſie ehemahls eine Kotze oder ein Almutium auf den Schultern getragen haben, wie aus der Abbildung einer Kleidung erhellt, die P. du Moulinet von einem ſolchen Chor-Herrn nach dem Berichte ſolcher Perſonen, wie er ſagt, die in dieſem Lande gereiſet ſind, ertheilt hat, und zwar um ſo mehr, weil Penot ſagt, es trügen die aus dem Kloſter zum h. Sacramente in Krakau, Ueberhänge und violette Kotzen; ſie haben aber vielleicht dieſe Kleidung abgelegt, und die oben beſchriebene angenommen.

Die Congregation von Allerheiligen zu Olmütz in Mähren, wurde im Anfange des 16ten Jahrh. geſtiftet, und das Kloſter zu Allerheil. in Olmütz, welches das Haupt derſelben iſt, wurde von den regulirten Chor-Herren auf die Ruinen des Kloſters zu Langſtron gegründet, welches von den Ketzern kurz vorher, ehe der Papſt Alexander VI. im J. 1492 zu der päpſtlichen Regierung kam, war zerſtöret worden.

Johann Stiakoka, welcher der erſte Propſt darin war, und die andern Chor-Herren, ließen es auf ihre eigene Koſten erbauen. Nachdem ſolches gebauet war, vereinigten ſich die Propſtey Stemberg und einige andere Klöſter mit einander, und erkannten das zu Olmütz für ihr Haupt, welches von dem Papſte gebilliget wurde, der dieſen Chor-Herren den Titel der regulirten Chor-Herren vom Lateran, und die Privilegien, welche die in Italien genießen, zugeſtand. Er befreyete ſie von der Gerichtbarkeit der Ordinarien, und nahm ſie unter den unmittelbaren Schutz des apoſtoliſchen Stuhles. Der König Vladislav ertheilte ihnen viele Privilegien, und nahm ſie auch im J. 1510 unter ſeinen Schutz. Der Propſt zu Olmütz bedient ſich der Pontifical-Kleidung, und hat unter den mähriſchen Ständen Sitz und Stimme. Der Propſt zu Stemberg bedient ſich ebenfalls der Mütze und des Stabes. Es ſcheint aber, daß dieſe Congregation nicht mehr beſteht, weil die regulirten Chor-Herren zu Stemberg, und aus einigen andern Klöſtern von der olmützer Congregation, vielmahl ihre Zuflucht zu den regulirten Chor-Herren in Pohlen genommen haben, um ſie zu regieren, und der Biſchof zu Chelm, welcher noch im J. 1704 lebte, Propſt zu Stemberg geweſen iſt, ob er gleich regulirter Chor-Herr von der krakauiſchen Congregation war. Der Propſt aus dem Kloſter zu Olmütz war vordem General der Congregation dieſes Nahmens, als ſie noch beſtand.

Von den regulirten Chor-Frauen oder Canoniſſinnen vom Lateran. Die Chor-Frauen waren nicht eher, als im 8ten Jahrh. bekannt, weil die in Deutſchland im J. 742 gehaltene Kirchen-Verſammlung verordnete, es ſollten die Religioſen und Religioſinnen ſich nach der Regel des heil. Benedict's

rich-

richten, was das Verhalten in ihren Sitten, und die Verwaltung der Klöſter und Hoſpitäler beträfe. Denn um dieſe Zeit fand man kein Kloſter, weder von Mönchen noch Nonnen, welches nicht ein Hoſpital hatte, entweder die Pilger darin aufzunehmen, oder für die armen Kranken Sorge zu tragen. Die Chor-Herren konnten die Chor-Frauen nicht von ihren Verbindlichkeiten unterrichten, weil ſie ſelbſt die Canones nicht kannten, und nur den Nahmen der Canonicorum führten. Daher ließ der Kaiſer Ludwig der Gütige, nachdem er im J. 816 zu Aachen eine Kirchen-Verſammlung gehalten hatte, von dem Diakonus Amalarius Regeln für dieſe Chor-Herren und Chor-Frauen aufſetzen, damit er ſie zu einem regelmäßigen Leben zurück führen möchte. Man erkannte ſie nicht für Kinder des heil. Auguſtin's, denn in dieſen beyden Regeln gedenkt man dieſes Heiligen nicht, vielmehr iſt der Chor-Frauen ihre aus den Schriften des h. Hieronymus, des h. Cyprian's, des h. Athanaſius, und des h. Cäſarius gezogen, und es wird darin von der Regel, welche der heil. Auguſtin, den Kloſter-Frauen zu Hippon gegeben hatte, und man den Canoniſſinnen nicht vorlegte, nicht geredet. Weil man in derjenigen, die ihnen die Kirchen-Verſammlung zu Aachen vorſchrieb, erlaubte, ihr Vermögen zu behalten, nur daß ſie ſolches durch eine öffentliche Urkunde einem Anverwandten oder Freunde zu verwalten, und ihre Rechte vor Gerichte zu vertheidigen, auftragen mußten, und man ihnen auch erlaubte, Bediente zu haben, ſo wurde dieſer Mißbrauch auf der Kirchen-Verſammlung zu Rom, worin der Papſt Nicolaus II. den Vorſitz hatte, im J. 1060 verdammet, indem ſolches niemahls einigen Religioſen, von der Apoſtel Zeiten an, bis auf Ludwig den Gütigen, welcher die Kirchen-Verſammlung zu Aachen hatte halten laſſen, erlaubt geweſen war.

Die Kirchen-Verſammlung zu Rom erkannte, daß bis auf dieſes 1060ſte Jahr dergleichen Canoniſſinnen an keinem Orte in Aſia, Afrika und Europa geweſen ſeyn, außer in einem kleinen Winkel von Deutſchland, und ſagt, es ſey gewiß, daß alle Kloſter-Frauen, an was für einem Orte ſie auch wären, keine andere Regel gehabt hätten, als die Regel des heil. Benedict's. Indeſſen hat es doch allezeit Kloſter-Frauen in Aſia gegeben, welche der Regel des heil. Baſilius gefolgt ſind. Es gab deren ſogar in den Abendländern zu den Zeiten der Kirchen-Verſammlung, und hatte deren gegeben, welche einer andern Regel folgten; es iſt aber auch wahr, daß die Klöſter, welche ſich zu der Regel des heil. Benedict's bekannten, in größerer Anzahl waren, und vermuthlich nahm die Kirchen-Verſammlung den größten Theil für das Ganze; denn es gab wirklich in einigen italiäniſchen Provinzen nur Benedictinerinnen; und die Kirchen-Verſammlung, welche im J. 855 zu Pavia unter dem Kaiſer Ludwig, Lothar's Sohne, gehalten wurde, ließ nur zwey Regeln zu, nähmlich die Regel des h. Benedict's für die Mönche und Nonnen, und die Canones für die Chor-Herren; von den Canoniſſinnen aber redet ſie nicht, ob es gleich ſchon damahls ſolche gegeben hat.

Penot will das Alterthum dieſer Chor-Frauen bis auf die Zeit der erſten Kirche hinauf führen, ſo wie der regulirten Chor-Herren ihres, und ſagt: es wären beyde von der Zeit an, oder wenigſtens von Auguſtin's Zeiten, durch ihre weißen Kleider von den Mönchen unterſchieden geweſen, und führt zum Beweiſe deſſen, was er vorgiebt, die Regel dieſes Heiligen an, welcher ſeinen Kloſter-Frauen befiehlt, ihre Kleider von den Tuch-Walkern waſchen zu laſſen, oder ſie ſelbſt zu waſchen. Allein, dieſer Beweis iſt nicht überzeugend; denn außerdem, daß man allerley Zeuge, von was für Farbe ſie auch ſeyn, zu den Tuch-Walkern

bringt,

bringt, um ſie zu waſchen, und feſter und dichter zu machen, und wir noch heutiges Tages regulirte Chor-Herren und Chor-Frauen ſehen, die in verſchiedene Farben gekleidet ſind, ſo bemerken die Geſchichten dieſer Kirchen-Verſammlung zu Aachen ausdrücklich, daß die Kleidung der Chor-Frauen ſchwarz geweſen iſt. Die Benedictinerinnen aus der Abtey St. Peter's zu Rheims, aus Montmartre bey Paris, aus Xaintes, der heil. Dreyeinigkeit zu Caens, und einigen andern, würden ſich mit dem größten Rechte haben Chor-Frauen nennen können, wenn man auf die Farbe und Geſtalt ihrer Kleider hätte Acht geben wollen; denn ſie haben weiße Kleider mit Ueberhängen getragen, bis ſie verbeſſert wurden, zu Anfange des vorigen Jahrhundertes. Die zu Rheims wohnten ſogar nebſt den Chor-Herren aus der Haupt-Kirche den öffentlichen Umgängen bey, und machten für ſich eine Reihe, und die Kloſter-Frauen eine andere; und ohne eine große Anzahl Benedictinerinnen anzuführen, welche weiße Kleider, oder auch ſchwarze mit Ueberhängen, getragen haben, ſo findet man noch den Orden von Font-Evraud oder Ebrals-Brunnen, wo die Kloſter-Frauen weiß gekleidet ſind, und Ueberhänge oder leinene Röckchen, Rochette genannt, tragen, und in den Congregationen von Monte Oliveto, Monte Vergine und der Camalduleſer, kleiden ſich die Religioſen ebenfalls weiß, ob ſie gleich unter der Regel des heil. Benedict's ſtehen.

Hieraus erhellt alſo, daß die Einführung der Chor-Frauen nur erſt zu Ende des 8ten, oder im Anfange des 9ten Jahrh. zu ſetzen ſey; und obgleich die Chor-Herren den Nahmen der regulirten und den Titel der Kinder des heil. Auguſtin's um das Ende des 11ten Jahrh. angenommen haben, als man ſie zu der Entſagung alles Eigenthumes verbunden hatte, ſo ſcheint es doch, daß die Chor-Frauen nur erſt in der Mitte

des

des 12ten Jahrh. der Regel dieſes Heiligen unterworfen worden ſeyn, weil die zweyte lateraniſche Kirchen-Verſammlung, die im J. 1139 unter dem Papſte Innocentius II. gehalten wurde, den Kloſter-Frauen verbiethet, in abgeſonderten Häuſern zu wohnen, unter dem Vorwande der Gaſt-Freyheit, als welches der Regel des heil. Baſilius, des heil. Benedict's und des heil. Auguſtin's zuwider wäre; und die Kirchen-Verſammlung zu Rheims, unter dem Papſte Eugenius III., im J. 1148, verbindet die Chor-Frauen, welche unter der Regel des heil. Auguſtin's leben, allem Eigenthume zu entſagen. Bey Gelegenheit dieſer beyden Kirchen-Verſammlungen, ſagt der P. Thomaſſin: es könnte wohl ſeyn, daß dieſes eben die Chor-Frauen von der aachener Kirchen-Verſammlung wären, deren ärgerliche Unordnungen die Päpſte und Kirchen-Verſammlungen endlich nöthigten, ihnen eine Verbeſſerung vorzuſchreiben, welche ſie zu regulirten Chor-Frauen machte, und ſie nöthigte, allem Eigenthume zu entſagen.

Weil in eben der Zeit Congregationen von regulirten Chor-Herren entſtanden, welche, um ſich in der Beobachtung ihrer Pflichten zu erhalten, Verordnungen und Satzungen aufſetzten, ſo ſcheint es, daß auch einige Chor-Frauen ſich ihrer Führung unterworfen und eben die Verordnungen angenommen haben. Die Chor-Herren von der Congregation vom Lateran hatten ſich das Geſetz aufgelegt, ſich nicht in die Regierung der Kloſter-Frauen zu mengen, und die Führung derſelben nicht zu übernehmen; dem ungeachtet aber konnten ſie doch dem Anhalten der Päpſte und Fürſten, welche Klöſter für Chor-Frauen ſtifteten, nicht widerſtehen. Es giebt deren ungefähr 30, welche Aebten von dieſer Congregation unterworfen ſind, wovon die meiſten anſehnlich ſind. In dem zur heil. Maria vom Sterne in Spoletto, giebt es ge-

mei-

meiniglich 100 Chor-Frauen. Der Leichnam der ſel. Maria wird in dem Kloſter zu St. Matthäus in eben der Stadt unverweſet erhalten. Der Leichnam der ſel. Euphroſina wird zu Vicenza in einem Kloſter der Chor-Frauen verehret. Die Mutter Baptiſta Venace, eine Kloſter-Frau aus dem Kloſter der h. Maria der Gnaden, hat viele gottſelige Werke herausgegeben, die in 4 Bänden zu Verona und Venedig gedruckt worden. Es gab ehemahls eine noch größere Anzahl von dieſen Klöſtern, welche unter dieſer Congregation ſtanden, und von den regulirten Chor-Herren waren aufgegeben worden, als: das Kloſter zum heil. Geiſte in Rom, welches izt unter dem Schutze des Königes von Frankreich ſteht; es war dem Abte zu Unſerer lieben Frau des Friedens in eben der Stadt unterworfen, welcher die Führung deſſelben dem Cardinal-Vicarius im J. 1606 übergab. Die Chor-Frauen vom Lateran ſind in weißer Serge gekleidet, nebſt einem leinenen Röckchen oder Rochetto darüber, und über ſolches nehmen ſie noch einen Ueberhang, wenn ſie dem Chor-Dienſte beywohnen.

Fig. 3913. ε). Regulirte Chor-Frau vom Lateran in ordentlicher Kleidung.

Fig. 3913 ζ). Dieſelbe im Chor-Kleide, des Sommers.

Fig. 3913 η). Dieſelbe im Chor-Kleide des Winters.

Die Congregation von Wendesheim in Flandern hat auch viele Klöſter von Chor-Frauen, die eben ſo gekleidet ſind. Es giebt auch Chor-Frauen in Frankreich, die von keiner Congregation ſind, als: zu St. Stephan in Rheims, zu Unſerer lieben Frau vom Stege zu Picpus bey Paris, zur heil. Perine de la Vilette, und an vielen andern Orten, welche mit den Chor-Frauen vom Lateran einerley Kleidung haben, ſo wie auch die in Spanien; und wenn einiger Unterſchied darunter iſt, ſo beſteht ſolcher nur in den Aermeln des Rockes und des Rochetto,

die

die entweder weiter oder enger ſind; und die meiſten von dieſen Chor-Frauen tragen auch bey Ceremonien und des Winters im Chore einen großen ſchwarzen Mantel. In Languedoc und in Guienne giebt es Chor-Frauen, welche ſchwarz gekleidet gehen, nebſt einem Bande oder einer Binde von weißer Leinwand, 4 Finger breit, die ſie als eine Schärpe oder als ein Wehr-Gehenk tragen. Sie dient ihnen auch zum Chor-Kleide; es giebt aber noch einige, welche noch einen Ueberhang übernehmen, wenn ſie dahin gehen. Endlich ſo giebt es auch viele, die ganz verſchiedene Kleider haben.

Man darf ſich nicht wundern, daß man dieſe Chor-Frauen in Rocchetto und Ueberhange und ſogar mit einer leinenen Binde, ſieht, weil dieſe Röckchen, Ueberhänge und Binden, bey ihrem Urſprunge, und ehe man ſie abgekürzt und eingezogen hat, eine Alba oder eine Art von Chor-Hemde waren, welche allerley Leute beyderley Geſchlechts, und auch ſogar die Laien, trugen. Man muß ſich aber wundern, wenn man ſieht, daß einige Chor-Frauen Kotzen genommen haben, weil ſich vordem nur Mannsperſonen derſelben bedienten, ihre Häupter zu bedecken, und die Kloſter-Frauen beſtändig Weibel zu dieſem Gebrauche gehabt haben. Dergleichen Chor-Frauen mit Kotzen ſind wirklich ſelten. Die Prämonſtratenſerinnen in einigen Provinzen tragen ſolche, und man findet nur die **Chor-Frauen der Abtey Chaillot bey Paris**, unter denen, die ſich bloß und ſchlechtweg Chor-Frauen nennen, welche ſie nachgeahmet haben, nur mit dem Unterſchiede, daß die Kotzen der Prämonſtratenſerinnen weiß, der Chor-Frauen von Chaillot ihre aber ſchwarz mit weiß gefleckt ſind; **Fig.** 3913 *D*). Sie ſetzten ſich anfänglich im J. 1647 zu Nanterre. Es waren Kloſter-Frauen von St. Stephan aus Rheims, aus denen auch die zu Picpus gekommen ſind. Da aber nicht lange darnach die bürgerlichen Kriege entſtanden, ſo war dieſe anwachſende Gemeinſchaft genöthigt, ſich näher nach Paris zu ziehen, und ihre Wohnung zu Chaillot zu nehmen, welche als eine von den Vorſtädten dieſer großen Stadt anzuſehen iſt, und auch wirklich die Vorſtadt de la Conference genannt wird.

Later-

Laterne, (die) Diminut. das **Laternchen**, Oberd. **Laternlein**.

1. Eigentlich, ein Behältniß, deſſen Wände aus einer durchſcheinenden Materie verfertigt ſind, das darein geſetzte brennende Licht vor dem Winde und Regen zu verwahren; wovon in gegenwärtigem Artikel gehandelt wird.

2. Figürlich, wegen einiger Aehnlichkeit in der äuſſern Geſtalt.

1) Ein blecherner Aufſatz auf einer Feuer-Mauer, welcher an den Seiten mit verſchiedenen Oeffnungen, oben aber mit einem ſpitzigen Dache verſehen iſt, und verhindert, daß der widrige Wind den Rauch nicht zurück treibe.

2) Ein kleines auf allen Seiten offenes Thürmchen, welches bisweilen über die Oeffnungen der Kuppeln geſetzt wird, um das Einfallen des Regens etwas abzuhalten, Siehe im LVI Th., S. 560. Es ſcheint, daß die Alten ſchon bisweilen die Oeffnungen der Kuppeln mit Laternen bedeckt haben, deren, nach der Meinung einiger Ausleger, **Vitruvius** unter dem Nahmen Tholus gedenkt. Nach andern aber, denen auch **Winkelmann** beyſtimmt, wurde dieſer Nahme der Kuppel ſelbſt gegeben, und man findet kein altes Gebäude, wo über der Kuppel eine Laterne ſtände. In der That ſcheint ſie doch der einfachen Größe der Kuppel etwas zu benehmen. Widrig iſt es einem an die Einfalt gewohnten Auge, wenn ſo viele neue Bau-Meiſter an die Pfeiler der Laterne gerollte Stützen anſetzen; eine in allen Abſichten gothiſche Erfindung!

Mit eben dieſer Benennung belegt man auch einen mit Glas-Fenſtern verſehenen hölzernen Verſchlag, welcher oben auf dem Gipfel eines Umganges von einem Schlaf-Gemache, oder einer mit zwey Reihen Läden beſetzten Gallerie angebracht iſt, dieſel-

be

be zu erleuchten, wie dergleichen an der Börſe in London zu ſehen iſt.

Ferner nennt man **Laterne**, ein Thürmchen, welches über eine Platte-forme oder Terraſſe erhöhet iſt, die zur Bedeckung der Haube oder runden Kappe von einer Treppe dient, auf welcher man da hinauf kommen kann; dergleichen in allen warmen Ländern geſchieht, wo die Terraſſen, oder, wie wir ſie im Deutſchen nennen, die Altane zu Dächern der Häuſer dienen.

3) In der Mechanik, beſonders aber in dem Mühlen-Baue, iſt die **Laterne** ein aus zwey Scheiben zuſammengeſetztes Getriebe, welches, an ſtatt der Kämme, cylindriſche Stöcke hat, und auch der *Drehling*, Dreyling, Trilling, genannt wird. Siehe im XVIII Th. S. 23.

4) In einer Kirche, ein Stuhl oder kleiner Verſchlag von Tiſchler-Arbeit, der entweder mit Glas-Fenſtern oder Gittern verwahrt iſt, und zu einem Bet-Stübchen dient, um darin mit deſto weniger Zerſtreuung ſeine Andacht zu haben.

5) Ein kleiner Sitz oder Verſchlag in einem höhern Gerichts-Sahle, wie z. B. in den ehemahligen franzöſiſchen Parlements-Kammern, darin die Abgeſandten, oder andere vornehme Standes-Perſonen, den Verhören beywohnen können, ohne geſehen zu werden; ein Horch- oder Lauſch-Stübchen; L. Auditorium; Fr. Ecoute, Lanterne.

Ital. Lanterna, Fr. Lanterne, Engl. Lantern, alle von dem Lat. Laterna. Das Leztere leitet man gemeiniglich von latere ab, weil das Licht in einer Laterne gleichſam verborgen iſt. Allein, da ſowohl ein Leuchter, als eine Laterne, im Angelſ. Lecht ern, Lihtern, genannt wird, von Arn. Ern, ein Ort, Platz, überhaupt; ſo iſt, wie ſchon Ihre angemerkt hat, ſehr wahrſcheinlich, daß auch das Lateiniſche aus eben dieſer alten celtiſchen Quelle herſtamme. Denn daß in dem Worte **Licht**, der Hauch-Laut nicht

nicht weſentlich iſt, läſſet ſich ſehr leicht beweiſen. Auf ähnliche Art brauchen Notker und Willeram das Wort Liehtfaz, eine Laterne, Lampe oder einen Leuchter zu bezeichnen. Uebrigens wird eine Laterne im gemeinen Leben auch eine Leuchte genannt.

Die **Laternen**, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, ſind ein, vom Eiſen- oder Meſſing-Blech, auch wohl vom Holz, rund oder eckig gemachtes Behältniß, worein ein oder mehrere Scheiben oder Wände vom Glas, Horn, Marien-Glas, Schwein-Blaſe, Papier, oder einer andern durchſichtigen Materie, eingeſetzt ſind, damit ein darein geſetztes Licht durchleuchte, und weder Wind noch Regen ſolches auslöſche. Sie beſtehen aus Seiten, auf deren einen eine Thür angebracht iſt; einem Boden, worin eine oder mehrere Dillen zum Lichte befindlich ſind, und einem Deckel mit Oeffnungen, wodurch ſich der Dampf vom Lichte ziehen kann.

Die Erfindung der Laternen, geht in das höchſte Alterthum zurück, und wahrſcheinlich haben die Reiſen, die man in heißen Ländern, um der Sonnen-Hitze auszuweichen, mehr des Nachts bey Fackeln unternahm, zu ihrer Erfindung die erſte Veranlaſſung gegeben. Man fand nähmlich, daß die Fackeln zuweilen vom Winde ausgelöſcht wurden; um dieſes zu verhüten, wählte man, ſtatt ihrer, eine Lampe, oder Kerze, die man mit einer durchſichtigen Einfaſſung umgab, damit der Wind nicht mehr das Licht auslöſchen konnte. Clemens Alexandrinus (*) ſchreibt ihre Erfindung den Aegyptern zu. Unter den Griechen gedenkt Hippokrates (um 3600) der Laternen; und Alexander der Große (3648) ſoll ſie zuerſt in Griechenland eingeführt, oder ihren Gebrauch gemei-

(*) *Clem. Alexandr.* Strom I. p. 20.

meiner gemacht haben. Er bediente ſich ihrer, wenn er ſein Kriegs-Heer des Nachts marſchieren ließ, wobey ihm die Fackeln nicht zweckmäßig ſchienen, indem ſie theils vom Winde ausgelöſcht werden, theils den Marſch allzu leicht dem Feinde verrathen konnten. Aus eben dieſen Gründen führte ſie auch **Julius Cäſar** bey den Römern ein. Die erſten Laternen beſtanden aus einem eiſernen oder blechernen Rahmen, der mit einer gut zubereiteten und dünn geſchabten Thier-Haut überzogen war, wodurch ſie durchſichtig ward. Aus ſolchen Laternen wußten die Alten mit leichter Mühe **Kriegs**- oder **Blend-Laternen** zu machen, die nur von Einer Seite Licht gaben; die zubereiteten Häute wurden nähmlich auf drey Seiten der Laterne ſchwarz gefärbt, daher das Licht hier nicht durchſcheinen konnte; aber diejenige Haut, welche die vierte Seite der Laterne bedeckte, wurde weiß gelaſſen, damit das Licht durchſchimmerte. **Julius Afrikanus**, der im J. 221 nach Chr. Geb. berühmt war, beſchreibt ſchon eine ſolche Blend-Laterne (*); es iſt alſo falſch, wenn **Jo. Cinnamus** ihre Erfindung erſt dem griechiſchen Kaiſer **Emanuel Comnenus**, der von 1143 bis 1180 regierte, zuſchreibt (**). Auch nahm man, an ſtatt der Thier-Häute, dünne Horn-Tafeln; und **Plautus**, der 3800 n. Erb. d. W. ſtarb, gedenkt ſchon der **Horn-Laternen**, welches auch **Olympiodorus** (***) und **Martialis** (†) thun. **Hofmann** (††) wundert ſich daher, daß der Engländer

der

(*) *J. J. Hofmanni* Lex. univ. Contin. (Baſil 1683) To. I. p. 983.

(**) *Jo. Cinnami* Epitome rerum praeclare geſtar. Emanuelis Comneni, L. 5, n. 2.

(***) Olympiodorus in 4 Meteorol. πραξει 49.

(†) *Martial.* L. 14. epigr. 61. (††) Am ang. O.

der Jo. Aſſer dieſe Erfindung dem Könige der Angelſachſen, Alfred, der 871 n. Chr. Geb. zur Regierung kam, zuſchreibt. Die Chineſer haben ordentliche Manufacturen, worin Horn-Laternen verfertigt werden; ſie nehmen bloß die weißen Hörner von Ziegen und Hammeln dazu, und wiſſen das Horn ſehr künſtlich zu löthen. Wie die Chineſer-Laternen vom Horn, ſowohl von platten Horn-Tafeln, als auch die großen kugelförmigen Laternen oder Ballons machen, habe ich im XXV Th. S. 248, fgg. beſchrieben. Martialis, der um das J. 100. nach C. G. lebte, gedenkt auch der Laternen, die aus den Blaſen der Thiere gemacht wurden. Nachher erfand man Laternen, wozu man Frauen-Eis (Marien-Glas), auch in Oehl getränktes Papier nahm; und zulezt kamen die Glas-Laternen auf, deren der Engländer Aldhelmus, der um 680 n. C. G. lebte, in einem Gedichte gedenkt, welches Carl du Fresne anführt.

Man kann die Laternen überhaupt in die ſtehenden, und in die beweglichen, eintheilen. Bey dieſen bedient man ſich am füglichſten der feſten Licht-Nahrungen; und bey jenen, der Oehle. Zu den beweglichen gehören alle Hand- und Haus-Laternen; zu den feſten hingegen die Gaſſen- oder Straßen-Laternen, wie auch die Zauber-Laterne.

Die Hand-Laternen können zum Theil von andern Perſonen vorgetragen werden, wenn man im Finſtern ausgeht; oder man kann ſie ohne große Beſchwerde bey ſich führen, und ſich ſelbſt auf finſtern Wegen leuchten. Der Gebrauch der hölzernen Laternen, deren unten, S. 368, bey Gelegenheit der Stall-Laternen, wieder Erwähnung geſchehen wird, iſt, ſowohl auf dem Lande, als auch in Städten verbothen.

Nach dem kön. preuß. Reglement für das platte Land, v. 18 Jan. 1772, ſollen alle hölzerne La-

ternen ſchlechterdings abgeſchaffet, hingegen blecherne Laternen, welche entweder mit Glas oder Horn ausgeſetzt, oder auch ganz von durchlöchertem Blech verfertigt ſind, von einem jeden Haus-Wirthe angeſchaffet und gebraucht werden; der Land-Rath eines jeden Kreiſes aber ſoll eine genaue Viſitation anſtellen, und nicht nur die noch etwa vorhandenen hölzernen Laternen ſogleich wegnehmen laſſen, ſondern auch die Uebertreter mit 1 Rthlr. beſtrafen, auch allenfalls dergleichen blecherne Laternen ſelbſt ankaufen, ſolche dem liederlichen Wirthe durch den Polizey-Reiter zuſchicken, und das Geld dafür executiviſch beytreiben laſſen.

In Anſehung der hölzernen Laternen, mit deren Verfertigung und Verkauf ſich inſonderheit einige Soldaten abzugeben pflegten, wurde in Berlin folgende Polizey-Verordnung wiederhohlend bekannt gemacht:

Den hieſigen Einwohnern, welche ſich mit Anfertigung und Verkauf hölzerner Laternen abgeben, wird ſolches, weil ſie ſehr leicht in Brand gerathen und gefährlich werden können, hierdurch wiederhohlend bey der geſetzlichen Strafe von 5 Rthlr., und Confiſcation der Laternen, unterſagt, welches in Anſehung der Garniſon, von E. kön. hochlöbl. Gouvernement ebenfalls geſchehen iſt. Uebrigens ſollen die Käufer ſolcher Laternen, im Uebertretungs-Falle, mit dieſer Strafe gleichfalls beleget werden. Berlin, d. 5 Jan. 1793.

v. Eiſenhart.

Kön. Preuß. Polizey-Directorium
hieſiger Reſidenzien.

Eine große blecherne Hand-Laterne, mit einer unten an derſelben befindlichen Stange, Stocke, oder langem Stiele, woran ſie in der Höhe vorgetragen wird, wird eine Stangen-Laterne, Stock-

La-

Laterne, oder Stock=Leuchte, Nieder<ſ>. Stocklich=te, Fr. Falot, genannt.

Eine andere, des Mißbrauches wegen aber an einigen Orten verbothene, Art von blechernen Hand=Laternen, welche nur eine einzige, meiſtentheils runde, mit einem erhabenen (convexen) Glaſe verſehene Öffnung haben, vermittelſt deren man alles ſieht, ohne ſelbſt geſehen zu werden, werden Blenden, oder Blend=Laternen, L. Laternae ſurdae, genannt. Man kann dieſelben mit einer Thüre zumachen, und damit das Licht verbergen; wenn aber ſolches offen iſt, kann derjenige, welcher ſie trägt, alles, was er verlangt, ſehen, ohne ſelbſt erkannt zu werden. Bey einigen ſteht das Licht in einem Einſchieber, den man umdrehen, und das Glas hierdurch bedecken kann, ſo daß das Licht nicht zu ſehen iſt. Weil dieſe Laternen den Dieben vortheilhaft ſind, ſo werden ſie auch Diebes=Laternen genannt.

Man hat auch Blend=Laternen mit einer Lampe, welche, weil ſie einen hellen Strahl eine ganze Straße oder Gaſſe lang werfen, Wurf=Laternen genannt werden, und zugleich Blend=Laternen ſind, weil derjenige, dem man damit in die Augen leuchtet, eine Weile ſtille ſtehen muß, und, wegen verblendeter Augen, nicht aus der Stelle gehen kann; Fig. 3914. In die Laterne AB, wird die Röhre CD gelöthet, in welche eine andere, EF, geſchoben wird; in dieſe ſetzt man ein auf beyden Seiten convexes Glas, EF, deſſen Diameter der Convexität ungefähr 1 Fuß, auch größer oder kleiner ſeyn kann, nachdem nähmlich die Laterne groß iſt. Der Röhre CD gegenüber, bringt man einen Hohl=Spiegel HI an, deſſen Diameter der Concavität ungefähr 5 Zoll, mehr oder weniger, nach der Größe der Laterne, hat; es muß aber dieſer alſo geordnet werden, daß man ihn, wenn es nöthig iſt, und die Kapſel K hinweg ge=

than iſt, heraus nehmen könne. In dem foco des Spiegels ſteht das Lampen-Licht L, und die Röhre EF wird, mit dem Glaſe, ſo weit ausgezogen, bis das Licht die begehrte Diſtanz erreicht hat; denn wenn das Lampen-Licht L in den focum des Hohl-Spiegels geſtellet wird, ſo ſind die Strahlen nach ihrer Reflexion parallel. Will man verſchiedene Oerter, als z. B. mehrere Straßen oder Gaſſen, zur Nachtzeit erleuchten, ſo hat man mehrere Röhren mit Gläſern, auch mehrere Concav-Spiegel, nöthig.

Insgemein haben dieſe Laternen hinten einen Hohl-Spiegel, vorn aber vor dem Lichte ein Plan-Convex-Glas, aus 2 oder 3 Zoll geſchliffen, welche, wenn das Licht im foco des Spiegels ſteht, den Strahl ſehr weit werfen, daß man auf 50 und mehr Schritt alles erleuchten, auch wohl dabey leſen kann. **Leutmann** (*) hat eine gemeine, ſogenannte Stock-Laterne, Fig. 3915 a) und b), dazu eingerichtet, ſo daß er vor das vorderſte Glas inwendig ein fein hoch geſchliffenes Polyedrum, welches auf der andern Seite convex geſchliffen iſt, mit einer Einfaſſung und Stiel, mitten an das Glas hat ſetzen und wieder wegnehmen können, indem es unten eingeſchraubet wird. Die convexe Seite dieſes Polyedri hat er dem Lichte zugekehrt. Hinter die hinterſte Scheibe hat er ein terminirtes Plan-Convex-Glas B eben alſo eingeſchraubet, daß die plane Seite dicht an der Glas-Scheibe anliegt; die terminirte Seite aber, damit ſie nicht Schaden leide, hat er in ein hohl getriebenes verzinntes Blech eingekittet, und ſich dieſer, an der Kutſche befeſtigten Laterne, bey nächtlichen Reiſen, mit großer Bequemlichkeit bedient, ſo daß es alſo zugleich eine **Reiſe-Laterne** und **Kutſch-Laterne** iſt.

Eine

(*) S. Deſſen Anmerkungen vom Glasſchleifen, (Halle, 1738, 8.) S. 63.

Eine faſt ähnliche Einrichtung hat die ſogenannte **Poſt-Laterne**, d. i. eine Laterne, in Geſtalt eines Fäßchens, welches der Länge nach liegt, ſo daß der Rauch des Lichtes aus dem Zapfen-Loche fahren kann. Der eine Boden des Fäßchens iſt mit einem Hohl-Spiegel bedeckt, und der andere iſt vom Glas; in der Mitte wird das Licht eingeſteckt.

Von Laternen, als einem Theile der Feuer-Geräthe, ſ. im XIII Th. S. 76.

Vom Gebrauche der Laternen zu Kriegs-Signalen, ſ. im LIII. Th. S. 303, f.

Waſſer-Laterne, oder Laterne, mit einem bey Nacht unter dem Waſſer eines Fluſſes oder Sees brennenden Lichte, um ſolchergeſtalt die Fiſche durch den Schein in ein bequemes Behältniß zu locken. Unter denen Fragen, welche die königl. ſchwediſche Akademie der Wiſſenſchaften im J. 1740 zur Aufloͤſung vorgelegt hatte, war auch folgende: *Wie eine Laterne zu zubereiten iſt, daß in ihr das Licht bey Nacht unter dem Waſſer in einem Teiche brennen, und alſo mit ſeinem Scheine die Fiſche in ein Netz locken kann?* Dieſe Frage hat Hr. Nic. **Seeländer**, zu Hannover folgender Maßen beantwortet und aufgelöſet (*).

„Es iſt in der That eine ſchwere Sache, daß man das Feuer lange Zeit unter dem Waſſer in ſeiner Kraft behalte, da es aus Mangel der Luft, natürlicher Weiſe, bald erlöſchen muß. Die Feuerwerker-Kunſt ſchaffet zwar, durch Hülfe des Schwefels, Salpeters, Campfers, Stein-Oehls, u. ſ. f. ein Feuer in und unter dem Waſſer, aber nur eine kurze Zeit; denn wenn die Hitze dieſer geſchwinde brennenden Sachen

(*) Im 1 B. der Hamburg. vermiſchten Bibliothek, (Hamb. 1743, 8.) S. 936, fgg.

vorbey iſt, hat des Feuers Schein ein Ende. Damit man eine ſtets brennende Leuchte in der Tiefe unter dem Waſſer erhalte, iſt dies das einzige Mittel, daß man ſolche mit Luft verſehe, damit die Flamme nicht erſticke. Ich will einen Vorſchlag geben, wie ſolches zu bewerkſtelligen ſey. Man mache eine achteckige Leuchte aus Holz, in den Säulen derſelben ſchiebe man die Gläſer in die Fugen ein, und vermache ſolche aufs ſorgfältigſte mit Kitt von ungelöſchtem Kalk, Firniß und Eyweiß. An einer Seite mache man die Thür, wodurch die Lampe verſorget werde; ſolcher Thüre Fugen beſtreiche man von auſſen mit dickem Theer, damit das Waſſer nicht hinein dringe. Die Lampe verſehe man mit drey Tochten, und hänge ſolche an eine Kette mit Wirbeln. Alle Wände innerhalb der Leuchte verſehe man mit geflochtenem Draht, damit das Glas vor dem Schwung der Lampe geſichert ſey. Den baumwollenen Tocht in der Lampe netze man mit Campher- und Peter-Oehle, oder Thran, ein. Das Feuer oder die Flamme der Lampe im Brande zu erhalten, iſt ferner nöthig, daß die Leuchte von oben herab einen Rauchzug mit Röhren habe, die 4 oder 5 Zoll weit, aus weißem Blech gemacht, und mit Leder zuſammen gebunden ſind. Bey dieſen Röhren werden zu beyden Seiten, Linien von unten bis oben an der Leuchte befeſtiget, ſo die ganze Laſt derſelben tragen, und an der Luftröhre in die Höhe laufen, woſelbſt die Stricke einige mahle mit einem Bindfaden können angebunden werden. Aber am Ende werden die Stricke einen Fuß höher, als die Luftröhre iſt, zuſammengeknüpfet, und darin ein anderer dickerer Strick gezogen, welcher durch eine Trille geht, ſo am Vordertheil eines langen Stück Holzes ſich befindet. Hierdurch wird die Leuchte, ſo weit man will, von dem Schiffe ab, durch Hülfe eines angehängten Gewichtes, unter Waſſer gelaſſen. Hiermit wäre

nun zwar die Laterne, die Lampe, und alles Zubehöri-ge fertig. Es fehlt aber noch die Luft, als ohne welche die Flamme ſich keinen Augenblick erhält. Derohalben muß an der Rauchröhre ein lederner Schlauch, eines Zolls dick mit angeſchnüret werden, ſo von oben bis unten an die Leuchte in deren Grund und Boden rei-chet. In der Leuchte iſt zu dem Ende ein doppelter Bo-den, der unterſte von einem hölzernen Bret, damit kein Waſſer eindringe; zwey Zoll darüber iſt ein anderer Boden vom Blech mit vielen Löchern; dazwiſchen geht das Ende des ledernen Schlauchs, ſo allda feſt an-geheftet ſeyn muß, doch ſo, daß das Mundloch nicht verletzet werde. An das oberſte Theil des Schlauchs wird im Schiff ein Blaſebalg angefüget, und alſo die friſche Luft zwiſchen den Böden und die Leuchte ein-geblaſen, ſo ſtreicht die Luft durch die Löcher des ble-chernen Bodens aufwärts, und treibt den Dampf des brennenden Oehls durch die Rauchröhren in die Höhe. Um die viele Drehung und das Hin- und Herſchwen-ken der Leuchte zu verhindern, dient theils das am Un-tertheil der Leuchte angehängte Gewicht, theils zwey beſondere Stricke, die am obern Boden der Leuchte ange-ſchnüret werden, deren der eine bis ans Vordertheil des Schiffes reicht, der andere aber, nach niederge-ſenkter Leuchte, am Hintertheil angeſchnüret werden kann: ſo muß die Leuchte in der Tiefe unter dem Waſſer allezeit gerade nachfolgen, welche ſonſt, wenn das Schiff geſchwinde ſegelte, weit zurück bleiben würde. Es ſind zwar noch mehrere Umſtände hierbey in Acht zu neh-men, welche ich aber vorjezo übergehe. Bey dem Gebrauch der Leuchte wird es ſehr wohl zu Statten kommen, wenn man einige Raketen mit vorhin benannten ſtark brennenden Sachen und etwas Schießpulver an-füllet, von auſſen aber mit Theer beſtreicht, einen Stein daran bindet, und alsdann anzündet und in das Waſſer ſenkt. Solches wird den Fiſchen in der

Tiefe vorkommen, als ob die Sonne ſcheinete, wornach ſie ſich in die Höhe begeben, und der Leuchte im Waſſer deſto eher nachfolgen werden.

„Auf eine andere Weiſe kann auch eine ſolche Waſſer-Leuchte mit geringer Mühe verfertiget werden, wenn man ein ſehr großes Deſtillirkolbenglas mit bey Nachtzeit ſtark leuchtendem faulen Holz, ſo zu rechter Zeit geſammelt worden, anfüllet, ſolches zuerſt mit Rinderblaſen, und darauf mit leinem Tuch und Theer wohl verwahret, alsdann in 3 oder 4 krumme eiſerne, mit Stroh umwundene Stäbe oder Ringe ſetzt, und darin befeſtigt, unten aber ein Gewicht anhängt, damit man es bequem in die Tiefe ſenke.“

Ueber vorſtehenden Aufſatz, hat Hr. Heinr. Theoph. Scheffer folgende Anmerkungen gemacht (*).

„Bey Hrn. Seeländers Vorſchlage habe ich Folgendes zu erinnern. Wenn die Laterne nach Hrn. Seeländers Art zugerichtet, die obere Luftröhre aber, die die Luft herauslaſſen ſoll, doppelt gemacht wird, daß eine in der andern ſteckt, ſo kann die innere erwärmet werden, ohne daß das Waſſer ſie abkühlt, welche Wärme nachgehends von dem brennenden Lichte oder der Lampe unterhalten wird, und auf dieſe Art läßt ſich der Luftzug durch die andere Röhre, die durch der Laterne Boden geht, am beſten ohne einen Blaſebalg erhalten; dieſe leztere Röhre muß alsdann ſo gemacht ſeyn, daß ſie von ſich ſelbſt gegen den Druck des Waſſers geöffnet wird; ſo erhält man Luftzug und Wetterwechſel in Schachten, in Bergwerken, vollkommen auf eben die Art durch Feuer und Wärme, und er bleibt gleichfalls beſtändig. Aber mit dem Blaſebalge und der ledernen Schlange läßt ſich ſolches auf einige Tiefe nicht bewerkſtelligen, weil ſich die Luft eher durch das Leder an dem obern Ende der Schlange dränget, als daß ſie ſolche unten gegen des Waſſers zuſammen-

(*) Im 12 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1750, (Hamb. und Leipz. 1754, gr. 8.) S. 68, f.

mendrückende Laſt ſich zu öffnen vermöchte. Auch wiederſtehen eben Glasſcheiben dem Druck des Waſſers nicht ſo gut als wenn ſie eine runde oder cylindriſche Geſtalt haben, und man kann ſolche zu dieſer Abſicht groß genug aus einem Stücke Glas bekommen. Hr. P. Gadolin hat in einer 1747 zu Abo vertheidigten Disputation, nicht allein gründlich gewieſen, wie eine ſolche Laterne einzurichten iſt, und die Bewegungsgeſetze der Natur mathematiſch betrachtet, welche die verlangte Wirkung verrichten, ſondern auch Verſuche angeſtellt, die in verſchiedenen Tiefen vollkommen glücklich gelungen ſind, ſo daß das Licht ganze Nächte unter Waſſer gebrannt hat, wiewohl er nicht gefunden hat, daß die Fiſche dadurch in ein Netz wären gelockt worden. Doch könnten Hrn. Gadolin glückliche Gedanken noch verbeſſert werden, wenn die Röhre für die aufſteigende Luft verdoppelt würde; denn da ſolchergeſtalt die innere Röhre ihre Wärme beſtändig behielte, und nicht vom Waſſer abgekühlet würde, wie wenn ſie einfach iſt, ſo würde dieſes viel zur ſchnellern Bewegung der Luft beytragen. Die leuchtende Materie betreffend, ſo wäre nöthig, Verſuche anzuſtellen, ob ſie in luftdichten Gefäßen einige Stunden leuchten kann. Wenigſtens ſtimmt ſolches mit andern phosphorescirenden Körpern, als: Brands oder Kunkel's Phosphoris, den im Finſtern leuchtenden Barometern, u. ſ. w. nicht überein, die in verſchloſſenen Gefäßen, ohne von der Luft gerührt, und geſchüttelt zu werden, nicht leuchten."

Lanterne pour eclairer dans l'eau, inventée par Mr. VIRGILE, ſt. in *Machines et Inventions, aprouvées par l'Acad. R. d. Sc.* To. VI. (á Par. 1735. 4) No. 386, S. 77, m. e. Abbild.

Unter **Haus-Laternen** begreife ich diejenigen Laternen, welche in den Häuſern gemeiniglich an Stricken oder Schnüren aufgehängt werden, um einen gewiſſen Raum in einem Gebäude, als das Vorhaus oder die Haus-Flur, Treppen, finſtre Gänge, Gewölbe, Sähle, Zimmer, Cabinete, Pferde-Ställe ꝛc. damit zu erleuchten.

Von denen, die zur **Erleuchtung der Flur, Treppen, finſtern Gänge, Gewölbe,** ꝛc. dienen, giebt

es

es in großen Häuſern verſchiedene Arten. Die zierlichſten beſtehen in einer Glas-Kugel, deren obere Oeffnung mit einer Krone von vergoldetem Meſſing geziert iſt, und die, wie die folgende, an einem Stricke oder einer Schnur unter der Decke der Flur hängt, damit man ſie bey dem Anzünden der Lampe hinab laſſen kann. Eine andere Art iſt diejenige, die von dem Glaſer aus Glas und Bley zuſammengeſetzt wird, und mehrentheils die Geſtalt eines vielſeitigen länglich erhabenen Kaſtens hat, auf deſſen Mitte eine abgekürzte Pyramide, welche man Thurm nennt, ſteht Fig. 3916 a). Die hier abgebildete Laterne, wird aus 4 ſolchen Stücken, als Fig. 3916 b) vorſtellt, zuſammengeſetzt. Die Buchſtaben, welche in Fig. 3916 b) und a) übereinſtimmen, werden die Theile in beyden Figuren nachweiſen; doch fehlt in Fig. 3916 b) der Boden, welcher in Fig. 3916 a) mit f bezeichnet iſt. Die ganze Laterne beſteht aus 4 Theilen, nähmlich: den beyden großen Haupt-Stücken, a und b, aus den vier Triangel-Stücken, c; dem Thurme, e, und dem Boden, f. Die Weite einer ſolchen Laterne beträgt ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß, und die Höhe ohne den Thurm, 1 Fuß. Die 4 Theile dieſer Laterne werden, jeder auf einem Tiſche ausgebreitet, eben ſo verbleyet, wie ein Fenſter; doch muß das Bley hierzu etwas breiter ſeyn, als das gewöhnliche Fenſter-Bley, weil in der Folge die ſämmtlichen verglaſeten Theile in verſchiedenen Seiten und Ecken, nach der Geſtalt der Laterne gebogen werden müſſen, um die verlangte Geſtalt hervorzubringen. Bey Ausmeſſung der Theile muß der Glaſer den Zirkel ſehr ſorgfältig gebrauchen, damit nicht nur alle 4 Haupt-Theile gleich groß werden, ſondern auch die kleinern Stücke eines jeden Haupt-Theiles die erforderliche Größe erhalten. Nach der auf dem Tiſche entworfenen Zeichnung ſetzt der Glaſer vorläufig durch

das

das Zuſchneiden und Löthen, die Bley=Stücke nach ihren verſchiedenen Geſtalten, die jede Glas=Scheibe erhalten ſoll, zuſammen, ehe er das Glas einſetzt. Das Bley des Haupt=Stückes, a, Fig. 3916 a), ſetzt er erſt zuſammen; die Bley=Stücke gh und ik bleiben ſo lang, daß ſie durch den ganzen ſogenannten Thurm e durchgehen, nähmlich bis nach l. An dieſes Haupt=Stück a, deſſen Bley=Stücke er, wie gedacht, zuſammen löthet, werden die Bley=Stücke der beyden Haupt=Stücke b angelöthet, ſo wie auch die Bley=Stücke der Triangel c, und des Bodens in k h. Das Haupt=Stück a bleibt ſenkrecht ſtehen, allein die übrigen jezt genannten Theile kommen ſchräge zu ſtehen; deshalb biegt der Glaſer nicht nur die Bley=Stücke gh und ik, nach der Breite in einen ſtumpfen Winkel um, ſondern auch alle Bley=Stücke, wodurch der Boden in kh und die Triangel c mit dem Haupt=Stück a zuſammen hangen. Eben ſo ſetzt man auch das Stück d an a an, und an das erſte wieder das eine Viertel des Thurmes e. Wenn nun das Bley, aller 4 Haupt=Theile der Laterne zuſammen gelöthet iſt, ſo ſetzt man alle dieſe Haupt=Theile gleichfalls durch das Löthen zuſammen, und ſetzt alsdann auf die oben beſchriebene Art die Glas=Scheiben ein. Ein Haupt=Theil a, iſt die Thür, und wird mit Heften beweglich an die benachbarte Seite angeſetzt. In dem Thurme ſchneidet man, in m und n, Fig. 3916 a), aus dem Glaſe Luftlöcher aus, und auf den Boden f, wird ein Blech mit einer Dille zu der Lampe geſetzt, welches ſich auf den Boden genau paſſen muß, doch ſo, daß man es nach Belieben herausnehmen kann.

Eine andere Art Haus=Laterne macht der Klempener, worin der Glaſer nur die verſchiedenen Seiten derſelben, ſo wie ein Fenſter, verbleyet und verglaſet. Eine ſolche Laterne erhält aber auch alsdann nicht ſo viele,

viele kleine Seiten und Ecken vom Glas, wie die vorher-beſchriebene, ſondern ſie hat 3, 4, oder höchſtens 8 Seiten und Ecken. Der Deckel iſt zuweilen ganz von Meſſing- oder weißem Eiſen-Blech, oder aber auch nur von dergleichen ſchmahlen Streifen zuſammen geſetzt, in deren Oeffnung, ſo wie in dem ganzen Körper, rund um, Glas eingeſetzt wird. Der Körper der Laterne wird alsdann auch von verſchiedenen ſchmahlen Blech-Streifen nach ihrer verſchiedenen Geſtalt, die ſie erhalten ſoll, ſowohl am Deckel, als auch an den Boden; zuſammen gelöthet. Der Boden, ſo wie der Deckel, iſt, nach der Geſtalt des Körpers, entweder rund oder eckig; in der Mitte des Bodens wird eine Dille zur Lampe angebracht. Die Thür wird mit Heften an der Ecke einer Seite beweglich befeſtigt, und bekommt an der andern Seite einen Hacken oder Schieber, der bey dem Zumachen an die andere Seite eingehängt wird.

In Zimmern, Sählen und Cabineten hat man Laternen von verſchiedener Pracht. Dergleichen iſt z. B. eine ſchöne bunte vom Glas. Das Geſtelle dazu läßt man bey einem Tiſchler oder Glaſer vom Holzwerk machen, vier-ſechs-oder achteckig. Dann nimmt man die vom Glaſer hierzu zugerichteten Glas-Tafeln, überſtreicht ſie auf der einen Seite mit Firniſſen von allerley verſchiedenen Farben, als: die eine Tafel mit grünem, die andere mit blauem, die dritte mit goldfarbigem, die vierte mit rothem, die fünfte wieder mit grünem Firniſſe, u. ſ. f. und läßt ſie trocknen. Wenn ſie nun wohl trocken ſind, läßt man ſie durch den Glaſer in das Holzwerk einrichten, dergeſtalt, daß die gefirniſten Seiten einwärts gerichtet ſtehen. Wenn man nun ſolche Laterne mit einem brennenden Lichte in einem geweißten Sahle oder Zimmer aufhängt, wird man mit Luſt ſehen, wie die gefärbten Gläſer die Farben an den Wänden ſpielen laſ-

ſen.

ſen. An ſtatt der gefirnißten Gläſer, iſt es beſſer, ſchöne gefärbte Gläſer einzuſetzen, weil ſolche ein helleres Licht durchlaſſen.

Fig. 3917, ſtellt eine engliſche Glocken-Laterne vor. Sie ſind mit Kryſtall-Guirlanden und dergleichen Quaſten; die Glocke iſt in dem ganzen Umfange mit Facetten ſauber geſchliffen; das Beſchläge iſt in Bronze-Arbeit, ſo wie die darin befindlichen dreydilligen Lampen, ſtatt welcher man leicht einen Leuchter zu 3 oder 4 Wachs-Lichter anbringen kann, wenn man das Oehl vermeiden will. Sie werden in Leipzig zu 40 bis 45 Rthlr. verkauft.

Ein Cabinet, iſt zu klein, als daß ein ordentlicher Kron-Leuchter mit vielen Lichtern darin hangen könnte. Eben ſo iſt es gegen den modernen Geſchmack des Ameublemens, es mit Wand-Leuchtern zu erleuchten. Der neueſte Luxus hängt eine dreyarmige Argandſche Lampe von ſchöner antiker Form, eine Caſſolette, oder eine geſchmackvoll und reich verzierte Laterne mit etlichen Wachs-Lichtern hinein, und ſetzt höchſtens noch ein Par antike Flambeaux auf den Kamin, oder unter den Spiegel. Eine dergleichen überaus ſchöne Laterne, die theils für Cabinete, theils auch für eine Salla terrena, wo viel Luft-Zug iſt, gebraucht werden kann, hat die kurf. ſächſiſche Spiegel-Manufactur in Dresden vor kurzem geliefert. Die Zeichnung dieſer reich decorirten Cabinet-Laterne ſtellt Fig. 3918 dar. Das Ganze iſt von geſchliffenen Glas-Rauten, Perlen, Roſetten, u. d. gl., und von vergoldetem Bronze, componirt. Der untere Rand der Krone, ſo wie der Kranz der um die Glas-Glocke läuft, die 4 Schnörkel, an welchen die 4 Schnüre, die die Laterne tragen, hangen, und der neben der Glocke geſtochene zwey-, drey- bis vierarmige Leuchter, der mitten in der Glocke ſchwebt, ſind von vergoldetem Metall; alles übrige aber, nähmlich die Kro-

ne, die Sterne und Feſtons, die an der Krone hangen, die Roſetten an den Schnörkeln, die Schnüre, an welchen Glocke und Leuchter hangen, die 4 Feſtons um die Glocke, die Quaſten am Leuchter und unten an der Glocke, ſind von geſchliffenen Glas-Rauten zuſammen geſetzt, und das Ganze thut bey Lichte einen prächtigen Effect. Eine ſolche Laterne koſtet bey der Manufactur 60 Rthlr., und man wendet ſich deshalb an den kurfürſtl. Factor derſelben, Hrn. **Breuer** in Dresden.

Die in Fig. 3919 vorgeſtellte, reich verzierte **Cabinet-Laterne**, iſt aus Berlin; im chineſiſchen Geſchmacke, mit vergoldetem Bronze gefaßt, und mit vielen geſchliffenen Rauten decorirt. Ihre überaus ſchöne Form und ſaubere Ausarbeitung ziert ein Zimmer auſſerordentlich.

Von **Laternen in Pferde-Ställen**, ſ. im LVII Th. S. 457.

Im 41 St. der Oekonom. Nachr. der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, v. J. 1779, S. 327, f. hat Hr. **Förſter** folgende **Nachricht von einer in den Ställen feuerſichern und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilen Latern**: bekannt gemacht. „Bisher hat man bey uns die blechernen Laternen, wo das Glas mit Blech eingefaßt iſt, einzuführen befohlen. Einigermaßen haben ſolche einen kleinen Vorzug vor den hölzernen, in Anſehung des unbehutſamen und unvorſichtigen Umganges der Leute mit dieſen hölzernen Laternen. Iſt das Licht zu lang in ſolchen hölzernen Laternen, ſo brennt oben das Holzwerk bald an; brennt das Licht unten auf der Tille ganz ohne Aufmerkſamkeit aus, ſo kann ſich ebenfalls der hölzerne Boden entzünden, die unten oder in der Höhe daran hangende, oder darum liegende brennbare Materie zur Flamme kommen, und durch ſolche Later-

Laternen oft großer Schaden aus Unvorſichtigkeit verurſachet werden.

„Einen kleinen Vorzug bemerke ich an den blechernen Laternen, welcher bloß darin beſteht, daß der blecherne Boden und Deckel nicht, wie der hölzerne, brennen kann; aber hingegen ſo wie das Holz auf vorige beſchriebene Art zur Flamme kommen kann, ſo kann durch die ſtarke eingepreßte Hitze von einem darin befindlichen hohen ſtarken Lichte das Blech ſchmelzen, und alſo auf die nähmliche Art die durchgedrungene Flamme oder Hitze in der um ſich liegenden oder hangenden = Brenn = Materie Brand und Feuer bewirken. Noch mehr, fällt das Licht an die gläſerne Scheibe, ſo zerſpringt dieſelbe, die Feuer=Flamme fällt heraus, und ergreift die entzündbare Materie; kurz, ich bin durch eine hölzerne oder blecherne Laterne, aus Unvorſichtigkeit meiner Leute, des Feuerſchadens niemahls geſichert; und habe aus beſchriebenen Urſachen, beyderley Laternen in meiner Wirthſchaft gänzlich ausgerottet, und folgende eingeführet.

„Meine Laternen = Lampe beſtehet aus einem großen, hohen, ſtarken, weißen und hellen Bier=Galſe. Dieſes Glas iſt oben und unten, desgleichen auf den Seiten, mit Fingers breiten Streifen von Blech eingefaßt. Der blecherne Deckel geht in einem Charniere zur Aufmachung, hat in der Mitten ein rundes Loch, daß die Hitze ausdunſten kann und das Glas nicht zerſpringt; über dieſem runden Loche iſt wieder eine kleine Bedachung mit kleinen Löchern, welche dem hierauf fallenden Stroh und andern entzündbaren Materien das Brennen verwehrt; zugleich iſt ein Biegel vom eiſernen Draht angebracht, damit man ſelbige ganz bequem wegtragen und aufhängen kann. Inwendig paß ich mir auf dem Boden des Glaſes ein rundes Klötzchen ein; in daſſelbe bohre ich in die Mitte ein Loch, worein ich ein rundes dünnes Spannhölz-

chen ſtelle und befeſtige; ferner bohre ich in das Klötz-chen, in der Runde herum, 3 oder 4 Löcher, und ſchlage ſelbige mit Bley aus, damit das Klötzchen ſeinen Stand am Boden des Glaſes behalten muß. Das Hölzchen muß ein halb Viertel kürzer ſeyn, als das Lampen-Glas, ſonſt käme das hernach angezündete Hölzchen dem Deckel mit der Spitze zu nahe. Dieſes Hölzchen umwinde ich die halbe Länge mit weißer, reiner, ungeſponnener Baumwolle ſo ſtark, als es die Proportion und die Hitze des Glaſes vertragen kann. Wenn ich nun das Klötzchen mit dem Dacht in das Glas geſtellt, ſo gieße ich zuerſt Waſſer hinein, hernach Oehl darauf, (welches ich will), doch ſo, daß der Dacht eines ſtarken Meſſerrücken breit über das Oehl hervorrage. Dieſer Dacht nun wird durch ein anderes brennendes Hölzchen angezündet, dadurch ich alsdann von dieſer Lampe den ſchönſten Lichtſchein erhalte; doch muß die Lampe unbeweglich ſtille ſtehen oder hangen, weil ſonſt das Schwappen des Oehls den brennenden Dacht auslöſchen würde, außerdem brennt es, ohne der Flamme weiter behülflich zu ſeyn, noch beſſer als das ſchönſte Inſelt-Licht.

„Nun frage ich einen redlich denkenden Patrioten, ob dieſe beſchriebene Laternen-Lampe auf irgend eine Art einen Feuer-Schaden zuwege bringen kann? Stoß ich oder ein Thier dieſelbe um, ſo gießt mir bey dem Umſtoß das darin befindliche Oehl und Waſſer die Flamme bald aus. Vergeſſe ich ſolche brennend hangen zu laſſen, ſo brennt dieſelbe, ohne den geringſten Schaden zu machen, bis die Flamme das Oehl verzehrt hat. Kommt die Flamme bis an das unter dem Oehl befindliche Waſſer, ſo wird das Licht von ſich ſelbſten, ohne Schaden zu machen, verlöſchen.

„Die Beurtheilung, ob meine eingeführte wirthſchaftliche Laterne-Lampe einen Vorzug vor den hölzernen und blechernen Laternen verdient, überlaſſe

ich einem jeden redlich und vortheilhaſt denkenden Patrioten.“

Ueber die izt beſchriebene, in Vorſchlag gebrachte, in den Ställen feuerſichere, und zugleich zur Beleuchtung wohlfeilere Laterne, hat ein gewiſſer Hr. v. F. folgendes Bedenken dem 44 St. der Oek. Nachr ꝛc. v. e. d. J. einrücken laſſen.

„Wenn man den übergroßen Schaden, den Feuers-Brünſte verurſachen, auch nur obenhin betrachtet, ſo muß nothwendig bey jedermann der wärmſte Dank gegen alle diejenigen rege werden, welche ſich beſtreben, zuverläßige Vorſchläge zu derſelben Verhütung bekannt zu machen. Aus dieſem Grunde verdient, meiner Meinung nach, die im 41 St. unſerer wöchentl. Nachrichten dem Publicum mitgetheilte Beſchreibung einer feuerſichern Laterne in den Ställen, alle mögliche Erkenntlichkeit; und ich würde derjenige ſeyn, der ſothane Laterne auf ſeinen Gütern ohne Zeitverluſt einführte, wenn mir nicht noch einige Bedenken im Wege ſtünden, die ich vorhero wünſche gehoben zu ſehen. Es ſind folgende:

Erſtens: ſcheint mir ſchwer zu ſeyn, bey Verfertigung des Dachts immer eine und die nähmliche Stärke zu treffen, welches doch eine unumgängliche Nothwendigkeit iſt, will man anders nicht Gefahr laufen, wegen der unverhältnißmäßigen Hitze, wenn der Dacht zu ſtark, viele Gläſer zu verlieren, wann er aber zu ſchwach, zu wenig Erleuchtung des Stalles zu erhalten. Welcher Dienſtbothe dürfte wohl ſo geübt, oder geſchickt ſeyn, oder ſich ſo viele Mühe geben, das jedesmahl erforderliche Hölzchen von einerley Dicke zu ſchneiden, und nicht mehr noch weniger Baumwolle darum zu winden? Ich weis es aus einer etliche zwanzig jährigen Erfahrung, wie wenig es möglich ſey, einen ſtets gleichen Dacht zu verfertigen, da ich ſeit Anfang des vorlezten Krieges beſtändig eine Nacht-Lampe brenne, deren Dacht aus Kümmel-Stroh mit Baumwolle umwickelt, beſteht, und obwohl dieſes nicht nur aus ganzen Stängeln, ſondern ſo gar aus vielen Gebündeln ausgeklaubet werden kann, ſo habe ich doch bishero noch nicht zuwege bringen können, daß die Flamme des Nacht-Lichts von einerley Stärke wäre, ſondern bald iſt ſie groß, bald ſchwach, bald mittelmäßig, viel weniger

dürfte jemand fähig ſeyn, alle Hölzchen von der nähmlichen und gleichen Stärke zu ſchnitzeln. Hieraus läßt ſich faſt mit Gewißheit ſchließen, daß durch ein Jahr lang nicht weniger Gläſer erforderlich, und da dieſe mit Blech eingefaßt, und bedeckt ſeyn müſſen, mehrere Koſten verurſachen dürften, als eine wohl in Obdach genommene Laterne. Bey Talg-Lichtern fällt dieſe Bedenklichkeit gänzlich weg; denn da ſie bey einer ordentlichen Wirthſchaft gemeiniglich auf einmahl, und ſoviel man davon vor das ganze Jahr ohngefähr bedarf, gemacht werden, ſo iſt es ein ſehr leichtes, ſolche nach Verhältniß der Größe der Laternen erforderlich lang und dick, oder ſchwach zu ziehen, ohne ſodann beſorgen zu dürfen, daß ſolche oben heraus brennen, oder eine bis zum Schmelzen des Blechs anwachſende Hitze verurſachen, welcher Fall an ſich ſelbſt wohl der ſeltenſte, ja faſt wollte ich ſagen, der unerhörteſte wäre, maßen das Blech aus Eiſen beſteht, ſo eher bey einer ſtarken Hitze glühet, als ſchmilzt. Das Umfallen der Talg-Lichter in den Laternen iſt eben leicht zu verhindern, wenn die Tillen, worein erſtere geſteckt werden, nicht weiter, als das Licht dick, und die gehörige Tiefe haben, daß dieſes nicht überwiegen kann.

Zweytens: fällt mir auf, daß bey Füllung der Lampe erſt Waſſer, und ſo nach erſt Oehl gegoſſen werden ſoll. Die Baumwolle, mit welcher der Dacht umgewickelt wird, hat die Eigenſchaft eines Schwammes. Sie zieht die erſte beſte Feuchtigkeit, die ihr zu nahe kommt, an; da nun das Waſſer vor dem Oehl in die Lampe geſchüttet wird, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß die Baumwolle von dieſem dergeſtalt voll wird, daß ſie kein Oehl mehr anzunehmen vermag, und zwar um ſo weniger, als dieſe beyden Flüſſigkeiten einander dergeſtalt zuwider, daß ſie ſich von ſich ſelbſt nicht vermiſchen. Ich kann daher nicht begreifen, wie der mit Waſſer vorerſt angefüllte Dacht brennen ſoll? Meine eigene öftere Erfahrung beſtärkt mich hierinnen. Ich kann mir daher nicht anders vorſtellen, als daß entweder in der Beſchreibung ein Schreibfehler untergelaufen und heißen müſſe: So gieße ich zuerſt Oehl hinein, oder es iſt ein beſonderer Handgriff unangemerkt geblieben, der vielleicht darinnen beſteht, daß der Dacht zuerſt, ehe er in dem Klötzchen feſtgemacht wird, in

Oehl eingetunkt werde, damit das Waſſer ſodann in die Baumwolle nicht dringen könne.

Drittens: will mir das Anzünden der Lampe mit einem andern Hölzchen ebenfalls nicht gefallen. Nach der Anweiſung des Herrn Erfinders muß ſothane Lampe beſtändig an einem Orte unverrückt ſtehen, oder hangen, damit ſolche durch das Schwanken des Oehls nicht auslöſche, folglich muß das brennende Hölzchen, durch welches die Lampe angezündet werden ſoll, in den Stall bis an den Ort hingetragen werden, wo erſtere ſteht. Kann nicht eben ſo leicht dadurch, ja wohl noch eher, eine Feuersbrunſt verurſachet werden? Vielleicht wird der Dienſtbothe, der den Auftrag des Anleuchtens hat, hundert und mehrmahl alle mögliche Vorſicht dabey brauchen, und ein einziges mahl wirft er in Eil, oder in Gedanken, das Hölzel weg, und der Stall geräth dadurch in Flammen, welches mit einer Laterne, als einer weit größern Maſchine, nicht geſchehen wird.

Viertens: iſt, meinen Begriffen nach, die Lampe nicht fähig, jenen Dienſt zu leiſten, den eine Laterne thut. Wie oft ereignen ſich nicht bey dem Vieh in den Ställen des Nachts Vorfälle, als da ſind gähe Krankheiten, und bey Kühen ſchweres Abkalben, wo eine nahe Beleuchtung deſſelben unumgänglich nothwendig, damit die erforderlichen Mittel und Hülfe angewendet werden können. Die Lampe darf nicht von ihrem Orte, wie bereits oben gedacht, verrücket werden, und ihr Licht, da ſie natürlicherweiſe in der Höhe angebracht ſeyn muß, um nicht von Menſchen oder Vieh herab geſtoßen zu werden, fällt nicht genugſam auf das Vieh, daher muß unumgänglich neben der Lampe eine Laterne gebraucht werden, folglich iſt erſtere, wenigſtens bey gedachten Vorfällen unnütz und überflüßig.

Was fünftens die Frage anbelangt, ob nicht der Gebrauch des Talg-Lichtes in den Laternen mit wenigern Koſten verknüpfet, als des Oehls in den vorgeſchlagenen Lampen? wird ſonder Zweifel der Herr Erfinder der leztern am beſten und zuverläßigſten entſcheiden können. Das Talg-Licht kann ſo oft, als man nur will, ausgelöſcht, und augenblicklich wieder angezündet werden, wohingegen Lampen, welche mit einem ſteifen und feſtgemachten Dacht verſehen, ſo man nicht nach Erforderniß

vorwärts zu ziehen vermag, mit mehrerer Beſchwerlichkeit wieder in Flamme gebracht werden können, und wann ſie auch wirklich brennen, zufolge meiner vielfältigen Erfahrungen, die mehreſten mahl wieder von ſich ſelbſt ausgehen, alſo daß man ſich genöthigt ſieht, ſolche wieder zu erneuern, folglich mehr Oehl als Talg bedarf, welches erſtere ohnedies durch ein Jahr lang weit höher zu ſtehen kommt, als die Talg-Lichter, die man in die Stall-Laternen zu nehmen pflegt.

So lange nun vorſtehende Bedenken mir nicht aufgelöſt werden, dürfte ich wohl die blechernen Laternen, die mit verhältnißmäßigen Talg-Lichtern verſehen, und die nach dieſen in Anſehung ihrer Tillen gehörig verfertiget ſind, denen vorgeſchlagenen Lampen vorziehen.“

Hrn. v. Goldfus Beſchreibung einer zu Verhütung des Anzündens nützlichen Wirthſchafts-Laterne (*).

„Da ich wahrgenommen, daß auch bey den anbefohlnen blechernen Laternen, dennoch die Feuersgefahr nicht völlig zu vermeiden, oder dergleichen Unvorſichtigkeit dadurch vorzubeugen iſt, und beſonders aber zu Winterszeit, bey Beſuchung der Küh- und Schaf-Ställe, des Nachts beym Lammen, ein allzu langes Stück Licht in der Laterne die Decke zu ſehr erhitzt, und gar leicht das zum Löthen des Bleches gebrauchte Zinn ſchmelzet, und die Laterne zerfällt, oder der, der ſolche hält, genöthiget wird, ſie wegzuwerfen. Ein kurzes Stück Licht dauert nicht lange, und muß deswegen oft im Stalle, wo ſo viel Stroh vorhanden iſt, ein anderes angezündet werden; ja, ich habe ſogar gefunden, daß die Weibsperſonen das in die Tille zu ſchwache Licht mit Flachs von ihrem Spinn-Rocken, oder doch wenigſtens mit Papier und Lumpen umwickelt, feſt geſteckt haben; dadurch kann, wenn ſie in der Arbeit beym Kalben einer Kuh nicht Achtung geben, beym Niederbrennen eine ſo große Flamme entſtehen, daß die Glas-Scheiben zerſpringen, und auf dieſe Art Feuersbrün-

(*) In Deſſen feuerſichern und dauerhaften Häuſerbau von wohlfeilen Laimenpätzen ꝛc. (Dresd. 1794, gr. 8) S. 94, fgg.

brünſte entſtehen. Daher habe ich alle diejenigen Laternen, die an unſichern Orten, beſonders in Ställen gebraucht werden müſſen, auf folgende Art eingerichtet.

Die Laterne wird von ſtarkem Kreuz-Bleche, 14 Zoll hoch bis zur Decke, und 7 Zoll im Quadrat, gemacht; an jeder Ecke iſt eine im Blech eingelöthete eiſerne Stange, in der Stärke eines Gypspfeifenrohrs, das daran befindliche Blech aber auf allen Seiten doppelt und macht einen Falz, ſo wie auch in der Thüre, damit von oben die Glas-Tafeln eingeſchoben, und zum Reinigen herausgezogen, auch wenn Tafeln zerſchlagen, ohne erſt ſolche Laterne zu einem entfernten Glaſer ſchicken zu dürfen, ſolche durch andere in Vorrath habende Tafeln bald erſetzt werden könnten. Oben iſt eine Decke, mit einem den Untertheil überſchließenden Rande; dieſe Decke auf jeder Seite ein Charnier, durch welches aber ein accurat paſſender meſſingener Drath auf dem einen Ende mit einem Oehre verſehen, geht, welcher beym Aufheben der Decke, wenn die Glas-Tafeln herausgehoben werden müſſen, ausgezogen, und beym Zumachen wieder eingeſchoben werden kann. Auf dieſer Decke iſt nun die $3\frac{1}{2}$ Zoll im Diameter weite Oeffnung, ein blecherner $1\frac{1}{2}$ Zoll hoher Rand, auf ſolchem ein kleiner Thurm mit einem muſchelförmigen Dache, der durch ſeine, von der muſchelförmigen Krümmung entſtandenen, unterwärts befindlichen Oeffnungen den Dampf durchläßt, feſt ſteht, und im nöthigen Fall abgehoben werden kann; über dieſen Thurm geht ein von ſtarkem Meſſing-Draht beweglicher Bügel zum Tragen der Laterne. Der Boden hat 4 Knöpfe zum Stehen; und inwendig iſt ein, von Blech zum Herausnehmen gut paſſender, und mit einem Rande verſehener Leuchter-Boden, in deſſen Mitte die Tille kommt; in dieſer Tille ſteckt eine mit einem Zapfen verſehene, zweyte, 2 Zoll hohe und weitere Tille, in welcher ein weißes Lampen-Glas, wie zu Illuminationen gebraucht wird, mit ſeiner Spitze feſt ſitzt, welches mit Oehl gefüllt, durch ein übergebogenes Blech das Docht in der Mitte hat. Die Thüre iſt mit einer blechernen Anlege-Kette, wo ſolche mit einem kleinen Schloſſe vor dem Herausnehmen verwahrt werden kann.

Dieſe Art der Laternen hat vor andern den Vorzug, daß die Lampe viele Stunden brennen kann, ohne ſolche, eröffnen zu dürfen; daß die Flamme beſtändig an einem

Orte und in der Mitte bleibt, und den obern Thei nicht, wie bey einem langen Stücke Licht, erhitzt, oder das Licht durch einen Räuber oder von der Hitze zerſchmelze, auch wohl gar durch Umfallen die Gläſer zerſprenge; wenn auch dieſe Laternen umfallen, oder weggeworfen werden ſollten, die Lampe ſogleich verlöſcht, und nicht, wie beym Lichte, brennend bleiben und das Stroh anzünden kann. Hier muß ich ein Exempel dergleichen Gefahr, nnd des Nutzens dieſer Laterne anführen. Vor 2 Jahren, als mein Schäfer mit dieſer Laterne, die ich aller Orten anſchaffte, im Stalle mit einem lammenden Schafe zu thun hatte, und der Knecht ſolche halten mußte, ſo kommt ein anders Schaf (von der Art, die dem Feuer entgegen laufen), und ſpringt dem Schafknechte unverſehens ſo in die Laterne, daß 2 Tafeln zerſpringen, die Lampe herausfällt und zerbricht, das Lampen-Licht aber im Augenblick verlöſcht.

Der Gebrauch des Lein-, Rübſen- oder Baum-Oehls iſt noch überdies weit wohlfeiler als Licht; es kann aus von ſelbſt erbautem Lein-Dotter ſchönes Lampen-Oehl geſchlagen werden; auch kann man ſich des Hårings-Oehls bedienen. Es kann beſtändig ſo gehalten werden, daß die Laterne im Nothfall parat ſteht, und keine Zeit mit Einpaſſen des Lichtes verloren geht; der unterſte zum Herausnehmen gemachte blecherne Teller hält die Unreinigkeit von dem Oehl, durch ſeinen Rand, von der Laterne ſelbſt zurück, und kann heraus genommen und geſäubert werden, ohne die Laterne naß zu machen, und dem Bleche zum Roſten Gelegenheit zu geben. Die auf dieſem Bleche befeſtigte kleine Tille dient dazu, daß, wenn das Lampen-Glas mit der großen Tille herausgenommen wird, man in feuerſichern Orten auch ein Licht einſetzen könne.

Dieſe unterſte Licht-Tille iſt auf der einen Seite aufgeſchnitten, damit ſie ſich beym Einſtecken des blechernen Zapfens der größern Lampen-Tille etwas erweitern, und ſolchen, vermöge der Federkraft, feſt einſchließen kann. Das Abziehen des auf dem Deckel befindlichen Thurmes aber iſt dazu, daß, wenn bey ſtarken baumwollenen Döchten in der Lampe viel Dampf verurſacht wird, ſelbigem mehr Raum zum Wegdunſten verſchaffet werden könne. Die Größe der Laterne aber giebt zu Ausbreitung der Hitze meh-

mehrern Platz, als die kleinen, und läßt den Bügel nicht ſo ſehr erwärmen, verſchafft auch bey großen Glas-Tafeln mehr Licht.“

Was die Laternen, in Anſehung der Pertinenz und Abſonderung betrifft, ſo ſind dieſelben, wenn ſie feſt gemacht ſind, ein Theil des Hauſes; kann man ſie aber ausheben, ſo bleiben ſie den Land-Erben, doch daß ſie den in die Mauer eingemachten Arm, oder das Eiſen, worauf ſie ruhet, da laſſen; denn der eiſerne Arm iſt nicht das Haupt-Stück, weil er der Laterne halber, nicht aber die Laterne des Armes halber, gemacht iſt. Gleiche Bewandtniß hat es, wenn ſie auf einer Säule ruhen; dieſe muß der Verkäufer da laſſen, die Laterne kann er mitnehmen (*). Es wäre denn, das jemand das Gut mit dem Inventario gekauft hätte, ſo bekommt er diejenigen, die in die Ställe und Wirthſchaft gehören, nicht aber diejenigen, deren ſich die Herrſchaft für ihre eigene Perſon bedient. Die tragbaren Laternen, ob ſie ſchon eine Art von Leuchter ſind, gehören ſie doch nicht zur Gerade.

Hommels Pertinenz und Erbſonderungs-Regiſter, (4te Ausg. Lpz. 1782, 8.) S. 238, f.
Oeconomia forenſis, 4 B. (Berl. 1778, 4.) S. 130.

Die Erleuchtung der Gaſſen, Straßen und anderer Gegenden einer Stadt durch Laternen (**Gaſſen- oder Straßen-Laternen**, L. Lucernae in viis publicis vrbium de nocte accenſae), gereicht nicht allein zur Verſchönerung und Zierde einer Stadt, ſondern auch und vornehmlich zur Bequemlichkeit der Einwohner, und

(*) Statuae affixae baſibus ſtructibilibus, aut tabulae religatae catenis aut erga parietem adfixae, aut si similiter cohaerent lychui, non ſunt aedium. Ornatus enim aedium cauſa parantur, non quo aedos perficiantur, L. 245. *ff. de verb. ſignif.*

und zur nächtlichen Sicherheit, und macht einen wichtigen Gegenſtand der Polizey aus. Bey dieſer Anſtalt kann jedermann des Nachts ſicher und ungehindert in den Gaſſen und Straßen gehen; der Einbruch und die Dieberey werden weniger verübet und leichter verhindert, indem ein Dieb das Licht ſcheuet, und wenn er auch etwas waget, doch bey den brennenden Laternen leicht entdeckt und ergriffen, auch die Hülfe viel geſchwinder geleiſtet werden kann. Eräugnet ſich Feuer-Gefahr, ſo können die zur Rettung beſtimmten Perſonen, Geräthſchaften und Fuhren ſich zur Nacht-Zeit beſſer zurecht finden, nnd geſchwinder an gehörige Orte gelangen. Viele loſe und muthwillige Händel betrunkener und anderer ungeſitteter Menſchen können dadurch leicht geſtöret werden, und die Unzüchtigen finden zur Ausübung ihres Laſters hier keine ſo bequeme Gelegenheit, als welche ihnen ſonſt die finſtere Nacht darbiethet. Dieſes ſind die Bewegungs-Gründe geweſen, welche große und volkreiche Städte zu dem Entſchluß gebracht haben, die Beleuchtung der Gaſſen, Straßen und anderer Gegenden, einzuführen, denen denn auch viele mittelmäßige Städte, inſonderheit ſolche, wo ſich Landes-Collegia oder Univerſitäten befinden, nach und nach gefolget ſind.

Bey der Einrichtung dieſer Anſtalt kommt es am meiſten auf die Art der Laternen an, die man hierzu erwählt, indem von deren Beſchaffenheit die Größe der erforderlichen Koſten hauptſächlich abhängt, weil eine Art immer eine ſtärkere Erleuchtung verſchaffet, als die andere; je ſtärker aber dieſelbe iſt, je weniger Laternen werden erfordert. Eine Laterne, deren Bau, Reparatur und Unterhaltung die wenigſten Koſten erfordert, welche die Licht-Strahlen am weiteſten von ſich wirft, und deren Einfaſſung den mindeſten Schatten verurſachet, iſt unſtreitig die beſte.

An

An einigen Orten, wie z. B. in Dresden, und in verſchiedenen Städten der Mark Brandenburg, findet man Laternen, die ganz von Glas, und ihrer Figur nach theils eyförmig, theils birnförmig ſind, und deren obere und untere Oeffnungen eine eiſen = oder meſſingblecherne Einfaſſung haben, damit man mit der Lampe aus und einkommen, die Luft zuſließen, und der Rauch heraus ſliegen kann. Wenn dieſe Art Laternen nicht bey der erſten Anlage ſo koſtbar, auſſerdem aber der Zerbrechlichkeit zu ſehr unterworfen wären, wo die ganze Laterne mit einmahl zu Grunde geht, ſo würden ſie ohne Zweifel die vorzüglichſten ſeyn, weil ſie rund um ſich herum, und auch unter ſich, eine ſtarke Erleuchtung geben. An andern Orten ſind die Laternen aus Glas und blechernen Rahmen zuſammen geſetzt, und dieſe Art viel gewöhnlicher und dauerhafter; ihre Geſtalt iſt aber theils dreyeckig, theils viereckig, oder länglich viereckig; ſie ſtehen entweder auf Pfählen, die von Weite zu Weite in den Straßen von beyden Seiten aufgeſtellt ſind, oder ſie ſtehen auf einem eiſernen Arm, der horizontal an einem Hauſe angebracht und befeſtigt iſt. Das lezte iſt zwar dauerhafter, erleuchtet aber den mittlern Damm nicht ſo gut, als wenn die Laternen auf Pfählen ſtehen. An einigen Orten hangen ſie mitten über den Straßen.

So giebt es auch verſchiedene Sorten von Lampen, gläſerne, meſſingene und blecherne, welche die Erleuchtung bald vermehren, bald vermindern, nach dem zumahl der Docht beſchaffen iſt. Die gläſernen Lampen, welche die Geſtalt eines ſogenannten Römerchens haben, die unten mit Waſſer, und oben mit Oehl, gefüllet werden, taugen ſehr wenig, weil, wenn das Oehl abnimmt, die Flamme ſich innerhalb dem Glaſe verbirgt, welches, da es an den Seiten von innen ſehr beſchmiert iſt, die Strahlen nicht durchläßt, mithin ſehr dunkel leuchten; nicht zu

geden-

gedenken, daß die Strahlen des Lichtes durch zwey gläſerne Flächen nicht ſo häufig durchdringen können, als durch eine einzige. Der blechernen Lampen giebt es verſchiedene bequeme und nützliche Sorten, die ſehr wohl in Laternen angebracht werden können. Uebrigens muß eine Lampe, von welcher Structur ſie auch ſey, wenigſtens 6 Loth Oehl, nebſt einem baumwollenen Docht von $\frac{1}{2}$ Elle lang, in ſich faſſen; auch muß ſie alſo in der Laterne zu ſtehen kommen, daß das Docht-Röhrchen 2 bis 3 Zoll von dem Deckel oder Schirme abſtehe; und endlich muß ſie alſo eingehängt, oder in den Arm (dergleichen in den unten beſchriebenen nürnbergiſchen Laterne, bey k m. Fig. 3920 a), zu ſehen iſt), eingeſteckt werden, daß die Flamme gerade gegen die Mitte der Rauch-Röhre der Laterne hinauf ſteige, damit der Rauch des Lichtes, ſo wenig als nur ſeyn kann, ſich an das Innere des Schirmes anhänge. Sollte das lezte geſchehen, ſo muß man den Schmutz fleißig abzuwiſchen nicht unterlaſſen.

Der Docht muß von geſponnener Baumwolle ſeyn. Einige erfordern einen feſt gedrehten, Docht, andere einen lockern. Man probiere beyde, ſo wird man finden, ob ein merklicher Unterſchied unter beyden ſey. So viel iſt gewiß, daß ein jeder Docht, der weit aus ſeinem Röhrchen hervor raget, weit mehr Oehl verzehrt, als ein anderer, der nicht ſo weit hervor geht, und daß ein dicker Docht heller leuchtet als ein dünner. Wenn alſo eine beſtimmte Quantität Oehl auf eine gegebene Zeit zureichen ſoll, ſo muß die Stärke des Dochtes durch wiederhohlte Verſuche gefunden werden. Bey dieſen Verſuchen muß man Oehl von einerley Güte, welches klar und flüſſig iſt, gebrauchen, und der Docht muß ſauber und unbeſchmutzt ſeyn. Gebraucht man nun, unter dieſen Bedingungen, Dochte von verſchiedener Stärke, ſo wird ſowohl in Anſehung der Stärke des Lichtes, als auch in Anſehung

hung der Zeit und der Dauer des Lichtes, ſich ein merklicher Unterſchied zeigen.

Von Einrichtung der Straßen-Laternen in ältern Zeiten, werde ich weiter unten ſprechen. Von denen in neuern Zeiten, hat das dresdner, das pariſer, und das nürnberger Modell vielen Beyfall erlangt.

In Dresden, wird zur Nacht-Zeit, die Stadt durch 860 angezündete Laternen im Untertheile von ovalrunden Gläſern, die Vorſtädte aber durch 245, die Friedrichsſtadt und der Zwinger durch 107 Stück dreyeckige Laternen erleuchtet. Mit Ausſchluß der Säule, betragen die Koſten

	von einer runden,			und von einer dreyeckigen:		
	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
für Glas	1	16	—	—	9	—
Klempner-Arbeit	1	11	—	1	—	—
die Lampe	—	5	—	—	5	—
anzuſtreichen	—	4	6	—	4	—
das Eiſen	1	12	—	1	12	—
	5	—	6	3	6	—

Die Unterhaltungs-Koſten werden aus der Laternen-Impoſt-Caſſe beſtritten, deren Einnahme aus folgenden Anlagen beſteht. Von jedem Stadtbier-Gebräude wird 1 Thlr. 8 Gr.; von jedem Faß Weiß-Bier, 1 Gr.; vom Dorfbier für das Faß zum Ausſchenken 6 Gr., und zum Tiſchtrunk 2 Gr., von jedem eingehenden Scheffel Weizen 1 Gr., und vom Korn 6 Pfenn., gegeben. Dieſe Einnahme beträgt jährlich ungefähr 5300 Rthlr., iſt aber zu den Unkoſten bey weitem nicht hinreichend. Das Mangelnde wird vom Landes-Herrn aus der Acciſe-Caſſe jährlich zugeſchoſſen.

Die Laternen in der Stadt ſind, gedachter Maßen, rund; ſie werfen keinen Schatten auf den Weg; das Licht kann von allen Seiten geſehen werden, und

macht

macht des Abends in langen Straßen eine ziemliche Perſpective. Die Lampe wird darin ſo gehängt, oder gewendet, daß der kleine Schatten davon rückwärts an die Oerter, wo keine Erleuchtung nöthig iſt, kommt. Im Fuße oder Boden der Laterne, welcher durch ein Charnier auf- und zugemacht werden kann, iſt ein rundes Zug-Loch, wodurch nicht nur die Laterne, ohne den Boden zu öffnen, ohne Hinderniß, auch in der ſchlimmſten Witterung angezündet und ausgelöſcht werden kann. Der Dampf der Lampe findet ſich durch die obern Luftlöcher, die in der Stürze und unter dem Deckel gelaſſen ſind, ſeinen Ausweg. Wenn nun nicht ſtürmiſcher Wind, oder ſonderlich dicke Luft iſt, oder die Laternen-Wärter, die kaum in 8 Tagen ein Mahl nöthige Ausfegung des Ruſſes in der obern Stürze nicht vernachläſſigen, welches doch durch zwey beſondere Aufſeher genau obſervirt, und nach Befinden an dem Schuldigen ernſtlich beſtraft wird, ſo bleiben die Laternen die längſten Nächte durch ziemlich hell. Weil aber kein Docht die ganze Nacht gleich brennt, ſondern eine Kohle oder Risper anſetzt, wovon die Lampen wohl gar verlöſchen, ſo müſſen ſie, nach Länge der Nächte, ein, zwey bis drey Mahl geputzt werden, welches durch den zu öffnenden Boden, mit einem Häkchen ſo geſchwinde geſchieht, daß in einer Minute wenigſtens 3 Lampen, ſo wie bey der Dämmerung angezündet, alſo des Nachts geputzt, und in der Frühe wieder ausgelöſcht werden. Wenn nun dieſe Gläſer nicht verwahrloſet werden, ſo ſind ſie zu einem vieljährigen Gebrauch tüchtig. Sie gehen zwar, inſonderheit wenn ſie auf den Glas-Hütten nicht gut verkühlet worden, oder ſonſt nicht von guter Maſſe, und allzu ſparſam dazu gebrauchter Pott-Aſche ſind, und deswegen hernach ſpringen, beym Zerbrechen auf ein Mahl verloren; allein, dieſer Zufall iſt bey guter Aufſicht ſelten zu befürchten. Man be-

bedient ſich theils der Laternen von der nehmitzer Glas-Hütte, wo das Glas bis zur Stelle à Stück mit 1 Thlr. 10 Gr. bezahlt wird, theils der vom böhmiſchen weißen Glas, wo das Stück 1 Thlr. 16 bis 18 Gr. koſtet. Das ganze Beſchläge an Wapen, Dach, Fuß und Lampe, koſtet bey einem Stücke 1 Thlr. 16 bis 18 Gr., und die Mahlerey 4 Gr. 6 Pf. Die Reparaturen beſtehen hauptſächlich darin, daß die Stürzen binnen 3 bis 4 Jahren eingehen, da dann eine neue 10 Gr. koſtet; und binnen 6 Jahren, iſt ein neuer Hals auf das Dach erforderlich, welcher mit 6 Gr. bezahlt wird. Wenn man aber ein Glas zerbricht, ſo kann doch gemeiniglich das Blechwerk ganz oder zum Theil wieder gebraucht werden, da man dann für Faſſung einer Laterne mit dem alten Blechwerke 12 Gr. giebt.

Nach dem Berichte d. s 49 St. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1779, S. 428, hat die Gaſſen-Laternen-Anſtalt ſo viel Beyfall gefunden, daß nicht nur der päpſtliche Nuntius Mſgr. *Archinto* eine complete runde Glas-Laterne, an Glaſe, Lampe, Arm-Eiſen, Anzünde-Rohr, Auslöſch-Stängelchen und Putz-Häkchen, nebſt einer umſtändlichen Beſchreibung ſich geben laſſen, um ſolche in Rom einzuführen, ſondern es ſind auch die dresdner Laternen nach Rußland, Dänemark, und in andere Länder verſendet worden.

Die Inſtruction für die Laternen-Wärter in Dresden, und die Amts-Verordnung, die Beſchädigung der Laternen betreffend, werden unten vorkommen.

Auſſer dieſen Straßen-Laternen, hat man die pariſer und nürnberger, welche jedoch mehr Aufſehen bey ihrer Entſtehung gemacht, als Beyfall und Nachahmung gefunden haben.

In Paris, iſt die Errichtung der öffentlichen Laternen erſt im September 1667 geſchehen. Der auſſerordentlichen Sorgfalt und Mühe des Hrn. *de la Reynie*, der von Ludwig XIV, zum Ober-Polizey-Mei-

Meiſter (Lieutenant Général de Police) war ernannt worden, haben die Pariſer, auſſer der Errichtung der Schar-Wache, der Straßen-Reinigung, und auſſer verſchiedenen andern bis izt noch geltenden Verordnungen und Einrichtungen, auch die Errichtung der öffentlichen Laternen zu verdanken; und ſie haben das Glück erlebt, daß alle und jede Nachfolger dieſer Magiſtrats-Perſon nach allen Kräften darauf gedacht haben, dieſe für die Haupt-Stadt ſo nützliche Sache zu aller nur möglichen Vollkommenheit zu bringen. Dieſe erſtern Laternen, welche die Franzoſen Lanternes à ſeau (Eimer-Laternen) nannten, waren achteckig, und ſahen wie ein Eimer (ſeau) aus. Sie waren ungefähr, mit Inbegriff der Dicke des Bleyes, 18 bis 19 Zoll hoch, und aus 24 Stücken zuſammengeſetzt. Die auf dem Boden angebrachten Streifen waren ungefähr $4\frac{1}{4}$ Z. hoch, und $4\frac{3}{4}$ Z. breit; das Stück in der Mitte aber war ungefähr $7\frac{1}{4}$ Z. hoch, und auch eben ſo breit. Das Stück des Rauchfanges unten war ungefähr $6\frac{3}{4}$ Z. hoch, nnd eben ſo breit, oben aber in der Gegend der Beſchließung $3\frac{3}{4}$ Z. hoch. Der Boden der Laterne beſtand in einem achteckigen Felde von ſieben ganzen und einem hohlen Glasſtück. Zwey von den ganzen Glasſtücken waren rund ausgeſchnitten, damit der Anzünder die Hand leichter in den leeren Raum des achten Stückes bringen konnte. Das Licht wurde in der Mitte durch ein eiſernes Blech gehalten, welches zwey Dillen führte, nähmlich eine für ein großes und ſtarkes, und die zweite für ein kleineres Licht, je nach dem die Zeit es erfordert. Die zwey Dillen waren aus einem einzigen Stücke Eiſen gemacht, und an dem Blech mit Nägeln verniethet. Dieſe Laternen waren aus vier, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Lin. dicken eiſernen Drahten zuſammengeſetzt, ruheten auf vier von den acht Ecken, und waren unten durch gelöthete bleyerne Haften befeſtigt. Die vier eiſernen Drahte gin-

gingen gegen die Mitte des Bleches zu, und unterſtützten daſſelbe. Endlich waren dieſe Laternen noch mit einem Deckel verſehen, der über dem Körper der Laterne einen guten Zoll ſtand, und über ihn an 1½ Z. hervor ſtach.

Die Erweiterung der Haupt=Stadt, die bey Nacht=Zeit immer zunehmenden Unglücks=Fälle, die Berichte der Commiſſaires de Quartier, und die Bemerkungen des in dieſem Fache der Polizey angeſtellten Inſpectors, veranlaſſeten Herrn *Herault*, die gewöhnliche Form der Laternen abzuändern, und zugleich deren Anzahl zu vermehren. Man gab ihnen die Form einer Kirchen=Lampe, die ſowohl nach oben, als nach unten in gleicher Weite zugemacht war, und nannte ſie Lanternes à cul des lampe. Man trieb ihre Höhe, die Dicke des Bleyes nicht dazu gerechnet, wenigſtens auf 21¼ Zoll. Die Stücke, die den Körper der Laterne ausmachten, waren gleichfalls 24, und es mußte dazu das ausgeſuchteſte Glas genommen werden; doch mußte jedes von den 8 Gläſern, welche die Mitte derſelben ausmachten, 8 Zoll und 1 Linie hoch, und 5 Z. 10 L. breit ſeyn; jedes aber von denen die Lampe und den Rauchfang formirenden, 6 Z. 7 L. hoch, an dem an das Mittelſtück ſtoßenden Ende aber 5 Z. 10 L. breit, und endlich an denen an den Deckel anſtoßenden oder den Untertheil der Lampe formirenden, 4 Z. 7 L. hoch ſeyn. Der Boden der Laternen war, wie bey den vorher beſchriebenen Eimer=Laternen, aus ſieben ganzen Gläſern und einem ausgeſchnittenen Glaſe, zuſammengeſetzt. Doch wurde dabey verordnet, daß das gerade in der Mitte des Bodens ſtehende Blech von ſehr ſtarkem Eiſen=Blech gemacht ſeyn, und beſonders auf der rechten Hand der zwey Dillen verſchiedene Löcher haben ſollte, daß man zwiſchen denſelben einen 2 Lin. dicken und 7 Z. hohen meſſingenen Draht, der, nach oben zu, ein

Oval von 2 Z. inwendig haben ſolle, um das Licht gerade zu erhalten, und nach unten zu, eine mit den Dillen verbundene doppelte Krümme anbringen ſolle, damit dieſelbe gegen die Hand des Anzünders ſtärker ſeyn, und ihm der Zugang offen ſtehen möge; endlich daß die Dillen von neuem und ſtarken Eiſen=Bleche gemacht, anderthalb Zoll hoch, und aus Einem Stücke gemacht ſeyn ſollen, und der Durchmeſſer im Großen 1 Zoll, im kleinen aber 9 Lin. betragen ſolle. Damit man aber die Stücke des untern Theiles der Laterne recht wohl befeſtigen möge, ſo muß der Glaſer den Flügel des Bodens mehr ſtark, als ſchwach, halten. Das Bley und das Blech welches um das Bley herum geht, mußten inwendig verzinnt, und mit der Löthe weiß gemacht werden. Der für den Anzünder leer gelaſſene Raum war mit Bley eingefaßt, in deſſen Höhlung und nahe an dem Kern ein Stückchen eiſerner Draht eingefügt waren, der rings um dieſelbe herum lief. Auf dieſem eiſernen Draht wurden die Säume des Bleyes aufgehoben, damit man dieſelben verzinnen könnte, indem man die Löthe vorn an die Wände anſtrich. Oben über den leeren Raum, innerhalb der Laterne, bringt man eine eiſerne Fallthür an, die, wie das Blech, verſchiedene Löcher hat. Durch den Rand dieſer Fallthür, der auf der Seite des Eckes des Untertheiles der Laterne hohl und gerundet war, gieng querdurch ein mittelmäßig ſtarker eiſerner Draht, deſſen Ende, indem er durch die bleyernen Säulen durchging, daſelbſt durch einen Haken gehalten wurde, den man daſelbſt mit einer Zange formirte. Man hat aber hernach, an deren Stelle, um den von dem Bleche und der Fallthür verurſachten Schatten wegzubringen, einen vom Eiſen=Blech gefugten Rahmen geſetzt, in welchen man, auf der breiteſten Seite, die 4 Z. 7 L. betrug, und folglich die Breite des Bleyes nicht überſchritt, eine Glas=Tafel die gerade den

Rah-

Rahmen ausfüllte, einſchob, und zwar mit der Vorſicht, daß man durch einen Blech-Schmied innerhalb einen gleichfalls vom Eiſen-Blech gemachten, und ungefähr 1 Zoll vorſtehenden Rückfall löthen laſſe, damit derſelbe, wenn der Anzünder ſeine Hand herauszieht, wieder vom ſelbſt auf den Boden zufalle. Die Theile, die den Körper der Laterne ausmachten, waren, wie die Felder des Bodens, mit einem völlig gezogenen, 7 Lin. breiten, Bley zuſammen gefügt. Jede Laterne war mit vier eiſernen Drahten, die 2 Lin. im Durchmeſſer betrugen, verſehen. Die zwey Drahte, die gerade gegen einander ſtehen, gingen unter den Boden der Laterne nach der Quere hin, damit man ſie daſelbſt befeſtigen, und von einem Ende bis an das andere, nach der Breite des Bodens, löthen könne, ohne die Oeffnung der Dille zu verſtopfen. Die andern zwey waren der Länge nach geſchnitten, damit ſie an die erſtern ſich anſchließen möchten, indem ſie unter denſelben durchlaufen. Dieſe alle mußten mit ſtarken und breiten Haften befeſtigt, und unten und oben durch eine Löthe verbunden ſeyn. Dieſe eiſerne Drahte mußten überdies ſo lang ſeyn, daß ſie einen von dünnem Eiſen-Blech gemachten Deckel tragen könnten, der oben durchlöchert iſt, damit der Rauch durch dieſe Löcher ſich hinaus ziehe, und zugleich dadurch verhindert werde, daß der Wind, wenn er etwa auf das Licht fallen ſollte, daſſelbe nicht zu ſtark anfache, und das Licht nicht ſo geſchwinde verbrenne. Ueber dieſen Deckel war noch ein anderer von ſtärkerm Eiſen-Blech gemachter, befindlich. Durch dieſen gingen, wie durch den erſten, die vier Drahte durch vier Löcher, die an dem Orte der Bley-Hafte in gleicher Weite von einander angebracht waren. Zwiſchen dieſem Deckel und dem Rande des Rauchfanges blieb noch ein Raum ungefähr von 1½ Z. übrig. Dieſer Deckel hatte im Durchſchnitt 15 bis

 16 Zoll,

16 Zoll, wurde 2 Mahl mit Oehl = Farbe angeſtrichen, und alle zwey Jahr wieder mit neuer Farbe aufgefriſchet.

Ungeachtet man alle mögliche Mühe und Vorſicht anwandte, die Straßen von Paris recht zu erleuchten, und ungeachtet die Anzahl der Laternen ſich bis über 7000 erſtreckte, ſo waren doch die Straßen nur ſehr mittelmäßig erleuchtet. Da man die Lichter nicht putzen konnte, ſo leuchteten ſie ſchwach, und das Bley warf auf die Straße um ſo ſtärkere nnd größere Schatten, je mehr Laternen in derſelben hiengen. Anſtatt daß man nun von denſelben, ſowohl in Abſicht der Bequemlichkeit, als auch öffentlichen Sicherheit, den Nutzen, den man ſich doch verſprechen konnte, haben ſollte, ſo vergüteten ſie nicht einmahl die Koſten ihrer Unterhaltung. Sie wurden von dem im Monath May fallenden erſten Viertel, bis auf den zweyten Tag nach dem im Monath Auguſt fallenden Vollmond, nicht angezündet. Dem Ober = Polizey = Meiſter von Sartines war es vorbehalten, allem dieſem Uebelſtande kräftig abzuhelfen. Er ſetzte ſelbſt einen Preis von 200 Livres für denjenigen aus, der, nach dem Urtheile der Akademie der Wiſſenſchaften, das ſicherſte Mittel, die Straßen einer großen Stadt, bey Nacht = Zeit dermaßen zu erleuchten ausfindig machen und vorſchlagen würde, daß dadurch das ſtärkſte Licht verſchaffet, und der Dienſt erleichtert würde, und dabey doch die Koſten nicht ſehr hoch ſtiegen. Alle dieſe Vortheile fand man endlich, nach langen und beſchwerlichen Verſuchen, in den mit einem metallenen Hohl=Spiegel verſehenen Laternen vereinigt, die ſowohl für das Auge vielen Reiz haben, als auch ihres von ſich werfenden hellen Lichtes wegen, ſehr großen Nutzen ſchaffen.

Der erſte, den Hr. v. Sartines einer Belohnung würdig achtete, war damahls ein Glaſer = Geſell, nachher

aber Glaſer-Meiſter, Nahmens Goujon. Er erhielt ein Geſchenk von 200 Livres, weil er, nach dem Urtheile der Akademie, viele Mängel der damahls gewöhnlichen Laternen verbeſſert hatte, indem er gemacht hatte, daß ſie theils einen geringern Schatten warfen, theils aber auch die Lichter vor der Wirkung des Windes beſſer verwahrt waren. Gedachte Akademie beſtimmte, mit Einſtimmung des Hrn. v. Sartines, drey andere Prämien von 2000 Livres; für die Herren Bailly, le Roy, und Bourgeois de Chateanblanc, weil ſie durch viele und oftmahls wiederhohlte Verſuche das Publikum in den Stand geſetzt haben, verſchiedene Mittel der Straßen-Erleuchtung mit einander zu vergleichen. Da der Akademie unter andern mit phyſikaliſchen und mathemathiſchen Unterſuchungen reichlich geſchmückten Arbeiten, die verſchiedene nützliche Mittel zur Erleuchtung verſchlugen, und zugleich deren Nutzen oder Unnutzbarkeit frey anzeigten, der Aufſatz des Hrn. Lavoiſier vorzüglich gefallen hat, ſo brachte es gedachter Miniſter bei dem Könige dahin, daß derſelbe dem Verfaſſer eine goldene Medaille durch den Präſidenten der Akademie öffentlich einhändigen ließ.

Dieſe neue Art von Laternen Reverbéres (*), Reverberir-Laternen,) ſind ſechseckig, oben noch einmahl ſo weit, als unten und zweymahl ſo lang, als ſie unten weit ſind. Unten der Boden beſteht aus einer ſechseckigen Glas-Scheibe. An jeder Seite dieſer Boden-Scheibe iſt eine Glas-Scheibe mit ſchmahlem Blech, wie mit Fenſter-Bley, eingefaßt, welche oben noch einmahl ſo breit, als unten, und zweymahl ſo lang iſt. Dieſe ſechs Fenſter-Scheiben ſind ebenfalls mit Blech an den Seiten befeſtigt. Die Größe derſelben iſt willkürlich; und es iſt genug, wenn man vorgedachte Proportion beobachtet. Doch iſt es beſſer, wenn die Laterne groß iſt, und deren Scheiben breit genug ſind, damit ſie wegen

(*) Hr. Rath Campe überſetzt Reverbéres durch Scheinwerfer.

gen der blechernen Einfaſſung nicht zu viel Schatten geben. Wenn alſo die untere Boden-Scheibe $\frac{3}{4}$ Fuß im Diameter enthält, ſo wird jede von den 6 Seiten-Scheiben unten $4\frac{1}{2}$ Zoll, oben 9 Z. breit und 18 Z. lang ſeyn. Oben iſt eine runde blecherne Haube dergeſtallt daran befeſtigt, daß die ganze Laterne damit in die Höhe gehoben werden kann. In der Mitte der Haube iſt ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe heraus zieht; über dieſem Loche iſt ein Dach oder Thürmchen, wie an jeder andern Laterne, welche es vor dem Regen bedeckt, und den Dampf zur Seite durch Löcher heraus läßt. Oben iſt ein Ring, wodurch man die Laterne vermittelſt einer Leine aufhängen kann. In der Mitte der Laterne hängt eine längliche Lampe, die an jedem Ende einen Arm mit einem Dochte, mithin zwey einander entgegengeſetzte Arme hat. Dieſe Lampe iſt von gewöhnlicher Form, und hat zwar an ſich ſelbſt nichts Beſonderes, doch hat dabey die Kunſt des Erfinders ſich zeigen wollen, und dieſe beſteht in zwey kleinern und einem größern Blaker oder glatt poliertem Hohl-Spiegel vom Meſſing oder verzinntem Blech. Der größere breitet ſich über der Lampe oben in der Laterne aus, und füllt faſt deren Raum daſelbſt aus. In ſeiner Mitte iſt ein rundes Loch, wodurch der Dampf von der Lampe fortgeht. Dieſer Hohl-Spiegel dient dazu, um die Licht-Strahlen der Lampe herab auf die Erde zu werfen, welche ſonſt in die Höhe gehen, und die Luft allda erleuchten würden, wo es nichts nützt. Die beyden kleinern Hohl-Spiegel geben der Laterne das eigentlich kunſtreiche äuſſere Anſehen. Jeder von ihnen iſt ungefähr ſo groß, als eine große Thee-Schale; ſie beſtehen gleichfalls aus poliertem Blech, und ſind nicht völlig zirkelrund, ſondern unten iſt eine Sehne vom Zirkel gerade abgeſchnitten. Beyde ſind unmittelbar auf der Lampe zwiſchen die beyden

Doch-

Dochte dergeſtalt aufgeſtellt, daß ſie ſich einander die runde Seite oder den Rücken, die hohle Seite aber dem Dochte und Lichte zukehren, deſſen Schein vermehren, und die Strahlen von jedem Lichte vorwärts werfen ſollen. Dieſe Laternen ſind in der Mitte der Straßen zwiſchen zwey Häuſern an einer Leine ſo hoch aufgehängt, daß eine Kutſche und ein Wagen mit hohen Leitern bequem darunter wegfahren kann. Es iſt nähmlich eine Leine quer über die Straße von einem Hauſe zum andern gezogen; in der Mitte derſelben iſt ein eiſerner Ring befeſtigt, durch dieſen Ring geht eine andere Leine, woran die Laterne hängt, und welche daran geknüpft iſt; dieſe Leine geht an der andern heraus zu dem Hauſe an der Wand durch eine Rolle bis auf ein par Ellen von der Erde; daſelbſt wird ſie herauf und herunter gezogen, und dieſe Leine iſt in einem verſchloſſenen Behältniſſe verſteckt, damit die Laterne von keinem, der nicht den Schlüſſel dazu hat, herunter gelaſſen werden kann.

Der Pacht dieſer neuen Laternen nahm d. 1 Aug. 1769 ſeinen Anfang. Die Entrepreneurs, die kleine Glaſer mehr, wie ehedem, ſind, mußten ſich auf 20 Jahr anheiſchig machen, die zur Beleuchtung der Straßen von Paris nöthige Anzahl von Laternen anzuſchaffen und zu unterhalten. Dieſe Laternen müſſen alle Tage des ganzen Jahres angezündet werden, und von Abend an bis 3 Uhr gegen Tag brennen, und ſelbſt an denen Tagen, da der Mond ſpäter oder früher aufgeht, müſſen ſie angezündet werden (*). Damit nun aber dieſe Laternen richtiger beſorget un angezündet werden mögen, ſo bekommt jeder Anzünder höchſtens nur 20 Laternen zu verſehen. Ueber dieſe Leute ſind wieder 4 Ausſeher und 10 bis 12 Factore geſetzt, die auf die richtige Anzündung der Laternen und das

(*) Wenn der Mond die Weihnachts-Nacht, oder die Nächte der vor der Faſten gehenden Tage, nähmlich des letzten Sonntags, Montags, Dienſtags oder Donnerſtags vor der Faſten, nicht leuchtet, ſo müſſen die Laternen bis zu Tages-Anbruch brennen.

das Verhalten der Anzünder genau Achtung geben müſſen.

Die Pächter ſind überdies noch verbunden, alle Jahre die Kloben, Seile, und alle andere zum Aufhängen der Laternen nöthige Dinge herzuſchaffen; die Gehäuſe und die eiſernen Stangen zu unterhalten; die Hohl-Spiegel, wenn es nöthig iſt, wieder verzinnen zu laſſen; an die Stelle der zerbrochenen Gläſer neue einſetzen zu laſſen; allezeit bey jedem Hundert Laternen, fünf neue vorräthig zu haben, damit man dieſelbe, anſtatt der unbrauchbar gewordenen, anbringen könne; und dann endlich die Anzünder zu bezahlen. Ferner ſollen ſie auch auf jeder Seite des Fluſſes zwey Haupt-Niederlagen, und in der Mitte von jedem Viertel der Stadt 8 bis 10 beſondere Niederlagen haben. In ihren Magazinen müſſen ſie, auf ein Jahr lang, hinlänglichen Vorrath von gutem Baum-Oehl haben; auch in ihren Niederlagen alle zum Unterhalt der Laternen nöthige Werkzeuge, als: kleine Kübel, Lichter-Körbchen, und zum Läutern des Oehles nöthige Leinwand, und überhaupt alles, was nur einige Beziehung auf die Erleuchtung hat, beſorgen, und aus ihren Mitteln anſchaffen (*).

Alſo ſind dieſe berühmten pariſer Laternen beſchaffen, welche in der That heller leuchten, als drey, man ſagt gar als vier andere. Wir wollen daher die Urſachen davon unterſuchen, und erwegen, wie fern ſie nachgeahmet, oder verbeſſert werden können.

1. Die Haupt-Urſache, warum ſie beſſer leuchten, als diejenigen, welche auf Pfählen ſtehen, beſteht darin, weil ſie unten einen gläſernen Boden haben. Dadurch fallen alle diejenigen Licht-Strahlen auf die Straße, welche ſich bei den andern auf den Pfählen verlieren. Wie ſehr dieſer ſchwarze Boden auf den Pfählen, die Erleuchtung verhindert, kann man daraus abnehmen, wenn man aus dem Fenſter von oben

(*) Arrêt du Conſeil du 30 Juin 1769, qui reçoit la Soumiſſion des Entrepreneurs de la nouvelle illumination de la ville de Paris.

oben herunter auf eine ſolche Laterne ſieht, und den Schatten, welcher dadurch auf der Straße entſteht, betrachtet. Es iſt aber dieſer Schatten nicht allein, welcher die Straße verfinſtert, ſondern der ſchwarze Boden in der Laterne fängt überhaupt beynahe den vierten Theil der Licht-Strahlen von der Lampe auf, und wirft ſie nicht zur Seite. Wie viel Licht-Strahlen dadurch verloren gehen, kann man angeben, wenn man die Diſtanz des Dochtes in der Lampe von dem äuſſerſten Ende des ſchwarzen Bodens der Laterne mißt. Das Licht in der Lampe wirft nähmlich ſeine Strahlen im Zirkel um ſich herum; zieht man nun eine Linie vom äuſſerſten Ende des ſchwarzen Bodens bis zum Dochte, ſo bekommt man einen Radium dieſes Zirkels; fährt man mit dieſem um den ſchwarzen Boden bis zur andern Seite deſſelben, ſo bekommt man eine Section von dem Zirkel der Licht-Strahlen; ſo wie ſich dieſe Section zum ganzen Zirkel verhält, ſo verhält ſich derjenigen Theil vom Lichte, welcher verloren geht, zum ganzen Lichte der Laterne.

2. An den andern gewöhnlichen Laternen iſt eine blecherne Thür, welche beinahe ſo groß iſt, als die halbe Glas-Scheibe, worin ſie ſteht; dieſe nimmt auch viel Licht weg, und fehlt an den pariſer Laternen.

3. Die pariſer Laternen haben oben über der Lampe einen blechernen Hohl-Spiegel, welcher die Licht-Strahlen herunter wirft. Die gewöhnlichen Laternen haben eine von dem Dampfe der Lampe ſchwarz gefärbte Haube, welche gleichfalls die Licht-Strahlen oben auffängt.

4. Die Laternen auf den Pfählen, oder Armen, werden nicht weit von den Häuſern aufgeſtellt; wo ſie die Mitte der Straßen nicht erleuchten können. Weil auch nicht alle Häuſer weiß oder mit hellen Farben angeſtrichen ſind, ſo prellen die Licht-Strahlen nicht davon zurück. Es läßt ſich ausrechnen, daß kaum

der vierte Theil der Licht-Strahlen von den gewöhnlichen Lampen zur Erleuchtung auf die Straßen kommt.

Gleichwohl haben die pariſer Laternen etwas überflüſſiges an ſich, welches zur Erleuchtung derſelben nichts beyträgt. Die beyden kleinen Hohl-Spiegel auf der Lampe dienen zu nichts, und ſchwächen nur ihr Licht. Wenn ein blecherner Blaker oder Hohl-Spiegel hinter einem Lichte deſſen Schein vermehrt, ſo beſteht die Urſache darin, weil er die Licht-Strahlen, welche ſonſt hinterwärts oder an einen andern Ort fallen würden, vorwärts wirft. Dieſe beyden kleinen Hohl-Spiegel an der pariſer Laterne thun zwar auch die Wirkung; allein, weil ſie zwiſchen zwey Lichtern ſtehen, ſo verhindern ſie zugleich, daß die Licht-Strahlen von beyden ſich nicht vereinigen, und die Erleuchtung nicht vermehren. Ständen die beyden kleinen Blaker nicht zwiſchen beyden Dochten, ſo würden die Strahlen von dem vorderſten Lichte dorthin, und die vom hinterſten hierher fallen, und den Platz erleuchten. Die Wahrheit davon, daß ein ſolcher Blaker zwiſchen zwey Lichtern deren Erleuchtung ſchwächt, kann man dadurch erfahren, wenn man in der Stube auf einem Tiſche zwey Lichter nahe bey einander ſtellt, und einen Blaker oder polierten Teller dazwiſchen halten läßt. Man lege ein Blatt Papier daneben auf den Tiſch, ſehe beſtändig darauf, und nicht auf den Blaker, und laſſe denſelben bald zwiſchen die Lichter halten, bald wegnehmen, ſo wird man allemahl aus der wenigern oder mehrern Erleuchtung des Papiers erkennen, und ausſagen können, ob er zwiſchen die beiden Lichter gehalten ſey oder nicht, wenn man gleich den Blaker nicht ſieht. Dieſe beyden Hohl-Spiegel zwiſchen den beyden Dochten erfordern auch eine beſtändige Arbeit im Polieren. So bald ſie ſchwarz und ſchmutzig werden, verfinſtern

ſie

ſie das Licht noch mehr; ſie ſind demnach bloß für eine franzöſiſche Spielerey zu halten, welche den Laternen zwar ein künſtliches Anſehen giebt, in der That aber mehr ſchadet, als nützt.

Zweytens wird die Erleuchtung von dieſen Laternen dadurch nicht wenig geſchwächt, daß ſie ſo hoch von der Erde hangen. Je näher das Licht bei den Gegenſtänden iſt, deſto mehr werden ſie dadurch erleuchtet, und deswegen geben die Laternen auf den Pfählen mehr Licht, als nach dem Verhältniſſe ihrer ſchlechten Einrichtung zu erwarten iſt. Mich dünkt alſo, daß dieſe pariſer Laternen nicht verdienen, in allen Stücken von den Ausländern nachgeahmet zu werden, ſondern wenn man Straßen=Laternen gebrauchen will, welche mit wenigern Koſten heller leuchten ſollen, als die gewöhnlichen auf Pfählen, ſo ſchlage ich Folgendes vor. 1) Man laſſe Laternen auf dieſelbe Art, wie ich ſie vorhin beſchrieben habe, mit einem gläſernen Boden, und oben mit einem glatt polierten blechernen Hohl=Spiegel, verfertigen, doch ohne die beyden kleinen Blaker, welche ganz davon wegbleiben. 2) Man laſſe entweder die bisherigen Laternen=Pfähle wegnehmen, und an demjenigen Hauſe wo man die Laterne für nöthig hält, eine eiſerne Stange befeſtigen, wie diejenigen ſind, woran man die Schilde vor den Weinſchenken und Wirthshäuſern anhängt. Dieſe Stange muß ſo hoch von der Erde ſeyn, als ein Laternen Pfahl hoch iſt. An dieſe Stange hänge man die Laterne, und verſchließe die Leine unten in ein Behältniß an dem Hauſe. 3) Wofern es aber für gar zu koſtbar gehalten werden ſollte, ſolche lange eiſerne Stangen an die Häuſer anſchlagen zu laſſen, ſo laſſe man die Laternen=Pfähle ſtehen, und oben an jeden Pfahl eine krumme eiſerne Stange anſchlagen, und die Laterne daran hängen. Die Stange muß ſo hoch in die Höhe gehen, als die

Laterne groß iſt, und muß deswegen gekrümmt ſeyn, da-mit die Laterne daran gehängt werden kann. Würde die Stange auf dem Laternen Pfahle gerade heraus be-feſtigt, ſo würde die Laterne zu niedrig hangen. Je-der Pfahl muß alsdann weiß angeſtrichen werden; dieſes verhindert nicht nur deſſen Fäulung, ſondern bewirkt auch zugleich, das die Licht-Strahlen von der Laterne daran zurück fallen. Uebrigens iſt es beſ-ſer, wenn man allemahl eine große Laterne mit zwey Armen an der Lampe, als zwey kleinere Laternen, jede mit einem einzigen Dochte, nicht weit von einan-der aufhängen läßt. Zwar leuchten zwey kleinere Laternen, jede mit Einem Dochte, welche 30 bis 40 Schritt von einander ſtehen, in dieſem Raume beſſer, als eine einzige große Laterne mit zwey Dochten. Um ſich hiervon zu überzeugen, darf man nur zwey Lichter auf einem Sahle dicht bei einander, und her-nach einige Schritte von einander, ſetzen laſſen. Al-lein, man erſpart durch eine größere Laterne die Ko-ſten für das Arbeits-Lohn zweyer andern, ingleichem das Oehl, und die Mühe ſie reinlich zu halten und aufzuhängen. Kaum wird es nöthig ſeyn, zu erin-nern, daß es beſſer ſey, wenn ſie auf die vorgeſchla-gene Art niedrig, als nach der franzöſiſchen Art mit-ten über die Straßen, gehängt werden. Dieſes kann nur in ſolchen Städten, wie z. B. in Brüſſel, vom Nutzen ſeyn, wo man in der Mitte der Straßen ge-hen muß, und an den Seiten der Häuſer kein zum Gehen bequemes Stein-Pflaſter antrifft. Doch halte ich dafür, daß die an der Seite der Häuſer niedrig aufgehängten Laternen ſelbſt die Mitte der Straßen ſtärker erleuchten werden, als diejenigen, welche daſelbſt viel höher aufgehängt ſind.

Dem Verfaſſer des Paris in Miniatur, (einer Ueber-ſetzung der Numero's des Hrn. Peyſſonel,) Lpz. 1784, 8. gefallen die Laternen in Paris auch nicht. „Seit ſei-

„ner

„ner Kindheit ſey die Form der Erleuchtung in dieſer „Haupt-Stadt 3 bis 4 Mahl verändert worden, ohne zur „Vollkommenheit gebracht zu ſeyn. Die jetzigen Rever„berir-Lampen verblenden mehr, als daß ſie erleuchten. „Dieß ſey ſo wahr, daß die Leute in den Kutſchen genö„thiget ſeyn, ihre Kutſcher des Nachts mit niedergeſtülptem „Hute fahren zu laſſen, um Unfälle zu vermeiden. Lon„don hingegen ſey wie ein Tanz-Sahl erleuchtet.“

Einer ähnlichen, in Frankfurt am Mayn verſuchten Einrichtung der Laternen, welche aber ebenfalls der Erwartung nicht völlig entſprochen hat, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

Die Reverbéres, oder Straßen-Laternen in Paris, ſind in den erſten Zeiten der Revolution; durch die Executionen, wozu man ſie gebraucht hat, ſehr fürchterlich geworden. Man ſcheint in Deutſchland zu glauben, es ſey an Laternen-Pfählen geſchehen; aber dies iſt ein Irrthum; es geſchah an derſelben Seilen, an welchen in der Mitte der Straße die Laternen herabhangen. Dieſe Seile ſind vornehmlich an den Häuſern befeſtigt, und werden auf der einen Seite über eine Art von Kloben mit den Laternen herabgelaſſen, damit man dieſe mit Oehl verſehen und anzünden könne. Das Ende der Seile wird um einen Haken gewunden, und in einer Niſche, die in der Mauer angebracht iſt, und eine kleine eiſerne Thür hat, jedes Mahl verſchloſſen. Dieſe Thürchen ſprengte man auf, ließ die Laterne herunter, nahm ſie ab, und zog anſtatt ihrer, den Delinquenten in die Höhe. Die Seile ſind bloß für die Schwere der Laternen, und nicht für das Gewicht eines Menſchen, berechnet; mithin mußten ſie oft reiſſen, und ſo wurden die Unglücklichen nicht ſelten zu 4 bis 6 Reverbéres geführt, ehe man einen Strick traf, der die Operation aushielt.

(*) Schulz über Paris und die Pariſer, (Berl. 1791, 8.) B. 1. S. 153. f.

In Nürnberg hat man eine Art Straßen-Laternen, deren Structur nicht zu verwerfen iſt (*); Fig. 3920 a). Sie iſt viereckig, und in blechernen Rahmen. Die untere Weite, cd, hat 7 Zoll; die Höhe, ca, 9 Zoll; die obere Weite, ab, 8 Zoll. abfe, iſt das Dach, oder der hellmachende Schirm. efgh, iſt die Rauch-Röhre, 5 bis 6 Zoll hoch. n und o, ſind die Trag-Bänder, welche ein viereckiges Loch haben, durch welches der eiſerne Nagel, der am Ende des eiſernen Armes aufrecht ſteht, durchgeſchoben wird, um die Laterne feſt zu halten. l, iſt die Lampe. mk, iſt der Arm, in welchem die mit einem blechernen Zapfen verſehene Lampe ſteht. In die vier Seiten der Laterne werden helle Glas-Tafeln eingeſchoben, wie auch in den Boden der Laterne. Der Schirm, abfe, iſt das vornehmſte Stück der Laterne, weil er das Licht ungemein vermehrt. Er hat die Geſtalt eines aus 4 Walmen zuſammengeſetzten Daches, und beſteht aus 4 gleichſchenkeligen Triangeln, Fig. 3920 b), davon die Grund-Linie, wx, 8 Zoll, und jede Schenkel-Linie, wz und xz, 6 Zoll hat. Von der Spitze des Triangels, wird bey pq, in der Weite von 1½ Zoll, ein Stückchen pq weggeſchnitten, damit eine viereckige Oeffnung entſtehe, auf welche die Rauch-Röhre efgh, 4 Zoll hoch, aufgeniethet wird. Die Rauch-Röhre wird oben mit einer tauglichen Bedeckung verſehen. Dieſer Schirm iſt nicht an das Gehäuſe der Laterne angelöthet, ſondern ſo eingerichtet, daß man ihn abnehmen, und den Ruß, der ſich etwa angeſetzt hat, abwiſchen kann, damit das Innere beſtändig hell bleibe. Der Docht der

(*) Entwurf wie die nächtliche Beleuchtung der Gaſſen ohne große Koſten einzurichten, ſt. in den Oeconomiſch-praktiſchen Vorſchlägen zur Verbeſſerung und Glückſeligkeit der Länder, (Nürnb. 1769, 4.) S. 57—64.

der Lampe l, muß gerade mitten unter dieſer Rauch-Röhre zu ſtehen kommen, und von dem Schirme ungefähr 3 Zoll entfernt ſeyn.

Weil eine auf dieſe Art eingerichtete Laterne nicht nur an den vier Seiten, ſondern auch im Boden ein Glas hat, ſo kann ſie, wenn ſie ihre völlige Wirkung zeigen ſoll, nicht auf einem Pfahle oder Pfoſten ſtehen, ſondern muß an einem eiſernen Arme aufgeſteckt, oder an einem Drahte der quer über eine nicht allzu breite Straße geht, aufgehängt werden. Wenn eine auf dieſe Art aufgehängte Laterne friſch mit Oehl verſehen werden ſoll, muß ſie entweder auf die Straße herabgelaſſen, oder an eines der beyden einander gegenüber ſtehenden Häuſer gezogen werden können; im lezten Falle muß ſie oben mit einem meſſingenen Rädchen und einer Schnur verſehen ſeyn, damit man ſie herbeyziehen und mit Oehl verſorgen könne. Wollte man aber eine ſolche Laterne auf einen Pfeiler ſetzen, ſo müßte man den Boden vom Blech machen. Uibrigens erfordert die gute Wirkung dieſer Laternen eine ſchickliche Höhe. 12 bis 16 Fuß, iſt, der Erfahrung nach, die beſte. Alſo kömmt ſie mit großem Nutzen, wie in der Abbildung vorgeſtellt iſt, gleich unter die Fenſter des erſten Stockwerkes an bewegliche eiſerne Arme angebracht, oder an einem quer über die Straße gezogenen Draht aufgehängt werden.

Da eine Laterne von dieſer Art, ihr Licht von dem Orte, wo ſie ſteht, 40 bis 50 Schritt weit ausbreitet, ſo kann jede Laterne 80 bis 100 Schritt von ihrer nächſten entfernt ſeyn, weil das Licht der einen das Licht der andern erreicht. Hierdurch werden die Anzahl der Laternen, und mithin die Anſchaffungs- und Unterhaltungs-Koſten, merklich vermindert. Dieſemnach erfordert eine Straße, von 300 Schritt lang, höchſtens 6 Laternen. Und weil wenige Straßen 40 Schritt breit ſind, ſo iſt es nicht nöthig, die Laternen hin und her an die Häuſer zu ſetzen, indem die den Laternen gegenüber ſtehenden Häuſer, von der andern Seite her hinlänglich erleuchtet werden. Da aber in verſchiedenen Fällen das Uiberflüſſige nicht ſchadet, und man zuweilen, der Zierde wegen, gern einige mehrere Koſten anzuwenden Luſt hat, ſo können in ſehr brei-

breiten Straßen auch zu beiden Seiten Laternen angebracht werden.

Wenn die Laternen an einer ihrer Ecken an dem eiſernen Armen aufgehängt wird, ſo wendet ſie 3 Ecken gegen die Straße, die ſie erleuchten ſoll, wodurch 3 Schatten-Pyramiden entſtehen, welche um ſo breiter und unangenehmer werden, je weiter ſie ſich von der Laterne entfernen; woraus in einer Straße, worin zigzak ſtehende Laternen ſich befinden, ein ſolches Chaos vom Licht und Schatten entſteht, daß das Auge in Verwirrung geräth. Dieſe widrige Wirkung zu vermeiden, muß die Laterne eine von ihren vier Flächen gegen das gegenüber ſtehende Haus wenden; ſodann richtet ſie die andern zwey Flächen nach der Länge der Straße auf- und abwärts; und alſo können nur zwey Ecken einen Schatten machen, welcher aber, an ſtatt die Straße zu bedecken, ſchräg an die andere Reihe der Häuſer gegenüber fällt. Solcher Geſtalt erhält man eine ſtärkere Erleuchtung; welche ferner noch dadurch vermehrt wird, wenn, wie bereits angemerkt worden iſt, die Laternen alle auf Eine Seite zu ſtehen kommen.

Wenn die Koſten gemeinſchaftlich von den Häuſern getragen werden, ſo macht der Verf. gedachten Entwurfes folgenden Anſchlag der Anſchaffungs- und Unterhaltungs-Koſten, wie auch des Beytrages, den eine angenommene Anzahl Häuſer zu thun hat.

Man nehme an, daß 300 Häuſer die Straßen-Erleuchtung ins Werk zu ſetzen ſich entſchließen. Man ſetze, daß 5 Häuſer eine Laterne unterhalten, ſo erfordern 300 Häuſer 60 Laternen.

Anſchaffungs-Koſten.

60 Laternen, mit Säulen, oder eiſernen Armen, beides zuſammen à 4 Fl. (*) - - -	240 Fl.
4 blecherne Oehl-Flaſchen, à $1\frac{1}{2}$ F. - - -	6 Fl.
4 Leitern, à $1\frac{1}{2}$ Fl. - - - - - - - - - -	6 Fl.
Summa	252 Fl.

Unter

(*) Nach dieſem Anſchlage kommt eine ſolche Laterne, nebſt dem eiſernen Arme, auf 4 Gulden zu ſtehen. Es läßt ſich aber dabei noch vieles menagiren; denn es iſt eben nicht nöthig, die

Unterhaltungs-Koſten.

Oehl und Docht zu 60 Laternen, auf jede jährlich $8\frac{1}{2}$ Fl. gerechnet	510 Fl.
4 Anzünder (*), jedem jährlich 20 Fl. . . .	80 Fl.
	590 Fl.
	252 Fl.
Summa beyder Koſten	842 Fl.

Geſetzt, es gäbe jedes der angenommenen 300 Häuſer, das erſte Jahr, wöchentlich $3\frac{1}{2}$ Kreuzer, ſo betrüge es 892 Fl. 30 Kr.; folglich 50 Fl. 30 Kr. mehr, als die Summa der ausgeworfenen Koſten. Da aber im folgenden Jahre die Anſchaffungs-Koſten wegfallen, ſo muß auch der Beytrag vermindert werden. Man laſſe nun jedes Haus $2\frac{1}{2}$ Kr. wöchentlich beytragen, ſo zahlen 300 Häuſer in 51 Wochen, 632 Fl. 30 Kr., welches abermahl zureicht, die jährlichen Unterhaltungs-Koſten von 590 Fl. zu beſtreiten, und der Ueberſchuß von 42 Fl. 30 Kr. kann zu den unausbleiblichen Reparations-Koſten, und dem etwa nicht zureichenden Brenn-Oehl, angewendet werden. In engen Straßen kann man einen Theil der Anſchaffungs- und Unterhaltungs-Koſten erſparen, wenn man, wie oben gezeigt worden iſt, dieſe Laterne an einem Draht mitten über die Straße aufhängt, und einer von den Bewohnern der beyden Häuſer, an welchen der Draht befeſtigt iſt, die Mühe der Beſorgung der Lampe auf ſich nimmt, welches um ſo weniger etwas unanſtändiges iſt, da in der großen Stadt Paris, eine alſo aufgehängte Laterne ſogar unter der Aufſicht deſſen, der das Haus bewohnt, beſorgt zu werden pflegt.

Deſcrip-

die Laterne auf einen eiſernen Arm zu ſtellen; man kann ſie mit Haken und Schrauben an der Wand feſt machen, wo ſie auch vor Sturm und Wetter ſicherer ſind, wodurch nicht allein die mehreren Koſten für den eiſernen Arm, ſondern auch die für das alsdann überflüſſige Glas an der hintern Seite, erſparet werden. K.

(*) 4 Anzünder auf 60 Laternen, iſt, wie ich weiter unten zeigen werde, zu viel.

Deſcription d'une Lampe pour, eclairer une ville, inventée par Mr. *Favre*, ſt. in Machines et Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. To. II. (à Par. 1735, 4.) No. 88, S. 53, f. n. 1 K. T.

Einige optiſche Beyträge zur nächtlichen Erleuchtung, von Jo. Fr. Häſeler. Brſchw. 1773, 8. 3 u. 1 Viert. Bog. u. 5 Figg. auf 1 K. T.

Auf öffentlichen Plätzen, beſonders vor Schlöſſern, Palläſten, an Canälen ꝛc. pflegt man, an ſtatt der Laternen-Pfähle, Statüen, Pilaren, Gruppen, welche die Laterne oder Lampen-Kugel halten, zu nicht geringer Verſchönerung der Straßen, anzubringen. So halten z. B. in Berlin, vor dem Pallaſte des Johanniter-Ordens-Meiſters, auf dem Wilhelms-Platze, zwey Mohren die Laternen; und auf den neu erbaueten ſteinernen Brücken, als: der neuſtädter Brücke, der Königs-Brücke, der ſpandauer Brücke, der neuen Friedrichs-Brücke ꝛc. tragen theils große Gruppen, in mehr als Lebens-Größe, theils Kinder-Gruppen, große Laternen.

Ueber die **Geſchichte der Straßen-Erleuchtung**, hat Hr. Hofr. **Beckmann** (*) die belehrendſten Nachrichten ertheilt, welche ich hier mit einer **Anzeige der Beſchaffenheit und Einrichtung der Straßen-Erleuchtung in einigen Haupt-Städten**, verbinden werde.

Gemeiniglich hält man die Erleuchtung der Straßen für eine ganz neue Einrichtung, und *St. Evremont*, in Saint-Evremontiana (Amſt. 1701, 8.) hat ganz zuverſichtlich geſagt, weder Griechen noch Römer hätten die Polizey ſo weit getrieben (1). Indeſſen,

(*) Im 1 B. ſeiner Beyträge zur Geſchichte der Erfindungen 1 B. (Lpz. 1782, 8.) S. 62, fgg.; und 2 B. (Lpz. 1788,) S. 520, fgg.

(1) L'invention d'éclairer Paris pendant la nuit, par une infinité de lumieres, merite que les peuples les plus eloi

ſen findet man einige Nachrichten bey den Alten, welche es ſehr wahrſcheinlich machen, daß Antiochia, Rom, und einige andere Städte, wo nicht in allen, doch wenigſtens in den vornehmſten Straßen, öffentliche Laternen gehabt haben.

Libanius, der im Anfange des 4ten Jahrhunderts lebte, ſagt im Panegyrico Antiocheno, wo er ſeine Vaterſtadt Antiochia lobt: Solis porro facem aliae faces excipiunt, quae illam Aegyptiorum (in Minervae Saiticae feſto) lucernarum accenſionem longe ſuperant. Hac una re tantum differt nox a die apud nos; nimirum ſpecie lucis. Quod ad opificia certe et ſtructuras ſpectat, ex aequo procedit. Quidam aſſidue et iugiter operantur manibus; alii vero molle rident et canticum laxantur, *καὶ τὴν ἡλίϐ λαμπάδα, λαμπτῆρες ἕτεροι διαδέχονται τὴν Αἰγυπτίων λυχνοκαΐαν παριόντες.* (So liefert Gronov, da ſonſt *περίοντης* in den Ausgaben ſteht,) *καὶ διενήνοχεν ἑνὶ μόνῳ παρ᾽ ἡμῖν νὺξ ἡμέρας, τῷ τϐ φωτὸς εἴδει* (2). Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Sophiſt ſeiner Vaterſtadt daraus hat ein Lob machen wollen, daß die Einwohner nach Sonnen-Untergang nicht im Dunkeln ſaßen, ſondern bey Licht arbeiteten; es ſcheint alſo, daß er die Erleuchtung der Straßen verſtanden hat.

Eine andere Stelle des *Libanius*, nähmlich in der Rede in Ellebichum, p. 526 erzählt, daß die Stricke, woran die Lampen zur Zierde der Stadt gehangen hätten, von aufrühriſchen Soldaten, nicht weit von einem Bade, zerhauen wären (3). Wenigſtens ſcheint

 doch

eloignez y viennent voir ce, que les Grecs et les Romains n'out jamais penſé pour la police de leurs Republiques.

(2) Dieſe Worte ſtehen in *Libanii* Operum Vol. II. (Lutet. 1627, f.) p. 387.

(3) Profecti ad vicinum balneum, funes a quibus appendebant ea, quae lumen noctu praebebant, gladiis reſciderunt, quoniam oporteret ornatum, qui in ciuitate eſt, ſuis conciliabulis cedere. *ἐλθόντες ἐπὶ τὸ πλησιάζον βα-*

doch aus dieſer Stelle ſo viel zu folgen, daß man neben den Bädern, und Oertern, welche am meiſten beſucht wurden, oder ſonſt die anſehnlichſten in der Stadt waren, Lampen gehabt hat, die an Stricken aufgehangen waren.

Aber folgende Stelle des Kirchenvaters *Hieronymus* ſcheint es noch wahrſcheinlicher, oder vielmehr gewiß, zu machen, daß die Straßen in Antiochia erleuchtet geweſen ſind. In altercatione Luciferani & Orthodoxi, erzählt er, daß ein Anhänger des Ketzers Lucifer mit einem Rechtgläubigen ſo lange auf der Straße disputirt habe, bis man auf den Straßen die Lichter angezündet hätte. Dum audientium circulum lumina iam in plateis accenſa ſolverent, et inconditam disputationem nox interrumperet, conſputa invicem facie, receſſerunt (4).

Baſilius der Große, beſchreibt in einem Briefe an Martinianus, den elenden Zuſtand ſeiner Vater-Stadt Cäſarea in Kappadocien, im J. 371, und ſagt: ſie hätten νύκτας ἀλαμπεῖς, noctes non illuſtratas (5). Die meiſten Ausleger erklären dies ſo, als ob man die Lampen auf den Straßen nicht einmahl angezündet hätte. Valeſius ſagt, in ſeinen Anmerkungen zum Ammian: man habe bey großen Unglücksfällen, zu Bezeigung der allgemeinen Traurigkeit, die Erleuchtung der Straßen unterlaſſen, und er beruft ſich dabei auf

βαλανεῖον, κάλωα, ὧν ἐξήρτηντα τὰ τὸ φῶς ἐν νυκτὶ παρέχοντα, μαχαίραις ἀπέκοπτον, δεικνύντες ὅτι δεῖ τὸν ἐν τῇ πόλει κόσμον, ταῖς αὐτῶν βουλήσεσι ὑποχωρεῖν.

(4) In der prächtigen Ausgabe der Schriften dieſes Heiligen, ſtudio et labore Dominici Vallarſii, (Veron. 1735, f.) II. p. 170, ſteht eine kurze Nachricht von der Zeit und dem Orte, wo jene ungeſittete Disputation gehalten iſt, und der Herausgeber beweiſet, ſie ſey in Antiochia im J. 378 gehalten.

(5) Dieſe Worte ſtehen in der von den Benedictinern beſorgten Ausgabe, (Pariſ. 1730, f.) III. p. 169.

auf eine Stelle des *Libanius*, wo er den Antiochiern ſoll gerathen haben, zur Beſänftigung des Kaiſers, entweder keine, oder nur wenige Laternen anzuzünden. *Procopius* erzählt vom Kaiſer Juſtinian, er hätte alle öffentliche Caſſen der Städte dergeſtalt erſchöpft, daß ſie nicht einmahl die Aerzte und Lehrer beſolden, noch die Erleuchtung auf öffentliche Koſten hätten unterhalten können (6).

Daß in Syrien ſchon im 5ten Jahrh. nicht Antiochia allein, ſondern auch Edeſſa, erleuchtete Straßen gehabt hat, beweiſet eine Stelle in der Geſchichte des *Jeſue Stylites* (7).

Daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt hat, davon findet man nur zweifelhafte Beweiſe. *Meurſius* hat ein Par angeführt, die ihm hinlänglich geſchienen haben (8), die aber keinesweges überführen.

(6) Quos oppidani ſibi, vel ad remp. vel ad ſpectacula feciſſent proventus, veritus non eſt, in publicum cenſum referre; ob eaque in poſterum nulla medicorum magiſtrorumve honoraria, nulla publicorum aedificiorum cura, nulla vrbibus in communi luminum procuratio. ὀύτε λύχνα ταῖς πόλεσιν ἐν δημοσίῳ εκάςη. *Procopii* arcana hiſtoria (Lugd. 1623. f.) p. 114.

(7) Eulogius Edeſſae praefectus acceptis ab Anaſtaſio libris auri bis centum, extima vrbis propugnacula reſtaurat. Aquaeductus praeterea duos exſtruit. — — Collapſas quoque balneas et Praetoris aedes aedificat; aliisque praeterea aedificiis Edeſſam exornat. Petro etiam vrbis epiſcopo libras auri viginti Anaſtaſius mittit ad moeniorum inſtaurationem. Vrbicius Eunuchus decem libras auri adiecit ad excitandum B. Mariae templum. Solebant Edeſſae Praefecti menſuras olei ſex mille et octingentas templis et monaſteriis diſtribuere. Eulogius vix ducentas ſingulis templis erogari iuſſit, reliquas ad publicum vrbis vſum recondi; inſtituitque, vt in porticibus noctu lampades arderent. *Aſſemanni* biblioth. orient. (Romae, 1719, f.) I. p. 281.

(8) Nähmlich in Exercitationum criticarum Parte II. quae obſervationes miſcellas complectitur, L. 3, c. 14, in *Jo. Meurſii.* Opp. ex recenſ. *Jo. Lami.* (Florent. 1745. f.) V. p. 634. Die eine Stelle, worauf er ſich beruft, iſt

Andere meinen in L. 19 C. de oper. publ. ein Geſetz zu finden, welches die Unterhaltung der Straßen-Laternen betreffen ſoll (9). Unter den grauſamen Martern, welchen die Chriſten unter Nero ausgeſetzt wurden, war auch dieſe, daß ſie an Pfähle, welche auf den Straßen errichtet waren, angebunden, mit brennbaren Sachen umwickelt, mit Harz und Pech begoſſen, und alsdann angezündet wurden, und auf ſolche Weiſe zur Erleuchtung der Straßen dienen mußten (10).

Es

iſt aus dem *Ammianus Marcellinus*, L. 14, c. 1. in der Ausgabe des *Jac. Gronovii*, (L. B. 1693, f.) p. 5: Adhibitis paucis clam ferro ſuccinctis, veſperi per tabernas palabatur et compita, quaeritando Graeco ſermone, cuius erat impendio gnarus, quid de Caeſare quisque ſentiret; et confidenter agebat in vrbe, vbi pernoctantium luminum claritudo dierum ſolet imitari fulgorem. *Meurſius* führt hierbey auch des *Suetonius* Worte im Leben des *Jul. Caeſ.* c. 31. an. Dein poſt ſolis occaſum, mulis e proximo piſtrino ad vehiculum iunctis, occultiſſimum iter modico commitatu ingreſſus eſt; et cum luminibus exſtinctis deceſſiſſet via, diu errabundus tandem ad lucem duce reperto, per anguſtiſſimos tramites pedibus euaſit.

(9) Quia plurimae domus cum officinis ſuis in porticibus Zeuxippi eſſe memorantur; reditus memoratorum locorum pro quantitate, quae placuit, ad praebenda luminaria, et aedificia ac tecta reparanda. regiae huius vrbis lauacro ſine aliqua iubemus excuſatione conferri.

(10) Et pereuntibus addita ludibria, vt ferrarum tergis contecti, laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi atque vbi defeciſſet dies in vſum nocturni luminis vrerentur. *Tacit.* Annal. L. 15, c. 44.

Faſt mit denſelben Worten erzählt *Sulpitius* die Sache in Hiſtoria ſacra, L. 2, c. 29, in der Ausgabe des *Hier. de Prato* (Veron. 1754, 4.) II. p. 161: Quin et nouae mortes excogitate, vt ferarum tergis contecti laniatu canum interirent. Multi crucibus affixi, aut flamma vſti. Plerique in id reſeruati, vt, cum defeciſſet dies, in vſum nocturni luminis vrerentur.

Dieſe Grauſamkeit ſcheint noch lange nach des Nero Zeiten, auch unter andern Kaiſern, begangen worden zu ſeyn. Denn *Prudentius* περὶ ϛεφάνιων hymn. IX, v. 116, ſagt:

Aut

Es findet ſich demnach, nach Hrn. Beckmann Urtheil, kein Beweis, daß das alte Rom erleuchtete Straßen gehabt habe; vielmehr bemerkt man manchen Umſtand, aus welchem das Gegentheil, wo nicht erweislich, doch wenigſtens wahrſcheinlich wird. So ſcheint es, als ob die Römer, bey Rückkunft von ihren nächtlichen Geſellſchaften, den Gebrauch der Fackeln und Hand-Laternen für nothwendiger angeſehen haben, als er geweſen ſeyn würde, wenn auf den Straßen Laternen gebrannt hätten; wiewohl es freylich gewiß iſt, daß auch in unſern Städten die öffentliche Erleuchtung nicht immer ſo vollkommen ſeyn kann, daß Fackeln oder Hand-Laternen den Fußgängern überflüſſig wären. Wer in Rom ohne Laternen gehen mußte, der mußte in völliger Finſterniß mit größter Gefahr gleichſam nach Hauſe kriechen, ſo wie **Alexis** beym *Athenaeus* (11). Daß Neapolis nicht erleuchtet geweſen iſt, weis man aus der nächtlichen Rückkunft des **Giton** beym *Petronius* (12).

 Am-

Aut gladio feriere caput,
Aut laniabere membra feris,
Aut facibus data fumiſicis,
Flebiliter vlulanda tuis
In cineres vlulanda flues.

Auch *Juvenalis* gedenkt dieſer unmenſchlichen Lebens-Strafe, Sat. I, v. 155, und VIII, v. 235. *Seneca* nennt ſie, im 14ten Briefe, wo er ein langes Verzeichniß teufliſcher Grauſamkeiten anführt: tunicam alimentis ignium et illitam et intextam.

(11) Non multum edens, bibensque multum, protinus
Diſcedo, lucernam puer nec fert mihi,
Serpo cadens perſaepe per nigras tenebras.
Athen. Deipnoſ. VI, 8. p. 236,

(12) cap. 79, p. 234: Neque fax vlla in praeſidio erat, quae iter aperiret errantibus, nec ſilentium noctis iam mediae promittebat occurrentium lumen. Accedebat huc ebrietas, et imprudentia locorum, etiam interdiu obſcu-

Amſterdam, hatte ſchon im Jahr 1669, Laternen; denn im Febr. dieſes Jahres verboth der Magiſtrat der den Gebrauch der Fackeln ſchon im J. 1665 unterſagt hatte, die Beſchädigung der Lampen-Pfähle, an welche nicht Pferde gebunden werden ſollten (13). Man hatte damahls noch nicht gläſerne, ſondern hörnerne Laternen (14).

In Berlin, machte man, im Jahr 1679, den Anfang der Straßen-Erleuchtung damit, daß aus jedem dritten Hauſe eine Laterne mit brennendem Lichte ausgehängt wurde, und die Nachbaren darin abwechſeln mußten; aber im J. 1683 brachte Kurfürſt **Friedrich Wilhelm** die Laternen auf Pfählen gänzlich zu Stande, ſo ſehr auch die Einwohner, wegen der Koſten, ſich dawider ſetzten. Sie gaben in einer Bittſchrift, 1680 vor, daß in Berlin allein, die Anſchaffung der Laternen 5000 Rthlr. gekoſtet habe, und daß die Unterhaltung jährlich 3000 Rthlr. koſte. Die Unterhaltung wurde nachher allemahl auf 6 Jahr verpachtet. Der lezte Pachter hatte 2171 Stück für 6431 Rthlr. 7 Gr. übernommen; dabey war für jede Laterne zu Oehl, Docht, u. ſ. w. 2 Rthlr. 20 Gr. und für Ausbeſſerung 3 Gr. gerechnet. Im J. 1787 wurden, an ſtatt der bisherigen hölzernen Pfähle, gegoſſene

obſcura. Itaque cum hora pene tota, per omnes ſcrupos, gaſtrorumque eminentium fragmenta, traxiſſemus cruentos pedes, tandem expliciti acumine Gitonis ſumus. Daß die Rede von Neapolis iſt, läßt ſich aus cap. 81, p. 242, n. 3, folgern, wo die Stadt Graeca vrbs genannt wird, wiewohl Einige, mit geringerer Wahrſcheinlichkeit, Capua verſtehen wollen.

(13) Man findet dieſe Verordnung, ſo wie auch Inſtructie voor de aanſtekers van de lampen, vom J. 1669, in *Handveſten, of the privilegien ende octroyen de Stad Amſtelredam.* (Te Amſtelred. 1748, f.) II. p. 1047.

(14) Denn es ſteht in der Inſtruction, die Anſtecker ſollten het roet, dat van de traen of olie aen het hoorn van de lantaren komt, täglich abwiſchen.

goſſene eiſerne Stangen zu den Laternen an die Häuſer eingeſezt. Jezt hat die Stadt 2385 Laternen, welche vom September bis May brennen, und zwar auf kön. Koſten. Ihre Beſorgung und Anzündung iſt einem beſondern Commiſſarius, von der kurmärk. Kammer verpachtet. In den vier lezten und vier erſten Monathen des Jahres müſſen die Laternen, wenn nicht Monden=Licht iſt, eine Viertel=Stunde, ehe es dunkel wird, angezündet, und bey hellem Schein bis zu 2 Uhr Nachts unterhalten werden. Die kön. preuß. Verordnungen wegen der Straßen=Laternen, werden unten vorkommen.

Braunſchweig, hat ſeit 1765, 1565 Laternen. Die braunſchweigiſche Verordnung, das Laternenweſen betreffend, wird unten vorkommen.

In Breslau, ſind 1182 Laternen.

In Caſſel, wurde die Erleuchtung unter Land-Graf Karl im J. 1721 angefangen; weil aber zum Unterhalt keine hinlängliche Anſtalten gemacht waren, ſo unterblieb ſie endlich wieder ganz. Allein, im J. 1748, iſt ſie von neuem angeordnet, und ſeitdem von Zeit zu Zeit verbeſſert worden. Im J. 1767, waren überhaupt 720 Laternen, welche 20 Tage monathlich, ausgenommen May, Jun., Jul., und die erſte Hälfte des Auguſts, brennen. Zu dieſen Laternen waren 18 Wärter. Im Winter 1778 war die Anzahl auf 1013 vermehrt, ohne diejenigen, welche um das Schloß herum ſtehen, und auf herrſchaftliche Koſten unterhalten werden. Die Koſten zu den übrigen werden durch den ſogenannten Fleiſch=Heller aufgebracht, da die Fleiſcher von allem geſchlachteten Viehe einen Heller pro Pfund entrichten müſſen. Ehemahls wurde die Erleuchtung von einer beſondern Adminiſtration, unter Direction der Kr. und Dom. Kammer beſorgt; jezt aber iſt ſie verpachtet. Für jede Laterne bekommt der Pachter 2 Rthlr. 30 Albus.

In Dresden, ſind die erſten Laternen, d. 10 Nov. 1705 auf der Schloß-Gaſſe angezündet worden, denen 1706 d. 27 März, 46 Laternen auf der Brücke folgten. In der Neuſtadt ſind die erſten d. 10 Jan. 1728 angezündet worden. Im J. 1766 ſollen daſelbſt nur 728 Laternen überhaupt geweſen ſeyn, wozu 262 Centn. 12 ℔. Rüb-Oehl verbraucht worden ſind. Der Centner wurde mit 9 Thlr. 8 Gr. bezahlt. Von der Form der dresdner Laternen und ihren Unterhaltungs-Koſten, ſ. oben, S. 381, fgg. Die Verordnung wegen ihrer Beſchädigung und die Inſtruction für die Laternen-Wärter, werden unten vorkommen.

In Frankfurt am Mayn, ließ der Rath, im J. 1707, auf dem Römer-Berge 5 Nacht-Leuchten probieren, dergleichen er ſodann durch die ganze Stadt anzulegen dachte; es that aber dieſe Probe den geſuchten Effect nicht. Im J. 1711 ließ der Rath am Römer 3 Nacht-Leuchten anbringen. Dieſem Beyſpiele folgten hernach die auf dem Römer-Berge wohnenden Bürger, welche auch dergleichen an ihren Häuſern anbrachten, und ſolche dergeſtalt unter ſich eintheilten, daß deren 14 waren. Der Rath ließ darauf durch ein Edict v. 9 Apr. gedachten Jahres öffentlich bekannt machen, daß es Jedem erlaubt ſeyn ſollte, nach ſeinem Belieben eigene Laternen auszuhängen, oder ſich wegen deren Aushängung und Unterhaltung mit den Nachbarn zu vergleichen, und daß gegen diejenigen, die ſich durch deren Einwerfen als Störer der gemeinen Straßen-Sicherheit erzeigen würden, mit willkührlicher Strafe verfahren werden ſolle. Es wurden auch noch in demſelben Monathe an alle evangeliſche Kirchen, und rings um den Römer, Leuchten gemacht. In der Folge wurde, bey Gelegenheit der damahls in Frankfurt geweſenen kaiſerlichen Commiſſion, dem Magiſtrat durch ein kaiſerl.

Reſcript v. 6 Oct. 1724, anbefohlen, die Veranſtaltung dahin zu treffen, damit die Stadt zu allgemeiner Sicherheit und Bequemlichkeit, vermittelſt Anzündung genugſamer Laternen bey Nacht-Zeit beleuchtet werden möge. Es vergieng aber eine beträchtliche Zeit, ehe man die vielen Schwierigkeiten, die ſich wegen Aufbringung eines hinreichenden Fonds, ſowohl zur Anſchaffung und Unterhaltung der Laternen, als auch zur Beſoldung der dazu nothwendig zu beſtellenden Perſonen, hervorgethan hatten, heben konnte. Erſt im J. 1761 entſchloß man ſich, die Laternen und übrigen Geräthſchaften aus dem Stadt-Aerario anzuſchaffen, wegen der Unterhaltung aber eine gewiſſe Abgabe auf ſämmtliche Häuſer und Gebäude der Stadt zu ſchlagen, worauf ſolches durch einen Raths-Schluß v. 15 Dec. ged. J. öffentlich bekannt gemacht, auch die Laternen alsbald aller Orten aufgerichtet und angezündet wurden. Da es aber erforderlich war, daß auch der dortige katholiſche Klerus, und diejenigen auswärtigen Fürſten, Grafen 2c. welche Häuſer in der Stadt beſitzen, die dazu nöthigen Anſtalten bey den ihnen zugehörigen Häuſern, nach der bereits angeordneten Eintheilung und Gleichheit vorkehren möchten, verſchiedene derſelben aber ſich hierin ſäumig finden ließen, ſo wandte ſich der Rath deswegen an den Reichs-Hofrath, worauf ihnen ſämmtlich durch ein Reſcript v. 24 Aug. 1762 anbefohlen wurde, bey einem ſolchen, ſowohl zum allgemeinen, als ihrem eigenen Vortheil gereichenden Werke allen möglichen Vorſchub zu thun; doch wurde ihnen dabey freygeſtellt, ob ſie die dazu erforderlichen Koſten für ſich ſelbſt beſtreiten, oder, nach der von dem Magiſtrat getroffenen Verfügung, ihr dazu erforderliches Quantum ad Caſſam abliefern wollten. Im J. 1772, d. 10 Jul. erkannte aber der Reichs-Hofrath, in Sachen des Stiftes zu St. Bartholomäi in Frankfurt

con-

contra den Magiſtrat daſelbſt, ein Mandatum S. C. ſubhaſtationis caſſatorium, de non amplius turbando in poſſeſſione vel quaſi immunitatis eccleſiaſticae, nec in poſterum via facti ſed iuris procedendo, deſuperque idonee cavendo ac reſtitutorium, deren vom Magiſtrat zur Ungebühr bezogenen Laternen-Gelder betreffend. Gegenwärtig ſind 604 Stadt-Laternen vorhanden. Um ſolche zu füllen, ſind in Frankfurt 22, und in Sachſenhauſen (dem kleinern Theile der Stadt) 2 Lampen-Füller angeſtellt, wovon ein jeder ſeine gewiſſe Anzahl Laternen zu beſorgen hat, und die ſich in Anſehung des Anzündens nach einem gewiſſen gedruckten Laternen-Kalender zu richten haben. Es iſt ein beſonderer Laternen-Schreiber und Laternen-Inſpector vorhanden, auch vermöge Reichshofraths-Concluſi v. 13 Nov. 1767 ein bürgerlicher Gegen-Schreiber. Zu Beſtreitung der Salarien und Unterhaltungs-Koſten muß der Eigenthümer eines jeden Hauſes ohne Unterſchied etwas Gewiſſes beytragen, und ſind deswegen die ſämmtlichen Häuſer und Gebäude der Stadt in 8 verſchiedenen Claſſen eingetheilt, wovon ein jedes in der erſten Claſſe jährlich 10 Fl., in der zweyten 8 Fl., in der dritten 6 Fl., in der vierten 5 Fl., in der fünften 4 Fl., in der ſechſten 3 Fl., in der ſiebenten 2 Fl. und in der achten 1 Fl., beyzutragen hat. Sämmtliche Gebühren müſſen, zu Folge Raths-Schluſſes v. 18 Febr. 1762, wenigſtens alle Viertel-Jahr, noch vor Ende deſſelben, auf das Bau-Amt gebracht, und daſelbſt in die den Eigenthümern zugeſtellte beſondere Büchlein quittirt werden. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der fremden Handelsleute wurden nachher auch Laternen an den Meß-Läden ſowohl auf den Römer-Berg und Weck-Markt, als auch an dem Mayn, aufgerichtet, und daher gedachte Läden, vermöge Raths-Schluſſes v. 2 Jul. 1777, mit einem verhältnißmäßigen

An-

Anſchlag des Laternen-Geldes belegt, und, nach dem Unterſchied der Größe, in 4 Claſſen zu einer meſſentlichen Abgabe von reſp. 36, 24, 12 und 6 Kreuzern taxirt. Den 16 Apr. 1765 wurde auch verbothen, die Stadt-Laternen an den alten Häuſern, welche neu erbauet werden, ohne Vorwiſſen des Bau-Amtes hinweg zu nehmen (*).

Im J. 1791, wurde in Frankfurt ein Verſuch mit einer neuen Beleuchtung einer Straße gemacht, der vortrefflich ausfiel, deſſen nähere Beſchreibung folgender Brief, im Journ. des Luxus und der Moden, Oct. 1791, S. 581, f. liefert.

„Frankfurt, d. 27 Heum. 1792.

Ew. werden ſich vielleicht noch des Abends erinnern, da ich das Vergnügen hatte, Sie hier durch jene Straße nach Hauſe zu begleiten, wo der erſte Verſuch einer beſſern nächtlichen Beleuchtung dieſer Stadt mit Blend-Laternen gemacht worden iſt. Ich verſprach Ihnen damahls eine genaue Beſchreibung des glücklichen Erfolgs zu machen, der Ihre Aufmerſamkeit auf ſich zog; und entledige mich hiermit meines Verſprechens.

Die hieſige Stadt hat dieſen neuen Zuwachs ihrer Vorzüge dem Herrn *Muſſi*, Aſſocié des Hauſes Bolongaro-Simonetta zu danken, welcher großmüthig genug war, auf ſeine Koſten aus verſchiedenen Städten, deren nächtliche Beleuchtung vorzüglich gerühmt wird, Muſter-Laternen kommen zu laſſen, ihre Wirkungen zu unterſuchen, und aus der Zuſammenſetzung ihrer Vorzüge, mit dieſer neuern Art Laternen einen Verſuch zu machen. Dieſer fiel, wie Sie es ſelbſt als Augenzeuge bekräftigen können, zu jedermanns Bewunderung und Vergnügen, ganz vorzüglich gut aus. Die Straße, in welcher das Bolongariſche Haus ſteht, iſt gegen 500 Schritt lang, und wird

(*) Topographiſche, politiſche und hiſtoriſche Beſchreibung der Reichs-Wahl,- und Handelsſtadt Frankfurt am Mayn, von D. J. H. Faber. 2 B. (Frf. 1789, 8.) S. 209, fgg.

wird mit fünf Laternen ſo gut beleuchtet, daß bey der dunkelſten Nacht nirgends eine Stelle iſt, wo man den Vorübergehenden nicht ſchon auf 12 bis 20 Schritt erkennen kann. In der Achſe der Hohl-Spiegel, und nicht weit davon, kann man auf 25 bis 30 Schritt noch ſehr bequem Briefe leſen.

Daß fünf Laternen in der genannten Straße aufgehängt worden ſind, iſt nicht gerade die Folge ihrer Länge, ſondern vielmehr der Abſicht, die man hatte, in die ſie durchkreuzenden, und auf ſie ſtoßenden Neben-Straßen einen Zweig dieſer Beleuchtung zu ſenden. Ohne dieſe Abſicht ſieht man leicht ein, daß man vielleicht eine der fünf Laternen ohne große Unbequemlichkeit hätte erſparen können.

Vor der neuen Einrichtung brannten in der Straße, wo ſie gemacht worden iſt, 56 Lampen in eben ſo viel Laternen; und die Beleuchtung war ſo ſchwach, daß man faſt niemanden dabey erkennen konnte. Jezt brennen in den fünf Laternen 16 Dochte vor eben ſo viel kupfernen und verſilberten Hohl-Spiegeln. Jeder Docht verzehrt die Stunde 1 Loth Oehl, und die Oehl-Erſparniß im Ganzen iſt ein Viertel des vorigen Aufwandes.

Die Form der Lampen und Laternen zeigt beygelegte Zeichnung; Fig. 3921. Man hat gefunden, daß die gegenwärtige Form den brauchbarſten innern Raum mit dem geringſten Material-Aufwande an Blech und Glas verbinde. Die kleine Oeffnung a, am Boden der Laterne muß nicht überſehen werden, weil durch ſie der den Lampen nothwendige Luftzug geht, ohne welchem alles voll Ruß werden müßte, und die Lampen verlöſchen würden. Ich muß bemerken, daß die hier gezeichnete Laterne vier Hohl-Spiegel und Lampen hat, weil ſie auf einer Kreuz-Gaſſe hängt, auſſerdem hätte ſie nur zwey.

Eine ſolche Laterne nebſt den Lampen und Hohl-Spiegeln, koſtet hier 16 bis 20 Gulden rheiniſch, nachdem ſie 3 oder 4 Hohl-Spiegel hat. Der hieſige geſchickte Spängler- oder Flaſchner-Meiſter, Hr. Richter, verfertigt dieſe Lampen und Laternen, und beſorgt auch die Verſilberung der Hohl-Spiegel.

Die Breite der Dönis-Gaſſe, welche 40 bis 50 Fuß iſt, erlaubte die da aufgehängten fünf Laternen, nach der in Mailand üblichen Art, an eiſernen, mit Strebe-Stangen

gen unterſtützten, und durch eine Quer-Strebe befeſtigten Armen aufzuhängen. Bey Tage wird die Quer-Strebe ausgehoben, und der Arm gegen das Haus gewendet, an welchem er befeſtigt iſt. Man lehnt, wenn man die Laterne herunter nehmen, oder die Lampen anzünden will, eine Leiter gegen das Haus, und verrichtet alsdann mit leichter Mühe dieſe Arbeit. So wendet man auch den Arm mit der Laterne Abends gegen die Straße, und Morgens gegen das Haus. Der längſte dieſer Arme mißt ohngefähr 25 Fuß. Ein ſolcher Arm koſtet auch 20 bis 24 Gulden.

Das Vergnügen, welches man hat, des Nachts in dieſem prächtigen Lichte zu wandeln, hat bereits das Verlangen rege gemacht, dem öffentlichen Spazier-Wege in der Stadt unter den Linden, und dem Platze vor dem Komödien-Hauſe, eben dieſe Beleuchtung zu verſchaffen. An den Laternen für den Spazier-Weg wird wirklich gearbeitet.

Die Schwierigkeiten, welche die hieſige Stadt-Verfaſſung öffentlichen neuen Einrichtungen entgegenſetzt, geſtatteten bisher keinen andern Weg, die gegenwärtige geltend zu machen, als den der Subſcription, welchen auch der Vermögensſtand der hieſigen Bürger begünſtiget."

F.

Nach dem im 2 B. der Verhandlungen und Schriften der hamburgiſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützl. Gewerbe (Hamb. 1793, gr. 8.) S. 50, befindlichen Berichte, hat die Geſellſchaft, durch die Ankündigung einer in Frankfurt am Main erfundenen vortheilhaften Gaſſen-Beleuchtung, vermittelſt einer Laterne mit vier Lampen und polirten Reflectir-Spiegeln, welche im Journal des Luxus und der Moden eingerückt war, aufmerkſam gemacht, eine ſolche Laterne von dem Erfinder kommen, und ſie zum Verſuch der verſprochenen Wirkung an der Börſe aufſtellen zu laſſen. „Dieſer Verſuch", heißt es in dieſem Berichte ferner: „entſpricht aber „der Erwartung davon nicht ganz, indem die Wirkung „der

„der reflectirenden Hohl-Spiegel zu eingeſchränkt iſt,
„und die Koſten der Beleuchtung verhältnißmäſſig zu groß
„ſeyn würden. Der hieſige Blechenſchläger Stange,
„hat auch ſchon vor Bekanntwerdung der frankfurter La-
„terne, eine ähnliche, aber vollkommenere, Erfindung die-
„ſer Art gemacht, welche local anwendbarer als jene iſt,
„wenn etwa eine Veränderung mit unſerer Gaſſen-Be-
„leuchtung vorgenommen werden ſollte.“

In Gotha, hat die Laternen-Anſtalt 1744 ihren Anfang genommen. Die Anzahl der Laternen beläuft ſich auf 399, welche auf eiſernen Armen ſtehen, die an den Häuſern befeſtigt ſind. Die Laternen ſind dreyeckig.

Der Aufwand vom Sept. 1783, bis April 1784, betrug:

1) Oehl.

Sept. 1783.	215 Pf.	10 Loth,	399 Lat.	15 Tage à 2 Lt.	
				u. 3 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
Oct. "	468 "	$1\frac{1}{2}$ "	— —	15 Tage à 2 Lt.	
				u. 3 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
Nov. "	482 "	$26\frac{1}{2}$ "	— —	3 Tage à 2 Lt.	
				u. 13 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
Dec. "	488 "	23 "	— —	2 Tage à 2 Lt.	
				u. 14 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
Jan. 1784.	501 "	$16\frac{1}{2}$ "	— —	4 Tage à 2 Lt.	
				u. 13 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
Febr. "	451 "	$10\frac{1}{2}$ "	— —	3 Tage à 2 Lt.	
				u. 12 Tag. à $2\frac{1}{2}$ Lt.	
März. "	426 "	2 "	— —	17 Tage à 2 Lt.	
Apr. "	400 "	— "	— —	16 Tage à 2 Lt.	
	3433 Pf.	26 Lt.			
in die Thore	90 Pf.	24 Lt.			
	3524 Pf.	18 Lt.			

	Thlr.	Gr.	Pf
à Ctn. 11 Thlr. 3 Gr. 8 Pf.	393	7	2
2) Lichte zum Laternen-Anſtecken, 121 Tage, à 4 Gr.	20	4	—
Latus	413	11	2

3) Werg

	Thlr.	Gr.	Pf.
Transport	413	11	2
3) Werg zum alltäglichen Abputzen, 121 Tage, à 2 Gr. - - - - - - - - - -	10	2	—
4) Werg zum anfänglichen Reinmachen -	—	12	—
5) Dochte 55 Schock lange, à 5 Gr. -	11	11	—
6) Zwillich, 88 Ellen grünen zu 11 Kitteln, à 4 Gr. und • Thl. 16 Gr. Macherlohn	17	8	—
7) Glaſer - - - - - - - - - - - - -	28	12	3
8) Klempener - - - - - - - - - - - -	11	9	6
9) Schloſſer - - - - - - - - - - - -	10	15	—
10) Laternenwärter, 10 Mann - - - -	211	—	—
11) Dem Auffeher - - - - - - - - -	20	20	—
12) Dem Mahler - - - - - - - - -	4	13	3
13) Denjenigen beyden Perſonen vom Rath, die das Laternenweſen zu beſorgen haben	12	—	—
14) Brennholz zu Verheizung der Laternen-Stuben - - - - - - - - - - - - -	12	15	—
15) Für allerley - - - - - - - - - -	2	14	—
Summa	767	2	2

11 St. der Goth. Handlungs-Zeitung, v. J. 1789, S. 86, f.

In Göttingen, ſind die Laternen im J. 1735 angelegt. Die erſte Verordnung darüber iſt vom May deſſ. J. Jetzt ſind 400 Stücke, für deren Verſorgung mit Oehl und Anzündung, der Pachter, im J. 1779, 443 Rthlr. erhielt. Im J. 1788, war die Unterhaltung derſelben auf 3 Jahre, jährlich für 730 Rthlr. accordirt. Die Ausbeſſerung derſelben koſtet jährlich ungefähr 30 Rthlr.

Im Haag, hat man zwar ſchon im Oct. 1553 den Befehl ertheilt, daß jeder in dunkeln Nächten ein Licht vor der Thür halten ſollte, und nachher hat man an den Ecken der vornehmſten Straßen kleine ſteinerne Häuſer gebauet, worin Nachts Licht gehalten wurde; aber im Sept. 1678 wurden durch alle Straßen, von dem Stadt-Collegio, welches die Societät genannt wird, Laternen errichtet.

Beſchryving van's Graven - Hage, door *Jac. de Riemer.* (in Gravenh. 1739, f.) II. p. 265.

In der Stadt Halle im Magdeburgiſchen, ſind ſeit 1728, in den Straßen, Gaſſen und auf den Märkten zuſammen 600 Laternen errichtet, welche vom October bis zum März ſchimmern, und von acht dazu beſoldeten Männern gereinigt und angeſteckt werden. Jeder von dieſen acht Lampen-Putzern erhält wöchentlich 18 Ggr., jährlich ein Par neue Schuhe, und 1 Thlr. auf das Licht, womit die Lampen angeſteckt werden. Zu ihrer Unterhaltung werden jährlich 10 Thaler auf Baumwolle zu den Dochten, gegen 50 Tonnen Oehl, und 100 Thlr. zur Reparatur erfordert. Jeder Bürger muß dazu jährlich 2 Ggr. bis 2 Thlr. beytragen; und jeder, der Bürger wird, etwas dazu erlegen. Ueber die ganze Anſtalt iſt ein Inſpector geſetzt, der alles beſorgt, und von einem Lieferanten die Materialien an die Lampen-Putzer abliefern läßt.

Hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung der Stadt Halle. (Grotkau 1788, 8.) S. 38.

In Hamburg, hat der Rath ſchon im J. 1672 der Bürgerſchaft den Vorſchlag gethan, Gaſſen-Leuchten zu errichten, aber erſt im J. 1673 wurden ſie beliebt, und erſt 2 Jahre nachher, nähmlich 1675, errichtet. Die Leuchten ſind auf 7 Fuß hohen Pfählen befeſtigt. Im J. 1787, hatte die Stadt 1473, die jährlich vermehrt werden. Hierzu gehören die Privatlaternen nicht, die einige Einwohner zu ihrem Gebrauch oben an beyden Seiten ihrer Haus-Thüren angehängt oder geheftet haben. Die Leuchten an ſich haben die Form umgekehrter abgekürzter Pyramiden, und beſtehen aus 3 Glas-Scheiben, in breiten blechernen Rahmen eingefaßt, welche einen groſſen Theil des blaſſen Scheines, der in dem dreyeckigen Glas-Häuschen leuchtenden, und mit Rüb- oder Lein-Oehl in

dem ein neundrähtiges Kattun-Garn brennt, genährten Lampe auffangen. Dieſe öffentlichen Leuchten anzuzünden, im Brennen zu erhalten, und ſonſt zu verſehen, ſind 64 Leute beſtellt. Ihrer 48 zünden ſie an, 8 füllen und reinigen, und 8 ſtochern ſie nach, (dieſe lezten nennt das Volk Nahſtoåkers.) Die Inſtruction für die Lampen-Verſorger und Anſtecker, iſt in der Sammlung der hamburgiſchen Mandate, Befehle, u. ſ. w. Th. 1, S. 321, fgg, und Th. 2, S. 584, fgg. befindlich. Die Perioden ihrer Anzündung ſind nach einem beſonders dazu verfertigten Mondſchein-Kalender beſtimmt, und bey umwölktem Himmel bleiben die Straßen dunkel, wenn, dem Kalender zu Folge, das Mond-Licht ſtatt der Laternen dienen ſoll.

Leuchten-Kalender für 1787.

Januarius.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht.	brennen.
	1				
	2				
	3				
Vollmond	4				
	5	Abends	5	7	2
	6	——	5	8½	3½
	7	——	5	10	5
	8	——	5	11½	6½
	9	——	5	12½	7½
	10	——	5	2	9
leztes Viertel	11	——	5	3½	10½
	12	——	5	6½	13½
	13	——	5	6½	13½
	14	——	5	6½	13½
	15	——	5	6½	13½
	16	——	5	6½	13½
	17	——	5	6½	13½
	18	——	3	6½	13½
Neumond	19	——	5	6½	13½
	20	——	5	6½	13½
	21	——	5	6½	13½
	22	——	5	6½	13½
	23	——	5	6½	13½
	24	——	5	6½	13½
	25	——	5	6½	13½
erſtes Viertel	26	Nachts	12	6½	6½
	27	——	1½	6½	5
	28	——	3	6½	3½
	29	——			
	30	——			
	31	——			

Stunden 248

Februa-

Februarius.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht.	brennen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends.	5½	7½	2
	4	——	5½	9	3½
	5	——	5½	10	4½
	6	——	5½	11½	6
	7	——	5½	12½	7
	8	——	5½	2	8
	9	——	5½	3	9
letztes Viertel	10	——	5½	4	10½
	11	——	5½	6	12½
	12	——	5½	6	12½
	13	——	5½	6	12½
	14	——	5½	6	12½
	15	——	6	5½	11½
	16	——	6	5½	11½
	17	——	6	5½	11½
	18	——	6	5½	11½
	19	——	6	5½	11½
	20	——	6	5½	11½
	21	——	6	5½	11½
	22	——	6	5½	11½
	23	——	6	5½	11½
	24	——	6	5½	11½
erſtes Viertel	25	Nachts	1	5½	4½
	26	——	2	5½	3½
	27	——	3	5½	2½
	28	——			

Studen 227

Martius.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht.	brennen.
	1				
	2				
	3				
Vollmond	4				
	5	Abends	6½	8½	2
	6	——	6½	10	3½
	7	——	6½	11½	5
	8	——	6½	1	6½
	9	——	6½	2	7½
	10	——	6½	2½	8
	11	——	6½	3½	9
leztes Viertel	12	——	6½	4½	10
	13	——	6½	5	10½
	14	——	6½	5	10½
	15	——	6½	5	10½
	16	——	6½	5	11½
	17	——	7	4½	9½
	18	——	7	4½	9½
Neumond	19	——	7	4½	9½
	20	——	7	4½	9½
	21	——	7	4½	9½
	22	——	7	4½	9½
	23	——	7	4½	9½
	24	——	7	4½	9½
	25	——	7	4½	9½
erſtes Viertel	26	Nachts	1½	4½	3
	27	——	2½	4½	2
	28				
	29				
	30				
	31				

Stunden 184

Aprilis.

	Tag.		ange-ſteckt.	ver-löſcht	bren-nen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends	7½	9½	2
	4	——	7½	10½	3
	5	——	7½	11½	4
	6	——	7½	1	5½
	7	——	7½	2	6½
	8	——	7½	2½	7
	9	——	7½	3	7½
leztes Viertel	10	——	7½	3½	8
	11	——	7½	4	8½
	12	——	7½	4	8½
	13	——	7½	4	8½
	14	——	7½	4	8½
	15	——	7½	4	8½
	16	——	8	3½	7½
	17	——	8	3½	7½
Neumond	18	——	8	3½	7½
	19	——	8	3½	7½
	20	——	8	3½	7½
	21	——	8	3½	7½
	22	——	8	3½	7½
	23	——	8	3½	7½
erſtes Viertel	24	Nachts	12	3½	3½
	25	——	1	3½	2½
	26	——	1½	3½	2
	27				
	28				
	29				
	30				

Stunden 154

Majus.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht	brennen.
	1				
Vollmond	2				
	3	Abends	9	21	2
	4	——	9	11½	2½
	5	——	9	12½	3½
	6.	——	9	1	4
	7	——	9	1½	4½
	8	——	9	2	5
	9	——	9	2	5
leztes Viertel	10	——	9½	2	4½
	11	——	9½	2	4½
	12	——	9½	2	4½
	13	——	10	2	4
	14	——	10	2	4
	15	——	10	2	4
	16	——	10	2	4
Neumond	17	——	10	2	4
	18	——	10	2	4
	19	——	10	2	4
	20				
	21				
	22				
	23				
erſtes Viertel	24				
	25				
	26				
	27				
	28				
	29				
	30				
	31				

Stunden 68

Julius.

	Tag.		ange-ſteckt.	ver-löſcht.	bren-nen.
	1				
	2				
	3				
	4				
	5				
	6				
	7				
leztes Viertel	8				
	9				
	10				
	11				
	12				
	13				
Neumoud	14				
	15				
	16				
	17				
	18				
	19	Abends	10	2	4
	20	——	10	2	4
	21	——	10	2	4
erſtes Viertel	22	——	10	2	4
	23	——	10	2	4
	24	——	10½	2	3½
	25	——	11½	2	2½
				Stunden	26

Auguſtus.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht	brennen.
	1				
	2				
	3				
	4	Abends	8½	10½	2
	5	——	dito	dito	2
leztes Viertel	6	——	dito	11	2½
	7	——	dito	12	3½
	8	——	dito	1½	5
	9	——	dito	3	6½
	10	——	dito	dito	dito
	11	——	dito	dito	dito
	12	——	dito	dito	dito
Neumond	13	——	dito	dito	dito
	14	——	dito	dito	dito
	15	——	dito	dito	dito
	16	——	8	dito	7½
	17	——	dito	3½	dito
	18	——	dito	dito	dito
	19	——	dito	dito	dito
erſtes Viertel	20	——	dito	dito	dito
	21	——	dito	dito	dito
	22	——	9½	dito	6
	23	——	10½	dito	5
	24	Nachts	12	dito	3½
	25	——	1	dito	2½
	26				
	27				
Vollmond	28				
	29				
	30				
	31				

Stunden 122½

September.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht.	brennen.
	1	Abends	7½	9½	2
	2	—	dito	dito	2
	3	—	dito	10	2½
letztes Viertel	4	—	dito	10½	3
	5	—	dito	12	4½
	6	—	dito	4	8½
	7	—	dito	dito	dito
	8	—	dito	dito	dito
	9	—	dito	dito	dito
	10	—	dito	dito	dito
Neumond	11	—	dito	dito	dito
	12	—	dito	dito	dito
	13	—	dito	dito	dito
	14	—	dito	dito	dito
	15	—	dito	dito	dito
	16	—	7	4½	9½
	17	—	dito	dito	dito
	18	—	dito	dito	dito
erſtes Viertel	19	—	dito	dito	dito
	20	—	9	dito	7½
	21	—	10½	dito	6
	22	—	11½	dito	5
	23	Nachts	1	dito	3½
	24	—	2½	dito	2
	25				
	26				
Vollmond	27				
	28				
	29				
	30	Abends	6½	8½	2

Stunden 162

Octo-

October.

	Tag.		angeſteckt.	verlöſcht.	brennen.
	1	Abends	6½	9	2½
	2	——	6½	10	3½
	3	——	6½	11	4½
leztes Viertel	4	——	6½	12	5½
	5	——	6½	1½	7
	6	——	6½	5	10½
	7	——	6½	5	10½
	8	——	6½	5	10½
	9	——	6½	5	10½
	10	——	6½	5	10½
Neumond	11	——	6	5½	11½
	12	——	6	5½	11½
	13	——	6	5½	11½
	14	——	6	5½	11½
	15	——	6	5½	11½
	16	——	6	5½	11½
	17	——	6	5½	11½
	18	——	6	5½	11½
erſtes Viertel	19	——	6	5½	11½
	20	——	10	5½	7½
	21	——	12	5½	5½
	22	Nachts	1½	5½	4
	23	——	2½	5½	3
	24				
	25				
Vollmond	26				
	27				
	28	Abends	5½	7½	2
	29	——	5½	8	2½
	30	——	5½	9	3½
	31	——	5½	10½	5

Stunden 212

Novem-

November.

	Tag.	Abends	ange- ſteckt.	ver- löſcht	bren- nen.
	1	——	5½	12	6½
leztes Viertel	2	——	5½	1½	8
	3	——	5½	3	9½
	4	——	5½	6	12½
	5	——	5½	6	12½
	6	——	5½	6	12½
	7	——	5½	6	12½
	8	——	5½	6	12½
Neumond	9	——	5	6½	13½
	10	——	5	6½	13½
	11	——	5	6½	13½
	12	——	5	6½	13½
	13	——	5	6½	13½
	14	——	5	6½	13½
	15	——	5	6½	13½
	16	——	5	6½	13½
	17	——	5	6½	13½
erſtes Viertel	18	——	10	6½	8½
	19	——	11½	6½	7
	20	Nachts	1½	6½	5
	21	——	2½	6½	4
	22				
	23				
	24				
Vollmond	25				
	26	Abends	5	7	2
	27	——	5	7½	2½
	28	——	5	9	4
	29	——	5	10½	5½
	30	——	5	12	7

Stunden 253

Decem-

December.

	Tag.		ange- ſteckt.	ver- löſcht.	bren- nen.
leztes Viertel	1	Abends	5	1	8
—	2	—	5	2½	9½
—	3	—	5	6½	13½
—	4	—	5	6½	13½
—	5	—	5	6½	13½
—	6	—	5	6½	13½
—	7	—	5	6½	13½
—	8	—	5	6½	13½
Neumond	9	—	5	6½	13½
—	10	—	5	6½	13½
—	11	—	4½	7	14½
—	12	—	4½	7	14½
—	13	—	4½	7	14½
—	14	—	4½	7	14½
—	15	—	4½	7	14½
—	16	—	4½	7	14½
erſtes Viertel	17	—	10	7	9
—	18	Nachts	12	7	7
—	19	—	1½	7	5½
—	20	—	2½	7	4½
—	21				
	22				
	23				
Vollmond	24				
	25	Abends	4½	6½	2
—	26	—	4½	8	3½
—	27	—	4½	9½	5
—	28	—	4½	11	6½
—	29	—	4½	12½	8
—	30	—	4½	1½	9
leztes Viertel	31	—	4½	3	10½

Stunden 283

(Hrn. v. Heß) Hamburg, topographiſch, politiſch und hiſtoriſch beſchrieben, 1 Th. (Hamb. 1787, 8.) S. 114, fgg.

In Hannover hat die Beleuchtung im J. 1696 angefangen.

Landeshauptmannſchaftliche Beleuchtungs-Anſtalt in der Stadt Hof im Vogtlande. Dieſe Anſtalt nahm, mit hochfürſtl. Regierungs-Genehmigung, im J. 1773, ihren Anfang. Es wurden gleich 50 Laternen angeſchafft, ſo daß jezt deren 102 brennen. Sie ſind viereckig. In der Haupt-Straße und der großen Kloſter-Gaſſe ſtehen die Laternen in der Mitte auf 9 Fuß hohen Säulen; in den andern Gaſſen ſind ſolche durch 3 Schuh lange Arme an den Häuſern feſtgemacht. Ueberall ſtehen ſie 50 Schuh weit aus einander, außer bey den Röhr-Kaſten, wo deren 2 angebracht ſind. An den Eck-Häuſern ſtehen ſie ſo, daß allezeit zwey Gaſſen den Schein davon erhalten.

Die ganze Höhe einer Laterne beträgt, den Rauch-Fang mit begriffen, 2 Schuh 2 Zoll; bis zur Beglaſung 1 Schuh 3 Zoll. Sie iſt oben $9\frac{1}{2}$ Zoll, und unten $7\frac{1}{2}$ Zoll breit. Auf 12 Laternen wird täglich 1 Maß Oehl gerechnet, wenn ſie die halbe Nacht brennen; im erſten Falle brennen ſie 8 bis 9, im lezten 4 bis 5 Stunden. In den Monathen May., Jun. Jul. und Aug. werden ſie gar nicht angezündet; in den übrigen Monathen aber brennen ſie theils die ganze, theils die halbe Nacht, und werden nur, wenn der Mond die ganze Nacht ſcheint, nicht angezündet, wie aus der folgenden Herbſt-Tabelle zu erſehen iſt. Man brennt gewöhnlich Lein-Oehl, wobey man Acht haben muß, daß es nicht zu neu und nicht alt ſey; erſteres ruſſet zu ſtark, und lezteres wird zu dick, doch kann man es leicht mit Rüb-Oehl verdünnen. Zu den Dochten braucht man baumwollen Garn, das feinſte iſt das beſte; man rechnet auch auf etwas Werg, um die Laternen auszuwiſchen. Da drey Tag-Wächter das Laternen-Anzünden mit verſehen, ſo bekommt

jeder

jeder aus der Laternen-Caſſe 10 Fl.; der Rechnungs-Führer erhält 20 Fl. Beſoldung; 1 Fl. für Schreib-Materialien, und 4 Fl. für das Gewölbe, zur Aufbewahrung des Oehles und der Geräthſchaften. Zur Erhaltung dieſer Anſtalt giebt die Herrſchaft jährlich ungefähr 20 Fl.; die gemeine Bürgerſchaft und Handwerker, 60 Fl.; die Buchhandlung, die Kaufmannſchaft, die Apotheken, Gaſthöfe, Zapfenſchenken, ungefähr 130 Fl. Das übrige liegt auf den Luxus: von ganzen Chor-Hochzeiten und Leichen, Haustaufen, Kutſchenfahren bey dergleichen Gelegenheiten, Komödianten, Muſik und Tanzen, Hauſiren fremder Handelsleute, u. d. gl.

Herbſt-Tabelle 1783, wie die Laternen angezündet werden.

September, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr halb.
5. 6. 7. um 10 Uhr, halb.
8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. gar nicht.
19. 20. 21. 22. 23. 24. um 8 Uhr, halb.
25. 26. 27. 28. 29. 30. um 8 Uhr, ganz.

October, den 1. 2. 3. um 7 Uhr, ganz.
4. 5. 6. 7. um 9 Uhr, ganz.
8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. gar nicht.
17. 18. 19. 20. 21. 22. um 7 Uhr, halb.
23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. um 6 Uhr, ganz.

November, den 1. 2. 3. 4. um 9 Uhr, halb.
5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. gar nicht.
14. 15. 16. 17. 18. um 5 Uhr, halb.
19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. um 5 Uhr ganz.
28. 29. 30. um 7 Uhr, ganz.

December, den 1. 2. 3. um 10 Uhr, ganz.
4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. gar nicht.
12. 13. 14. 15. um 5 Uhr, halb.
16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. um 5 Uhr, ganz.

26. 27. um 6 Uhr, ganz.
28. 29. um 8 Uhr, ganz.
30. 31. um 9 Uhr, ganz.

Voigtländiſche Beyträge zur Polizeykunde, 1 St. (Höf, 1786, 8) S. 124, fgg.

In Königsberg in Preuſſen, ſind 1325 Laternen.

In Kopenhagen, ſind die Gaſſen-Laternen zuerſt d. 25 Jun. (alſo mitten im Sommer) 1681 angezündet worden. Dieſe Anſtalt wurde nachher durch eine umſtändliche Verordnung v. 26 Jul. 1683 zugleich mit der Nachtwächter-Anſtalt vollkommener gemacht. Der Laternen ſind über 1200 (*), auſſer denen, welche bemittelte Einwohner ſelbſt an ihren Thoren unterhalten. Sie ſind an den Häuſern befeſtigt; in den Haupt-Straßen haben die, welche an den Ecken ſtehen, doppeltes Licht.

Leipzig, wird ſeit 1701, des Nachts von 700 Laternen erleuchtet, welche theils auf ſchwarz angeſtrichenen Pfählen, theils an die Häuſer befeſtigt ſind.

(J. G. Schulz) Beſchreibung der Stadt Leipzig, (Lpz. 1784, 8.) S. 30.

Wenn es wahr iſt, was man in *Maitland* Hiſtory of London (Lond. 1756, f.) I. p. 186, lieſet, daß nähmlich ſchon im J. 1414 in London der Befehl ertheilt iſt, Laternen zur Erleuchtung der Straßen

(*) Hr. Beckmann, im 1 Th. ſeiner Beyträge zur Geſch. der Erfindungen, S. 79, ſagt: „Jezt ſollen ihrer 12000 „ſeyn; ſ. Haubers Beſchreib. von Kopenhagen, S. 172,“ und fügt hinzu: „Aber ſollte hier nicht eine Null zu viel „ſeyn?“ Und im 2 Th. der Beyträge, S. 529, ſchreibt er: „Meine Vermuthung wegen der von Hauber ange„gebenen Zahl der Laternen, hat Hr. Prof. Geuß zu Ko„penhagen beſtätigt.“ Aber in meinem Exemplar von Hauber, 3te Aufl. von 1782, S. 212, ſteht nur 1200. vermuthlich hat es in einer ältern Ausgabe, die Hr. Beckmann gehabt hat, unrichtig geſtanden. Hr. Lange, in ſeiner Beſchreib. von Kopenhagen, (Berl. 1786, gr. 8. S. 69, hat auch noch 12000.

ßen auszuhängen, und wenn dieſe Anſtalt von dieſer Zeit an fortgedauert hat, woran doch zu zweifeln iſt, ſo iſt London in dieſer Polizey-Anſtalt der Stadt Paris zuvorgekommen (*). Im J. 1668, als verſchiedenes zur Verbeſſerung der Straßen verordnet wurde, wurden auch die Londoner erinnert, die Laternen zur gewöhnlichen Zeit auszuhängen. In New hiſtory of London, by *John Northouck*, (Lond. 1773, 4.) p. 233, ſteht: „For the ſafety and peace of the city, „al inhabitants were ordered to hang out candles duly „to the accouſtomed hour„ Im J. 1690 wurde dieſer Befehl erneuert. Jedes Haus ſollte von Michaelis bis Mariä Verkündigung, ein Licht oder eine Lampe ausſetzen oder aushängen, und zwar ſo bald es dunkel würde, bis 12 Uhr Nachts; nur ſollten hiervon diejenigen ausgenommen werden, welche Antheil an denen Lampen nehmen würden, welche man überall in verſchiedenen Entfernungen aufzurichten dachte (**). Im J. 1716, wurde abermahl befohlen, daß jedes Haus, in jeder dunkeln Nacht, nähmlich zwiſchen der zweyten Nacht nach jedem Vollmonde, bis zur ſiebenten Nacht nach jedem Neumonde, von 6 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts, eine brennende Lampe aushängen ſollte.

Die-

(*) *Maitland* beruft ſich desfalls auf the Survey of London, by *J. Stow*. In der Ausgabe dieſes Werkes v. J. 1633, findet man indeſſen nur, S. 561, im Verzeichniß der Magiſtratsperſonen: 1417. Major, Sir Henry Barton, Skinner. This Henry Barton ordained lanthornes with lights, to be hanged out on the winter-evenings, betwixt Halloatide and candlemaſſe. Alſo vom Tage Allerheiligen bis Lichtmeſſe.

(**) So verſtehe ich wenigſtens die Worte des Geſetzes, ſagt Hr. Beckmann, welche man in *The Statutes at large, containing all the publick acts of parliament*, (Lond. 1734. f.) III. p. 64, lieſet: excepting ſuch perſon of perſons as ſhall agree to make uſe of lamps of any ſort, to be placed at ſuch diſtances in the ſtreet, as ſhall be approved of by the juſtices of the peace.

Dieſen Befehl, worin keiner andern Straßen-Laternen gedacht iſt, hat *Maitland*, I. S. 521, eingerückt. Aber in den Jahren 1736 und 1739 wurde die Erleuchtung auf die jezige Weiſe eingerichtet; man beſtimmte die Vertheilung der Unkoſten, die Erhebung und Berechnung der Gelder. Anſtatt daß vorher nur 1000 Lampen geweſen waren, wurde die Anzahl erſtlich auf 4679 vermehrt; weil aber auch dieſe nicht hinlänglich war, ſo vermehrten viele Wards bald darauf die Anzahl ihrer Lampen, ſo daß die Summe auf 5000 ſtieg. Doch iſt dieſes nicht die Summe aller Lampen in ganz London, ſondern nur derer, welche in dem Theile, der eigentlich die Stadt genannt wird (city and liberties thereof), vorhanden ſind. Da dieſer nur den fünften Theil von ganz London ausmacht, ſo berechnet *Maitland* die Zahl aller öffentlichen und Privat-Lampen (welche einzelne Einwohner auf eigene Koſten vor ihren Häuſern unterhalten), auf 15000. Man verlängerte auch damahls die Dauer der Erleuchtung, welche vorher jährlich nur 750 Stunden geweſen war, und nun auf 5000 Stunden ausgedehnt wurde. Nach Hrn. v. **Archenholz** (*) ſind jezt alle Laternen große kryſtallene Kugeln, jede mit 3 bis 4 Dochten verſehen, die an Pfählen befeſtigt, und wenige Schritte von einander entfernt ſind. Dieſe Lampen werden alle Tage, das ganze Jahr durch, bey Sonnen-Untergang angezündet, ohne auf Jahrs-Zeit und Mondlicht zu ſehen. Die einzige Oxford-Straße ſoll mehr Lampen, als ganz Paris, haben. Ja, die Land-Straßen, 7 bis 8 engl. Meilen von London, ſind damit beſezt; und da die Anzahl derſelben, die von da nach allen Gegenden gehen, ungemein groß iſt, ſo giebt dies auf dem Felde, beſonders

 in

(*) England und Italien, (Lpz. 1785, 8.) I S. 141.

in der Grafſchaft Surrey, wo ſich viele Wege kreuzen, einen herrlichen Anblick.

In einer gewiſſen Reiſebeſchreibung findet man die Nachricht, daß 12 londoner Laternen, welche 7 bis 8 Fuß von der Erde ſtehen, nicht beſſer und weiter leuchten, als eine einzige pariſer Reverbère.

Madrid, bis auf unſere Zeiten die unſauberſte unter allen europäiſchen Reſidenz-Städten, iſt izt ſo ſchön, als London, erleuchtet; hingegen Liſſabon gar nicht.

Twiß Reiſe durch Portugal und Spanien, (Lpz. 1776. 8.) S. 133.

Dalrymple Reiſen durch Spanien und Portugal, (Lpz. 1778, 8.) S. 159.

In Magdeburg, hatte man faſt vom Anfang des jezigen Jahrh. an, ſchon darauf gedacht, und daran gearbeitet, dieſer Stadt, nach dem Muſter anderer anſehnlicher Städte in Deutſchland, durch Straßen-Laternen nächtliche Erleuchtung zu verſchaffen, und dadurch ſowohl die Sicherheit und Bequemlichkeit der Einwohner, als den Glanz und das äuſſere Anſehen der Stadt zu vermehren. Allein, es war erſt den letzten 15 Jahren dieſes Jahrh. aufbehalten, daß eine Sache, die jeder Verſtändige in Magdeburg ſchon lange für gut und nützlich gehalten und ſehnlich gewünſcht hatte, endlich allgemeinen Beyfall finden, mit glücklichem Erfolge betrieben, und durch die Kräfte und den patriotiſchen Eifer der Bewohner Magdeburgs allein zu Stande gebracht werden ſollte. Als der Gouverneur v. Lengefeld zu Ende des Jahres 1785 wegen verſchiedener damahls im Dunkeln auf den Straſſen vorgefallenen Gewaltthätigkeiten, abermahl beym Magiſtrat der Altſtadt auf Anſetzung der Straßen-Laternen drang, und vorſtellte, daß dadurch weit beſſer, als durch das eingeführte Hand-Laternentragen und durch Patrouillen, nächtlicher Unfug verhütet und die öffentliche Sicherheit befördert werden könne, ſo

ſo ſchlug Hr. Rathmann **Fritze** den Weg einer allgemeinen freywilligen Subſcription vor, um die Anſchaffungs-Koſten der Laternen herbey zu ſchaffen; zur Unterhaltung derſelben wiederhohlte er verſchiedene ſchon ehemahls geſchehene zweckmäßige Vorſchläge, und ſuchte, ſo viel er konnte, ſeine Mitbürger für dieſen Plan zu gewinnen. Mit dem Anfange des J. 1786 kam die Sache nun in volle Bewegung, ſie fand ſogleich mehr Beyfall, als jemahls vorher, jeder Patriot ſprach dafür und ſuchte ſeine Mitbürger dafür einzunehmen, ſie wurde auch in dem damahls herauskommenden Magdeburgiſchen Magazin, im 20 St. ſehr dringend empfohlen. Die vorgeſchlagene freywillige Subſcription wurde, vom Hrn. Rathmann **Fritze** eröffnet, und gieng ſo unerwartet glücklich von Statten, daß ſchon im April 1786 an die 4750 Thaler zur Anſchaffung der Laternen ſubſcribirt waren, welche Summe im Jul. deſſ. J. ſchon bis zu 5157 Thaler angewachſen war. Unter andern ſubſcribirte das Dom-Capitel 400 Thaler; der Herzog **Ferdinand** von Braunſchweig, 150 Thlr.; das Kloſter U. L. Frauen, 140 Thlr.; der Dom-Herr v. **Buſch**, 120 Thlr.; der Unternehmer der Sache, Rathmann **Fritze**, machte gleich den Anfang der Subſcription mit 100 Thlr.; Hofr. **Guiſchard** ſubſcribirte 80 Thlr., und die mehreſten angeſehenen Kaufleute Magdeburgs 50, ja einige 60 bis 80 Thaler. Da man alſo nun einen ſichern Fond zur Anſchaffung der Laternen vor ſich ſah, ſo wurden ſogleich Plane zur Anſchaffung und Unterhaltung der Laternen entworfen. Die zu dieſer Sache ernannten Deputirten vom altſtädter und vom franzöſiſchen und Pfälzer Magiſtrat, vom Dom-Capitel, vom Kloſter U. L. Frauen und andern Stiftern, beſchloſſen d. 22 May, in einer gemeinſchaftlichen Conferenz, daß nun in der ganzen Stadt Laternen angeſetzt werden ſollten; auch wurde ein Entwurf ge-

gemacht, wie die Beyträge zu den Unterhaltungs-Koſten vertheilt werden könnten. Dies alles wurde auch den 12 Jun. vom bürgerlichen Ausſchuß genehmigt. Dann wurden auch die Kaufmannſchaft und die ſämmtlichen Innungen und Gewerke um ihre Meinung über die ganze Sache gefragt, und ſie ſtimmten, dem allergrößten Theile nach, den gemachten Entwürfen, ſo wie der Sache ſelbſt, willig bey, verſprachen auch die nöthigen Beyträge. Auch die Stifter und Klöſter erklärteu ihre Beyſtimmung. Alsdann wurde d. 20 Sept. 1786 um Approbation dieſer Sache bey Hofe nachgeſucht. Die kön. Kammer in Magdeburg bekam Befehl, über die Sache zu berichten, und den verſprochenen Plan dazu ohne Verzug einzuſenden, welche denſelben auch mehrmalen aufs ernſtlichſte verlangte, und die Sache, nach dem Wunſche des Hofes, beſchleunigt wiſſen wollte. Weil man aber lange mit den verſchiedenen Gerichtsbarkeiten und Theilnehmern an der Sache am neuen Markte, über die Art und die Summe des von ihnen zu leiſtenden Beytrages zu den Unterhaltungs-Koſten, nicht einig werden konnte, ſo wurde die Anfertigung des verlangten Planes dadurch bis in den Sommer 1787 hinein verzögert. Den 23 Aug. 1787 erbothen ſich endlich die ſämmtlichen Theilnehmer und Gerichtsbarkeiten am neuen Markt zu einem von ihnen jährlich aufzubringenden Averſional-Quanto von 347 Thlr. 16 Gr. als Beytrag zur Unterhaltung der Laternen. Durch dieſes Anerbieten fielen mit einmahl viele Schwierigkeiten hinweg. Man konnte nun ohne Bedenken zur Aufbringung der Unterhaltungs-Koſten der Laternen in der Altſtadt, die Servis-Anlage, als das ſchicklichſte Mittel dazu, zum Grunde legen. Der ſo lange verzögerte Plan konnte nun ohne Umſtände angefertiget, und der Kammer d. 25 Oct. 1787 überreichet werden. Nach dieſem Plan wurden die Anſchaf-

fungs=Koſten von 1000 Stück Laternen, das Stück zu 4 Thlr. 12 Gr., auf 4500 Thlr. angeſetzt. In der Folge aber fand man nöthig, 1050 Stück Laternen für die ganze Stadt anzuſchaffen, wofür dem Entrepreneur, das Stück zu 4 Thlr. 13 Gr. berechnet, 4768 Thlr. 18 Gr. bewilliget wurden. Die Unterhaltungs=Koſten aber wurden, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. gerechnet, auf 1000 Stück zu 2333 Thlr. 8 Gr. angeſchlagen. Dazu ſollten jährlich zahlen.

1. Die Altſtadt den 8ten Theil der Servis=Anlage oder $1\frac{1}{2}$ Monath Servisgeld	1825 Thlr.	— Gr.
2. Die Kirchen, Stifter und Klöſter in der Altſtadt, mit Bewilligung des kön. Conſiſtorii - - - - - - -	192 Thlr.	12 Gr.
3. Die königlichen Officianten	50 Thlr.	— Gr.
4. Der neue Markt - - -	347 Thlr.	16 Gr.
Summa	2415 Thlr.	4 Gr.

wonach zu Deckung unvermutheter Ausfälle in der Altſtadt 81 Thlr. 20 Gr. übrig blieben. Bey nachher nöthig gefundener Vermehrung der Laternen aber war jene Summe zu den Unterhaltungs=Koſten nicht einmahl hinreichend. Zugleich wurde feſtgeſetzt, daß die Laternen in jedem Monathe 18 Tage, täglich 5 bis 7 Stunden, nachdem die Tage länger oder kürzer wären, brennen ſollten. Dieſer Plan wurde durch ein kön. Reſcript v. 25 März 1788 genehmigt, und noch 1000 bis 1500 Thlr. als Beyhülfe vom Könige verſprochen, welche als ein Fond zur Beſtreitung nicht vorherzuſehender Ausgaben conſervirt und zinsbar untergebracht werden ſollten. Den 19 Aug. 1788 wurden auch wirklich 1000 Thlr. zu dieſem Behuf ausgezahlt, und dann bey der kön. Bank belegt. Am 18 Apr. 1788 wurde durch die Zeitungen und Intelligenz=Blätter der bisherige Fortgang der Sache be=

kannt gemacht. Die Subſcriptions-Gelder wurden nun vom Hrn. Rathmann Fritze eingefordert, und nachdem ſeit 1786 manche Subſcribenten weggezogen, oder geſtorben, oder unvermögend geworden waren, nur noch 4912 Thaler 6 Gr. wirklich eingenommen. Die Laternen wurden theils auf Pfählen in den Straßen, theils auf eiſernen Armen an den Häuſern, nach der Breite oder Enge der Straßen, angeſetzt, und in größern Straßen 60 Fuß, in kleinen aber 120 Fuß auseinander im Triangel angebracht. Die Zahl der angebrachten Laternen beläuft ſich gegenwärtig: in der Altſtadt auf 900 Stück; im Bezirk des neuen Marktes auf 166 Stück; vor dem Gouvernements- und dem Commendanten-Hauſe und vor der Acciſe auf 7 Stück; alſo in allem auf 1073 Stück, wofür, das Stück zu 2 Thlr. 8 Gr. Unterhaltungs-Koſten gerechnet, dem Entrepreneur jährlich 2503 Thaler 16 Gr. bezahlt werden. Dafür muß er aber auch alle dabey vorfallende Ausgaben, ſelbſt die Reparatur der Laternen, wenn ſie nicht zu ſehr ins Große geht, und das Rendanten-Gehalt tragen. Nachdem nun alles eingerichtet und in Ordnung gebracht war, ſo wurden die Laternen wirklich zum erſten Mahl den 25 Sept. 1788, am Geburts-Tage des Königs, zu allgemeiner Freude angezündet.

Kurze Geſchichte des Laternenweſens in der Stadt Magdeburg, ſt. im 39 St. der Magdeburgiſchen gemeinnützigen Blätter, v. J. 1790. (Magdeb. 8.) S. 197—212.

Meſſina, in Sicilien, hat Laternen.

Lettre del Sgr. Abate *Demenico Seſtini* ſcritte dalla Sicilia e dalla Turchia. (in Firenze, 12.) I. S. 216.

In München ſind über 600 Laternen.

Von den in Nürnberg beſonders gut eingerichteten Laternen, ſ. oben, S. 398, fgg.

Nach Herrn v. Riedeſel (*), iſt Palermo der einzige Ort in Italien, der Nachts Beleuchtung hat.

Unter den neuern Städten iſt Paris zuerſt dem Beyſpiele der ältern, in Erleuchtung der Straßen gefolget. Als dieſe Stadt im erſten Viertel des 16ten Jahrh. ſehr viel von Straßen-Räubern und Mord-Brennern litte, wurde den Einwohnern von Zeit zu Zeit befohlen, vor den Fenſtern ihrer Häuſer, welche an der Straße lagen, von 9 Uhr Abends an, brennende Lichter zu unterhalten. Dieſer Befehl wurde z. B. im J. 1524 gegeben, und in den Jahren 1526 und 1553 erneuert (**). Aber im Oct. 1558 wurden an den Ecken der Straßen, oder wenn dieſe zu lang waren, als daß ſie von Einem Lichte erleuchtet werden konnten, an drey Stellen dergleichen Fallots errichtet. Dieſes Geleucht glich einiger Maßen den noch auf einigen Bergwerken gebräuchlichen Gruben-Lichtern (***). Da Paris 912 Straßen hat, ſo kann man die damahlige Anzahl Leuchten noch nicht auf 2736 ſchätzen (****). Schon im Nov. deſſ. J. wurde dieſes Geleucht in gewöhnliche Laternen verwandelt (†). Indeſſen blieb die Erleuchtung noch lange

(*) In ſeiner Reiſe durch Sicilien und Griechenland, Zürich, 1771, 8.

(**) Man findet die Verordnungen in: Hiſtoire de la ville de Paris, composée par D. *Michel Felibien*, revûe, augmentée et miſe au jour par D. *Guy-Alexis Lobineau*, (à Par. 1725, 5 voll, gr. fol.) II, S. 951. 977. IV, S. 648. 676.

(***) Denn im Grand Vocabulaire François, (à Par. 1770, 4.) X. p. 265, ſteht: Falot ce dit dans la maiſon du Roi et des Princes, d'un grand vaſe qu'on emplit de ſuif, de poix-reſine et d'atres matièret combuſtibles, pour éclairer dans les cours.

(****) Die Verordnung ſteht bey *Felibien*, Th. 4, S. 785.

(†) Worüber die Verordnung eben daſ. S. 786, ſteht: que au lieu des fallots ardens ſeront miſes lanternes ardentes et allumantes — —

Zeit ſparſam und unvollkommen; deswegen kam ein Italiäner, Adbe *Laudati*, aus dem Hauſe Caraffe, auf den Einfall, Mieth-Fackeln, und **Mieth-Laternen** anzulegen, wozu ihm auch im März 1662 die ausſchließende Erlaubniß auf 20 Jahr verliehen wurde; er ſollte nähmlich nicht allein in Paris, ſondern auch in andern Städten des Königreiches, an beſtimmten Orten Buden oder Poſten errichten, wo ein Jeder eine Fackel oder Laterne miethen, oder jemand für Geld haben könnte, der ihm durch die Stadt leuchtete. Es wurde auch verordnet, daß er von Jedem der eine Laterne auf eine Kutſche verlangte, für jede Viertel-Stunde 5 Sols, und von jedem Fußgänger 3 Sols erhalten ſollte. Um alle Streitigkeiten wegen der Zeit zu verhüten, mußte an jeder Laterne eine geaichte Sand-Uhr angebracht ſeyn (*). Endlich erhielt die Erleuchtung der Stadt Paris, im J. 1667, diejenige Einrichtung, die noch fortdauert. Nähmlich damahls wurde das dortige Polizeywesen, welches nachher den meiſten andern Städten zum Muſter gedient hat, ungemein verbeſſert. An ſtatt daß vorher ſowohl das Juſtizweſen, als auch die eigentlichen Polizey-Sachen einer einzigen Magiſtrats-Perſon, die Lieutenant civil du Prevoſt de Paris genannt wurde, aufgetragen waren, ſo wurden beyde Geſchäfte, nach einem königl. Befehl vom Mon. März des gedachten J., unter zwey Perſonen getheilet. Der, welcher das Juſtizweſen erhielt, behielt den alten Titel; der aber, welchem das Polizeyweſen anvertrauet wurde, bekam den Titel: Lieutenant de Prevoſt de Paris pour la Police, oder Lieutenant géneral de Police. Der erſte Policey-Lieutenant ward

(*) Man findet dieſe Verordnung bey *Felibien*, Th. 5, S. 191, worin dieſe Laternen porte-lanternes et porte-flambeaux à louage genannt werden.

ward *Gabriel Nicolas de la Reynie*, ein Mann, der, nach dem Lobe, was ihm die franzöſiſchen Schriftſteller beylegen, in der Geſchichte der neuern Policey, Epoche gemacht hat. Die erſte gute Verordnung, wodurch er ſich um die Polizey verdient machte, war die Verbeſſerung der Nacht-Wachen (le guer), und der Erleuchtung (*). Vier Jahr nachher wurde ebenfalls eine Verbeſſerung vorgenommen, worüber das Arrèt v. 23 May 1671, bey *Felibien*, Th. 5, S. 213, ſteht. Man ſieht daraus, daß vor dieſem Jahre die Erleuchtung nur in vier Winter-Monaten geſchehen iſt, und daß die Pariſer, wegen der vielen Uebelthaten, die in denen Nächten, da keine Laternen brannten, geſchahen, ſich erbothen haben, ſo viel Geld aufzubringen, als zur Erleuchtung durch den ganzen Winter nöthig ſeyn würde. Es wurde daher damahls verordnet, daß die Laternen jährlich vom 20 Oct. bis zum letzten März brennen ſollten, auch ſogar, wenn Mondlicht wäre, weil nähmlich dieſes bey ſchlechtem Wetter nicht hinreiche, und auch bey heiterer Witterung die engen und gefährlichſten Straſſen nicht genug erleuchte. Die neueſte Verbeſſerung der pariſer Laternen, beſteht in Einführung der Reverberir-Laternen, da nähmlich die Licht-Strahlen durch ein polirtes Metall auf die Straße geleitet werden. Von dieſen verſchiedenen Gattungen der pariſer Laternen, habe ich oben, S. 383, fgg. ausführlich gehandelt. Im J. 1721 hatte Paris 5772 Laternen; im Etat ou Tableau de la ville de Paris, 1760, 8. aber iſt die Zahl nur auf 5694 angegeben. In Curioſités de Paris, de Verſailles, Marly — — par M. L. R. (à Par. 1771, 8.) I. p. 9. findet man die Anzahl 6232.

In

(*) Siehe Code de la police, par M. D. 3me edit. (à Paris 1761, 8.) I. p. 228.

In St. Petersburg, verordnete ſchon **Peter** der Große, im J. 1723, die Erleuchtung der Haupt-Straßen, welches nach und noch auch den mehreſten übrigen wiederfahren iſt. Blau und weiß angeſtrichene hölzerne Säulen, tragen jede eine Kugel-Laterne auf einem eiſernen Arme, die an einem in der Säule verborgenen Seile, der Reinigung und Füllung mit Oehl wegen, heruntergelaſſen werden kann. Die Lampen, deren überhaupt 3400 ſind, werden mit Hanf-Oehl ernährt, und koſten der Stadt-Caſſe jährlich 17000 Rubel.

Georgi Beſchreibung der ruſſiſch kaiſerl. Reſidenzſtadt St. Petersburg, (1790, gr. 8.) S. 42.

Philadelphia, in Nord-Amerika, hat erleuchtete Straßen, und noch dazu an beyden Seiten der Straßen erhabene Fußbänke.

Burnaby Reiſe durch die Colonien der Engländer (Hamb. 1776, 8.)

Potsdam, wird im Winter mit 591 Laternen erleuchtet. Die Koſten der Unterhaltung ſind 1722 Thaler 15 Gr., welche der König aus der kurmärk. Domainen-Caſſe bezahlen läſſet.

Nicolai Beſchreib. von Berlin und Potsdam, (3te Aufl. Berl. 1786, gr. 8.) 3 B. S. 1306.

Rom, hat noch jezt keine Beleuchtung. **Sixtus V.** wollte ſie einführen, aber er fand unüberwindliche Hinderniſſe, und ließ darauf die Lichter, welche vor den Marien-Bildern hangen, vermehren, um dadurch wenigſtens einiger Maßen die Vortheile der Erleuchtung zu erhalten.

Wenn dieſe Marien-Bilder in größerer Anzahl, beſſer vertheilt und vortheilhafter geſtellt wären, dann könnte die Religioſität einiger Privatperſonen allgemein nüzlich werden. Aber in ihrem jezigen Zuſtande geben ſie bey weitem nicht Helle genug; und doch wäre dieſe in Rom deſto nöthiger, da die Stadt, in Verhältniß ihrer Größe, ſo ſchwach bevölkert iſt. Es iſt glaublich, daß Sparſamkeit nicht das einzige Hinderniß gegen die Einführung einer

ner ſo nützlichen Anſtalt iſt, da in den Kirchen täglich ſo viel unnöthiges Wachs und Oehl verbraucht wird. Man behauptet nicht ohne Grund, daß die Prälaten und andere durch ihre Würden zu einem genirenden Wohlſtande verpflichtete Perſonen, die Freyheit, welche ihnen die Dunkelheit der Nacht gewährt, zu gut zu benutzen wiſſen, als daß ſie an die Einführung einer ihren Vergnügungen ſo hinderlichen Erleuchtung denken ſollten.

Tableau politique, religieux et moral de Rome et des états ecclésiaſticues, par *Maurice Levesque* (à Par. 1791.)

In Stettin, ſind zur Erleuchtung der Straßen in den Winter-Monathen 315 Laternen; die Laternen-Gelder werden in den Thoren nach Sonnen-Untergang von den Eingehenden in Büchſen geſammelt.

Brüggemann Beſchreib. des kön. preuß. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern, 1 Th. (Stett. 1779, 4.) S. 138.

In Strasburg hatten ſchon, dieſes ganze Jahrhundert hindurch, die königlichen Prätors und der Magiſtrat mit der Beleuchtung der Stadt ſich beſchäftigt, ohne jemhals ihren Zweck erreichen zu können. Die Schwierigkeit kam von der verſchiedenen Gerichtbarkeit der Einwohner der Stadt her, die ſich auch in Polizey-Sachen dem Magiſtrate nicht unterwerfen wollten; denn die Ritterſchaft behauptet nur unter ihrem Directorio zu ſtehen, und hat deswegen mit der Stadt einen Streit, der wohl nie entſchieden werden wird; und die katholiſche Geiſtlichkeit will nur von ihrem Biſchofe Befehle annehmen. Endlich haben, im J. 1781, die wiederhohlten Vorſtellungen des damahligen Prätors *d'Audigny*, und die Theilnehmung des Marſchalles v. Contade, die Vereinigung der verſchiedenen Parteyen bewirkt, und eine unmittelbare Verordnung von dem Könige erhalten, kraft welcher nun, die ganze Stadt durch, wie in Paris, Laternen mitten in den Straßen hangen, und ſehr vortheilhaft angebracht ſind. In Strasburg, wo die Straßen ziemlich krumm laufen, iſt die

Anzahl der Reverberir-Laternen, 490, mit 1195 Dochten. Sie brennen die 6 Winter-Monathe hindurch, bis um 1 Uhr des Nachts. Der Unterhalt eines jeden Dochtes iſt auf 22 Livres gerechnet. Der erſte Ankauf koſtete 41308 Livres, und die Unterhaltung jährlich 26290 Livres, ſo daß alſo das erſte Jahr auf 67598 Livr. zu ſtehen kam.

Allerneueſte Mannigfaltigkeiten, 1 Jahrg. (Berl. 1782, gr. 8.) S. 523.

Venedig hatte vor einigen Jahren 3000 Laternen wie *de la Lande* (*) meldet.

In Wien wurde der Anfang 1786 gemacht; nach Weiskern (**) aber hat Wien die Laternen erſt 1704 erhalten (***). Es wird dort mit dem Brenn-Glöcklein zum Anzünden ein Zeichen gegeben (****). Vor einigen Jahren ſoll die Stadt 2000 Laternen gehabt haben, die, ſtatt des Oehles mit Klauen-Schmalz (d. i. dem aus den Knochen geſottenen Marke) unterhalten und gefüllet wurden, und 33000 Gulden jährlich gekoſtet haben ſollen. Die Laternen, welche jezt Wien hat, ſind 1776 von Hrn. Hofr. v. Sonnenfels angegeben (†); die Zahl wurde bis 3000 vermehrt, und

(*) In Voyage d'un François par Italie, Th. 8. S. 187.

(**) In ſeiner Topographie von Oeſterreich, (Wien, 1771, 8.) Th. 1, S. 10.

(***) In Univerſal-Lexikon (XIV Th. unter Jörger) wird berichtet: der Statthalter von Nieder-Oeſtreich, Graf Jörger habe, als Kaiſer Leopold d. 26 Jan. 1686 von der Ungariſchen Krönung Joseph's I. von Presburg zurück gekommen ſey, die Straßen, durch welche der Kaiſer gefahren iſt, zuerſt mit Laternen erleuchten laſſen. Dies wird alſo wohl der erſte Anfang der Erleuchtung der Stadt geweſen ſeyn, die nachher etwa 1704 allgemein gemacht worden iſt.

(****) S. Codex Auſtriacus, (Wien, 1704, f.) S. 514, und Supplem. codicis I. S. 993.

(†) Nachher führte Hr. v. Sonnenfels die gläſernen Käſtchen ein, womit jezt die kaiſerl. Burg in Wien erleuchtet wird.

und die Unterhaltung wurde für 30000 Fl. verpachtet. Sie ſind kugelförmig, von weißem Glaſe geblaſen, und haben oben einen Deckel von Blech, der auswendig mit rother Oehl=Farbe angeſtrichen, inwendig aber glatt poliert iſt. Sie hangen an den Häuſern an eiſernen Stangen, ungefähr 15 Fuß von der Erde. Jede Laterne iſt von der andern nur 16 Schritt entfernt, ſo daß die Straßen ganz hell beleuchtet werden. Sie brennen beſtändig im Winter und Sommer, der Mond mag ſcheinen oder nicht, welches dort wegen der engen und krummen Straßen und der hohen Häuſer noch nothwendiger, als anderswo, iſt. Die Anſtecker gehen in Uniform, und ſtehen unter militäriſcher Disciplin. Die Anzahl der Laternen giebt Weiskern auf 18000 an, welches aber offenbar zu viel iſt, ſelbſt wenn man diejenigen dazu rechnet, welche auf den Wegen nach den Vorſtädten ſtehen, welche aber um 1768, da Weiskern ſchrieb, noch nicht vorhanden waren. In der neueſten Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens, (Wien, 1779, 8.) S. 14, wird, mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit, die Anzahl 3445 angegeben. Anfänglich war die Erleuchtung dort ſehr unvollkommen. Nicht allein leuchteten die Laternen nicht hell, ſondern man hatte auch die Lampen=Anſtecker ſpahren wollen, daher mußte aus jedem Hauſe der Haus=Meiſter täglich die leeren Lampen abnehmen, ſie im Lampen=Amte füllen laſſen, und ſie, nach gegebenem Zeichen mit der Glocke, ſelbſt anzünden. Daß hierbey nicht allgemeine Ordnung zu erreichen war, iſt leicht zu erachten.

Ein aus Wien angekommener Fremder, zeigte, im J. 1782, dem leipziger Intell. Comtoir freundſchaftlich an, daß die wiener neuen Stadt=Laternen, im Grunde den dresdner gleichen. Der Unterſchied beſteht darin, daß die untere Thür, wo die Lampe hinein geſetzt wird, eine Glas=Scheibe hat, (wie dergleichen die pariſer Reverbe-

rir-Laterne hat,) damit der Boden der Laterne keinen Schatten werfe. Desgleichen iſt an dem ganz ordinären Oelgehäuſe, zur Verſtärkung eines Lichts, eine concave Schale von gewöhnlicher weißen Fayence in Form und Größe einer untern Thee-Schale angebracht, und an dem Oehlgefäße befeſtigt. In der Stadt ſind nur 1875, und in den Vorſtädten nur 1000 Lampen befindlich. Sie werden nicht mit Klauen-Schmalz, ſondern mit Rübſen-Oehl, und zwar in der Proportion von ¼ Rübſen- und ¾ Lein-Oehl, oder auch mit Rübſen-Oehl, worunter etwas Inſelt kommt, unterhalten. Die Lampen brennen bis 1 Uhr, und 1 Loth Oehl hält 3 Stunden Licht. Eine Lampe braucht jährlich 28 Pf. 23¼ Loth Oehl. Die Beleuchtung wird adminiſtrirt, und geht auf kaiſerliche Koſten. Die Koſten der Auſchaffung ſind nachſtehende: Der Hut und die Büchſen 2 Fl. 30 Kr.; die Glocke, 1 Fl. 30 Kr. die Stütze, 2 Fl. 40 Kr.; das Aufſetzen, Befeſtigen und Anſtreichen, 34 Kr.; zuſammen 7 Gulden 14 Kreuzer. Die Dochte werden von baumwollenem Garne geſponnen. Ein Laternen-Beſorger hat 36, 37, auch 38 Stück in Aufſicht. Er bekommt monathlich 6 Gulden, oder jährlich 72 Gulden, und nächſtdem alle 2 Jahr einen Rock und Weſte.

No. 31 des leipz. Intell. Bl. v. J. 1782, S. 277.

In der hochfürſtlichen Reſidenz-Stadt Würzburg wurde die nächtliche Beleuchtung d. 1. März 1791 eingeführt.

Rechnungsauszug über die nächtliche Beleuchtung der hochfürſtl. Reſidenzſtadt Würzburg, vom 1 März 1791 bis dahin 1792, ſt. im Journ. von und für Deutſchl. 1792. 11 St. S. 953 — 956.

Zürich, hat ſeit 1778 nur noch ſehr wenige Laternen.

Ant. Werdmüller Memorabilia Tigurina, oder Merkwürdigkeiten der Stadt Zürich, (1780, 4.) S. 350.

Da die Erleuchtung der Städte zur Nachtzeit durch die Laternen, oben erwähnter Maßen, einen wichtigen Gegenſtand der Polizey ausmacht, ſo werde ich jezt dasjenige, was in Anſehung deſſen, dabey zu bemerken iſt, anzeigen.

Hat

Hat man eine gewiſſe Art von Laternen gewählt, ſo muß man, wenn man die erforderliche Anlage- und jährliche Unterhaltungs-Koſten, in einen richtigen Anſchlag bringen will, vorher mit der gewählten Laterne einige Verſuche anſtellen, um zu erfahren, auf wie viel Schritte ſie auf der vordern Seite und auf beyden Neben-Seiten ihr Licht wirft, um nach dieſer Entfernung hernach die Anzahl der nöthigen Laternen in jeder Straße, ſowohl auf der einen als andern Seite derſelben, beſtimmen zu können. Wirft die Laterne ihr Licht auf etliche 30 bis 40 Schritt, und iſt die Straße von eben dieſer Breite, ſo dürfen die Laternen nur auf der einen Seite der Straße, oder, wenn man es ja der Symmetrie und des beſſern Anſehens wegen thun will, Zigzac geſetzt werden. Zu gleicher Zeit müſſen mit dem Dochte und Oehle Verſuche angeſtellet werden, um die Quantität Oehl, die auf eine gegebene Zeit zureichen ſoll, zu erfahren. Man muß ſowohl mit locker geſponnenem, als auch mit feſt gedrehetem baumwollenen Docht Proben machen, auch die Stärke des Dochtes ſelbſt durch wiederhohlte Proben zu finden ſuchen. Man kann auch bey dem Oehl verſchiedene Proben anſtellen, und ſowohl Lein- und Rüb-Oehl, als auch Thran oder Fett, probieren, weil eines immer heller und länger brennt, auch wohlfeiler iſt, als das andere. Von dem Unterſchiede der Oehle im Brennen, und von verſchiedenen Mitteln und Vortheilen, die Erleuchtung durch die Laternen und Lampen mit den wenigſten Koſten zu bewirken, habe ich im LIX Th. S. 148, fgg. gehandelt.

An einigen Orten, z. B. in Bayreuth, hat man, bey Einrichtung der Stadt-Laternen, dadurch eine Verbeſſerung zu machen geglaubt, daß, da das Rüb-Oehl zu leicht friert, das Lein-Oehl aber zu ſtark dampfet, man Hanf-Oehl brennt.

In Canton (in China) werden, nach dem Berichte des 1. Bandes der Flora cochinchinenſis, die Laternen von dem Oehle der Thea oleoſa unterhalten.

In Franche-Comté hat *Blondeau* die Methode erfunden, aus animaliſchen Theilen, als: der Haut, Kopfe und Füßen von Ochſen, Kühen, Schöpſen, Ziegenböcken, Hirſchen, Hirſchkühen, Rehen, wilden Schweinen ꝛc. ein Oehl zu bereiten, welches ſo wenig als möglich von fremdartigen Theilen in ſich enthält, und ein gutes Lampen-Oehl in Laternen abgiebt, welches zugleich hell und ſparſam brennt. Eine aus dem Journ. oecon. v. J. 1766, von mir überſetzte Beſchreibung dieſer Methode, ſt. im 41 St. des Neuen Hamburg. Magaz. (Lpz. 1770, 8.) S. 440 — 456.

Hat man durch die mit den Laternen angeſtellte Verſuche gefunden, wie weit ſie ihr Licht werfen, und wie weit folglich die Laternen von einander entfernt ſeyn müſſen, ſo wird ſich auch die benöthigte Anzahl derſelben in einer Stadt bald ausfindig machen laſſen, wenn man alle Straßen, Gaſſen und andere Gegenden, mit Schritten ausgemeſſen hat. Und weis man dieſe Anzahl, ſo läßt ſich auch beſtimmen, wie viel Leute man zu deren Beſorgung nöthig hat. Denn wenn die Straßen-Laternen von den Haus-Beſitzern beſorget werden, ſo leidet gemeiniglich das gemeine Beſte, wegen der Nachläßigkeit und des unrecht verſtandenen Eigennutzes vieler Privatperſonen. Es iſt daher beſſer, auch gewöhnlicher, daß die Polizey dieſes durch beſonders dazu beſtellte Perſonen beſorgen läßt, und auch auf dieſe, des zu befürchtenden Unterſchleifes, der Colluſion und Nachläſſigkeit wegen, ein wachſames Auge hat. Jede dieſer Perſonen, welche die öffentlichen Laternen beſorgen, und **Laternen-Anzünder**, **Laternen-Knechte**, **Laternen-Verſorger**, **Laternen-Wärter**, Lampen-Männer, oder Lampen-Wärter, genannt werden, muß mit einer blechernen Oehl-Flaſche, einer kleinen Hand-Laterne, und einer Leiter, verſehen ſeyn. Auf 100

Laternen pflegt man Einen Lampen = Mann oder Laternen = Knecht zu rechnen (*), und dieſen Leuten wird ein Aufſeher vorgeſetzt, der ihnen das Oehl und die Baumwolle zum Docht austheilt. Was die Laternen ſelbſt, die Oehl = Flaſchen und kleinen Hand = Laternen (**) koſten, ergiebt ſich aus dem Accord mit dem Klempner. Der Preis des Oehles ſowohl, als der Baumwolle, iſt an jedem Orte bekannt; und ſo weis man auch, was man für eine Leiter zu bezahlen pflegt. Wie viel aber der Aufſeher ſowohl, als jeder Lampen-Verſorger, jährlich an Lohn erhalten ſoll, beruhet auf jeden Ortes Umſtänden, oder wie man mit ihnen am beſten accordiren kann. Auf dieſe Art läßt ſich der Anſchlag über die Koſten, welche ſowohl zur Anlage und erſten Einrichtung, als zur Unterhaltung der Laternen=Anſtalt erfordert werden, ganz leicht bewerkſtelligen; nur muß man dabey nicht vergeſſen, jährlich eine proportionirte Summe zu den Reparatur = Koſten zugleich dabey auszuwerfen.

Nach dieſem Anſchlage kann nun das Oehl und die Baumwolle dem Aufſeher alle Monathe zugeſtellet werden, um es wieder täglich nach dem feſtgeſetzten Quanto unter die Lampen = Männer auszutheilen. Wiewohl heutiges Tages geſchieht die Unterhaltung der Laternen faſt allenthalben durch Entrepreneurs, in=

(*) Der Verfaſſer des oben, S. 401, angeführten Entwurfs, wie die nächtliche Beleuchtung ꝛc. rechnet auf 60 Laternen 4 Anzünder, mithin auf 15 einen, welches aber weit zu viel iſt, und die Koſten ohne Noth vermehren würde. Wenn ein Lampen=Wärter noch bey Tage ſeine Laternen mit Oehl verſorgt und zurecht macht, ſo kann er den Abend 100 Stück in einer halben Stunde ganz bequem anzünden; wenigſtens wird man allemahl auf jeden Mann 60 bis 70 Laternen rechnen können. Wer es geſehen hat, wird bemerkt haben, daß das Anſtecken auf dieſe Art ungemein geſchwinde von Statten geht.

(**) Welche der Verf. des Entwurfs ꝛc. in ſeinem Anſchlage vergeſſen hat.

indem man in einer öffentlichen Licitation dieſe Unterhaltung, nachdem man die Art und Weiſe derſelben, und die Bedingungen mitgetheilt hat, demjenigen überläßt, der ſich erbietet, ſolche gegen die geringſte Summe jährlich zu übernehmen. Bey dieſem Entrepriſe-Contract würde man aber ſehr ungewiß und ohne Grund verfahren, mithin dabey ſehr zu kurz kommen, und von dem Entrepreneur bevortheilet werden können, wenn man nicht zuvor gedachte Verſuche angeſtellt, und nach denſelben den Anſchlag vor ſich gemacht hätte. Der Entrepreneur ſieht allemahl auf ſeinen Vortheil; er bedient ſich nur gar zu gern eines ſchlechten, mit allerhand ſtinkendem Fett und Unreinigkeiten vermiſchten Thranes oder Oehles, das nicht wohl brennt, weil er daſſelbe wohlfeiler haben kann, und es ſein Vortheil iſt, wenn die Laternen bald ausgehen. Oefters verſteht er ſich auch mit den Laternen-Knechten, damit ſie wenig Oehl aufgießen müſſen. Gehen nun die Lampen vor der beſtimmten Zeit aus, oder brennen zu dunkel, und die Polizey ſtellt die Laternen-Knechte darüber zur Rede, ſo werden dieſe ſich öfters über den Entrepreneur beſchweren, daß er ihnen zu ſchlechtes oder zu wenig Oehl gäbe; Lezterer wird ſich dagegen nicht ſelten über die Laternen-Knechte beſchweren, daß dieſe zwar genug Oehl bekämen, davon aber einen Theil unterſchlagen müßten. Wie will nun die Polizey hier zurecht kommen, oder die Sache gründlich unterſuchen, wenn ſie nicht durch gemachte Proben erfahren hat, wie viel Oehl erfordert wird, wenn die Laterne bis zu einer beſtimmten Zeit brennen ſoll? Da ſie aber das Quantum durch die Proben heraus gebracht hat, ſo kann ſie auch feſtſetzen, wie viel Oehl der Entrepreneur auf eine gewiſſe Anzahl Laternen den Laternen-Knechten zu reichen hat. Dadurch kann man ſolchen beſchwerlichen Umſtänden ziemlich vorbeugen, zumahl

wenn

wenn, wie es allerdings ſeyn muß, eine gute Aufſicht der Polizey hinzu kommt, und die Leute ſämmtlich zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit ſcharf angehalten werden.

Mit Beſtimmung der Zeit des Anzündens und Auslöſchens der Laternen wird es verſchiedentlich gehalten, nachdem man dabey mehr oder weniger auf Menage bedacht iſt. Zuweilen wird verordnet, daß die Laternen in den ſechs Winter-Monathen, oder vom 1 Nov. bis zum lezten April, von Abends um 6 Uhr, bis früh um 2 Uhr, vom 1 May bis Ausgang Julii von Abends 10 Uhr, bis 1 Uhr früh; und vom 1 Aug. bis lezten October von 8 Uhr Abends bis 2 Uhr früh, brennen ſollen.

Da, wo man die Koſten zu erſparen ſucht, pflegt man die Laternen durch das ganze Jahr, auſſer Sonn- und Feyer-Tagen und Meſſen, wie auch andern Feſtivitäten, nur zur Hälfte, und nach Befinden, wenn heller Mondſchein iſt, ſpäter anzuzünden. Zuweilen werden ſie alle ſechs Sommer-Monathe hindurch, und ſo oft der Mond am Himmel iſt, es mag trübes Wetter ſeyn oder nicht, gar nicht angezündet. Ob nun gleich auf dieſe Art freylich viel Oehl erſparet werden kann, ſo muß man ſich doch hüten, die Erſparung in dergleichen öffentlichen, und den Fremden in die Augen fallenden Anſtalten, inſonderheit in Reſidenz- und andern großen Städten, nicht zu weit zu treiben, weil man dadurch nur zu allerley Urtheilen Anlaß giebt.

Wenn das große Licht, welches die Nacht regiert, die Straßen hinreichend beleuchtet, ſo iſt es überflüſſig, die Laternen anzuzünden. Da aber das Mond-Licht bald ſtark bald ſchwach leuchtet, bald früh, bald ſpät erſcheint, ſo muß man ſich allerdings nach dieſen Veränderungen richten, und daher das Jahr hindurch die Zeiten beſtimmen, wann die Laternen leuchten ſollen, wie auch die Stunden anzeigen, wann die Lampen ſollen angezündet

und ausgelöſcht werden. Weil man aber, ehe ein Jahr zu Ende geht, etliche Wochen vorher die Kalender des folgenden Jahres haben, und das Ab- und Zunehmen, wie auch den Auf- und Untergang des Mondes wiſſen kann, ſo iſt es einem Kalender-Verſtändigen etwas leichtes, die Zeiten und Stunden heraus zu ziehen, wann der Mond nicht ſcheint, und etwa nach Art des oben, S. 420, fgg. vorgekommenen Leuchten-Kalenders für Hamburg, eine Tabelle über die Stunden, wann die Lampen angezündet und ausgelöſcht werden ſollen, zu verfertigen.

In Leipzig brannten im

Monath	1765	1766	1767	
Jan.	247	231½	225½	Stunden.
Febr.	187½	186½	182	-
März	163	180	185½	-
Apr.	155	153	119	-
May	125	97	113	-
Jun.	48½	54½	52½	-
Jul.	78½	84	73	-
Aug.	111½	126	114½	-
Sept.	143½	160	172½	-
Oct.	213½	228½	237	-
Nov.	208	269	202½	-
Dec.	246	247	212	-
Summa	1927	2027	1889	

Zieht man dieſe 3 Jahr zuſammen, ſo kommen 5843 Stunden heraus. Es brennen alſo, wenn man daraus die mittlere Zahl nimmt, die leipziger Straßen-Laternen in Einem Jahre 1947⅔ Stunden; und kommen daher auf einen Tag, wenn man überhaupt rechnet, ungefähr 6 Stunden, oder, wenn man, wegen des Mondſcheines, den Monath auf 24 Tage rechnet, ungefähr 7 Stunden täglich. Wenn nun eine Straßen-Laterne in 1 Stunde ⅔ Loth verbrennt, ſo beträgt das täglich in 7 Stunden, 4⅔ Loth, und in 288 Tagen, 42 Pf., oder 41 Kannen. Im J. 1768 wurde in Leipzig der Centner Lampen-Oehl mit 11 Thlr. 16 Gr. bezahlt. Folglich koſtete damahls eine Laterne an Oehl, ein Jahr hindurch ungefähr 5 Thlr., und täglich 5 Pfennige.

In

In Pillnitz, wird für jede Nacht von 8 Stunden, 9 Pfenn. bezahlt.

In Dresden brannten, im J. 1766, täglich 728 Laternen, wobey 262 Ctn. 12 Pf. Rübſen-Oehl conſumirt wurden, mithin in einer Lampe nicht mehr als 36 Pf. Der Centner wurde mit 9 Thlr. 8 Gr. bezahlt.

In Berlin brannten, im J. 1767, 900 Laternen. Das Stück war damahls auf das ganze Jahr mit 2 Thlr. 23 Gr. verdungen.

Nach einer andern Erfahrung verbrennt man, im Freyen, in 9 großen Lampen binnen 2964 Stunden, $68\frac{5}{8}$ Pf. Rüb-Oehl; auf Gängen und Sählen in Häuſern, in 4 ſolchen Lampen, binnen 1098 Stunden, $25\frac{1}{8}$ Pf. dergleichen; oder, um 1 Pf. Rüb-Oehl zu verbrennen, wird bey gleich großen Lampen erfordert: im Freyen, $43\frac{1}{5}$ Stunden; in Häuſern, 44 Stunden.

In 60 kleinen Lampen hat man in 3317 Stunden $180\frac{5}{8}$ Pf. Oehl verbrannt; thut in $18\frac{1}{3}$ Stunde 1 Pf. Oehl. Auch iſt eben ſo viel Oehl in verſchloſſenen Behältniſſen und Stuben verbrannt worden.

Die Laternen-Wärter ſind eidlich zu verpflichten, und es muß ihnen eine ordentliche Inſtruction oder wenigſtens eine kurze und deutliche Anweiſung ertheilt werden, wovon die hauptſächlichſten Puncte folgende ſind. 1) Sollen ſie alle Woche an einem feſtgeſetzten Tage ſich von dem Ober-Aufſeher, oder von dem Entrepreneur, die Baumwolle zu Dochten für die ganze Woche abhohlen, und die Dochte ſich ſelbſt nach der vorgeſchriebenen Stärke und Art verfertigen. 2) Alle Abend, eine Stunde vor Anzündung der Laternen, müſſen ſie insgeſammt, mit ihrer Leiter, Oehl-Flaſche, Hand-Laterne, Putz-Schere, und Wiſch-Lappen verſehen, ſich bey dem Ober-Aufſeher oder Entrepreneur ſtellen, und daſelbſt das Oehl jederzeit auf eine Nacht abhohlen. 3) Die Laternen müſſen ſie noch bey Tage mit Oehl und Docht verſorgen, um bey dem Anzünden dadurch nicht verhindert zu werden. 4) Das Anzünden müſſen ſie zu den

feſtgeſetzten Stunden verrichten; und 5) unter der Zeit, da ſie brennen, Acht darauf haben, und die Dochte zuweilen putzen, zu dem Ende aber fleißig auf den Straßen patroulliren. 6) Bey Sturmwinden und anderer Gefahr haben ſie die Laternen wohl in Acht zu nehmen; und wenn der Sturm allzuheftig und Schade zu befürchten iſt, von der Seite, da der Sturm herkommt, es ſey bey Tage oder Nacht, die Laternen auszuhängen und herunter zu thun. 7) Müſſen ſie Sorge tragen, daß den Laternen von muthwilligen Frevlern und betrunkenen Leuten kein Schade zugefüget werde. Wenn ſich jemand unterſteht, dergleichen zu thun, ſollen die Lampen-Wärter Macht haben, denſelben ſogleich zu arretiren; zu dem Ende ſie ſowohl ihre Cameraden durch ein verabredetes Zeichen, als auch die Stadt-Wache, zu Hülfe rufen können. 8) Auf Feuer-Gefahr, Diebe, Tumult, Lärmen, Schlägerey, und andere Unordnungen, die des Nachts auf den Straßen entſtehen, müſſen ſie gleichfalls Acht haben, und ſolches ſogleich der Stadt-Wache anzeigen. 9) Sie ſelbſt aber müſſen ſich eines ordentlichen Lebens befleißigen, und nicht, an ſtatt zu patrouilliren, in den Wirths-Häuſern liegen; vor allen Dingen aber, bey Vermeidung ſchwerer Ahndung, nichts von dem zu den Laternen beſtimmten Oehle entwenden; und wenn ſie 10) wahrnehmen ſollten, daß der Ober-Aufſeher oder Entrepreneur ihnen ſchlechtes oder zu wenig Oehl geben, oder ſonſt in ein und anderm Stücke, wider ihre Pflicht handeln wollten, müſſen ſie, wofern ſie ſich nicht gleicher Ahndung und Strafe ausſetzen wollen, ſolches unverzüglich der Polizey anzeigen. 11) Finden ſie an den Laternen etwas Schadhaftes, ſo müſſen ſie die beſchädigte in Zeiten, und ehe der Schade größer wird, zu dem Ober-Aufſeher oder Entrepreneur bringen, damit von dieſem die Ausbeſſerung ſogleich beſorget wer-

werden könne. 12) Wird einer von den Laternen-Wärtern krank, ſo muß ſolches dem Ober-Aufſeher oder Entrepreneur ohne allem Zeitverluſt angezeiget werden, um einen andern unterdeſſen an ſeine Stelle annehmen zu können.

Ordnung vom Anſtecken und Brennen der Lampen auf den Straßen in den drey Reſidenz-Städten, als: Berlin, Cöln und Werder, für das 1682ſte Jahr. Verfertigt durch Mattheis Haſſe, Inſpector der Stadt-Leuchten; enthaltend: 1. Inſtruction für die Lampen-Verſorgere; 2. Inſtruction für die Anſtecker der Lampen; 3. Tabelle der Stunden, zu welchen die Lampen, das 1682ſte Jahr über, in den churfürſtlich. drey Reſidenz-Städten; Berlin, Cöln und Werder, leuchten, angeſteckt und ausgelöſchet werden ſollen, ſ. in des Corporis Conſtitutionum Marchicarum VI Th. 1 Abtheil. No. CLV, Col. 539 — 554.

Inſtruction für die Laternen-Anſtecker, d. d. Berlin, d. 12 May 1732, ſ. eb. daſ. in der Nachleſe, No. XXVIII, Col. 89 — 92.

Inſtruction
für die Laternen-Wärter in Dresden.

§. 1. Die Laternen-Wärter in der Reſidenz-Stadt Dresden, an der Zahl 19 Mann, ſollen ſich, wenn es beginnt Abend zu werden, es ſey Mondenſchein oder nicht, an dem ihnen beſtimmten Orte, unfehlbar und bey Vermeidung ernſten Einſehens, verſammeln, und die über ſie geſetzte Inſpectores erwarten.

§. 2. Jeder hat die ihm auf ſeinem Poſten anvertrauten Laternen anzuzünden, zu verſorgen und wohl in Acht zu nehmen.

§. 3. Wenn es Zeit iſt, daß die Laternen-Wärter ausgeführet werden, ſo ſoll dieſes folgendergeſtalt geſchehen, daß auf jeder Seite der Gaſſe ei-

ner laufen, und das Anzünden nach der Reihe, und ſo hurtig als möglich, verrichten muß.

§. 4. Iſt fleißig zu zuſehen, ob die Schieber an den Laternen-Armen wohl und feſt zugeſchoben ſind, geſtalt ſolches ſonſten von liederlichem Geſindel eröffnet, und folglich die Laternen heraus fallen können.

§. 5. Sobald das Anzünden durch die ganze Stadt wirklich geſchehen, dürfen die Hälfte der Laternen-Wärter in ihre Retirade gehen, die andere Hälfte aber bleibt 2 Stunden hinter einander auf der Gaſſen, womit ſie wechſelsweiſe continuiren.

§. 6. Diejenigen, ſo dieſe 2 Stunden herum gehen, müſſen continuirlich ihre und ihrer Cameraden Laternen viſitiren; und wenn ſie deren eine oder die andere finden, ſo nicht helle brennen möchte, ſolche mit Putzen, oder ſonſt genüglich helfen.

§. 7. Sollen ſie abſonderlich gut Achtung geben, daß von niemanden die Laternen ausgelöſcht, zerſchlagen oder gar weggenommen werden.

§. 8. Dafern ſich bey den Laternen, oder ſonſt, einiger Unfug oder leichtfertige Händel, und Schlägereyen auf den Gaſſen ereigneten, oder Diebſtahl, Einbrechen und andere Unfertigkeit verſpüret werden ſollte, ſo iſt ein jeder Laternen-Wärter ſchuldig, ſeinem Cameraden zuzurufen, und dem Werke zu ſteuern, auch die angetroffene Perſon zu arretiren; und da es die Nothdurft erfordert, entweder die Wache zu hohlen, oder ſich anderer Hülfe, welche er am geſchwindeſten erhalten kann, zu gebrauchen.

§. 9. Haben die Laternen-Wärter, wenn ſie Feuers- oder andere Gefahr wahrnehmen, ſolches bey den Wachten in der Stadt ſchleunigſt anzumelden, oder, wenn die Gefahr groß, und die Wachten entfernt wären, durch Herzurufung der Nachbarn um Hülfe zu ſchreyen.

§. 10. Die Laternen müſſen die ganze Nacht über, vom Abend bis gegen Morgen, wenn der Mond nicht helle ſcheint, nach der eingeführten Zeitbeſtimmung beſtändig brennen; ſobald aber der Tag anbricht, ſind ſolche in aller Eil, jedoch mit Behut-

hutſamkeit, und ohne dabey Schaden zu verurſachen, auszulöſchen.

§. 11. Alle Morgen nach ausgelöſchten Laternen, iſt an die Inſpectores, was des Nachts über paſſiret, zu berichten, damit ſie behörigen Rapport an den Directoren bringen können.

§. 12. Haben die Laternen-Wärter alle Tage ihre unterhabende Laternen inwendig am Glaſe wohl auszuwiſchen, den Hals und übrige Stücke aber nur wöchentlich ein Mahl zu ſäubern.

§. 13. Es gehen hierzu allezeit 2 Mann mit einander, deren einer die Laternen reinigt, und die Lampe herunter langet, der andere hingegen mittlerzeit den Docht einlegt, das Oehl eingießt, und die Lampe wieder hinauf giebt.

§. 14. Es muß von den Laternen-Wärtern auch täglich wechſelsweiſe, nach der Ordnung, ein Mann in ihrer Retirade oder Wacht-Stube ſich aufhalten, und erwarten, was ihm von den Inſpectoribus oder Directore befohlen werden wird.

§. 15. Sie ſind insgeſammt ſchuldig, und werden deſſen bey harter Strafe erinnert, daß ſie jedesmahl bey Feuersgefahr, und ſo oft Schloßen oder ſtarke Wetter entſtehen, in der ordentlichen Wacht-Stube unausbleibend erſcheinen, und, was ſie dabey verrichten ſollen, erwarten mögen.

§. 16. Es müſſen ſich oftgemeldte Laternen-Wärter jederzeit wachſam und nüchtern bezeigen, ſich auch nirgends anders, als wohin ſie von einer Zeit zur andern beſtellet ſeyn, finden laſſen.

§. 17. Haben ſie dasjenige, was ihnen bey ihrer Function und ſonſt von dem Directore und Inſpectoribus anbefohlen wird, treulich und redlich in Acht zu nehmen, und mit Döchten und was ſie unter Händen haben, ſparſam und getreu umzugehen.

§. 18. Sollen ſie ihre ſchuldigen Dienſte zu allen Zeiten ſelbſt abwarten, und keine fremde Perſonen dazu gebrauchen; wofern aber einer oder der andere, Krankheit oder anderer Urſachen halber, ſich zu entſchuldigen hätte, ſo muß er mit Vorwiſſen der Inſpectoren, einen der Expectanten

an

an ſeine Stelle ſchaffen, und ſelbigen, was er für ihn thun ſoll, hinlänglich inſtruiren.

§. 19 Und endlich haben die Laternen-Wärter zu vermeiden, daß ſie an den Laternen nichts zerbrechen, auch das Oehl nicht muthwillig vergießen, geſtalt ſie vor alle dergleichen Schaden zu ſtehen und ſelbigen zu erſetzen gehalten ſind.

Diejenigen, welche ſich an den Laternen vergreifen, die Gläſer daran zerſchlagen, und mit Steinen oder Schnee-Bällen einwerfen, die Lampen ausgießen oder wegnehmen, oder gar die Laternen ſelbſt entwenden ꝛc. werden gemeiniglich ſehr hart an Gelde oder am Leibe beſtraft. Es wird ſogar nicht geſtattet, die Laternen zu öffnen, und Tobaks-Pfeifen, Fackeln oder Licht dabey anzuzünden; und es werden bey dergleichen Vergehungen keine Entſchuldigungen angenommen.

Königl. Preuß. Patent.

gegen die Beſchädigungen und Diebereyen an den öffentlichen Laternen der königl. Reſidenzien.

De dato Berlin, d. 26 Jan. 1764.

Obgleich Se. kön. Maj. in Preuſſen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr, vielfältige ſcharfe Patente und Verordnungen gegen die Beſchädigung und Diebereyen an den öffentlichen Laternen in den hieſigen Reſidenzien ergehen laſſen, und darauf empfindliche Leibes- und Geld-Strafen geſetzt haben: So müſſen doch Höchſtdieſelbe zu Dero größten Mißfallen vernehmen, daß dem ohngeachtet die Laternen öfters beſtohlen, Dacht und Oehl, auch Lampen ſelbſt, daraus entwendet, auch von böſen Leuten ſo viel Unreinigkeit und Schutt an dieſelbe ausgegoſſen worden, daß die Anſtecker kaum im Stande ſind, dergleichen beſchüttete Laternen zu beſteigen, gehörig zu reinigen, und mit Oehl zu verſorgen.

Höchſtgedachte Se. königl. Maj. haben daher, zu Hemmung dieſes großen Muthwillens und Frevels, allergnädigſt reſolviret, alle und jede dieſerhalb in Annis 1715. 1718, und 1720. bereits ergangene Patente und Verordnungen wegen der Laternen, und ſonderlich das geſchärfte Patent v. 18 Sept. 1732 hierdurch nochmahls zu renoviren, und zu extendiren, auch alles Ernſtes zu verbiethen, daß niemand, er ſey wer er wolle, ſich unterfange, an den Laternen hieſiger Reſidenzien ſich im geringſten zu vergreifen, noch dabey einigen Schaden, es geſchehe durch Zerſchlagung der Gläſer mit Stein- und Schneeball-Einwerfen, Stöcken oder andern Inſtrumentn, Entwendung des Dachts und Oehls, auch ſelbſt der Lampen, Einhauung und Zerſplitterung der Laternen-Pfähle, oder wie es ſonſten geſchehen kann, zu thun, weniger die Laternen gar diebiſcher Weiſe abzubrechen und zu entwenden; mit der Verwarnung, daß wer darüber betroffen wird, und des Vermögens iſt, ſofort in 200 Thaler fiscaliſche Strafe condemniret, und ſolche von ihm beygetrieben werden ſoll. Im Fall aber dergleichen Verbrecher nicht im Stande, ſothanes Geld zu erlegen, auf ſolchem Fall ſoll gegen denſelben ohne alle Gnade mit ſcharfen Staupen-Schlägen und Brandmark auf der Stirn verfahren, und er dazu des Landes verwieſen; wäre es aber ein Soldat, ſelbiger mit 36mahl Gaſſenlaufen durch 200 Mann in drey Tagen beſtrafet, und auf 3 Jahre in die Karre nach Spandow gebracht werden.

So ſoll auch niemand, bey 10 Thaler Strafe zur Charité, ſich unterſtehen, an die Laternen-Pfähle gedruckte oder geſchriebene Zettul von Auctionen, Comödien, noch andern Sachen, zu kleben oder zu nageln, vielweniger an dieſelbe Unreinigkeit und Schutt auszugießen, noch die Laternen zu öffnen, Tobaks-Pfeifen Fackeln oder Licht dabey anzuzünden, und, wenn er nicht im Stande die Geld-Strafe zu erlegen, mit empfindlicher Leibes-Strafe angeſehen und beleget werden; Wie denn auch derjenige, ſo unvorſichtiger Weiſe mit Anfahren an die Pfähle Schaden verübte, von dem der es ſieht, bey der nächſten Wache, oder dem Wirth, vor deſſen Hauſe der beſchädigte Pfahl ſteht,

ſteht, angezeiget, und ſolches von einem der beyden, bey dem Gouvernement gemeldet werden. Se. königl. Maj. befehlen demnach dem Gouvernement hieſiger Reſidenzien, nicht weniger dem Magiſtrat derſelben, ferner allen Officiers, ſo auf Wachten und Poſten commandiret werden, auch den Ronden, Patrouillen, Schildwachten, Nachtwächtern ꝛc. hierdurch allergnädigſt, dahin bedacht zu ſeyn, wie dergleichen Freveler attrapiret und in Arreſt gebracht werden mögen, damit die oben erwähnte Strafe an ihnen exequiret und Exempel ſtatuiret werden können. Wann auch jemand davon Wiſſenſchaft haben, und einen oder mehr dergleichen Laternen-Diebe und Freveler anzeigen könnte, ſo ſoll derſelbe aus der hieſigen Acciſe-Caſſe ſofort baar 10 Thaler zum Recompens zu empfangen haben, und ſein Nahme dabey verſchwiegen bleiben.

Urkundlich haben Se. königl. Maj. dieſes renovirte Patent eigenhändig vollzogen, und mit Dero königl. Inſiegel bedrucken laſſen, auch allergnädigſt geordnet, daß ſolches von den Kanzeln abgeleſen, bey allen Compagnien der Garniſon verleſen, auch öffentlich durch den Trommelſchlag publiciret, und ſonſt überall an öffentlichen Orten angeheftet werden ſoll, damit es zu jedermanns Wiſſenſchaft kommen, und niemand ſich mit der Unwiſſenheit zu entſchuldigen Gelegenheit haben möge. So geſchehen und gegeben zu Berlin, d. 6 Jan. 1764.

Friedrich.

(L. S.)

v. Borcke. v. Maſſow. v. Blumenthal.

Herzogl.

Herzogl. Braunſchweigiſche Verordnung.

das Laternenweſen in der Stadt Braunſchweig betreffend. De dato Braunſchweig, d. 7 Febr. 1765.

Von Gottes Gnaden, Wir, CARL, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg ꝛc. ꝛc. fügen hierdurch zu wiſſen: Nachdem mit der Einführung einer gemeinnützigen Laternen-Anſtalt nunmehro der Anfang allhier gemacht iſt, und die Nothdurft erfordert, ſowohl der Anſtalt ſelbſt, als den Laternen-Wärtern und Aufſehern, hinlängliche Sicherheit zu verſchaffen: Als ſetzen, ordnen und wollen Wir hiemit gnädigſt doch ernſtlich, daß

1. derjenige, welcher eine Laterne ohnvorſichtiger Weiſe oder aus Muthwillen beſchädigt und zernichtet, im erſten Fall den Schaden, im andern Fall aber überdas nach Befinden 10, 20 bis 50 Thaler Strafe bezahlen, und, falls er ſolche nicht zu erlegen vermag, auf dem Marktplatze öffentlich ausgeſtellet, und mit Gefängniß, Werkhaus-Strafe, auch wohl Veſtungs-Arbeit belegt werden ſoll.

2. Sollte jemand ſich gelüſten laſſen, eine oder mehrere brennende Laternen auszulöſchen, ſo ſoll derſelbe, nach dem Grad des dabey zu Schulden gebrachten Muthwillens oder der Bosheit, mit Gelde oder Gefängniß, auch wohl mit öffentlicher Ausſtellung am Halseiſen beſtraft werden.

3. Würde auch wider beſſeres Verhoffen ſich jemand erfrechen, eine oder mehrere Laternen, die darin befindliche Lampen oder dazu gehörige Arme zu ſtehlen, ſo ſoll der Diebſtahl einem Furto qualificato gleich geachtet, gegen einen ſolchen Freveler ohne Weitläuftigkeit criminaliter verfahren, und derſelbe, dem Befinden nach, als ein Dieb und Straßenräuber beſtraft werden.

4. Wie Wir überhaupt von ſämmtlichen hieſigen Einwohnern hiemit fordern, daß ſie, ſobald ihnen

nen das geringſte bey den hieſigen Laternen-Anſtalten, ſo dieſer Unſerer gnädigſten Verordnung zuwider, zu Geſichte kommt oder bekannt wird, ſolches ſofort an das hieſige Stadt-Policey-Departement, oder an den Diſtricts-Commiſſarium, in deſſen Bezirk die Contravention bemerket worden, anzeigen; als iſt zugleich Unſer gnädigſter Wille, daß derjenige als ein Dieb angeſehen und beſtrafet werden ſoll, der geſtohlene Gaſſen-Laternen, die darin gehörige Lampen, oder die Laternen-Arme, entweder bey ſich verhehlet oder an ſich kauft. Und da

5. die Laternen-Wärter auch dazu angewieſen ſind daß ſie zur gehörigen Zeit zugleich in ihrem Diſtrict patroulliren, verdächtige Perſonen anhalten, und an die nächſte Wache bringen ſollen: als befehlen Wir hiedurch gnädigſt, daß dieſe Leute alle Sicherheit genießen, und derjenige, welcher denenſelben in ihren Ausrichtungen ſich widerſetzt, oder an ſelbige ſich wohl gar vergreift, als ein Störer der öffentlichen Ruhe angeſehen und beſtrafet werden ſolle.

Wie Wir nun ernſtlich wollen, daß über dieſe gnädigſte Verordnung ſträcklich gehalten werden ſolle, als haben Wir auch, damit ſich keiner mit der Unwiſſenheit entſchuldigen könne, ſelbige durch den Druck bekannt zu machen und gehörigen Orts anzuſchlagen befohlen.

Urkundlich Unſerer eigenhändigen Unterſchrift und beygedruckten Fürſtl. Geheimen Kanzleyſiegels. Gegeben in Unſerer Stadt Braunſchweig, d. 7 Febr. 1765.

CARL,

H. zu Br. und L.

(L.S.)

J. H. v Böttcher.

Kurſ.

Kurf. Sächſ. Amts = Verordnung,
die Beſchädigung der Laternen betreffend. De dato Dresd. den 27 Nov. 1781.

Diejenigen, ſo durch Nachläßigkeit oder Muthwillen, an den zur nächtlichen Beleuchtung der Friedrichs=ſtädter = und der Zwinger = Allee aufgeſtellten Laternen einigen Schaden durch Zerbrechen oder ſonſt verurſachen, ſollen ſofort zu deſſen Erſatz durch rechtliche Zwangsmittel angehalten, und noch überdies, nach Befinden, mit Geld-Gefängniß = oder andern empfindlichen Leibes = Strafen beleget werden. Dafern auch von den Lehrjungen und andern auf den Gaſſen herum laufenden Kindern, durch das außerdem ſchon verbothene Steinwerfen, den Laternen einiger Schade zugefüget würde, ſind nicht nur deren reſp. Meiſter und Aeltern zu deſſen Erſatz verbunden und gehalten, ſondern es ſollen auch die Jungen und Kinder noch überdies eingezogen, und mit Stockſchillingen, oder andern empfindlichen Leibes-Strafen, ohne einige Nachſicht, beleget werden; und haben dahero Meiſter und Aeltern ſich ſelbſt beyzumeſſen, wenn ihnen durch vernachläßigte Zucht, einiger Nachtheil erwächſet.

Eine alte Gaſſen = Laternen = Ordnung in einer churſächſiſchen Stadt, ſ. im 162. St. der Leipziger Sammlungen ꝛc. (Leipz. 1759, 8.) S. 533 — 539.

Was endlich die Aufbringung der Koſten, welche ſowohl zur erſten Einrichtung, als nachher zur Unterhaltung der Laternen erfordert werden, betrifft: ſo pflegt dieſer Aufwand in den Städten von den Stadt = Räthen beſtritten zu werden, da man dann die Koſten auf die Häuſer in der Stadt repartiret, und auf jedes ein ſogenanntes **Laternen-Geld** legt; nur in der Reſidenz pflegt die Kammer zuweilen einen Zuſchuß zu thun, wenn die Koſten ſehr ſtark ſind. Man ſetzt auch wohl einen beſondern Fond zur Unterhaltung der Laternen aus.

Wenn die Unterhaltung der Laternen nicht durch Entrepreneurs geſchieht, ſondern dieſe ganze Anſtalt von einem Ober-Aufſeher adminiſtrirt wird, ſo pflegt man demſelben die dazu erforderlichen Gelder von halben zu halben Jahren praenumerando zu zuſtellen, worüber er dann auch alle halbe Jahre Rechnung ablegen muß; denn in dieſem Falle hat er eine beſondere Caſſe, welche man die **Laternen-Caſſe** nennt, in Verwaltung; er beſorgt den Einkauf des Oehles und der Baumwolle, ſo wie die Reparaturen an den Laternen. Daher kommen die alle halbe Jahre erhaltenen, oder aus dem dazu beſtimmten beſondern Fond eingegangenen Gelder in die Einnahme; das eingekaufte Oehl, Baumwolle und die Reparatur-Koſten, nebſt der Beſoldung des Ober-Aufſehers und dem Lohne der Laternen-Wärter, in die Ausgabe; alles aber wird durch richtige Quittungen und Scheine ordentlich belegt.

Die Zubereitung der chineſiſchen Tuſche aus Lampen-Ruß, veranlaſſete Hrn. Hofr. **Beckmann**, in Göttingen, den Gedanken, ob man nicht den Ruß der vielen Lampen, womit die Straßen erleuchtet werden, ſammlen und nutzen könne. Ihm verſicherte nachher ein Freund, daß dieſes ſchon ſeit einigen Jahren in Leipzig geſchehe, und er wünſcht daher, in einer dem 69 St. des Neuen Hannov. Magaz. vom Jahr 1793, Col. 1103, eingerückten Anfrage, daß jemand die beſte Weiſe der Einſammlung und Nutzung dieſes Rußes, nach den bereits vorhandenen Erfahrungen, bekannt machen wolle. Vielleicht laſſen ſich dadurch die Koſten der Erleuchtung etwas vermindern; ſo wie die Reinigung der Straßen immer weniger koſten wird, je mehr unſere Land-Leute den Straßen-Dünger benutzen werden.

* * *

Es giebt endlich auch noch eine beſondere Art von Laternen, wodurch kleine auf Glas gemahlte Bilder an einer gegenüber ſtehenden weißen Wand ſehr groß und hell dargeſtellt werden. Weil ſie kleine Bilder an einer Wand in einem finſtern Zimmer ſehr groß vorſtellt, und, nach dem Sprichworte, aus einer Fliege gleichſam einen Elephanten macht, ſo nennt ſie Sturm (1) Laterna megalographica, die **Vergrößerungs-Laterne**; und weil man ſich darein nicht finden konnte, und die Sache für übernatürlich und eine kleine Zauberey hielt, nannte man ſie Laterna magica, die **magiſche** oder **Zauber-Laterne**. Die dadurch bewirkten Erſcheinungen, ſind eins der gewöhnlichſten und am meiſten bewunderten Kunſt-Stücke der natürlichen Magie. Sie iſt bereits eine ſo bekannte Sache geworden, daß ſie ſich durch eine beygefügte Leyer, oder Orgel, jedermann auf der Straße unter dem Nahmen der Laterna magica anbiethet, ob ſie gleich ehedem Schrecken und Entſetzen verurſachte. Ihre Wirkung iſt, die Zeichnungen und Farben kleiner Objecte, die man auf Glas-Streifen mit durchſichtigen Farben anbringt, an der weißen Wand ꝛc. an einem finſtern Orte groß nachzumahlen. Sie ſtellt eine vollkommen umgekehrte Cameram obſcuram (ſ. Th. VII, S. 545, fgg.) vor; denn da bey der Camera obſcura die Objecte von der Sonne ſtark erleuchtet ſeyn müſſen, der Ort, in welchen die durch ein convexes Glas gebrochenen Strahlen fallen ſollen, finſter, die Wand aber, worauf die Bilder ſich präſentiren ſollen, weiß ſeyn muß, alſo findet auch dieſes alles ebenfalls bey der Laterna magica Statt, außer daß in der Camera obſcura die Objecte entfernt ſtehen, und das Bild daher ſich durch geſchwindere Zuſammenziehung der Strahlen nahe hinter dem Glaſe und ver-

(1) Im Collegio curioſo, P. 1, Tent. 16, Phaen. 2, p. 163.

verjüngt präſentirt, dahingegen in der Laterna magica das Bild, als ein Object, welches in ſeinem Behältniſſe ebenfalls ſtark erleuchtet iſt, nahe an das Glas geſetzt wird, und deſſen Strahlen oder Schattenwerk nothwendig vermöge der Durchbrechung durch die Gläſer, ſehr vergrößert weit hinaus fallen müſſen.

Die eigentliche Zeit, und von wem die Zauber-Laterne erfunden worden iſt, iſt nicht bekannt. Es iſt wohl zu vermuthen, daß deren Beſchaffenheit und Verfertigung in den erſten Zeiten als ein großes Geheimniß verborgen gehalten, und der erſte Erfinder unbekannt geblieben iſt. In der Mitte des 17ten Jahrh. hat ſchon der bekannte Künſtler Jo. Franz **Griendel** von Ach, auf Wankhauſen, dergleichen verfertigt und verkauft (2). **Kircher**, in der Vorrede ſeiner Cryptologia nova, giebt vor, daß er ſelbſt dieſelbe zuerſt erfunden habe; und in einem andern Werke (3) ſagt er, ein Däne und guter Mathematiker, Nahmens **Tho. Walpenſtein**, hätte ſeine Erfindung in eine beſſere Form gebracht, und verſchiedenen Prinzen in Italien mit großem Gewinn verkauft; und *Dechales* (4) erzählt, er habe, im J. 1665, bey einem Gelehrten aus Dänemark, der durch Lyon gereiſet ſey, dergleichen geſehen, welcher auch am angef. O. dieſelbe beſchrieben hat. Sie muß allerdings zu derſelben Zeit noch etwas ganz neues geweſen ſeyn, denn als 1657 P. *Schottus* ſeine Magiam vniuerſalem naturae & artis ſchrieb, hat er in der Magia dioptrica nicht die geringſte Erwähnung davon gethan, da er doch

(2) S. Doppelmayers hiſt. Nachricht von nürnbergiſchen Künſtlern und Mathematicis S. 112.

(3) In ſeinem Werke de arte magna Lucis et Vmbrae, L. 10, P. 3, c. 8. §. 4. probl. 4.

(4) In ſeinem Mundo mathematico, To. 3. Dioptr. L. 2, Prop. 20, F. 696.

doch der andern Laternen gedenkt, durch die man ein ſtarkes Licht an einen fernen Ort werfen kann. Von Einigen wird ſie ſchon dem *Rogerius Baco*, der im 13ten Jahrh. lebte, zugeſchrieben. Selbſt zu der Zeit, als **Griendel** mit Zauber-Laternen handelte, wurde noch deren Verfertigung geheim gehalten. Als M. J. C. **Kohlhans**, im J. 1677, ſeine mathematiſche und optiſche Curioſitäten heraus gab, wollte er ſeine Kenntniß von der Structur dieſer Laterne zeigen, und gab deren Beſchreibung reihenweiſe in hebräiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache heraus, damit niemand dieſelbe nachmachen möchte, der nicht ein Literatus und dieſer Sprachen kundig wäre. P. *Zahn* hat nicht nur die rechte Structur derſelben gelehrt, ſondern auch verſchiedenes neues erdacht (5), als: lebendige Inſecten zu präſentiren, ingl. Nacht-Uhren, deren er 5 Arten erfunden hat, wovon die 4te und 5te, ob ſie gleich beſſer, als die übrigen, ſind, mehr angegeben, als erklärt worden ſind; ſo erfordern auch dieſelben eine beſonders dazu eingerichtete Laterne, welche ſich zur Darſtellung der Bilder nicht ſchickt, ſondern zuvor geändert werden müßte. Ein gleiches iſt auch von ſeinem Anemoſcopio, welches er ſeiner Laterne applicirt (6), zu melden. Nach Zahn, hat **Sturm** (7), nicht allein die Wirkungen der Laterne mit einem neuen Zuſatze geziert, ſondern auch eine Nacht-Uhr dermaßen glücklich herausgebracht, daß ſie der Laterne an Anbrin-

(5) In Fundam. 3, Syntagm. 5, c. 5. techn. 2, S. 728, fgg.

(6) Dieſes Artificium anemoſcopicum beſteht darin, daß man vermittelſt einer Zauber-Laterne zu allen Zeiten, in einem verfinſterten Zimmer an der weißen Wand ſehen könne, woher der Wind komme, welches ein an die Wand gehängter Degen oder Stock anzeigt.

(7) In ſeiner Matheſi iuven. und Collegio experiment. P. 2, Tentam. 14.

gung der Bilder nicht hinderlich iſt. Hernach hat Creiling (8) die Erſcheinungen der Laterne auf eine neue Art erwogen. Die wichtigſte Verbeſſerung rührt vom Prof. Ehrenberger (9), in Jena, her, welcher die Bilder beweglich gemacht hat, ſo daß man Bilder mit Bewegungen dadurch an die Wand werfen kann.

Die Maſchine ſelbſt beſteht aus einem Gehäuſe, welches von Holz, Blech, oder feſter Pappe, entweder viereckig, rund, oder cylindriſch gemacht wird; doch ſind die blechernen die beſten, weil man keine Entzündung derſelben zu befürchten hat, ſie auch den Schein des Lichtes ſehr vermehren. Stempel (10) will, man ſolle ſie aus Blech, in Form eines abgeſtumpften Kegels machen laſſen, deſſen kleinere Oeffnung mit der Größe des Hohl-Spiegels übereinkomme; denn ſolcher Geſtalt würden viele, von den Seiten der Laterne reflectirte Strahlen, welche ſonſt vorbey gingen, auf das Object fallen, und daſſelbe viel heller darſtellen. Was ihre Größe betrifft, ſo ſollen ſie nicht zu enge ſeyn, damit die Wärme der innern Luft ſich nicht zu viel zuſammen ziehe, oder vermehre, und die Farben der Bilder verderbe, auch die Seiten der Laterne von dem Rauche nicht zu ſehr verunreiniget, und alſo untüchtig gemacht werden, die Licht-Strahlen zu reflectiren, daher inſonderheit ihre Länge dem Halb-Durchmeſſer des Spiegels proportionirt ſeyn müſſe.

In dem Gehäuſe befindet ſich ein Hohl-Spiegel, und vor demſelben ein ſtarkes Lampen-Licht, welche das

(8) *Creiling* diſſ. de laternae magicae phaenomenis ad ſtateram applicatis. Tubing. 1705, 4.

(9) *Bonif. Henr. Ehrenberger* novum et curioſum Laternae magicae augmentum. Jen. 1713, 4.

(10) *Stempel* diſſ. de laterna magica. Jen. 1704, 4.

das vorgeſchobene Bild ſtark erleuchten: ferner zwey geſchliffene Gläſer, welche die von dem Bilde herkommenden Strahlen auffangen und aus einander breiten müſſen. Ueber dem Gehäuſe iſt ein Rauchfang mit vielen Löchern, wodurch der Rauch der Lampe aus der Laterne geführt werden kann, der ſonſt die Licht-Flamme leicht verdunkeln würde. Man kann auch unten in die Laterne eine Oeffnung machen, damit die Luft deſto beſſer hinein fallen, und ihre Circulation erleichtert werden möge. Hinten, oder an einer Seite, hat die Laterne ein Thürchen, womit man ſie verſchließt, wenn man die brennende Lampe hinein geſetzt hat; vorn aber zwey blecherne Röhren, in deren jeder ein geſchliffenes Glas befindlich iſt; und an jeder Seite einen Einſchnitt, wodurch die hölzernen Schieber mit den Bildern geſteckt werden. Zur Präſentation der Bilder wird ein finſteres Zimmer, darin eine weiße glatte Wand iſt, erfordert.

Der Hohl-Spiegel iſt entweder aus weißem Metall gegoſſen, oder aus weißem ſehr glatten Blech geſchlagen. Er kann ungefähr 4 bis 6 Zoll groß, und ſein Diameter von einer kleinen Sphäre, als: 9, 10 oder 12 Zoll ſeyn, weil ſolche ſtärker erleuchtet wird, folglich auch dem Bilde ein ſtärkeres Licht geben kann. In großen Laternen kann der Diameter der Concavität des Spiegels beynahe 1 Fuß, in mittelmäßigen ½ Fuß, und in noch kleinern 4 oder 5 Zoll ſeyn (11). An ſtatt des Hohl-Spiegels, kann man ein Planconvex-Glas, auf der convexen Seite, terminiren, welches mehr Dienſte, als ein metallener Spiegel, thut;

 nur

(11) Je größer oder flacher der Spiegel von Section iſt, je heller repräſentirt er die Bilder, aber kleiner; je kleiner hingegen deſſen Section iſt, je größer die Bilder, aber confuſer. Ohne Hohl-Spiegel iſt die Laterne beſſer, es muß aber alsdann das erſte Glas 3 bis 4 Zoll convex, und auf der andern Seite plan ſeyn.

nur muß daſſelbe alſo geordnet werden, daß ihm die Hitze des Lichtes nicht zu nahe komme. Damit aber die Licht-Flamme weder dem Glaſe, noch der Folie, Schaden thun möge, macht man vor daſſelbe ein Blatt von moscovitiſchem Frauen-Glaſe, welches ſehr klar iſt, und nicht verbrennt, wenn gleich die Licht-Flamme daran ſchlägt; und alſo kann man den gläſernen Spiegel nur von auſſen anſetzen, daß er nicht ſo heftig die Hitze erleiden darf. Der Diameter dieſes gläſernen Spiegels kann faſt die Hälfte und darüber größer, als des metallenen, ſeyn, weil der Focus, in dieſem Falle, nicht der halbe Semidiameter, ſondern um den dritten Theil deſſelben kleiner iſt. In dem foco des Hohl-Spiegels, welcher der vierte Theil ſeines Diameters iſt, ſteht die Lampe, welche nach der Zirkelrundung des Spiegels ausgehöhlt iſt, damit ſie nicht den Strahlen, die der Spiegel von ſich giebt, hinderlich ſey, oder dieſelben aufhalte, ſondern ihre durch den Spiegel verdoppelten Kräfte die gehörig gemahlten Bilder, die wenigſtens 3 Zoll weit von der Lampe abſtehen, ſehr ſtark erleuchten, und die von dem Spiegel reflectirten Strahlen parallel nach dem Bilde fortgehen können, daß daſſelbe, gleichſam mit ſeinem eigenen Lichte, ſeine Strahlen durch die Convex-Gläſer, die ihre ordentliche Stellung und gehörige Größe haben müſſen, auf die gegenüber ſtehende weiße Wand werfen möge, wo es ein deutliches und viel größeres Bild hervorbringen wird, wozu dann vieles helfen kann, wenn die Röhren inwendig geſchwärzt ſind, damit nicht der Glanz von dem auf ihre innere Fläche fallenden Strahlen die Farben der Bilder verwirre. Weil aber das Bild dem Glaſe ſehr nahe iſt, ſo kann deſſen Focus ſeine rechte Länge nicht behalten, ſondern es geſchieht die Vereinigung der Strahlen, und folglich die Repräſentation viel weiter von dem Glaſe, als der Diameter oder

Semidiameter der Schüſſel, darin ſolches geſchliffen, iſt (12), daher kein acht-, zehn- oder mehr-fußiges Glas zu einer Laterne gebraucht werden kann, weil der Zuſammenlauf der Strahlen auf etliche hundert Schritt von dem Glaſe ſelbſt ſeyn würde, folglich die Repräſentation, wegen der großen Diſtanz, viel zu ſchwach und dunkel werden dürfte, ſondern man nimmt nur ein acht-oder zehn-zolliges, auch wohl ein ein-oder zehn-fußiges Glas, wenn die Laterne nur mit Einem Glaſe ſeyn ſoll. Es präſentirt aber eine ſolche Laterne das Bild nicht ſo lebhaft, als ſie mit zwey Gläſern thut; denn wenn man nur ein Glas braucht, muß daſſelbe ſehr convex ſeyn; giebt man ihm keine Oeffnung, ſo erſcheinen die Bilder zwar hell, aber nicht deutlich; giebt man ihm eine, ſo erſcheinen die Bilder zwar deutlich, zugleich aber auch dunkel.

Das erſte Glas muß convexer ſeyn, als das zweyte, ſo formirt dieſes ein deſto größeres Bild. Es kann alſo das erſte auf beyden Seiten convexe Glas 5 Zoll, das andere aber 7 oder 8 Zoll focum haben; oder, man ſetzt 4 Zoll (13) und 9 Zoll zuſammen; oder man ſchleift das erſte Glas auf einer Seite in 3 Zoll, und auf der andern in 1 oder 2 Fuß, das andere oder das äuſſere Glas aber zu beyden Seiten in 10, 12 bis 15 Zoll. In mittelmäßigen Laternen kann das äuſſere auf beyden Seiten convexe Glas aus einem Diameter von 1 Fuß und $\frac{20}{100}$, das innere auf beyden Seiten convexe Glas aus einem Diameter von $\frac{90}{100}$; in größern aber

 das

(12) Weil man die Strahlen zwingt, ſehr weit aus einander zu fahren, welches denn die ungemeine Vergrößerung der kleinen Bi der verurſachet.

(13) Da zu einer ſtarken Convexität ſehr dickes Glas erfordert wird, man aber ſolches nicht allemahl haben kann, ſo nimmt man zwey in einer flacheren Schale geſchliſſene Gläſer, welche den begehrten focum geben, wenn ſie unmittelbar auf einander geleget werden.

das äuſſere Glas, zu beyden Seiten, aus einem Diameter von 2 Fuß und $\frac{25}{100}$, das innere, zu beyden Seiten, 1 Fuß und $\frac{75}{100}$, römiſchen Maßſtabes, seyn. Es ſind aber dieſe Proportionen nicht ſo anzunehmen, daß ſie nothwendig müßten beybehalten werden, ſondern ſie werden nur deswegen angezeiget, daß man ſich einiger Maßen darnach richten könne, daher auch wohl Gläſer von ungleichen Convexitäten, auch plano-convexa von einer etwas kleineren Proportion, zu erwählen ſind. *Dechales* hat aus der Erfahrung für gut befunden, wenn das äuſſere Glas von nochmahl ſo großer Sphäricität iſt, als das innere; es müßte alſo das äuſſere Glas von 10, und das innere von 5 Zoll foco ſeyn.

Das erſte Glas muß etwas größer ſeyn als die Bilder (14), welche dahinter geſchoben werden, das andere aber etwas kleiner, weil deſſen Röhre in die erſte eingeſchoben wird. Zu beyden muß die Materie des Glaſes ſo rein, als ſie nur immer zu bekommen ſind, genommen werden, weil ſonſt die Unreinigkeit, inſonderheit des innern Glaſes, der Deutlichkeit des vorgeſtellten Bildes viel benimmt; und wenn einige Flecken in demſelben enthalten ſind, machen ſolche einen Schatten an der weißen Wand. Das weiße Glas iſt deswegen hier gut zu gebrauchen, weil es die durchfallenden Strahlen des Objectes im geringſten nicht färbt, noch verändert.

Wenn man die Bilder deutlich und hell an der Wand zu ſehen verlangt, ſo erwähle man eine ſolche, die nicht rauh, ſondern fein gekalkt und geweißt iſt: oder man bezieht ſie mit weißem Leder; das weiße Linnen aber, zumahl wenn es loſe gewebt iſt, dient nicht wohl dazu, denn die kleinen Löcher, die zwiſchen dem Ge-

(14) Insgemein iſt der Diameter der gemahlten Gläſer ein wenig über 2½ Zoll eines leipz. Decimal-Schuhes.

Gewebe ſind, verſchlucken gleichſam ſehr viele Strahlen, daß es weder deutlich genug das Bild darſtellt, noch deſſen empfangene Strahlen aufrichtig wieder giebt. Es trägt auch vieles zur Deutlichkeit bey, wenn die Bilder einen ſchwarzen Grund haben.

Je näher die Laterne bey der weißen Wand ſteht, deſto mehr muß die Röhre ausgezogen werden, und deſto kleiner, aber netter präſentiren ſich die Bilder; je weiter die Laterne von der weißen Wand entfernt iſt, deſto mehr muß die Röhre mit dem zweyten Glaſe hinein, und dem erſten Glaſe näher, geſchoben werden, und deſto größer, aber auch dunkler, präſentiren ſich die Bilder.

Je näher das Bild dem erſten Glaſe ſteht, je größer präſentirt es ſich, und das zweyte Glas wird von demſelben weiter entfernt. Ein jedes Bild aber, es ſey an der Wand klein oder groß, wird ſich um die Mitte lebhafter zeigen, als nach dem Rande, weil die Strahlen von den äuſſerſten Theilen des Bildes ſchief auf das Glas fallen.

Steht die Lampe in dem Puncte des loci des erſten Glaſes, ſo wird das Bild an der Wand dem Originale ähnlich ſeyn; denn weil die Licht-Strahlen von der Lampen-Fackel mit den Farben des gemahlten Bildes gefärbet, und, durch die Refraction, alſo herab gelenket werden, daß ſie parallel einfallen, ſo werden ſie mit andern nicht vermiſchet, und verwirren die Farben nicht; ſteht aber das Lampen-Licht dem Glaſe näher, ſo wird das Bild größer, als ſein Original, aber nicht ſo nett und deutlich, wie das vorige, geſehen werden, weil die Strahlen aus einander fahren. Steht das Licht weiter von dem Glaſe, ſo kann es geſchehen, daß die Licht-Flamme ſich umgekehrt an der Wand ganz deutlich präſentirt, das Bild aber alsdann ganz unordentlich; denn wenn die von dem Puncte derſelben auf unterſchiedene Theile

des

des Glaſes fallende Strahlen vereiniget werden, ſo werden ſie in allen ſolchen Theilen gefärbet, und alſo Strahlen, von allen Farben, ſeyn. Endlich, wenn die Flamme weiter von dem Glaſe entfernt iſt, ſo werden die Strahlen in dem foco des Glaſes vereiniget, nach der Vereinigung aber wieder getrennet, und ein Bild darſtellen können. Es muß alſo die Licht=Flamme weiter von dem erſten Glaſe, als die Diſtanz ſeines foci iſt, entfernt werden.

Die Bilder recht zu mahlen, iſt das Haupt=Werk, worauf alles ankommt; denn wenn gleich die Laterne noch ſo gut eingerichtet iſt, und die geſchliffenen Gläſer darin noch ſo ſchön ſind, die Bilder aber mit ihren Farben nicht deutlich und lebhaft an der Wand erſcheinen, und dazu ſchlecht gezeichnet ſind, ſo wird man von ſeinen angewandten Koſten wenig Vergnügen haben. Man hat hierbey zuerſt eingeſehen, daß der Verluſt der alten Glas=Mahlerey zu bedauern iſt, denn die Oehl = Farben ſind nicht durchſichtig, daher muß man ſich nur der Saft = und Waſſer = Farben bedienen. Dieſe Bilder, lehrt Wiedeburg (15), werden mit dem convexen Glaſe in gleicher Größe, gemacht, und mit Waſſer=Farben, als: Beinſchwarz, Umbra, florentiner Lack, Indigo, Carmin, Lackmus, Ultramarin, Safran, Gummigutt, Drachenblut, u. d. gl. aufgetragen; und damit ſie deſto feſter an das Glas kleben, muß ſowohl das Glas mit Hausblaſe oder Traganth, der in weiſſem Eſſig zergangen iſt, beſtrichen, als die Farben ſelbſt mit einem guten Firniß aufgetragen werden. Man macht dergleichen Firniß aus Sandarach und weißen Maſtix=Körnern, welche durch einander ganz klein geſtoßen werden, hernach ſchüttet man dieſelben in

(15) In ſeiner Einleitung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften, (Jena, 1735, 8.) S. 761.

in ein Glas, und gießt höchſt rectificirten Weingeiſt, auch etwas Spick-Oehl und venet. Terpenthin darauf, verbindet oben das Glas feſt, und hängt es an die Sonne, oder ſetzt es in heißes Waſſer, bis der Sandarach und Maſtix ſich völlig aufgelöſet haben.

Hertel (16) handelt davon ausführlicher, wenn er alſo ſchreibt. „Die Bilder zu zurichten, wird erfordert, daß man erſt mit Bleyweiß (Bleyſtift) Röthel oder Tuſche, den Umriß mache, oder auch, mit den eigentlichen Farben, vollkommen aufs Papier, nach der Größe etwas kleiner, als das innere Glas iſt, entwerfe, über ſolche kleine Scheiblein von dünnem und reinem Glaſe, da denn das Franz-Glas wohl das beſte iſt, lege, und auf dieſe den Umriß, nach dem darunter liegenden Vorbilde, mit ſchwarzer oder brauner Farbe, die mit Weineſſig abgerieben iſt, mache. Wenn ſolcher fertig iſt, mahlt man das ganze Bild, mit zarten und durchſcheinenden Waſſer-Farben, aus, und giebt die Schatten, entweder mit dickerer Auftragung derſelben, oder mit dunklern Farben. Damit aber ſolche Farben nicht wieder abgetrieben, noch bey feuchter Luft verwiſchet werden können, überzieht man das ganze Glas mit einem klaren Lack-Firniß; was ganz dunkel erſcheinen ſoll, überſtreicht man ganz dick mit ſchwarzer Oehl-Farbe, und wenn helle Schrift darein kommen ſoll, kratzt man ſie mit einem etwas ſtumpfen Stift in das Schwarze ein; daß die Buchſtaben durchſcheinend werden. Mit Oehl-Farben aber zu mahlen, habe ich zwar anfangs ſelbſt practiciret, und für gut gehalten, die Farben aber ſchießen mit der Zeit ab, und werden ganz unſcheinbar und dunkel, daher nunmehr die erſte Manier mit den Waſſer-Farben, weil dieſe beſtändiger bleiben, und durch den Lack-Firniß ſehr hell und durchſcheinend gemacht werden, erwählt habe und recommendiren kann. Die beſten Farben, ſo hierzu zu gebrauchen, ſind: Beinſchwarz, Umbra, florentiner Lack, Carmin, Lackmus, Indigo, Ultramarin, deſtillirter Grünſpan, Gummigutt und Safran. Zum Lichtrothen, kann man Drachenblut mit

(16) In ſeiner Anweiſung zum Glasſchleifen, (Halle, 1716, 8.) S. 121, fgg.

mit Spiritu vini aufgelöſet, nehmen, ſo aber den Firniß nicht leidet, ſondern nur bey Oehl-Farben mit gebrauchet werden muß. Der Lack-Firniß, welcher hierzu genommen wird, kann aus Sandarach, Maſtix, Spiritu vini und Spiek-Oehl, zubereitet werden; die Gummata müſſen aber klar und wohl ausgeleſen, auch wohl mit warmer Lange gewaſchen seyn; der Spir. vini aber ſoll rectificatiſſimus ſeyn, daß er Pulver anzünde und kein Phlegma zurück laſſe. Ueberdieß kann man auch noch ein wenig venediſchen oder Franz-Terpenthin hinzu thun, damit der Firniß nicht Riſſe gewinne, noch abſpringe. Man pflegt ſich auch wohl der eingebrannten Bilder hierzu zu bedienen, die aber gar koſtbar ſind, und den vorgemeldeten an Schönheit doch nicht gleich kommen.“

C. L. D* (Deneke) (17) beſchreibt die Verfertigung der Bilder alſo: „Ich nehme zu ſelbigen reines Franz- oder böhmiſches Glas, laſſe ſolches, wie es ſich zu der Hiſtorie oder Vorſtellung ſchicken will, die ich darauf zu mahlen gedenke, von einem Glaſer, entweder rund oder viereckig, und zwar ein wenig kleiner oder ſchmahler, als der Diameter des erſten geſchliffenen Glaſes in meiner Laterne iſt, ſchneiden, ſchleife hernach den Schnitt an den viereckigen Gläſern, ſo es nöthig, auf einem Schleifſtein glatt, und reinige die Gläſer mit fein geſchabter Kreide. Dann lege ich das Glas über die, entweder auf ein Papier zuvor gezeichnete Figuren, oder Kupferſtiche, welche aber nicht die ganze Höhe des Glaſes einnehmen müſſen, beſchwere daſſelbe, an einer Seite, mit einem Gewichte, doch alſo, daß mir das Gewicht nicht das Licht benehme, oder klebe die untergelegte Zeichnung, zu beyden Seiten, mit ein wenig weißer Oblate an, damit ſie ſich nicht verſchieben möge, ziehe mit einem feinen Spitzpinſel und zart geriebenen Beinſchwarz, ſo mit altem Leinöhl und Mahlerfirniß angemacht, den Umriß des Vorbildes, auf dem Glaſe, fein und ſauber nach, und wenn ſolches geſchehen, nehme ich das Glas ab, und beſſere die darauf gemachte Zeichnung an denen Orten, wo es nöthig, nach dem Vorbilde aus; laſſe

(17) In ſeinem vollſtändigen Lehrgebäude der ganzen Optik, oder der Sehe-Spiegel- und Stahlbrech-Kunſt, (Altona, 1757, 4.) S. 747. f.

laſſe es trocknen, und fahre mit dieſer Arbeit fort; denn um etlicher weniger Stücke willen dieſelbe anzufangen, belohnt die Mühe nicht. Wenn dieſe Zeichnung auf dem Glaſe recht hart trocken worden, ſchattire ich dieſelbe, ſie ſtelle eine Landſchaft oder Figur vor, mit obgedachter ſchwarzen Farbe, das Nackende aber oder Fleiſch nicht, und laſſe es, wie zuvor, wieder trocknen. Dann trage ich die Farben darüber, und mahle das ganze Bild aus, ſo iſt es auf einmahl in der Geſchwindigkeit fertig. Iſt es eine menſchliche Figur, ſo mahle ich das Geſicht und übriges Nackende mit behörigen Fleiſchfarben, damit alles an der Wand lebhaft, und der Natur gemäß erſcheine. Die Farben, welche ich gebrauche, ſind verſchiedene Sorten von Berlinerblau; des beſten Indigo; Saft- oder Beer-Gelb; Gummi Gutta; Saftgrün; Florentinerlack; ein ſchönes Roth aus ächtem Fernabock gekocht und zubereitet; Saft- oder Wallnuß-Braun; deſtillirten Grünſpan, und alle gekochte Farben, weil ſie keinen ſo ſtarken corpus haben, wie die Erdfarben. Dieſe ſind nun die Haupt-Farben, durch deren kunſtmäßige Miſchung viele andere Farben können herausgebracht werden. Die Farben reibe ich auf einem dicken Stück Glaſe mit einem gläſernen Läufer, in altem Spieköhl, ſehr fein, und verwahre ſie vor dem Staube; ich reibe ſie aber nicht eher, bis ich ſie gebrauchen will, weil ſie, inſonderheit der deſtillirte Grünſpan, bald zu hart werden, auch von dem Firniß, womit man ſie temperiren muß, eine Haut bekommen, welche ſie unbrauchbar macht, wenn davon etwas, im Temperiren, unter ſie kommt. Je friſcher demnach die Farben, je beſſer ſie ſich tractiren laſſen, und je ſchöner wird die Mahlerey. Zu dem Firniß, mit welchem die Farben, ausgenommen Gummi Gutta, angemacht werden, nehme ich auserleſenen Sandarach, ſetze dazu ein wenig reinen Maſtix, weil der Sandarach zu hart iſt, und leicht reiſſet; ſtoße oder reibe dieſe Gummata in einem ſerpentinen Mörſel klein, thue ſie in ein Glas, gieße darauf altes Spiek-Oehl, vermache das Glas wohl mit einem guten Kork, und halte es über ein gelindes Kohlenfeuer, daß es allmählich warm und endlich ſo heiß werde, daß ſich die Gummata, durch ein gelindes Kochen, darin auflöſen. Auch laſſe ich das Spieköhl, womit ich mahle, im Glaſe ein wenig aufkochen, ſo trocknet es beſſer. Wenn ich nun die

die ſchattirten Bilder coloriren will, nehme ich mit einem kleinen Meſſer ein wenig von der Farbe ab, mache ſie, nach dem es ihr corpus benöthigt iſt, wenig oder mehr mit dem vorgeſchriebenen Firniſſe an, jedoch nicht zu ſtark, daß ſie nicht allzu glänzend und durchſichtig werde, auch mache ich ſie nicht zu dünn, und trage ſie behöriges Ortes auf, nehme aber jedesmahl nur wenig Farbe in den Pinſel. Ich nehme aber allezeit eine Farbe nach der andern, und colorire dasjenige damit, was auf den ſchattirten Gläſern dieſelbe Farbe haben ſoll, damit mir nicht, wenn ich bald mit dieſer bald mit jener, mit Firniß, temperirten Farbe mahlte, eine oder die andere zu hart oder häuticht werde. Die Pinſel reinige ich in Leinöhl. Soll der Grund des Bildes ſchwarz ſeyn, mahle ich zuvor das Bild ganz aus und fertig; und wenn es trocken worden, alsdann mache ich den Grund dahinter mit der ſchwarzen Oehlfarbe.

Ich mahle ſie auch auf eine andere Art, nähmlich: Ich mache die Zeichnung mit Saftbraun, und wenn ſolche trocken, lege ich das ganze Bild, nach der Mahlerkunſt, mit Couleuren an, und laſſe es trocken werden; hernach mahle ich es gehörig aus, und laſſe es wieder trocknen; dann ſetze ich die Druckers in die tiefe Schatten, und wo ſie ſonſt hin gehören, das Nackende ſchattire ich mit Saft-Braun, oder einer gemiſchten Farbe. Dieſe lezte Methode koſtet zwar mehr Mühe und Zeit, als die erſte, hingegen wenn man ſie nach der Kunſt tractiret, ſehen die Bilder aus, wie eine Schilderey, und die Präſentation an der Wand iſt nicht ſo hart, ſondern angenehmer.

Wenn die Bilder fertig, oder das Glas zu ſelbigen zugeſchnitten, theile ich den Schieber, der aus trocknem Büchenholze gemacht iſt, nach der Größe und Anzahl der Bilder ein, ſo in ſelbigen kommen ſollen, bohre die Stücken (welche aber nicht ſo groß als das Glas ſeyn müſſen, ſonſt würde daſſelbe hindurch fallen,) mit einem kleinen Handbohrer, um herum, aus, ſchneide was feſt, mit einem ſcharfen Meſſer durch, arbeite die, von dem Bohrer, in dem Loche zurückgebliebenen Rauhigkeiten mit einer Raſpe weg, und mache daſſelbe eben und fein glatt. Dann ſchneide ich den Schieber, um das Loch herum ſo tief und weit aus, als die Dicke und Größe des Glaſes iſt, daß daſſelbe mit der Fläche des Schiebers gerade ſey,

und leime um das Bild Streifen von Papier; ſo es aber rund iſt, ſchneide ich einen papierenen Zirkel, und leime denſelben umher, damit es auch nicht obe wärts heraus fallen könne. Ich ſtelle aber die gemahlte Seite einwärts, damit die Mahlerey keinen Schaden nehmen möge. Der runden Gläſer faſſe ich allemahl 6 Stücke in einem Schieber ein; der viereckigen aber 4, 3, 2, oder nur gar eins, nach dem die Hiſtorien ihre Größe erfordert haben.“

Verſchiedene Arten der Zauber-Laterne, und deren Einrichtung.

Zauber-Laterne mit Einem Glaſe, nach Deneke Angabe; Fig. 3922. Man laſſe in die vordere Seite eines viereckigen Käſtchens, ABCD, welches etwa 1 Fuß lang, breit und hoch iſt, ein rundes Loch machen, und in daſſelbe eine viereckige Röhre E, welche an beyden Seiten eine eingeſchnittene Kerbe, IK, etwa 4 Zoll lang und ½ Z. breit, hat. In dieſe Röhre leime man ein Stück pappene Röhre; in daſſelbe ſchiebe man eine längere, F, und befeſtige in derſelben ein ſehr convexes Glas, deſſen Diameter, in der Breite, auf 3 Z., der focus aber 3 bis 4 Z. habe. Je größer das Glas iſt; und je kürzer deſſelben focus, je beſſer iſt es. Gerade gegen dieſe Röhre überlaſſe man in dem Kaſten, an einem Bindfaden oder Kette, eine gläſerne Kugel mit Waſſer angefüllt, herunter hangen, und ſetze hinter dieſelbe, gerade in den focum, eine Lampe G, die einen dicken Docht hat, und mit Baum-Oehl angefüllt iſt. Ueber dieſe Lampe ſchneide man in den Deckel des Käſtchens ein rundes Loch aus, und ſetze einen blechernen Trichter HH darüber, daß der Dampf der Lampe dadurch ausziehe. An der Seite NO verſehe man das Käſtchen mit einem Schieber, daß man es auf- und zumachen könne (*).

Wenn

(*) Dieſer Schieber, oder die Oeffnung, welche derſelbe verſchließt,

Wenn nun die auf Glas gemahlten Bilder mit dem Schieber L M zu Nachtzeiten, zwiſchen der gläſernen Kugel und dem Convex-Glaſe F, verkehrt durch die Kerbe I K geſchoben werden, und das Convex-Glas, ſo nahe an dieſelbe gerücket wird, daß die Strahlen, die von jedem Puncte des vor dem Loche der Röhren ſtehenden Bildes hinein fallen, auf der gegenüber ſtehenden Wand geſammelt werden, ſo werden ſich dieſe Bilder daſelbſt aufrecht und hell mit allen Farben präſentiren. Denn da die Lampe in dem foco der gläſernen Kugel ſteht, gehen alle Strahlen aus derſelben parallel hinaus, und erleuchten alſo die Bilder ziemlich ſtark, da dann jeder erleuchteter Punct des Bildes ſeine Strahlen wieder auf das convexe Glas wirft, welche durch daſſelbe, weil das Bild etwas hinter dem foco ſteht, an der gegenüber ſtehenden Wand vereiniget, werden; und da ſich die Axen, die von jedem Puncte hinein fallen, in dem centro des Glaſes ſchneiden, ſo gehen ſie hernach deſto weiter aus einander, daher das Bild an der Wand in ſo großer Geſtalt verzeichnet wird. Weil auch die Axe des obern Punctes herunter, und des untern herauf, geht, wird das umgekehrte Bild ſich aufrecht präſentiren.

Noch beſſer und deutlicher werden die Bilder ſich zeigen, wenn man, an ſtatt der gläſernen Kugel; an der hintern Seite des Käſtchens, gerade gegen dem Bilde und convexen Glaſe über, bey N O einen Brenn-Spiegel (*) befeſtigt, und in den focum deſſelben die Lampe ſtellt, weil von ſolchem Spiegel das Licht

ſchließt, iſt nicht größer. als daß man mit der Hand in das Käſtchen greifen, und die Lampe hinein ſetzen könnte.

(*) Deſſen Diameter 3 bis 4 Zoll iſt. Dieſes ſein centrum muß mit dem centro des Loches, in welchem die Röhren ſind, auf das genaueſte überein kommen.

Licht noch ſtärker reflectirt wird, als es durch eine gläſerne Kugel hindurch fällt. Man kann auch, an ſtatt der Kugel und des Brenn-Spiegels, ein ſehr convexes Glas nehmen, und hinter daſſelbe, in den focum die brennende Lampe ſtellen, ſo werden die Strahlen durch daſſelbe ebenfalls parallel hindurch fallen.

Oder, man läſſet das hölzerne Käſtchen 10 oder 12 Zoll lang, 8 Z. breit, und 10 oder 12 Z. hoch, machen. Das vordere Bret, worin das Loch zu der Röhre ungefähr 5 oder 6 Z. im Diameter geſchnitten wird, muß dicker, als die andern, ſeyn. Die Röhre hat in der Länge 8 Zoll, und iſt doppelt. Die zu beyden Seiten eingeſchnittenen Kerbe werden, unten und oben, inwendig im Kaſten mit einer Rinne verſehen, damit der Schieber mit den Bildern auf keiner Seite, im Durchſchieben, ausweiche, ſondern gerade durchgehe.

Mit zwey Gläſern, nach Conradi (*); *Fig.* 3923. Die ganze Laterne iſt von Blech gemacht. In der Thür A hat ſie zwey Einſchnitte XX, durch welche man die auf Glas gemahlten, und in ein Bretlein B geſetzten kleinen Bilder ſchiebt. Mitten in der Thür iſt ein rundes Loch geſchnitten, worin eine Röhre gelöthet iſt, die ein convexes Glas C in ſich faſſet. In der zweyten Röhre D, welche in die erſte eingeſchoben iſt, iſt noch ein Glas geſtellet, welches weniger convex, als das erſte, ſeyn muß. In der Laterne ſteht die Lampe E zwiſchen zwey auf dem Boden gelötheten Leiſten, darin man ſie vor und zurück ſchieben kann. Weil man auch auf die Vermehrung des Lichtes bedacht ſeyn muß, ſo hängt hinter der Lampe ein wohl

(*) In Deſſen dreyfachen Sehe=Strahl, (Coburg, 1710. 4.) S. 115.

ausgearbeiteter metallener Hohl-Spiegel, in deſſen foco die Lampe ſtehen muß.

In Fig. 3924, iſt der Spiegel AB, in deſſen foco ſteht das Licht C; DE iſt der Bilder-Schieber F, das erſte Convex-Glas; G, das andere, welches weniger convex iſt; HI, das vergrößerte Bild.

Zauber-Laterne, nach Hertel's Angabe (*), Fig. 3925. Das hölzerne Gehäuſe, a b c d e f, iſt 7 Zoll breit, 9 Z. lang, und 8 Zoll hoch, die Holz-Dicke dazu gerechnet, und oberwärts mit einem Rauchfange, b g h c, von Eiſen-Blech verſehen, der mit einem kleinen Dache h bedeckt iſt, um zu verhüten, daß das Lampen-Licht nicht hinaufwärts an die Decke des Zimmers falle, und das Zimmer erleuchte. Die darunter befindliche Röhre iſt rings umher, in c h, mit kleinen Röhrchen umgeben, wodurch der Rauch verhindert gehen möge. In die vordere Seite des Gehäuſes werden zwey in einander geſchobene Röhren von Pappe, i k und l m, die, aus einander gezogen, ungefähr 10 oder 11 Zoll in ihrer Länge betragen, recht in der Mitte alſo eingeſetzt, daß die weitere i k in das Gehäuſe hinein, faſt bis an den Schieber n o, worin die Bilder ſtehen, gehe, und daſelbſt das dicke und größere Convex-Glas in ſich faſſe, welches die Bilder in Größe etwas übertreffen muß. Die kleinere Röhre l m aber, die vorwärts das flache und kleinere Glas in ſich enthält, muß in jener leicht, vor und hinter ſich, geſchoben werden können. Der Spalt p r dient, den Schieber n o mit den Bildern hindurch zu ſchieben; der andere q s aber, wenn man alles finſter haben will, mit einem dazu verfertigten Schieberlein das Glas in der Röhre

(*) Am angef. O. S. 118, fgg.

Röhre zu verdecken (*). Hinten in dem Gehäuſe wird ein metallener, wohl polirter Hohl-Spiegel t u, im Diameter 5 bis 6 Zoll, und dem foco oder Semidiameter der Concavität nach, 3½ bis 4 Zoll mit den Gläſern recht parallel und concentriſch, feſt gemacht, und die Lampe x in des Spiegels foco alſo angebracht, daß das von derſelben auf den Spiegel geworfene Licht wieder gehörig zurück, vom Spiegel, auf das Bild geworfen, und daſſelbe hinlänglich erleuchtet werde. Von dieſes Bildes Farben werden die durchfallenden Strahlen des Lichtes gefärbet, und von dem erſten Glaſe etwas zuſammen getrieben, vom andern aber in einen Punct zuſammen gebracht, und ſodann wieder nach der Vereinigung aus einander gebreitet, ſo, daß ſie auf der entfernten weißen Wand, wo ſie auffallen, mit den vom Bilde geborgten Farben gleichſam ein anderes und weit größeres Bild vorſtellen müſſen. Das innere Glas, welches, gedachter Maßen, etwas größer, als das Bild, ſeyn muß, kann auf einer Seite in 3 Zoll, auf der andern, welche gegen das Bild gekehrt wird, 1 oder 2 Fuß, und das äuſſere Glas, welches etwas kleiner iſt, zu beyden Seiten 10, 12 bis 13 Z. geſchliffen werden; zu beyden aber muß die Materie des Glaſes ſo rein, als ſie nur immer zu bekommen iſt, genommen werden. Die Bretchen, worin die Bilder eingefaſſet ſind, müſſen alle von gleicher Länge, Breite und Dicke ſeyn, und es iſt gut, wenn ſie alle gleichviel Bilder enthalten. Die runden Löcher werden, nach der Größe der Bilder, in gleicher Diſtanz von einander ein-

(*) Weil alles, ſo viel immer möglich, finſter ſeyn muß, ſo iſt dieſer Spalt, welcher das Licht aus dem Gehäuſe durchläßt, nachtheilig und unnütz, als wenn man etwa zwey lange Glas-Scheiben mit Figuren, hinter einander, dem Convex-Glaſe vorſchieben will, von welchem Experimente unten No. 3 nachzuſehen iſt.

eingeſchnitten, und auf einer Seite mit Pergament überleimet, in dieſem aber wieder concentriſche Löcher geſchnitten, von ſolcher Größe, als es die auf dem Glaſe gemahlten Bilder erfordern. Auf den überbliebenen Rand des Pergamentes wird das Bild gelegt, doch alſo, daß es die auf dem Glaſe aufgeſtrichenen Farben über ſich kehre, und mit einem Draht-Ringe im Bretchen feſt gemacht, daß es nicht heraus fallen könne.

Bey dem Gebrauche ſchiebt man das vordere Glas mit ſeiner Röhre ſo weit hinein, als es möglich iſt, ſteckt die Bilder umgekehrt in den Spalt, ſchiebt deren eines recht vor das Glas, und zieht ſodann das vordere Glas mit ſeiner Röhre allmählich wieder hervor, bis das Bild deutlich genug an der weißen Wand erſcheint. Denn je weiter die Laterne von derſelben abſteht, je größer, aber auch dunkler präſentirt ſich das Bild, und darf alsdann das Glas nicht ſo weit hervorgeſchoben werden, als wenn die Laterne der Wand nahe ſteht, da ſich dann das Bild zwar netter und deutlicher, aber auch viel kleiner, präſentirt. Hat man nun ſolcher Geſtalt die Gläſer einmahl in ihrer richtigen Stellung, nach der Diſtanz der Wand von der Laterne, gebracht, kann man der Bilder ſo viel, als nur deren vorhanden ſind, ohne Veränderung der Maſchine, hindurch ſchieben, und in gleicher Deutlichkeit vorſtellen.

Die Laterne nach Bytemeiſter (*), Fig. 3926, iſt gleichfalls vom Holz, mit einem blechernen Rauch-Fange, und hat drey Röhren, in deren erſten und dritten die zwey Convex-Gläſer A und B ſtehen. C, iſt der Einſchnitt oder Spalt, wodurch der Bilder-Schieber geſteckt wird.

In

(*) In Deſſen Catalogus apparatus Curioſorum etc. (Helmſt. 1735, 4.) S. 13.

In der Laterne, nach Wolf (*), Fig. 3927, hat der Hohl-Spiegel höchſtens 1 Fuß, und wenigſtens 4 Zoll im Diameter. Oder, man ſetzt an deſſen Statt, am Ende der Röhre ein Convex-Glas von einer kleinen Sphäricität, nähmlich von wenigen Zollen. In die Röhre, welche in die Thür gelöthet iſt, wird ein auf beyden Seiten convexes Glas, deſſen Focus ungefähr 3 Zoll iſt, geſtellet. Dieſer Röhre äuſſerer Theil AB iſt viereckig, oben und unten mit einer Rinne verſehen, durch welche der Schieber CD bequem hin und her gehen kann. Die Löcher in dem Schieber ſind auf der auswendigen Seite rund, auf der inwendigen aber viereckig. Nach der Weite des runden Loches wird auf ein viereckiges dünnes Plan-Glas eine Rundung gezeichnet, worein mit durchſcheinenden Waſſer-Farben Bilder gemahlt werden. Der Schieber muß nicht weit von dem foco des Glaſes E ſtehen. In die Röhre welche ausgezogen werden kann, kann auch noch ein anderes Convex-Glas F, von einer größern Sphäre, als das erſte iſt, geſetzt werden. Wenn ſodann das Bild dem Glaſe E näher geſtellt wird, als die Diſtanz ſeines foci, iſt, werden die divergirenden Strahlen alſo verlängert, als kämen ſie von G her. Wenn demnach das Glas F alſo geſtellt wird, daß G ſeinem foco ſehr nahe ſey, wird ſich das Bild viel vergrößert präſentiren. Zur Vermehrung des Lichtes ſind die Spiegel den Gläſern vorzuziehen, weil ihr Focus kürzer, als der Gläſer, iſt. *Dechales* (**) hält für gut, wenn der Diameter des andern Glaſes noch einmahl ſo groß, als des erſten, ſey, der Spiegel ſodann 2 Zoll ſeyn müſſe.

(*) In Deſſen Elementis Matheſeos univerſae (1735, 4.) Th. 3, S. 359.

(**) Dioptr. L. 2, c. 20, ſ. 608. T. 3, mund. math.

Die Laterne, nach Bion (*), Fig 3928, iſt von ſtarkem weißen Blech. Bey C, ſteht der metallene Hohl-Spiegel, den man am beſten aus Glockenſpeiſe, nicht zu tief und nicht zu flach, kann machen laſſen. Vor demſelben ſteht, bey D, eine Lampe in ſolcher Diſtanz, daß das brennende Licht auf den focum des Spiegels treffe, damit bey der Reflection das Licht deſto ſtärker durch die Röhren A B fallen, und die gemahlten Bilder ſtark erleuchten könne. Es mögen aber zur Deutlichkeit auch folgende Stücke vieles beytragen, daß nähmlich die Lampe oben herum, bey D, in der Rundung ausgeſchnitten ſey, damit die aus dem Spiegel in dieſer Gegend reflectirenden Strahlen nicht aufgehalten werden. Es iſt auch bey dieſer Lampe wohl zu obſerviren, daß man zu oberſt auf beyden Seiten kleine offene Röhrchen machen laſſe, damit die Luft den Zugang habe, und das Licht deſto heller brenne. Ueberdem trägt auch vieles bey, wenn man unten in der Laterne, bey E, auf beyden Seiten kleine Luftlöcher, welche tiefer, als die Lampe ſtehen, anordnet, zumahl wenn die Laterne ziemlich enge iſt. Damit aber keine Helle heraus falle, und die Figuren undeutlich mache, ſoll man über dieſe Luftlöcher kleine blecherne Hütchen, wie bey E zu ſehen iſt, oben aber bey F eine Kappe, die weit über das Loch herunter gehe, aber noch ganz herum kleine Oeffnungen habe, machen laſſen. Auch muß das Blech bey I nicht zu weit und zu hoch ſeyn, ſondern die Oeffnung daſelbſt muß ſo beſchaffen ſeyn, daß die Bilder-Schieber GH etwas gedrange durch ſolche geſchoben werden mögen.

In

(*) In Deſſen mathematiſchen Werkſchule, 3te Auflage, von J. G. Doppelmayer vermehrt, (Nürnb. 1726, 4.) S. 47.

In der Laterne, nach Sturm (*), Fig. 3929, iſt BCD der metallene Hohl-Spiegel, deſſen Diameter oder Breite BD 4 Zoll, die mittelſte Tiefe aber von der Linie BD bis zu C beynahe $\frac{7}{12}$ Zoll beträgt. A iſt die Lampe, welche zur Seite zwey Luftröhrchen hat, und dem Concav-Spiegel ziemlich nahe ſteht. EF und GH ſind zwey Convex-Gläſer, in zwey in einander geſchobenen blechernen Röhren alſo geſtellt, daß ſie, nach Erfordern, einander genähert oder von einander entfernt werden können, doch muß ihre Diſtanz nicht größer, als 8 Zoll, ſeyn. 1, iſt der Bilder-Schieber mit runden Glas-Scheiben, von ungefähr 2 Zoll im Diameter, die mit durchſichtigen Farben bemahlt ſind, von dem Glaſe EF aber nicht weiter, als 1 Zoll, abſtehen müſſen, wie denn auch das zweyte Glas GH von der Röhre Oeffnung K 2 Zoll einwärts ſtehen muß. Bey 1 wird die Laterne, vermittelſt eines kleinen angelötheten Bleches verſchloſſen. Zündet man nun die Lampe an, und ſchiebt vor das Glas EF ein Bild, wird daſſelbe ſich in einer Diſtanz von 12 Schritt, mit allen ſeinen Farben, ſo groß präſentiren, daß es eine Wand, von mehr als 10 Fuß hoch, gänzlich einnehmen, ja ſich noch weiter ausbreiten wird, wenn man ſie weiter von der Wand abrückt.

Die Laterne ohne Hohl-Spiegel, nach Deneke (**), Fig. 3930, iſt bis unter den Deckel A, $8\frac{1}{4}$ Zoll hoch, $6\frac{1}{4}$ Z. breit, und $5\frac{1}{4}$ leipz. Decimal-Schuh tief. Vorn iſt das Blech B angelöthet, welches zu dem Ende an allen Seiten umgebogen, an 2 Seiten aber $3\frac{1}{2}$ Z. hoch, und $\frac{1}{4}$ Zoll breit ausgeſchnitten iſt, um die Bilder-Schieber durchziehen zu kön-

(*) In Deſſen Collegium experimentale ſive curioſum. (Norimb. 1676, 4.) P. 3, S. 163.

(**) Am angef. O. S. 735. f.

können. Mitten in dieſes Blech iſt die Röhre E, von 3 Zoll Diameter, und 3¾ Zoll Länge, gelöthet, in welche die andere Röhre F, die 2¾ Zoll lang iſt, geſchoben, und auſſer dem Gebrauche, mit dem Deckel C verſchloſſen wird. D D ſind zwey kleine, an der Thür bewegliche Bleche, welche über ein angelöthetes Stückchen Blech treten, um die Thür feſt anzuhalten. An beyden Seiten hat die Laterne einen Handgriff. Inwendig iſt unter und über dem Röhren-Loche an das Blech B eine Rinne gelöthet, darin die Bilder-Schieber gehen, auf dem Boden aber zwey ſchmahle aufgebogene Bleche, zwiſchen welche der Lampen-Fuß geſchoben wird. Das erſte Glas, von 3 Zoll foco, iſt plan-convex, in einem blechernen Ringe, einen guten Zoll breit, eingefaßt, und von inwendig in die Röhre E ſo weit hinein geſchoben, daß es mit dem Bleche B daſelbſt gerade ſteht. Das andere, in eben einem ſolchen Ringe eingefaſſet, iſt auf beyden Seiten convex, von 5 Zoll foco, und auswendig vorn in die Röhre F geſteckt. Der Schein, welchen dieſe Laterne in ihrer ordinairen Diſtanz, an der Wand giebt, iſt wie ein mittelmäßiges Wagen-Rad groß.

Nach Nollet (*), Fig. 3931, kann der Körper der Laterne ohne Unterſchied von Blech, Meſſing, oder Holz, gemacht werden, aber eine von ihren Seiten muß ſich mit einem Gewinde öffnen, damit man dem Spiegel und der Lampe ihre rechte Stellung geben könne. Sie muß auch in der Mitte des Daches einen Rauchfang haben, damit der Rauch durchgehen kann, doch ſo, daß ſich das Licht dadurch nicht in dem Zimmer ausbreite; und da ſich Ruß darin anhäuft, ſo iſt es gut, daß er in einen Ring gefalzt wird, den man

(*) In Deſſen Kunſt, phyſikaliſche verſuche anzuſtellen, 3 B, (Lpz. 1771, 8.) S. 300, fgg.

man abnehmen kann, um ihn von Zeit zu Zeit zu reinigen. Was das Maß dieſer Lampe betrifft, ſo iſt es genug, wenn man ihr eine Höhe von 14 bis 15 Zoll, eben ſo viel in der Länge, und 10 bis 12 Z. in der Breite, giebt. Sie muß auf einen Tiſch, oder auf einen feſten Leuchterfuß von 2½ oder 3 Fuß in der Höhe, in einem finſtern Zimmer, in einer Entfernung von 10 bis 12 Zoll einer Mauer gegenüber geſtellt werden, die entweder an ſich weiß, oder mit einer weißen Leinwand bedeckt iſt. Man giebt dem Spiegel 7 bis 8 Z. im Durchmeſſer, und ungefähr 5 Z. im foco. Man löthet in der Mitte ſeiner Convexität ein Stück Röhre, in der Dicke eines Fingers, und von der Länge von 15 bis 18 Lin., die man mit Reiben in eine Dille ſteckt, die hinten durch die Laterne in der Mitte ihrer Breite, und in einer ſolchen Höhe geht, daß der Mittelpunct des Spiegels ſich auf der Linie AB befindet. Fig. 3931 ſtellt den Durchſchnitt der Laterne nach ihrer Höhe vor. Der beſte Spiegel, den man nehmen kann, iſt derjenige, welchen man von weißem Metall gießen und darauf ausarbeiten läſſet, oder welchen man von einem Stücke gerundeten, am Feuer gekrümmten, und in ſeiner Convexität belegten Glaſe macht, wie diejenigen ſind, deren man ſich bey katoptriſchen Verſuchen bedient. Aber da es hier nur darauf ankommt, die Licht-Strahlen, welche auf den Boden der Laterne fallen, (regulair oder nicht regulair) zu brechen, um ſie gegen das Vordertheil zurück zu werfen, ſo kann man es bey einem meſſingenen Reverberio bewenden laſſen, das der Klempner einfaſſet, und welches man alsdann inwendig verſilbern und poliren läſſet. Man kann es auch von ſauber planirtem Eiſen-Bleche machen, welches man recht reinigen muß. Man muß deſſen Concavität mit einem Caliber abmeſſen, welcher ein Theil eines Zirkels iſt, deſſen Radius 10 Zoll hat. Die Lampe C hat 3 oder 4 Dochte,

in

in der Dicke einer Schreibfeder, ganz nahe bey einander, und in einer Linie, welche AB mit rechten Winkeln ungefähr in dem foco des Spiegels durchſchneidet. Der Dochtträger D iſt alſo länglich, und ſteht in einer Schale von gleicher Geſtalt an dem Ende einer krummen Röhre E, die an einen Behälter F, gelöthet iſt, der mehr breit als dick, und unten mit einer Dille verſehen iſt, damit man den Zapfen des Fußes, der ihn tragen ſoll, hinein ſtecken kann. Man macht den Behälter der Lampe, ſo wie den Fuß, welcher mit einer Bley-Platte verſehen ſeyn muß, ſchmahl, damit, wenn ſie beyde ihren Ort an einer Seite der Laterne haben, ſie das Licht nicht hindern, welches der Spiegel gegen die Röhre, worin die Gläſer ſind, wirft. Dieſe Lampe macht man von Blech, und man brennt gemeines Baum-Oehl darin. Die vordere Seite der Laterne hat in der Mitte ein rundes Loch mit einer Rinne, um ein linſenförmiges Glas hinein zu ſtecken, welches man mit einem metallenen Ringe, der eine Feder macht, befeſtigt. Dieſes Glas muß ungefähr 3 Z. im Durchmeſſer haben, und auf beyden Seiten in einer Schüſſel geſchliffen ſeyn, welche einen Theil einer Kugel von einem Fuße ausmacht. Auf eben dieſer Seite der Laterne, aber auswendig, iſt ein hölzernes Viereck GG befeſtigt, wovon jede Seite 6 Zoll hat. In der Mitte der beyden in die Höhe gehenden Seiten hat man die Dicke ſo abgenommen, daß dieſes eine Nuth von 3 Zoll in der Höhe, und 5 Lin. in der Breite, macht; dadurch ſteckt man die Glas-Tafeln, worauf die Figuren gemahlt ſind. Das Viereck GG, iſt an dem Orte der Nuth in der Mitte mit einem runden Loche mit einer Rinne verſehen, in welches das Ende einer Röhre H geleimt iſt, die 3 Zoll im Durchmeſſer, und 5 bis 6 Zoll in der Länge, hat. Dieſe Röhre kann von Pappe gemacht werden; ſie wird aber dauerhafter ſeyn, wenn man ſie

ſie von zwey Lagen Spänen macht, und mit Kalb- oder Schaf-Leder, nach Art des Chagrins, oder auch nur mit Pergament überzieht. In dieſer Röhre, welche feſt iſt, ſteckt eine andere, die man hin und her ſchieben kann, und in welcher zwey linſenförmige Gläſer, I K, in einer Entfernung von 3 Zoll von einander ſind, nebſt einem Zwerchfell dazwiſchen, deſſen Oeffnung $\frac{1}{4}$ Z. beträgt. Das erſte von dieſen beyden Gläſern iſt in einer Schüſſel geſchliffen, welche einen Theil einer Kugel von einem Radius von 6 Zoll ausmacht; das andere in einer Schüſſel von einem Radius von 2 Fuß. Da die Künſtler, wenn ſie die Gläſer ſchleifen, nur ungefähr den focum, den man von ihnen fordert, erreichen, ſo wird man wohl thun, wenn man dieſe beyden Gläſer beweglich gegen einander macht, indem man das eine, z. B. das mittelſte, I, in das Ende des Schiebers, ſo wie das Zwerch-Fell, ſteckt, um, ehe man ſie befeſtigt, die gehörige Entfernung derſelben zu probiren. Das vordere Ende der Röhre, welche dieſe beyden Gläſer trägt, muß mit einer Einfaſſung, oder mit einer Brille, geziert ſeyn, die man drechſelt, und deren Oeffnung man ſo groß, als möglich, macht.

Die Glas-Tafeln, welche die Objecte tragen, T, V, ſind vollkommener und dauerhafter, wenn ſie mit durchſichtigem Schmelzwerke gemahlt, und alsdann wieder gebrannt werden Aber man findet ſelten Künſtler, welche dieſe Art von Arbeit machen können. Gemeiniglich läßt man es dabey bewenden, daß man dieſe poſſierlichen Figuren mit ſehr hellen Farben mahlt, die man mit Firniß anmacht. Die Farbe, welche mit Sandarach und Gummi Elemi angemacht wird, iſt ſehr gut zu gebrauchen; ein fetter recht weißer Firniß aber würde noch beſſer ſeyn. Um die Glas-Tafeln zu mahlen, nehme man eine auf Papier entworfene Original-Zeichnung, und befeſti-

ge darauf mit einigen Kügelchen von weichem Wachſe eine recht gerade Tafel von böhmiſchem Glaſe. Man folgt dem Zuge mit einem kleinen Pinſel, den man in gefirnißten Ruß getaucht hat. Wenn dieſes trocken iſt, mahle man ſeine Figuren mit den lebhafteſten aber durchſichtigen Farben, die man nur finden kann, aus, und ſchattire ſie darauf, aber nur leicht, mit ſchwarzer Farbe.

Eine **Zauber-Laterne, welche man durch die Sonne erleuchtet**, koſtet wenig, und bringt die ſchönſten Wirkungen hervor; man muß ſich aber nach Zeit und nach der Stunde richten. Man kann ſich dieſelbe mit vorbeſchriebenen Röhren und Gläſern verſchaffen, indem man den Schieber GG, Fig. 3931, mit Schrauben an ein Stück auf der Drehbank gerundetes Bret befeſtigt, welches eine Rinne am Rande, und ein rundes Loch von $3\frac{1}{2}$ Z. im Durchmeſſer hat, das mit einem in Oehl getauchten Papier verſehen iſt. Dieſes Stück dreht ſich in einem viereckigen Bret herum, welches dem Fenſter zum Laden dient, oder einen Theil davon ausmacht, und auswendig den Spiegel trägt, welcher die Sonnen-Strahlen in die Röhre, worin die Gläſer ſich befinden, zurück werfen muß. Wie das Stück, welches ſich herumdreht, an den Laden befeſtigt wird, und auf was für eine Art man inwendig in der Kammer den Spiegel, der ſich auswendig befindet, bewegt, wird bey Beſchreibung des Sonnen-Mikroſkopes, im Art. **Mikroſkop**, gezeigt werden.

Nach Wiegleb (*), Fig. 3932, verfertigt man einen Kaſten von weißem Bleche, ABCD, der 8 Z. hoch, 10 Z. lang, und 6 Z. breit, iſt. Man kann aber auch denſelben ſo groß machen, als man will, wenn

(*) In Deſſen natürlichen Magie, 1 B. (Berl. und Stett. 1779, gr. 8.) S. 148, f.

wenn nur dieſes Verhältniß beybehalten wird, und alle Gläſer, die man hineinſetzt, in gleichem Verhältniß damit ſtehen. Oben iſt ein Rohr oder Kamin, E, von 4 Zoll im Durchſchnitt, ſo mit einer Kuppel F bedeckt iſt, wodurch zwar der Rauch abziehen, aber kein Licht auswärs fallen kann. Auf der Seite dieſes Kaſtens A C iſt eine Thür, die man öffnen kann, an welcher auch ein metallener oder von weißem Bleche gemachter Hohl-Spiegel G befeſtigt iſt, der 5 Zoll im Durchmeſſer hat, und einen Theil von einer Sphäre von 18 Zoll ausmacht. Dieſer Spiegel muß ſo geſetzt werden, daß man ihn bey ſeinem Schwanz-Stücke H vorwäts ſchieben, oder zurück ziehen könne; und dieſes Schwanzſtück muß in die Röhre von weißem Bleche I hinein geſteckt werden, die auf dieſer Thür angelöthet iſt. Inwendig in dieſem Kaſten, und zwar in der Mitte, wird eine Lampe von weißem Bleche K geſtellt, deren Schnauze platt ſeyn muß, damit ſie die Stahlen nicht abhalten könne, welche der Spiegel auf die inere Seite B D dieſes Kaſtens hinwirft. Sie muſ auch 3 bis 4 Dochte haben, die ſo hoch ſtehen müſſen, als der Mittelpunct des Hohl-Spiegels G iſt. Auf der Seite dieſes Kaſtens B D, die dem Spiege gegenüber ſteht, iſt ein Loch 3 Zoll breit, und 2½ Zoll hoch, in welches man ein Glas L hinein ſetzt, vo welcher Größe (*), deſſen focus von 4½ bis 5 Zoll iſt, damit die Lampe in dem Kaſten gerade in dem foco dieſes Glaſes und in dem foco des Spiegels ſtehe. Dieſe Lampe muß auch beweglich ſeyn,

(*) Man giebt im Glaſe dieſe Geſtalt lieber, damit das Gemählde auf er Wand eben dieſe Geſtalt erhalte, welches eine viel beßre Wirkung thut, als ein rundes Loch, durch welches man die Figuren nicht eher ganz ſieht, als bis ſie in den Mittelpunct des Bildes gekommen ſind. Es iſt zu verwundern, daß man dieſen Fehler immer überſehen hat, da er doch ſo leicht zu heben iſt.

ſeyn, damit man ſie hin und her ſchieben, oder gar heraus nehmen könne, wenn man ſie reinigen oder zubereiten, und Dochte von ziemlicher Größe oder Oehl hinein thun will. Auf eben dieſer Seite ſteht ein Stück von weißem Bleche, mit einer Krinne MN, $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat, die auf der Seite offen iſt, und welche Oeffnung $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 4 Lin. breit ſeyn muß. Dieſe Oeffnung dient dazu, daß man die Gläſer durchſchiebt, auf welchen die Figuren gemahlt ſind, die auf der Pappe oder auf der Wand geſehen werden ſollen. Dieſes Stück mit der Krinne muß dem Glaſe L gegenüber eine Oeffnung von $3\frac{1}{4}$ Zoll breit, und $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, haben, an welche man ein Rohr O von eben dieſer Geſtalt anſtößt, welche 6 Zoll lang gemacht wird; dieſes Rohr wird an dem Stücke mit der Krinne feſt gemacht. Ein anderes Rohr, welches 6 Zoll lang iſt, wird in das vorgedachte hinein geſchoben, und man ſetzt 2 convexe oder linſenförmige Gläſer P und Q in daſſelbe. Das Glas P muß einen Focus von ungefähr 3 Zoll haben, und der Focus des Glaſes Q muß 10 bis 12 Zoll ſeyn. Dieſes letztere muß zu äuſſerſt an dem beweglichen Rohre ſeyn. Man ſetzt auch zwiſchen dieſe beyden Gläſer eine Pappe, in welche man eine Oeffnung 1 Zoll breit und 8 Lin. hoch, macht. Die Entfernung, in welcher dieſe beyden Gläſer von einander ſtehen ſollen, beruhet auf ihren Brennpuncten. Uebrigens kann man das Glas P in einer Röhre, die in der Röhre O hin und her geſchoben werden kann, beweglich machen, damit man dieſe Gläſer ſo weit von einander ſetzen kann, als es am ſchicklichſten und beſten iſt. Wenn die Zauber-Laterne auf dieſe Weiſe verfertigt wird, ſo läßt man von einem Glaſer Streifen von weißem reinen Glaſe ſchneiden, die 12 bis 15 Zoll lang und 3 Zoll breit ſind, und faſſet ſie in ſehr leichte Rahmen, die gutwillig in die Krinne MN hinein gehen, nachdem man ſie zuvor

vor gemahlt hat. Wenn man die Lampe dieſer Zauber-Laterne angezündet, und ihre Röhre gehörig verlängert oder verkürzt hat, ſo wird das Bild der gemahlten Gläſer, die in die Krinne hinein geſchoben worden ſind, ſehr ſchön und deutlich werden.

Man kann dieſem optiſchen Stücke noch ein größeres Anſehen und mehrere Annehmlichkeiten verſchaffen, wenn man die Figuren dergeſtalt zubereitet, daß man ihnen verſchiedene natürliche Bewegungen geben kann, welche ſie zu beleben ſcheinen. Man kann dieſes thun, wenn man entweder einige Bewegung dazu gebraucht, oder wenn man ſich zweyer Gläſer dazu bedient, auf welche man einerley Object beſonders mahlt, und die man in dieſer Krinne vor einander vorbey gehen laſſen kann. Will man auf die leztere Art verfahren, ſo nehme man, nach **Rollet's** Anweiſung (*), Fig. 3933, recht glatt gemahlte Holz-Blätter von 9 bis 10 Zoll in der Länge, 3 Zoll in der Breite, und 4 Lin. in der Dicke, wie L l; bringt ſie auf die Hohl-Docke, um ein rundes Loch von 2½ Z. im Durchmeſſer mit einer Leiſte von 3 Lin. in der Tiefe hinein zu machen. Man verfertige auch eine Nuth, l m, von gleicher Tiefe mit der Rinne des zirkelförmigen Loches. Dieſe Nuth muß oben eine kleine, wie ein Schwalbenſchwanz geſchnittene Rinne haben, damit man ſie mit einer Tafel von dünnem Holze, die ganz hineingeht, zumachen kann. Wenn man das Holz alſo zubereitet hat, ſo befeſtige man mit ein wenig Hauſenblaſe unten an das zirkelförmige Loch ein rundes Glas, worauf ſich eine gemahlte Figur befindet, an welcher ein Theil fehlt, welcher ſich auf einem in dem Mittelpuncte des Glaſes genommenen Puncte bewegen kann. Man zeichnet dieſen beweg-

(*) Am angef. O. S. 305. fgg.

weglichen Theil auf ein anderes Glas, N, wobey man den Punct, um welchen er ſich bewegen muß, in den Mittelpunct ſetzt. Man leime dieſes leztere Glas in einen kleinen platten meſſingenen Zirkel mit einer Rinne; man füge eine Meſſing-Schiene, n, daran, die mit einem kleinen vernietheten Nagel ſo befeſtigt wird, daß ſie ſich darauf leicht herum drehen kann. Man lege alsdann dieſes leztere Glas auf das andere, und die Schiene n in ihre Nuth, die man wieder mit einem Blatte von Holz bedeckt, und ſtecke 3 kleine Stacheln in den Umfang des zirkelförmigen Loches, damit das andere Glas nicht heraus gehe. Wenn man alsdann die Schiene n ſtößt und zieht, ſo wird ſich der bewegliche Theil der gemahlten Figur mit dem Glaſe, worauf er liegt, herum drehen. Auf dieſe Art kann ein Menſch ſeinen Hut abnehmen und ihn wieder aufſetzen; eine abentheuerliche Figur wird die Kinnbacken bewegen, ein Schmied auf einen Amboß ſchlagen, u. ſ. f. Wenn man eine Bewegung um eine Axe machen, z. B. eine Wind-Mühle vorſtellen will, ſo legt man auf den Boden des runden Loches ein Glas, worauf man den Körper der Mühle gemahlt hat, daß der Ort, wo die Spindel ſich herum dreht, ſich in dem Mittelpuncte befinde, und das andere Glas, welches man darauf legt, trägt die 4 Flügel. Aber der meſſingene Zirkel, in welchen man es leimt, muß in Geſtalt einer Rolle an dem äuſſern Umfange hohl ſeyn. Man höhlet an dem Ende des Bretes den Ort einer hölzernen Rolle aus, die mit einer Axe verſehen iſt, an welche man eine Kurbel ſteckt, und überdies den Platz für eine Schnur ohne Ende, die über einander liegt, und die Rolle q mit dem meſſingenen Zirkel p verbindet. Man bedeckt dieſen Theil des Bretes bis an den Rand des runden Loches mit einem Stücke von dünnem Holze, welches in einer Leiſte geht, und ſchraubt die Kurbel vorn an die Axe

der

der Rolle. Man ſieht leicht, daß man auf ſolche Art die Mühle in Bewegung zeigen kann, und man macht dieſe Bewegung ſehr leicht, wenn man den Zirkel p an 3 Rollen a a a, ſtoßen läßt. Eine andere Art der Vorſtellung einer Wind-Mühle, nach Ehrenberger's Anweiſung, wird unten bey Fig. 3941 vorkommen. Die Bewegungen von oben herunter, oder von unten hinauf, erhält man, wenn man das bewegliche Glas in eine Nuth vermittelſt eines Hebels R ſchiebt, der ſich um einen Punct, welchen man in ſeiner Länge S genommen hat, herum drehet, und dem durch eine Feder Widerſtand gehalten wird. Beyde ſind in der Dicke des Holzes verborgen, wie an den vorhergehenden Blättern. Die Figur eines Frauenzimmers, z. B. wird ein Compliment zu machen ſcheinen, wenn das bewegliche Glas den ganzen Körper, und das befeſtigte die Füße und einen Theil der Beine trägt. Endlich kann man die Bewegung von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt, durch eine kleine metallene Schiene machen, die an das bewegliche Glas befeſtigt, und, wie die andern, in eine Nuth verſteckt iſt. Man mahlt z. B. auf das ſtillſtehende Glas ein ausgeſpanntes Seil, mit einigen Köpfen darunter und an beyden Enden, um die Vorſtellung eines Schauſpielers zu machen. Das bewegliche Glas kann einen Seiltänzer vorſtellen, welchen man von einem Ende zu dem andern gehen läßt; oder man ſtellt durch eben dieſen Kunſtgriff ein Schiff vor, welches auf dem Meere fährt, deſſen Wellen auf das untere Glas gezeichnet ſind, u. ſ. f. Alle dieſe Bewegungen kann man erleichtern, wenn man die Stücke an denen Orten, wo ſie ſich befinden, nicht ſehr im Zwange hält. Wenn die Gemählde mit Firniß, oder einer andern Flüßigkeit angemacht ſind, ſo iſt es gut, wenn man auf die Ränder des beweglichen Glaſes einen etwas dicken Streifen Papier leimet, um zu ver-

verhindern, daß der übrige Theil ſeiner Oberfläche nicht die Oberfläche des befeſtigten Glaſes berühre. Mehrerer Arten der Vorſtellungen mit beweglichen Bildern, wird unten bey den Experimenten Erwähnung geſchehen.

Vermittelſt der Zauber-Laterne einen See-Sturm vorzuſtellen, nach **Wiegleb** (*); Fig. 3934 a) und b). Wenn man mit der Zauber-Laterne auf eine angenehme Art einen See-Sturm vorſtellen will, ſo muß man zwey gläſerne Streifen, die ungefähr 15 Zoll lang ſind, dazu nehmen, die aber in ſehr dünne Rahmen eingefaſſet ſeyn müſſen, damit alle beyde zugleich in die Krinne, MN, Fig. 3932, hinein, und leicht darin hin und her geſchoben werden können. Auf den einen von dieſen gläſernen Streifen zeichnet man, ſo lang er iſt, die Wirkungen des Meeres von ſeiner leichteſten Bewegung an, bis auf den ſchrecklichſten Sturm, indem man von A bis B, Fig. 3934 a), ein ſtilles Meer und einen ruhigen Himmel und Wolken mahlt; von B bis C, eine leichte Bewegung des Meeres mit einigen Wolken; von C bis D, eine merkliche Bewegung der Wellen; von D bis E, ein ſehr unruhiges Meer, und ein dunkles Gewölke; und von E bis F, einen ganz verdunkelten Himmel, und einen ſchrecklichen Sturm. Man muß aber dabey dieſes beobachten, daß man die verſchiedenen Vorſtellungen, die in dieſen Abſchnitten enthalten ſind, nicht von einander abſondere, ſondern ſie vielmehr ſtufenweiſe wachſen und fortgehen laſſe. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß dieſes alles ſorgfältig gemahlt werden müſſe, weil die Schönheit der Vorſtellung ganz allein davon abhängt. Auf das andere Glas, Fig. 3934 b), mahlt man Schiffe von ver-

(*) Am angef. O. S. 152, fgg.

verſchiedener Geſtalt und Größe; doch nur denjenigen Theil derſelben, der auſſer dem Waſſer erſcheinen ſoll, in verſchiedenen Entfernungen, nebſt einigen Wolken, die gegen B hin immer ſtärker werden müſſen. Wenn man das erſtere Glas in ſeiner Krinne ſacht fortrückt, und demſelben an dem Orte, wo der Sturm anfängt, einige Bewegung mittheilt, ſo wird man hierdurch die Wirkungen eines Meeres hervorbringen, welches allmählich unruhig zu werden anfängt, und endlich einen Sturm erregt. Die Art, wie man die Wolken gemahlt hat, wird auch vieles dazu beytragen, dieſe Vorſtellung natürlich zu machen. Wenn man hernach dieſes Glas wieder zurück zieht, ſo werden dieſe Wirkungen aufhören, und das Meer wird nach und nach wieder ruhiger zu werden ſcheinen. Wenn man zu gleicher Zeit das Glas, auf welchem die Schiffe gemahlt ſind, ſehr ſacht darüber wegſchiebt, ſo wird es ſcheinen, als ob ſie mitten durch das Meer fahren; bewegt man ſie aber ein wenig bey der Vorſtellung des Sturmes, ſo wird es ſcheinen, als ob ſie von den Wellen hin und her getrieben würden.

Die Wirkung, welche die Zauber-Laterne auf dieſe Weiſe hervorbringt, wird unſtreitig viel angenehmer und reizender ſeyn, als wenn man einige oft ſehr ſchlecht gemahlte Figuren ſieht, die eine nach der andern in einen erleuchteten Kreis, wie in der Mitte einer Medaille zu ſtehen kommen, deſſen Geſtalt verhindert, daß man nicht zwey Perſonen auf ein Mahl ſehen kann, oder doch nicht anders, als daß der Kopf und die Füße der einen Perſon gänzlich unſichtbar bleiben. Dieſer Mangel aber findet bey der gegenwärtigen Einrichtung nicht Statt, wenn man ſich auch gleich nur der gewöhnlichen Figuren bediente.

Auf eben dieſe Weiſe kann man vermittelſt zwey auf gleiche Art bemahlter Gläſer, eine Schlacht, ein See-Treffen, und viele andere Dinge, die man nach eigenem Belieben ſelbſt ausdenken will, vorſtellen. Sie können auch dazu dienen, daß man einige beſondere oder luſtige Handlungen unter verſchiedenen Perſonen, und viele andere Dinge vorſtellen kann.

Die Zauber-Laterne alſo einzurichten, daß ſie die Stunden an der Wand zeigt; nach Sturm (*); Fig. 3935. Dieſes iſt eine der ſchönſten Erfindungen, da man vermittelſt der Laterne, des Nachts, wenn man erwacht, in dem Schlaf-Zimmer an einer weißen Wand ſehen kann, wie viel Uhr es ſey; welche Erfindung inſonderheit denenjenigen ſehr bequem iſt, die ſich gemeiniglich einer Nacht-Lampe bedienen, indem ſie mit dem Oehle, welches ſie auf die Nacht-Lampe verwenden, ein ſolches Licht zuwege bringen können, das ihnen am Schlafe nicht hinderlich iſt, auch nur, an der entgegen ſtehenden Wand, einen einzigen runden Schein giebt, welcher eine gemahlte unbewegliche Uhr-Scheibe mit einem gemahlten, dabey aber beweglichen und die Stunden richtig anzeigenden Weiſer darſtellt.

Man mahlt auf die runde Glas-Scheibe A, No. I, die 12 Stunden-Zahlen; wie ſie insgemein auf der Uhr-Scheibe ſtehen; ſtellt dieſelbe alſo, daß die gemahlte Seite einwärts der Laterne, und die VIte Stunden-Zahl oben, die XIIte aber unten zu ſtehen komme. In dieſer Stellung wird die Glas-Scheibe in ein rundes Loch eines Bretchens befeſtigt, und mit einer blechernen Kapſel, welche zu beyden Seiten auf dieſes Bretchen angeheftet wird, verſehen, und bloß dazu dient, daß ſie den blechernen Rand des Deckels

(*) Am ang. O. P. 2, S. 236.

ckels in ſich faſſe, deſſen Boden aus feiner Glas-Scheibe (*), No. 2, beſteht, deren Rand E helle gelaſſen iſt, damit das Lampen-Licht den auf der Glas-Scheibe A befindlichen Stunden-Kreis erleuchten könne, der Grund B aber ſchwarz gemacht iſt, daß darauf nur ein durchſichtiger Zeiger zu ſehen iſt. An dem äuſſern Rande dieſes Deckels iſt ein meſſingener Ring gelöthet, und in 48 Zähne getheilt, der, wenn er, umgekehrt, auf die Kapſel No. 1 gelegt wird, rückwärts alſo anzuſehen ſey, wie No. 3 mit dem umgekehrten g zeigt. Den mit 48 Zähnen verſehenen meſſingenen Ring treibt das horizontal liegende Rädchen C um, welches von gleicher Größe iſt, und auch 48 Zähne hat. Aus der Mitte dieſes Rädchens geht durch ein zu dem Ende in dem Boden der Laterne gemachtes Loch, weil alles übrige, nähmlich die ganze Kapſel, No. 1 und 2, wie auch das Rädchen, C, No. 3, in der Laterne verborgen, ein eiſernes Stängechen CD, welches unten ein ausgehöhltes viereckiges Loch hat, ſo als eine Mutter über die Axe oder Welle, die den Zeiger der untergelegten Uhr umdreht, accurat paſſet. Damit aber der Deckel, No. 2, ſich deſto leichter in ſeiner Kapſel umdrehen laſſe, wird der Rand deſſelben ſo lange darin gerieben, bis beyde Theile wohl geglättet ſind. Dieſe Uhr iſt wie eine Taſchen-Uhr, von mittelmäßiger Größe, und in dem hohlen Fuße der Laterne Fig. 3929, verborgen. Sollte der Rauch von der Lampe etwas beſchwerlich fallen, kann die Laterne in das Neben-Zimmer alſo geſtellet werden, daß deren Röhre durch ein in die Wand gemachtes Loch in das Schlaf-Gemach gehe, und daſelbſt an der gegenüber ſtehenden Wand die Uhr-Scheibe präſentire.

 2. Mit

(*) Beſſer aus Marien-Glas, weil ſolches leichter iſt.

2. Mit wen'gern Umſtänden und Koſten kann, nach Wiedeburg (*), eine dergleichen Nacht-Uhr eingerichtet werden, wenn man vorgedachte gläſerne Uhr-Scheibe, an ſtatt des Bildes, vor das geſchliffene Glas accurat ſtellt, und derſelben gerade gegenüber, die Rückſeite der Laterne, wo ſonſt der Hohl-Spiegel angebracht wird, eine Vertiefung, nach Größe der Uhr, machen, über dieſelbe aber ein Häkchen anlöthen läſſet, und daran eine ordinaire Taſchen-Uhr hängt, hernach an die Welle derſelben einen ſubtilen Draht ſteckt, welcher an einem Ende, wie eine Mutter am Uhr-Schlüſſel formirt iſt, das andere Ende deſſelben aber durch das durchbohrte Centrum der Uhr-Scheibe gehen läſſet, und an demſelben einen ſubtilen Zeiger befeſtigt, ſo wird die Welle der Uhr, wenn ſie herum geht, den Draht, und mit demſelben den Zeiger herum nehmen, da dann der Schatten deſſelben ſich auf der an der Wand zu ſehenden Uhr-Scheibe zugleich bewegen, und die Stunden der Nacht anzeigen wird.

3. Nach Zahn (**), kann man eine kleine Uhr, welche nur die Stunden weiſet, an die Wand hängen, und an dieſelbe einen längern Zeiger ſtecken, der ſubtil, und aus trockenem Linden-Holze, Rohr, oder dergleichen leichten Materie, verfertigt iſt. Damit aber das Kunſtſtück nicht in die Augen falle, verdeckt man die Uhr, daß von derſelben nichts, als der lange Zeiger, zu ſehen ſey. Die Stunden mahlt man gebührend und accurat auf eine runde Glas-Scheibe, ſtellt dieſelbe in die Laterne, wo ſonſt das Bild, zu ſtehen kommt, richtet die Laterne alſo, daß die Welle der Uhr, woran der lange Zeiger ſteckt, der Mittelpunct der an der Wand erſcheinenden Uhr-Scheibe ſey.

Will

(*) Am angef. O. S. 736. (**) Am angef. O. S. 731.

Will jemand bey Tage wiſſen, wie es an der Zeit ſey, kann man ihm, zu ſeiner Verwunderung, alsbald darunter willfahren, wenn man nur die Fenſter-Gardinen zuzieht, und ſolcher Geſtalt, wofern dieſelben von grünem Raſch oder dergleichen dichtem Zeuge ſind, das Gemach verdunkelt, hierauf ſogleich in dem Neben-Zimmer die Lampe anzünden, und die in der Laterne befindliche Uhr-Scheibe durch das in der Wand zu dem Ende gemachte runde Loch, um die an der gegenüber ſtehenden Wand hangende Uhr-Strahlen läſſet.

4. Wenn man an die Wand einen Zeiger, die Stunden-Zahlen aber auf ein rundes Plan-Glas mahlt, und ſolches an gehörigen Ort in die Laterne ſetzt, ſo kann es daſelbſt, durch ein wohl angebrachtes Uhr-Werk, dergeſtalt regiert werden, daß es dem Zeiger an der Wand zu jeder Zeit, die rechte Stunde alsbald vorſetzen könne.

5. Man macht, nach eb. Demſ. a. angef. O. S. 733, eine Uhr-Scheibe an die weiße Wand, den Zeiger aber auf das runde Plan-Glas, und läſſet dieſes durch ein Uhrwerk umtreiben.

6. Wenn ſowohl der Zeiger, als die Stunden-Zahlen, in der Laterne angebracht werden, ſo, daß die auf das runde Plan-Glas gemahlte Uhr-Scheibe unbeweglich, der ihr gehörig vorgeſtellte Zeiger aber an die Röhre, worin die zwey Convex-Gläſer ſtehen, geleimet, und dieſer mit den Gläſern und dem Zeiger durch ein Uhrwerk beweglich gemacht wird, ſo kann, vermittelſt einer ſolchen Laterne, ſogleich an einer weißen Wand eines verfinſterten Gemaches, eine Uhr mit dem Zeiger, der allemahl die rechte Stunde bemerkt, vorgeſtellet werden. Ein Mehreres von dieſer Maſchine wird unten bey dem erſten Experimente vorkommen.

7. Es kann auch der Zeiger mit der Röhre, in welcher die Convex=Gläſer ſtehen, unbeweglich, hingegen die runde Glas=Scheibe mit den Uhr=Ziffern, an dem Orte, wo das Bild geſtellt wird, von einem Uhrwerke beweglich gemacht werden. Wie nun, bey dieſen lezten vier Arten die gläſernen Uhr=und Zeiger=Scheiben in Bewegung zu bringen ſeyn, ſolches überläſſet **Zahn** den Mechanicis. Vielleicht würde ſich des **Sturm's** Uhr mit dem Horizontal-Rade, Fig. 3929, am beſten dazu ſchicken, wenn man vorn in dem Boden einer viereckigen Laterne, eine Vertiefung machen ließe, darin die Uhr, gleichſam wie in einer Kapſel, feſt zu liegen käme; es müßten aber ſodann unter der Laterne 4 Füße gemacht werden, daß ſie feſt ſtände. Oder, man könnte, um die beſagte Vertiefung zu bedecken, die Laterne in einen proportionirten viereckigen Fuß, dergleichen unter den Galanterie=Schränken zu ſeyn pflegt, ſetzen, der oben herum mit einem ſchmahlen ausgeſchweiften Bretchen bekleidet ſey; die Glas=Scheiben aber, welche das Horizontal=Rad über der Uhr umtreiben ſoll, einzurichten, könnte man, bey der vierten Art ein rundes Plan-Glas in der Mitte durchbohren (*), ſolches in ein Bretchen vom Büchen=Holze befeſtigen, die Uhr=Scheibe aber, welche ein dünnes Plan-Glas ſeyn muß, welches gleichfalls in der Mitte durchbohrt iſt, in einen mit 48 Zähnen verſehenen meſſingenen Ring faſſen laſſen, hernach durch dieſer beyden Scheiben centra oder Löcher eine meſſingene Axe ſtecken, welche nach der Seite, wo die geſchliffenen Glä-

(*) Dieſes geſchieht mit einem Driller, Fig. 393', welcher unten ein viereckiges Loch hat, darein man Bohrer oder Spitzen von verſchiedener Dicke ſtellen kann, gießt Waſſer oder Baumöhl mit Schmergel hinzu, und führt den hölzernen Arm B C geſchwinde und ſo lange auf und nieder, bis er das Glas durchbohrt. A, iſt von Bley oder Meſſing.

Gläſer ſtehen, einen platten Kopf hätte, und in der unbeweglichen Scheibe feſt gekittet wäre. Bey der fünften Art wird dieſe Methode nur darin verändert, daß man, an ſtatt der Uhr-Scheibe, ein Plan-Glas, worauf der Zeiger gemahlt iſt, auf die meſſingene Axe ſtecke, welches aber ebenfalls in einen gezähnten Ring gefaſſet ſeyn muß. Bey der ſechsten Art iſt die Uhr-Scheibe feſt, hingegen das Glas mit dem Zeiger um die Axe beweglich. Bey der ſiebenten, iſt das Glas mit dem Zeiger feſt, die Uhr-Scheibe aber beweglich.

Verſchiedene Experimente mit der Zauber-Laterne.

1. Wie man zu allen Zeiten, in einem finſtern Gemache, durch einen an die weiße Wand gehängten Degen oder Stock, accurat anzeigen könne, wie es an der Zeit ſey.

Hierzu kann man ſich der kurz vorher erwähnten vierten Art bedienen, da die Uhr-Scheibe in der Laterne durch ein Uhrwerk, welches in dem Behältniſſe D E, Fig. 3937, befindlich iſt, umgetrieben wird, und zwar auf folgende Weiſe: wenn nähmlich die Uhr-Scheibe in das Ende der Röhre, welches aus der Laterne hervor geht, und die geſchliffenen Gläſer in ſich hält, wohl eingeſchloſſen, am Ende aber der mittlern Röhre C ein gezähntes Rad applicirt wird, welches von der in dem untern Theile D E der Laterne liegenden Uhr, in 12 Stunden ein Mahl umgetrieben werden könne. Da nun mit dieſem Rade zugleich auch die Röhre C mit der Uhr-Scheibe herum gedrehet wird, ſo kann die Laterne dem an der Wand hangenden Degen, als dem Zeiger, allemahl die rechte Stunde vorſetzen (*).

2. Mit der Zauber-Laterne können, bey Nachtzeit, nicht nur allerley Figuren und Bilder, ſondern auch ganze Geſchichten, auf eine, viele Schritte weit ſtehende weiße Wand, mit allen Farben und Lineamenten, in einem hellen Zirkel ſehr deutlich präſentiret werden.

3. Nicht

(*) Dieſes Experiment kann auf eben die Weiſe, wie auf der vorhergehenden Seite, No. 7 bey der vierten Art angezeigt worden iſt, bewerkſtelliget werden.

3. Nicht weniger an der Decke, auf dem Boden und an den Seiten-Wänden des Gemaches, wenn man ein viereckiges Käſtchen von Pappe macht, und darein einen Plan-Spiegel, nach einem Winkel von 45 Grad, ſtellet, eben wie in der Camera obſcura portatili, in daſſelbe vorn ein rundes Loch ſchneidet, wodurch die Strahlen des Bildes, wenn das Loch vor das vordere Glas in der innern Röhre angebracht wird, fallen, und durch ein anderes über dem Spiegel geſchnittenes Loch an den Ort, dahin man das Käſtchen mit der Röhre wendet, reflectiret werden können.

4. Vermittelſt dieſes Käſtchens kann man die Bilder, durch ein in die Decke des Zimmers gemachtes Loch, von oben her ab, auf den Boden deſſelben, oder auf einen Tiſch, werfen, zur größten Verwunderung derjenigen, die darin etwa im Dunkeln ſitzen.

5. Setzt man aber, an ſtatt des Spiegels und vordern Glaſes, ein Polyedrum von 4, 5 oder 6 Ecken, ein, ſo wird ſich auch das Bild ſo viel Mahl präſentiren; doch muß dieſes Glas auf der andern Seite etwa 6, 7 bis 8 Zoll convex geſchliffen ſeyn.

6. Die Zauber-Laterne kann die Stelle eines Mikroſkopes vertreten, wenn man kleine Thiere, oder auch andere durchſcheinende Objekte, auf Marien-Glas klebet, und ſolche an den Ort, wo die Bilder ſtehen, ſtellet.

7. Setzt man die Gläſer in zwey pappene Röhren, und applicirt ſie mit den Bildern dem Loche einer finſtern Kammer, ſo können in derſelben, wie ich bereits oben erwähnt habe, die Repräſentationen auch durch das Sonnen-Licht bewerkſtelligt werden; wovon im Art. Sonnen-Mikroſkop ein Mehreres vorkommen wird.

8. Zu folgenden Experimenten, muß, nach Ehrenberger's (*) Angabe, Fig. 3938, die Laterne beſonders eingerichtet werden. Man läſſet nähmlich in die vordere Seite derſelben ein rundes Loch von ſolcher Größe ſchneiden, als die Oeffnung der äuſſern Röhre iſt. Vor dieſes Loch wird auswendig ein viereckiges Blech gelöthet, deſſen inwendige Seite die Figur vorſtellt, wo A ein in die Ründe geſchnittenes Loch iſt, welches dem vorigen genau gegen-

(*) Am angef. O. S. 11, fgg.

genüber ſeyn, und mit demſelben gleiche Größe haben muß. Bey B C D E, F G und H I, iſt eine Oeffnung, wodurch die gemahlten Gläſer von oben, unten, und zu beyden Seiten können geſtecket, und in den angelöthbeten ſchmahlen Blechen K L, M N, O P und Q R, welche nach geraden Winkeln an einander ſtoßen, hin und wieder geſchoben werden. Auswendig hat dieſes Blech, um das Loch A herum, einen kurzen Hals, darin die äuſſere Röhre feſt gelöthet iſt.

9. Weigel hat zwey ſich ſtoßende Böcke, auch einen Bär, welcher ſich aufgerichtet, und mit ſeinen Klauen einen Schweizer hat ergreifen wollen, präſentirt, welches auf folgende Weiſe geſchehen kann; Fig. 3939. Man mahlt auf eine runde dünne Glas-Scheibe A B ein Stück Feld oder Erdreich, worauf des Bären Hinterfüße, bis an die Knie ruhen, ſchneidet ein rundes Loch in den hölzernen Schieber K L, und paſſet dieſelbe da hinein, daß ihre Fläche mit dem Holze gleich ſey; das übrige von dem Bären mahlt man auf das viereckige Glas C D E F, welches dem erſten, wo die Knie aufhören, bey G alſo angehänget wird, daß es um eine kleine Axe beweglich iſt, und, durch die bewegende Kraft in E, auf und nieder gelaſſen werden kann. Dieſes leztere geſchieht vermittelſt eines ſeidenen Fadens oder Pferde-Haares, welches, bey E, in ein durchbohrtes Loch geknüpfet, und bey H um eine kleine Rolle, bis über den Schieber hinaus, geht, wo man es mit den Fingern faſſet, und den Bär beym Anziehen des Fadens I, gegen E in die Höhe hebt, beym Nachlaſſen aber denſelben nach B niederfallen läſſet. Faſt auf eben die Weiſe kann auch die Bewegung der ſich ſtoßenden Böcke bewerkſtelliget werden.

10. Die Hölle, aus deren Rachen drey Haupt-Laſter der Menſchen hervor ſteigen, und wenn man will, auch wieder hinein gehen. Zu dieſer Vorſtellung wird der Höllen-Rachen an einer Seite eines runden Glaſes gemahlt, hernach in einen Schieber gefaſſet, und mit demſelben, zur Seite, vor das geſchliffene Glas geſchoben; das andere lange Glas aber, worauf die drey Perſonen, welche die drey Haupt-Laſter vorſtellen, ſchiebt man an der Seite, hinter der Hölle, hindurch, ſo ſcheinen ſie aus deren Rachen heraus zu kommen. Sollen ſie nun wieder hinein gehen, kehrt man ſie um, und ſteckt das Glas von

der

der andern Seite, welche der Hölle gegenüber iſt, hinein. Oder, ein Engel mit einem feurigen Schwerte kann ſie rückwärts wieder in die Hölle treiben.

11. **Chriſtus kommt aus dem Grabe hervor, und fährt in die Höhe, mit Zurücklaſſung ſeines Grabes, und der dabey ſitzenden Hüter.** Dieſes geſchieht, wenn man die Glas-Scheibe mit dem ſchwebenden Chriſto, hinter dem Grabe, von unten auf, durchziehet.

12. **Der König Saul läſſet durch die Wahrſagerinn zu Endor, den Propheten Samuel herauf bringen.** Hiermit verfährt man auf vorhergehende Weiſe, indem man die Glas-Scheibe, worauf Samuel gemahlt iſt, hinter das runde Glas, worauf Saul und die Wahrſagerinn mit ihrem Zauber-Stabe befindlich ſind, von unten auf, vor das geſchliffene Glas ſchiebet.

13. **Ein Engel, oder Genius, ſetzt dem Landes-Herrn einen Lorbeer-Kranz auf ſein Haupt; oder eine Hand kommt aus den Wolken, mit des Landes-Herrn Nahmen.** Im erſten Falle wird die runde Scheibe mit dem Fürſten-Bilde vorgeſchoben, und hinter demſelben das lange Glas, worauf der Engel mit dem Kranze iſt, an dem geſchliffenen Glaſe, von oben, ſo weit herunter gelaſſen, bis der Kranz des Fürſten-Haupt erreicht. Im andern Falle wird auf das runde Glas an einer Seite die Wolke gemahlt, hinter welche das lange Glas mit der gemahlten Hand, zur Seite eingeſchoben wird.

14. **Das Thier aus Offenbarung Joh. 13, 1. wie es aus dem Meere an das Ufer ſteigt.** Hierzu müſſen beyde Gläſer lang ſeyn; auf das eine mahlt man das Meer mit ſeinem Ufer, und ſchiebt ſolches, wie die ordinairen Schieber in die Laterne, das andere aber, worauf das Thier ſteht, von unten auf, daß es an der Wand, aus dem Meere zu ſteigen ſcheint, da man dann das gemahlte Meer allmählich weiter fortrückt, bis die Füße des Thieres das Ufer betreten.

15. **Ein Frauenzimmer beugt vor einer Manns-Perſon ihre Knie; Fig. 3940.** Man mahlt auf das Glas d e f g, welches das bewegliche Bretchen K L M N in ſich faſſet, ein Frauenzimmer bis an die Knie, das übrige aber auf das in dem Schieber befindliche Glas O. Wird nun das Glas d e f g, welches mit dem Bilde des Frauenzimmers, faſt bis an den Rand, gezieret iſt, von M gegen

ab hinunter gelaſſen, ſo verbirgt ſich der obere Theil des Rockes hinter das unbewegliche Untertheil deſſelben, und ſcheint ſodann kürzer zu werden, als beugete das gemahlte Bild ſeine Knie. Damit aber die Bewegung des Knie-Stückes defg bequem geſchehen möge, hat Ehrenberger bey P, einen Hebel RQP angebracht, welcher in Q durchbohrt, und mit einem Nagel ein wenig an den Schieber geheftet iſt. Durch Hülfe dieſes Hebels, kann das Bretchen KM bey R auf und nieder gelaſſen werden. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, zu R mit der Hand nicht kommen kann, hat er noch einen andern winkeligen Hebel, STV, hinzu gethan, welcher in T um einen runden Nagel beweglich, und, vermittelſt des eiſernen kurzen Drahtes RS, an dem erſten geraden Hebel feſt iſt. Dieſem winkeligen Hebel iſt in V ein eiſerner Draht angefügt, welcher durch die Klammer oder den Ring Z, an den Schieber hindurch, bis in Y geht, und daſelbſt eine Krümme hat. Faſſet man nun dieſelbe mit den Fingern, ſo kann man das Ende V des winkeligen Hebels hin und her ziehen, wodurch das Ende S den geraden Hebel RP entweder in die Höhe heben oder niederziehen, und zugleich das Bild nach Verlangen erhöhen oder niederlaſſen wird.

16. Soll ein Bild ſeine Augen bewegen, mahlt man daſſelbe ohne Augen auf das eine lange Glas, auf das andere aber, welches dahinter kommt, die bloßen Augen, füget beyde Gläſer an einem Ende mit einem Streifen Pergament zuſammen, daß man ſie noch ein wenig rücken könne.

Bey dieſen Experimenten iſt zu bemerken, daß dasjenige Glas, auf deſſen Mitte die meiſte Mahlerey ſteht, gegen die Lampe, dasjenige aber, deſſen Rand am meiſten bemahlt iſt, vor dem geſchliffenen Glaſe ſtehen müſſe.

17. **Eine Wind-Mühle, deren Flügel, als vom Winde getrieben, umlaufen**; nach Nollet's Angabe, iſt oben, S. 497, und in der dazu gehörigen Fig. 3933, vorgekommen. Nach Ehrenberger's Anweiſung, Fig. 3941, gehört hierzu eine eigene Maſchine, welche aus einem Bretchen, STVX, und drey Rädern, die faſt ſo groß ſind, als das Bretchen breit iſt, beſteht. Die erſten zwey Räder, Y und Z ſind vom Holz, das dritte A

aber

aber vom Zinn (*), welches in der Mitte, etwa 2 oder 3 Zoll, nach der Größe der Gläſer, in die Rundung ausgeſchnitten ſind, daß das Glas mit den Windmühlen-Flügeln darin befeſtiget werden könne. Die Axe oder Welle dieſer Flügel muß genau in dem Centro des Glaſes ſeyn. Unter oder hinter dieſem Glaſe iſt in das Bretchen ein ruudes Loch geſchnitten, wleches ein wenig kleiner, als das Glas, iſt, worüber das zinnerne Rad gelegt wird. Damit nun daſſelbe in der Bewegung nicht ausweichen könne, wird um daſſelbe bey BE, BC und ED, ein Leiſtchen mit einer Ruthe geleimet, darein das viereckige Glas BEDC geſchoben wird, auf welches man die Mühle alſo mahlen muß, daß deren Welle genau an die Welle der Flügel trete; auch müſſen die bemahlten Seiten der Gläſer nicht gegen einander gekehrt ſeyn, weil ſonſt die Mahlerey Schaden nimmt, wenn das Rad umgetrieben wird. Dieſem Rade wird das zweyte Rad Y hinzu gefüget, welches um ſeine, in dem Bretchen befeſtigte Axe beweglich iſt, und deſſen Zähne zwiſchen des erſten Rades Zähne, bey F, treten. Weil man aber, wegen Enge der Laterne, dieſes zweyte Rad nicht bequem umdrehen kann, ſo hat man das dritte Rad Z hinzu gefügt, welches von gleicher Structür und Größe iſt, nur daß auf ſeiner Axe ein Handgriff ſteckt, bey welchem man daſſelbe umdrehen, und dadurch zugleich den andern beyden die Bewegung geben kann. Wofern etwa zu befürchten wäre, daß dieſe Maſchine zu dick werden möchte, daß man ſie nicht durch den Einſchnitt der Laterne ziehen könnte, ſo wäre dieſelbe ganz von Meſſing zu machen.

18. **Eine Perſon ſchwinget ihren Hut, oder ein Cantor ſchlägt mit einem in der Hand habenden aufgerollten Papiere den Tact.** Beydes kann vermittelſt der ſo eben beſchriebenen Maſchine bewerkſtelliget werden, da man, an ſtatt der Windmühlen-Flügel, den Arm mit dem Hute, oder dem aufgerollten Papier, an ſtatt der Mühle aber die übrigen Theile des Körpers mahlt.

19. **Zwey Perſonen grüßen einander im Vorbeygehen.** Hierzu gehören zwey Gläſer, auf deren jedes eine Per-

(*) Die Räder können alle drey vom Holz oder ſtarkem Kupfer-Blech gemacht werden, oder auch vom Zinn, wiewohl leztere zu ungeſchickt ſind.

Perſon gemahlt iſt, welche zur Seite einander entgegen und vorbey geſchoben werden.

Zauber-Laterne des Schattens. An ſtatt die Figuren, auf die im Vorhergehenden beſchriebene Art, auf die Gläſer zu mahlen, ſetzt man kleine Figuren darauf, die aus ſehr dünnem Karten-Papier ausgeſchnitten ſind, an welchen einige Theile des Leibes bey den Gelenken beweglich ſind; und mit feinen ſeidenen Fäden, die längſt dem Rahmen fortlaufen, in welchem die Gläſer gefaſſet ſind, läßt man ſie nach Belieben, verſchiedene Bewegungen nach allen Seiten machen. Wenn die Bewegungen dieſer kleinen Figuren wohl eingerichtet ſind, ſo ſind ſie viel natürlicher, als diejenigen, welche man vermittelſt zwey beweglicher Gläſer kann machen laſſen, indem ſie auf verſchiedene Weiſe Statt haben können. Hierdurch wird mehrere Veränderung und Wahrſcheinlichkeit erhalten, und auch mehrere Verwunderung und Vergnügen verurſachet. Auf dieſe Art kann man, um mehrere Auftritte zu machen, ſich zweyer alſo eingerichteter Gläſer bedienen.

Zauber-Laterne mit dem Rauche. Das Licht der Zauber-Laterne ſowohl, als die Farbe der darin befindlichen Objecte, kann nicht nur an einer Mauer, oder auf einer Leinwand, ſondern auch auf dem Rauche vorgeſtellet werden. Man muß aber, in dieſer Abſicht, einen viereckigen Kaſten vom Holz oder Pappe haben, welcher ungefähr 4 Schuh hoch iſt, und deſſen Baſis 7 bis 8 Zoll im Quadrat hat. Nach oben zu muß derſelbe etwas verengert laufen, ſo, daß er oben eine Oeffnung macht, die 6 Zoll lang und ½ Z. breit iſt. Unten an dieſem Kaſten wird eine Thür gemacht, die gut verſchloſſen werden kann, damit man eine Kohl-Pfanne hinein ſetzen könne, auf welche man Rauchwerk wirft, wovon der Rauch ſich wie ein Tuch oder eine Decke ausbreitet, wenn er durch

die obere Oeffnung des Kaſtens heraus geht. Auf dieſen ausgebreiteten Rauch richtet man nun das Licht hin, welches aus der Laterne herausgeht, und wel- ches man in einen engern Raum zu bringen ſucht, in- dem man die bewegliche Röhre weiter herauszieht, und alſo länger macht. Die gewöhnlichen Figuren kön- nen zu dieſem Endzwecke vollkommen hinreichen, und das Beſonderſte hierbey wird dieſes ſeyn, daß die Be- wegungen des Rauches die Geſtalt des Bildes nicht verändern, und daß es ſo ausſehen wird, daß man es mit der Hand ergreifen könne. Weil bey die- ſer Beluſtigung der Rauch nicht alle Licht-Strahlen aufhält, ſo iſt auch die Vorſtellung bey weitem nicht ſo lebhaft, und es würde auch wenig davon zu ſehen ſeyn, wenn man die ſtarke Ausbreitung des Lichtes nicht einſchränkte, um ihm deſto mehr Helle zu geben.

Die Wirkung der Zauber-Laterne auf dem Rauche, kann eine noch viel auſſerordentlichere Vor- ſtellung verſchaffen, wenn man die Urſache derſelben ganz verbirgt; denn man kann alsdann vermittelſt derſelben auf einem Fußgeſtelle, welches mitten auf einem Tiſche ſteht, ein Geſpenſt, oder ein anderes angenehmeres und weniger ſchreckliches Bild, vor- ſtellen und zeigen. Man muß, nach Wiegleb's Anweiſung (*), Fig. 3942, hierzu eine ganz gemeine Zauber-Laterne, aber von den kleinſten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und ſolche in den Ka- ſten ABCD ſtellen, der ſo groß ſeyn muß, daß er noch außerdem den ſchief liegenden Spiegel M enthalten könne, welcher beweglich ſeyn muß, damit man den Licht-Conus (Licht-Kegel) den die Laterne von ſich wirft, vermittelſt deſſelben ſo richten könne, daß er durch eine Oeffnung E, die oben an dieſem Kaſten ge- macht

(*) Am angef. O., S. 155, 198.

macht iſt, heraus gebracht werde. Dieſe Oeffnung muß mit einem dünnen Brete oder einer Fallthür F bedeckt ſeyn, die vermittelſt zweyer Bänder beweglich iſt, damit man, wenn ſie auf ihren Seiten verſchloſſen iſt, die in dem Deckel gemachte Oeffnung (*) nicht ſehen könne. Derjenige Ort des Kaſtens, der gerade über dem Kamin der Laterne iſt, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieſelben ziehen könne; und man muß auch ein kleines längliches Kohl-Becken an eben dieſen Ort ſtellen, welches nur ſo groß iſt, um einige kleine Kohlen hinein legen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, welches nach Belieben in der Krinne a b hinauf und herab ſteigen kann, und welches aus dieſer Urſache vertical geſetzt werden muß. Dieſes Glas muß durch eine kleine Schnur gehalten werden, die über die Rolle c, und auf der Seite D C dieſes Kaſtens hinaus geht, damit man dieſes Glas durch ſein eigenes Gewicht leicht hinab laſſen, oder in dieſer Krinne hinauf ziehen könne. Auf dieſes Glas kann man ein Geſpenſt, nach eines Jeden Begriff davon, oder nach Belieben eine andere angenehmere Figur, mahlen, doch muß dieſes Bild verkürzt gemahlt werden, weil die Rauch-Decke, die durch das Räucherwerk verurſachet wird, welches man in die Kohl-Pfanne ſtreuet, und ſich erhebt, den Licht-Kegel, den die Laterne hervorbringt, nicht rechtwinkelig durchſchneidet, und daher die Geſtalt des Geſpenſtes auf dieſem Rauche viel länger erſcheinen muß, als ſie wirklich auf dem Glaſe iſt. Dieſe Erſcheinung wird eine in Verwunderung ſetzende Wirkung hervorbringen, weil die Zuſchauer die Urſache davon nicht ſehen, und alſo nicht

 wiſſen

(*) Dieſe Oeffnung muß eine ovale Geſtalt, und eine verhältnißmäßige Größe zu dem Orte, wo ſie den Licht-Kegel abſchneidet, haben.

wiſſen werden, wem ſie dieſe plötzliche Erſcheinung des Geſpenſtes zuſchreiben ſollen, deſſen Kopf zuerſt aus dem Rauche hervorzukommen ſcheinen wird, und nur nach und nach vollſtändig geſehen werden kann, welches auch eben ſo wieder verſchwinden wird, ſo=bald man die Schnur anzieht. Wenn man die Lampe in dieſer Laterne angezündet, und den Spiegel gehörig geſtellet hat, ſo trägt man dieſes Geſtelle herbey, und ſetzt es auf den Tiſch, indem man die Zuſchauer warnet, daß ſie nicht erſchrecken ſollen. Man bringt darauf das Kohl-Becken an ſeinen Ort, ſtreuet ein wenig Räucher-Pulver darauf, hebt alſo bald die Fallthür auf, und läßt die Schnur ſacht herab gehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beynahe aufhören will, zieht man die Schnur, damit die Figur verſchwinde, und verſchließt die Fallthür wieder.

Wenn man dieſe Beluſtigung machen will, muß man alle Lichter, die im Zimmer ſind, auslöſchen, und das Geſtelle auf einen hohen Tiſch ſetzen, damit das Auge der Zuſchauer die Oeffnung, durch welche der Licht-Kegel fällt, nicht ſehen könne. Obgleich oben geſagt iſt, daß man ſich hierzu einer kleinen Zauber-Laterne bedienen ſollte, ſo könnte man doch dieſe Beluſtigung auch im Großen machen, ſo, daß das Geſpenſt in einer menſchlichen Größe erſchiene. Auf einer ſolchen Zurüſtung mag auch wohl die Schröpferiſche Gaukeley beruhet haben.

Auf gleiche Art und mit eben dieſer Anſtalt, wenn man Gläſer dazu gebraucht, auf welchen verſchiedene andere Objecte gemahlt ſind, kann man auch z. B. eine Blume oder eine Karte vorſtellen, die derjenigen gleich iſt, die man vorher verbrannt hat; und deren Aſche man mit dem Räucherwerke in das Kohl-Becken geworfen hat, unter dem Vorgeben, daß man das Bild derſelben wieder hervorbringen wolle. Ein Jeder kann hierbey dasjenige wählen, wovon er glaubt, daß es am angenehmſten und wunderbarſten ſcheinen werde.

Geiſter-Vorſtellung mit Hülfe der Laternae magicae, nach Hrn. Prof. Funk Beſchreibung (*); Fig. 3943.

„Man läßt das Bild I nicht, wie gewöhnlich, auf eine weiße Wand, ſondern in einen Rauch m n o p fallen, der aber freylich nicht vom Winde hin und her getrieben werden darf. Es fängt der Rauch in der That die Licht-Strahlen eben ſo auf, wie eine weiße Fläche. Hat man nun auf Glas gemahlte wohlgetroffene Bilder von verſtorbenen oder noch lebenden Perſonen, ſo kann man in dieſem Rauche ſolche vorſtellen; man kann ihnen Bewegungen geben, und zwar entweder den ganzen Körpern, oder nur einigen Gliedern, wie nachher beſchrieben werden ſoll. Die größte Schwierigkeit, die denenjenigen immer vorkommt, die dieſen Verſuch machen wollen, ohne mit der Experimentir-Kunſt gehörig bekannt zu ſeyn, iſt: den Rauch hervorzubringen; und ich bin oft genug erſucht worden, das Geheimniß meines Rauches, und die Ingredienzien, deren ich mich bedienen müſſe, zu entdecken. Ich kann aber nicht mehr entdecken, als was ich weis; nähmlich, daß ich auf gut ausgebrannte Kohlen 3 bis 4 Loth Pech, wie es die Böttcher brauchen, in Stückchen von der Größe einer Haſelnuß, geworfen habe, wenn ich wollte, daß das Bild 4 bis 5 Minuten lang auf dem Rauche erſcheinen ſollte. Damit aber dieſer Rauch ſich nicht zu ſehr nahe an den Kohlen ausbreite, ſondern beſſer in die Höhe gehe, auch keinen viel breitern Raum einnehme, als man zum Bilde nöthig hat, ſo muß er gefaſſet und eingeſchloſſen werden. Das bewerkſtellige ich nun ſo: Ich habe ein hohles blechernes Gefäß B, Fig. 3944 a), deſſen Höhe F G 26 Zoll und unten weit genug iſt, um eine auf 4 Füßen ſtehende viereckige Kohl-Pfanne E, 16 Z. lang, 9 Z. breit und 4½ Z. tief, die in Fig. 3944 d) beſonders vorgeſtellt iſt, zu faſſen. Des Gefäßes B (Fig. 3944 a) großer Durchmeſſer p q iſt 18 Zoll, der kleine r s 10 Zoll. Dieſes Gefäß muß nach oben zu, enge werden, daß der Rauch zuſammengedrängt, und die Krinne m n, die 18 Z. lang und ½ Z. breit iſt, herausgetrieben werde.

(*) In ſeiner natürlichen Magie, (Berl. und Stett. 1783, gr. 8.) S. 152, fgg.

Das Gefäß iſt n Fig. 3944 b) nach dem Durchſchnitt vorgeſtellt, und o iſt die Breite der Rinne. Eben dieſes Gefäß muß einen Deckel haben, der die Rinne m n bedeckt; er iſt in Fig. 3944 c) beſonders vorgeſtellt. Iſt nun das Pech auf die Kohlen geworfen, ſo muß das Gefäß B ſogleich darüber geſetzt, und der Deckel 1 oder 1½ Minute auf dem Gefäße gelaſſen werden, damit ſich eine Menge Rauch im Gefäße ſammle, welcher, nachdem der Deckel hinweggenommen worden iſt, ſogleich gerade in die Höhe getrieben wird. Hat der Rauch über der Pfanne ſeinen gewöhnlichen Zug ins Freye, ſo kann man mehr Pech auf die Kohlen werfen, und dadurch die Erſcheinung lange erhalten. Iſt dieſes nicht, und der Rauch wird genöthiget, ſich im Zimmer auszubreiten, ſo können ſolches die Augen der Zuſchauer nicht nur kaum 5 bis 8 Min. aushalten, ſondern die Erſcheinung verſchwindet auch bald, weil, wenn die Augen der Zuſchauer ſich ſelbſt im Rauche befinden, der über der Pfanne ſtehende Rauch ſich nicht gehörig von jenem unterſcheidet; eben ſo, wie etwa ein Sonnen-Strahl in einem dunkeln Zimmer nebſt allen dem, was darin ſchwebt, ſich unterſcheidet, welches nicht geſchieht, wenn das ganze Zimmer von der Sonne erleuchtet wird.

Den Bildern und ihren Theilen Bewegung zu geben, verfährt man auf folgende Art. Will man, daß ſich eines Bildes Augen bewegen ſollen, ſo läßt man auf die eine Glas-Tafel, die in die Laternam magicam geſetzt werden ſoll, die ganze Perſon ohne die Augapfel mahlen; auf eine andere aber, die gerade auf jene paßt, nichts als die Augapfel am gehörigen Orte; jene Tafel wird gehörig in den Rahmen befeſtiget, dieſe aber wird über jene ſo aufgemacht, daß man ſie hin und her ziehen kann. Eben ſo kann man eine dritte Tafel über die beyden vorigen machen laſſen, auf der ſich nichts als ein Arm in der gehörigen Lage (welcher hingegen dem Haupt-Bilde fehlt,) befindet; dieſe muß man aber im Kreiſe über jene hinweg drehen können; dadurch erlangt man, daß das Bild im Rauche ſeinen Arm auf und nieder bewegt.

Man muß hierbey wohl Acht haben, daß, wenn die Laterna magica, Fig. 3943, in der Gegend C, und das Rauch-Gefäß in B ſich befindet, in der Gegend A keine Wand oder Decke zu nahe ſey, damit das Bild ſich nicht noch

noch einmahl an derſelben zeige; daher es auch am beſten iſt, die Zuſchauer in die Gegend A, zwiſchen dem Rauche und der Wand ſo zu ſtellen, daß ſie die Wand in dem Rücken und hinter ſich haben. Iſt aber keine Wand in der Gegend von A, ſo können die Zuſchauer auch hinter der Laterna magica, in der Gegend von D, ſtehen.“

Mechaniſche Zauber-Laterne, die bey Tag und Nacht zu gebrauchen iſt, von Hrn. Gütle Erfindung (*); Fig. 3945 — 3947.

Fig. 3945, A, ſtellt das äußerliche Anſehen dieſer Maſchine vor. Sie beſteht aus einem viereckigen Kaſten, auf deſſen hintern Seite ein aufrecht ſtehendes Gemählde ſich befindet, worauf ein Savojarden-Junge mit einem Schattenſpiel und etlichen Zuſchauern in einem Zimmer vorgeſtellt iſt. Das Schattenſpiel wirft ſeinen Glanz an die Wand, als eine runde Scheibe, an welchem Platz die vorzuſtellenden Figuren erſcheinen. Dieſe Tafel bedeckt ein ſeidener Vorhang, der ſich wieder aufziehen läßt, wenn man will. So wie zu einem gewöhnlichen Schattenſpiel auf Glas gemahlte Bilder gehören, ſo befinden ſich bey dieſem ſo viele Täfelein, als zu den Vorſtellungen gebraucht werden. Auf jedem dieſer Täfelein befindet ſich der Nahme des Gegenſtandes, der erſcheinen ſoll, geſchrieben. An der vordern Seite des Kaſtens iſt ein Loch, daß zum Einſchieben einer von den Tafeln gehört, die vermittelſt eines Riegels darin feſt gehalten wird.

Verfertigung. In Fig. 3946, A, iſt die eröffnete Maſchine zu ſehen. B iſt der Deckel, der ſich bey C einſchließt, und durch das Löchlein mit einer Nadel geöffnet werden kann. D iſt ein Stück vom Meſſing mit einem Kronrade, das in Fig. 3947, N 2 beſonders vorgeſtellt iſt. E iſt eine Walze mit einem Getriebe von 8 Sproſſen, welches vergrößert in Fig. 3947, N. 4 zu ſehen iſt. F iſt eine kleine Rolle, und G eine Schnur mit einem Gewicht. H eine Rahm mit N. 1 der Scheibe der Vorſtellungen, die hinter dem Kaſten angeſchraubt iſt. K iſt ein kleiner Tiſch,

 auf

(*) In deſſen Zaubermechanik, oder Beſchreibung mechaniſcher Zauberbeluſtigungen, (Nürnb. und Altd. 1794, gr. 8.) S. 180, fgg.

auf welchem die Täfelein, worauf die verlangte Vorſtellung geſchrieben iſt, eingeſchoben werden; er hat auf beyden Seiten Rinnleiſten, die die eingeſchobenen Täfelein nicht wanken laſſen. Dieſe Tafeln bewegen ſodann das Kronrad, wodurch verurſacht wird, daß nur diejenige Vorſtellung der Scheibe N. 5, Fig. 3947, in dem Felde B, Fig. 3945, zum Vorſchein kommt, die auf dem Täfelein geſchrieben iſt. N. 14 ſtellt eine ſolche Tafel mit deutſcher und franzöſiſcher Schrift vor: Dieſe Tafeln müſſen zuerſt von einerley Länge seyn, damit man ſie durchs Hineinſchieben probiren kann, und davon abfeilen, bis das zum Vorſchein kommt, was darauf angegeben iſt.

N. 1. Fig. 3947 ſtellt die Maſchine im Durchſchnitt vor. N. 8 iſt das Stück im Kleinen, welches N. 2 gröſſer gezeichnet iſt. N. 11 iſt die Rolle, über welche die Schnur mit dem Gewicht geht. N. 9. die Walze mit dem Getriebe, das in N. 4 vergrößert iſt. N. 3 zeigt das meſſingene Kronrad beſonders, und iſt an N. 2 vermittelſt dreyer Schrauben feſt gemacht. N. 6 der kleine Tiſch, worauf die Tafeln zu liegen kommen, die eingeſchoben werden; und N 7 das Loch, durch welches die Tafeln eingeſchoben werden. N. 12 iſt die Nebenleiſte von der Rahm, in der die Mahlerey ſich befindet. N. 13 der aufgeſetzte hinter Boden, zwiſchen welchem und der vordern Rahm die Kupferſcheibe N. 5 mit den Figuren ſteht. Die auf dieſer Scheibe gemahlten Figuren ſind folgende:

Ein Frauenzimmer im Bruſtbild, mit einer Maske in der Hand.
Ein Kriegsſchiff.
Ein Jäger, der das Jagdhorn bläſet.
Ein Elephant.
Der Kopf eines alten Weibes.
Eine Windmühle.
Ein Storch.
Ein Gartenhaus.
Ein Sol`at.

Dieſe Scheibe iſt nach der Größe der Lichtſcheibe an der Wand auf dem vordern Gemählde, eingetheilt. Man muß ſo lange drehen, und allezeit eine Marke machen, um zu ſehen, wie viele Figuren nach der Drehung des Rades hinein kommen können, alsdann nimmt man die

Weite

Weite des Durchmeſſers der Lichtſcheibe, und theilt ihn auf der Kupferſcheibe herum in dem inwendigen Kreis; zieht ſolche aus dem Mittelpunct, und mahlt ſodann die Figuren in dem obern Kreis darüber; alsdann wird die Scheibe hinten angeſchraubet. Die Mahlerey muß ſo eingeſchoben werden, daß ſie dem hintern Bret von dem Kaſten gleichkommt, und die Scheibe daran feſt liegt

Gebrauch. Man zieht den ſeidenen Vorhang auf, und zeigt, daß die helle Scheibe von dem Licht der Laterne noch leer von einer Vorſtellung iſt, und läſſet ihn wieder herunter; übergiebt ſodann die Tafeln, worauf die Vorſtellungen in franzöſiſcher und deutſcher Sprache geſchrieben ſind, der Geſellſchaft, und läßt jeden davon ausſuchen, was er zu ſehen verlangt; ſchiebet eine von dieſen gewählten Tafeln in das Loch des Kaſtens und den Riegel vor, zieht den Vorhang auf, ſo wird das, was auf der Tafel geſchrieben iſt, auf der Lichtſcheibe an der Wand gemahlt erſcheinen. Dies geſchieht auch mit den andern Tafeln.

Der Kaſten iſt 11 Zoll lang und breit, und 5 Zoll tief. Die ganze Höhe mit der hintern Wand, worauf ſich das Gemählde befindet, iſt 16½ Zoll.

Dieſe Maſchine koſtet, ſchön gemahlt und lackiert, mit den dazu gehörigen Einſätzen, 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Beſchreibung einer Taſchen-Zauberlaterne, und der damit zu bewirkenden Erſcheinungen, ſt. in Hrn. Prof. Halle fortgeſetzten Magie, 2 B. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 518. fgg. und 4 B. (1792,) S. 7. f. nebſt der dazu gehörigen Abbildung, in Tab. 4, fig. 3.

Experiment concerning the Magick Lanthorn, communicated by Sir *Rob. Southwell*, ſt. in *Philoſ. Tranſact. Vol. XX. for the year* 1698. No. 245. S. 364.

Lattera ſcritta dal Sig. *Geminiano Montanari*, al Sig. Pirro Maria Gabrieli, intorno alla Lanterna magica, ſt. in *Galleria di Minerva*, To. III. (in Venez. 1700, f.) S. 4—7.

Emendatio Laternae Magicae ac Microſcopii ſolaris, Auctore *L. Eulero*, ſt. n. Figg. in *Nov. Comment. Acad. Scient. Imper. Petropolit. To. III. ad A.* 1750 et 1751, (Petrop. 1753, gr. 4) S. 363—380.

Jo. Fr. Häſelers Betrachtungen über die Verbeſſerung der Zauberlaterne, des Sonnenmikroſkops und der Camera obſcura, nach der Theorie des Leonh. Euler. Holzminden an der Weſer, 1780, 4. 5 B.

Die magiſche oder Zauber-Laterne hat zur Erfindung anderer nützlichen Dinge Gelegenheit gegeben, als: zur Verfertigung der oben beſchriebenen Poſt- oder Nacht-Laterne, die auch mit einem Hohl-Spiegel, einem beweglichen und das Licht ſchiebenden Leuchter, welches in dem foco brennt, und mit einem großen Convex-Glaſe, welches von 1 Schuh oder etwas darüber, im foco geſchliffen ſeyn muß, zuſammengeſetzt iſt, welche einen Schein bis auf 20 und mehr Schuh, alles vor der Kutſche hell und kenntlich macht. Ferner hat die magiſche Laterne Gelegenheit gegeben zu den Sonnen-Mikroſkopen, da, an ſtatt des Hohl-Spiegels, der äuſſere Plan-Spiegel, und die Convex-Gläſer in der vordern Röhre angebracht ſind, wovon an ſeinem Orte ausführlicher gehandelt werden wird.

Laterne, (blecherne) ſ. oben, S. 356, 365 und 368, fgg.
— — (Blend-) ſ. oben, S. 354, und 357.
— — (Cabinet-) ſ. oben, S. 367, f.
— — (Diebes-) ſ. oben, S. 357.
— — (Gaſſen-) ſ. oben, S. 377, fgg.
— — (Glas-) ſ. oben, S. 355.
— — (Glocken-) engliſche, ſ. oben, S. 367.
— — (Hand-) ſ. oben, S. 355.
— — (Haus-) ſ. oben, S. 363, fgg.
— — (hölzerne) ſ. oben, S. 355; ſind verbothen, S. 355, f.
— — (Horn-) ſ. oben, S. 354, f.
— — (Kriegs-) ſ. oben, S. 354.
— — (Kutſch-) ſ. oben, S. 358.
— — (magiſche) ſ. oben, S. 467, fgg.
— — (Mieth-) ſ. oben, S. 442.
— — (Poſt-) ſ. oben, S. 359.
— — (Reiſe-) ſ. oben, S. 358.
— — (Reverberir-) ſ. oben, S. 389, fgg.
— — (Stall-) ſ. oben, S. 368, fgg.

Laterne, (Stangen-) } ſ. oben, S. 356, f. und 358.
— — (Stock-) }
— — (Straßen-) ſ. oben, S. 377, fgg.
— — (Vergrößerungs-) ſ. oben, S. 467.
— — (Waſſer-) ſ. oben, S. 359, fgg.
— — (Wurf-) ſ. oben, S. 357.
— — (Zauber-) ſ. oben, S. 467, fgg.
Laternen-Anzünder, Laternen-Knecht, Laternen-Verſorger, Laternen-Wärter, ſ. oben, S. 450; ihre Inſtruction, S. 455.

Laternen-Beſchädigungen und Einwendung; Verordnungen deswegen; ſ. oben, S. 460, fgg.
Laternen-Caſſe, ſ. oben, S. 381, und 466.
Laternen-Feſt, ein National-Feſt in China, welches eben ſo auſſerordentlich, als angenehm iſt. In Aegypten wurde ehemahls ein ähnliches Feſt gefeyert; ſollte es wohl von daher nach China gekommen ſeyn? Die Chineſer ſind zu ſtolz, dieſes zu zugeben; und da ſie keiner andern Nation etwas zu verdanken haben wollen, ſo erzählen ſie von dieſem Feſte einen andern Urſprung. Es wurde, wie ſie behaupten, bald nach Gründung des Reiches, von einem Mandarin eingeführt, der ſeine Tochter am Ufer des Fluſſes verloren hatte, und eine ganze Nacht damit zubrachte, dieſelbe wieder zu ſuchen. Bey dieſer Gelegenheit ließ er eine große Menge Laternen anzünden, und die Einwohner des Ortes, von denen er ſehr geliebt wurde, folgten ihm haufenweiſe mit Fackeln. Andere ſagen, der Mandarin ſelbſt wäre ertrunken, und das Volk, deſſen Abgott er geweſen ſey, hätte ihn mit unzähligen Laternen aufgeſucht. Dem ſey nun wie ihm wolle, die Zuneigung die man zu dieſem Mandarin hatte, war Urſache, daß man die Ceremonie nach Verlauf eines Jahres wiederhohlte; und dieſer Gebrauch, der ſich nach und nach weiter ausbreitete, gab endlich zu

einem Haupt = Feſte Gelegenheit, welches ſeitdem durch das ganze Reich gefeyert wird.

Dieſes Feſt fängt gemeiniglich mit dem Abend des 13ten Tages des erſten Monathes an, und dauert bis zum 16ten oder 17ten Tage. Inſonderheit wird der 15te Tag recht feyerlich begangen. An dieſem Tage iſt ganz China erleuchtet; und wenn es möglich wäre, dieſes ganze Reich von einer gewiſſen Höhe zu überſehen, ſo würde es ganz in Feuer zu ſtehen ſcheinen. Es iſt weder in den Städten, noch auf dem Lande, weder an den Küſten, noch auf den Flüſſen, eine Perſon zu finden, die nicht gemahlte und auf mancherley Art geſchmückte Laternen anzünden ſollte. Es iſt kein Haus, ſo armſelig es auch ſonſt darin ausſehen möchte, da nicht im Hofe, oder an den Fenſtern, Laternen aufgeſteckt ſeyn ſollten. Ein Jeder will ſich bey dieſer Gelegenheit ſehen laſſen. Die Armen machen es ſo gut ſie können. Die Reichen laſſen es ſich wohl 200 franz. Livres koſten; die vornehmen Mandarine aber, die Statthalter und der Kaiſer ſelbſt, wenden wohl 2, 3 bis 4000 Livres daran. Es iſt ſolches ein Schau-Spiel für die ganze Stadt. Man läuft von allen Orten zuſammen; und zur Vermehrung des Vergnügens unter dem Volke, läßt man an denſelben Abenden die Thore der Städte unverſchloſſen. Es iſt alsdann erlaubt, ſelbſt in die Tribunale und Gerichts-Höfe der Mandarinen zu gehen, die ſich eine Ehre daraus machen, dieſelben zu ſchmücken, und ihre Pracht dabey ſehen zu laſſen.

Die Laternen, welche man alsdann anzündet, ſind ſehr groß. Einige derſelben beſtehen wohl aus 5 bis 6 Flügeln, deren Rahmen lackiert und vergoldet ſind. Einen jeden Flügel bezieht man mit ſehr feiner und durchſichtiger Seide, worauf Blumen, Bäume, Thiere, und allerley menſchliche Geſtalten gemahlt ſind. Andere ſind rund, und beſtehen aus

hellem

hellem durchſichtigen Horn, welches blau bemahlt und überaus ſchön anzuſehen iſt. In dieſe Laternen werden viele Lampen geſetzt, nebſt verſchiedenen Wachs-Lichtern, deren heller Schein die mit vieler Kunſt angebrachten Figuren recht belebt. Die Spitzen dieſer Maſchinen ſind mit mancherley Schnitzwerke geziert, an deſſen Ecken und Winkel Bänder von Atlaß, oder Seide von verſchiedener Farbe, angeknüpft ſind. Man findet einige darunter, deren Figuren mit Fleiß dazu verfertigt ſind, daß ſie die Zuſchauer vergnügen und beluſtigen ſollen. Man erblickt auf denſelben Pferde in vollem Galop, ſegelnde Schiffe, marſchirende Kriegs-Heere, Könige mit ihrem Gefolge, tanzende Perſonen, u. dgl. Dieſe Bilder werden unvermerkt durch einen Draht in Bewegung gebracht. Manchmahl ſtellen ſie den Schatten von Fürſten und Fürſtinnen, Soldaten, Poſſenreiſſern und andern Perſonen vor, deren Stellungen, Geberden und Bewegungen ſo genau mit den Worten desjenigen, der ſie lenkt und zieht, übereinkommen, daß man glauben ſollte, ſie wären es ſelbſt, welche redeten. Andere tragen einen Drachen herum, der vom Haupte bis zum Schwanz mit Lichtern beſetzt, und wohl 60 bis 80 Fuß lang iſt, den ſie Drehungen und Wendungen, wie eine Schlange, machen laſſen. Dieſes Feſt wird durch die Kunſt-Feuer, die faſt an allen Haupt-Plätzen großer Städte angezündet werden, am herrlichſten gemacht.

Laternen-Geld, ſ. oben, S. 465.

Laternen-Kalender, ſ. oben, S. 420, fgg.

Laternen-Knecht, ſ. Laternen-Anzünder.

Laternen-Macher, ein Nahme, welchen an einigen Orten die Klempner oder Klimperer führen, weil ſie vornehmlich die blechernen Laternen mit hörnernen oder gläſernen Wänden verfertigen.

Laternen=Ruß, deſſen Sammlung und Nutzung; ſ. oben, S. 466.

Latern=Träger, Fulgora *Linn.* eine merkwürdige Gattung von Inſecten, welche in dem Linnéiſchen Syſtem in der zweyten Ordnung, nähmlich unter den Inſecten mit halben Flügeldecken ſteht. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von den übrigen durch die hervorragende Stirn, welche inwendig hohl, und ein blaſenartiger trompetenförmiger Fortſatz des Kopfes iſt. Dieſer Fortſatz iſt das Sonderbarſte an dieſem Thierchen, ſowohl wegen ſeiner Bildung, als auch wegen ſeiner leuchtenden Eigenſchaft; und eben dieſe Eigenſchaft hat veranlaſſet, daß man dieſen blaſenartigen Fortſatz nicht nur **Laterne**, ſondern auch das ganze Inſect **Latern=Träger**, Holl. Lantarendraeger, genannt hat. Dieſe Laterne giebt aber nur, wenn das Thierchen lebendig iſt, bey Nacht einen Schein von ſich, und ſoll bey Tag bloß durchſichtig ſeyn; ſobald es aber todt iſt, hört dieſes Leuchten auf. Wahrſcheinlicher Weiſe rührt dieſe Eigenſchaft von dem Umlaufe einer feinen flüſſigen phosphorescirenden Materie her, die nach dem Tode des Inſectes entweder gänzlich vertrocknet oder verfliegt, oder welches glaublicher iſt, dann verſchwindet, weil die ihr weſentliche Circulation aufhört. Genug, die Laterne ſcheint bey dem todten Inſect ganz hohl und durchſichtig zu ſeyn, welches man bemerken kann, wenn man ſie gegen das Licht hält. Ob nun zwar mehrere Inſecten eine im Finſtern leuchtende Eigenſchaft beſitzen, wie die Johannis-Würmchen oder leuchtenden Käfer, Lampyris *Linn.* (ſ. Th. XXX, S. 638, fgg.), und einige Spring-Käfer, als: Elater noctilucus und Elater phoſphoreus, wie auch der Glanz=Aſſel, Scolopendra electrica, ſo weichen doch die Latern=Träger von den andern Scheingebenden Inſecten darin ab, daß dieſe größten Theils hinten am Leibe, oder, wie einige, am

Bruſtſtücke nur einen ſchwarzen Schein von ſich werfen, ſo, daß nur einige Puncte an ihrem Körper leuchten, da jene ihr Licht vorn am Kopfe verbreiten, und mit dem ganzen Fortſatze der Stirn ſo ſtark leuchten, daß, nach den Verſicherungen der glaubwürdigſten Leute, die ſolche lebendig geſehen haben, man bey ihrem Scheine in dunkler Nacht gedruckte Sachen leſen kann. Bisher iſt der Nutzen dieſes Leuchtens noch nicht ausgemacht. Es kann ſeyn, daß die Thiere mit dieſem Glanze verſehen ſind, um ſich in der Nacht einander beſſer finden zu können, oder, daß ſie ſich dieſer Lichter bedienen, um die Gegenſtände, bey denen ſie vorbeyfliegen, im Finſtern beſſer zu erkennen. Was aber die Geſtalt der Laterne betrifft, ſo iſt ſolche bey den bisher entdeckten Arten der Latern-Träger ſehr verſchieden. **Linné** hat 9, und **Fabricius** 15 Arten beſchrieben, von denen nur eine einzige Art in Europa gefunden wird.

Die größte Art, die *amerikaniſche* **Leuchte** oder **Fackel = Fliege**, Fulgora laternaria *Linn.*, welche man in Surinam und andern ſüdamerikaniſchen Gegenden findet, erreicht oft eine Länge von 5 Zoll und darüber. Die ſogenannte Laterne, oder der länglich ovale blaſenartige leuchtende Theil vorn am Kopfe, iſt ſo dick und lang, als der hintere Körper; am äuſſerſten, runden, etwas in die Höhe gerichteten Ende iſt ſie am dickſten; ungefähr in der Mitte derſelben ſteht ein hoher Buckel, und auf jeder Seite zwey Reihen Spitzen, nebſt einer Reihe großer, rother, runder, etwas erhabener Flecken. Die runden, netzförmigen Augen liegen an den Seiten des Kopfes, dicht am Brüſtſchilde in einer Höhlung, deren Ränder mit drey Spitzen beſetzt ſind. Unter jedem Auge liegt noch ein anderer runder Theil, die oft für Augen gehalten worden, aber es nicht ſind; richtiger hält man ſie für die Fühlhörner; ſie haben ein rundes Köpfchen, wie ein Hembeknopf, deſſen Ober-

Fläche

Fläche chagriniert iſt; es ruhet auf einem kurzen eingliederigen, walzenförmigen Stängel; gerade auf dem Mittelpuncte ſteht ein ſchwarzes, feines Härchen. Zwiſchen dieſem Fühlhorne und dem Auge ſitzt noch ein anderes Wärzchen mit einer glänzenden Oberfläche. Der Saugrüſſel iſt gebogen, und ſchließt an der Bruſt an. Die Oberflügel ſind gelb, auch wohl olivenfarbig, mit braunen Sprenkeln; auch ſtehen hier und da weiße, ſchimmelähnliche Puncte. Die Unterflügel ſind durchſichtig, gelblich, röthlichbraungeſprengelt; an der Spitze ſteht ein großes Pfauenauge mit einem lebhaft rothen Kerne. Die Füße ſind nur zum Schreiten, aber ſchwerlich zum Springen, eingerichtet. In Braſilien nennt man dieſes Inſect Coucouyou, und man braucht es in den Zimmern, an ſtatt eines Lichtes; die Weiber arbeiten dabey; die Männer binden es an einen Stock oder an die Füße, wenn ſie des Nachts zu gehen oder zu reiſen haben, oder auch bey der Kaninchen = Jagd.

Siehe auch Acudia, im I Th. S. 393.

Die übrigen Arten Latern = Träger, die man meiſtentheils in Amerika und Aſia antrifft, (wovon zwey ſeltene Arten aus Surinam Hr. D. Lindenberg im 13 St. des Naturforſchers, Halle, 1779, gr. 8. S. 10, fgg. mit Abbildung beſchrieben hat,) ſind nicht ſo groß, als die itzt beſchriebene Art, von der ſie ſich auch theils durch die Farbe, theils durch die Geſtalt der Laterne, unterſcheiden.

Der chineſiſche **Latern = Träger**, Fulgora candelaria *Linn.*, hat eine rüſſelförmige, vorn etwas in die Höhe gekrümmte Laterne, welche von gelbbrauner Farbe und nicht ſo durchſichtig iſt, wie bey dem großen amerikaniſchen Latern = Träger. Der Körper iſt größten Theils rothbraun, und mit ſchwärzbraunen Flecken gezeichnet. Die Oberflügel ſind ſchön grün, und mit gelben, auch weißen Flecken geziert.

Die Unterflügel haben eine pomeranzengelbe Farbe, und an der Spitze eine breite, ganz ſchwarze Einfaßung, welche gegen den Leib zu immer ſchmähler wird.

Der **europäiſche Latern = Träger**, Fulgora europea *Linn.*, der aber nur in etlichen ſüdlichen Provinzen von Europa (unter andern auch bey Halle und Leipzig häufig) gefunden wird, iſt ungefähr 5 Lin. lang, und hat eine kegelförmige Laterne, einen grünen Körper, rothe Füße und grünliche Flügel, welche wie grünes Glas ausſehen.

Laternen = Verſorger, **Laternen = Wärter**: ſiehe **Laternen = Anzünder.**

Latham, in England; von der mineraliſchen Quelle daſelbſt, ſiehe im LIX Th., S. 385.

Latharina, ſiehe **Kornähren = Fiſch**, im XLIV Th. S. 749, fgg.

Lathra, *Lathraea ſquamaria Linn.*; ſ. **Schuppen-Wurzel.**

Lathyris, *Euphorbia Lathyris Linn.* Springkraut, Purgierkörner; ſ. Th. XI, S. 693.

Lathyros, *Lathyrus*; ſiehe das Folgende.

Lathyrus, (dieſer Nahme wird faſt durchgehends auch im Deutſchen beybehalten,) Lathyros, Lathyrus, Platt = Erbſe; Engl. Chickling - Vetch, eine Gattung hülſentragender Gewächſe, mit platten, den Erbſen übrigens ähnlichen Samen. Die ſchmetterlingsförmige Blume zeigt einen glockenförmigen Kelch mit fünf ſpitzigen Einſchnitten, davon der unterſte der längſte iſt, und die beyden oberſten die kürzeſten ſind. Das Helmblättchen iſt groß, herzförmig, am Rande rückwärts und mit dem obern Theile unter einem geraden Winkel aufwärts gebogen; die beyden Flügel ſind kurz, länglich, ſtumpf und mondförmig; das Kielblättchen iſt, der Größe nach, den Flügeln ähnlich und halbmondförmig. Neun Staubfäden ſind verwachſen; der zehnte ſteht einzeln. Der platt=

gedrückte, längliche Fruchtkeim verlängert ſich in den platten, aufwärts gebogenen, oberwärts breiten und am Ende ſpitzigen Griffel, welcher von der Mitte bis zum Ende mit Haaren beſetzt iſt, welche gleichſam den Staubweg vorſtellen. Die lange, walzenförmige oder platte, ſpitzig zulaufende Hülſe öffnet ſich mit zwey Klappen, und enthält viele walzen- oder kugelförmige, glatte, oder eckige Samen. **Linné** und die mehreſten neuern Schriftſteller, haben vier Gattungen des **Tournefort** in dieſer einzigen vereinigt; und da der Unterſchied derſelben nicht von der Blume und Frucht, ſondern nur von den Blättern entlehnt iſt, muß ich denſelben billig beypflichten, und alle hier zugleich anführen; erinnere aber noch, daß die Gattungs-Kennzeichen der Erbſen, Piſum, (ſ. Th. XI, S. 171, fgg.) von dem Lathyro wenig unterſchieden ſeyn, und der Haupt-Unterſchied in dem Staubwege beſtehe, welcher bey den Erbſen auf dem obern Winkel des dreyeckigen Griffels, als eine haarichte Beſetzung erſcheint. **Linné** führt 21 Arten an, und bringt dieſe in 3 Abtheilungen, nach dem der Blumenſtiel entweder einzelne, oder zwey und mehrere Blumen trägt. Alle Arten haben ſchwache äſtige Stängel, und die mehreſten verlangen eine Stütze, um ſich daran mit ihren Gäbelchen in die Höhe zu ziehen. Einige ſind zur Verzierung der Luſt-Gärten vorzüglich ſchicklich.

a) Arten des Lathyrus mit einzelnen Blumen.

1. Der **blattloſe Lathyrus**, mit herzförmigen Blattanſätzen; Acker-Platterbſe; Aphaca *Tourn.* Lathyrus cirrhis aphyllis *Royen.* Lathyrus luteus annuus, foliis convolvuli minoris *Moriſ.* Lathyrus Aphaca, pedunculis vnifloris, cirrhis aphyllis, ſtipulis ſagittato-cordatis *Linn.* Lathyrus aphyllos, ſtipulis ſagittatis latiſſimis *Hall.* Aphaca, or yellow Vetchling *Hanb.* wächſt in England, Frank-

reich,

reich, Italien, in der Schweiz, und in Deutſchland, unter dem Getreide wild. Die Wurzel iſt jährig. Die Blattanſätze ſind groß, breit, pfeil⸗oder herz⸗förmig, die Gäbelchen aber gemeiniglich nackend, doch zuweilen mit einigen lanzettförmigen Blättchen, wie bey den übrigen Arten, beſetzt. Die kleinen gel⸗ben Blumen erſcheinen im Jun. und Jul., und der Blumenſtiel verlängert ſich in ein dünnes Fädchen. Die Hülſen ſind kurz, und enthalten 2 oder 3 runde Samen.

2. Der **einfachblätterige** oder **gabelloſe Lathyrus**, Niſſoliſche, oder karmeſinrothe Platterbſe; Lathyrus anguſtifolius erectus folio ſingulari *Niſſole*; Lath. anguſtifolius erectus, folio ſingulari, ſine capreolis Niſſoli *Magnol.* Lath. annuus anguſtifolius, folio integro *Rehfus.* Lath. ſylueſtris minor C. *B.* Lath. foliis ſolitariis lentiformibus *Royen.* Lathyrus Niſſolia, pedunculis vnifloris, foliis ſimplicibus, ſtipulis ſubulatis *Linn.* Lathyrus foliis ſolitariis cirrho deſtitutis, ſ. Lath. pedunculis vnifloris, foliis gramineis, ſtipulis minimis *Hall.* Crimſon Graſs - Vetch *Hanb.* wächſt in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland, auf den Wieſen unter dem Graſe. Bey uns iſt die Wur⸗zel jährig. Der beynahe 1 Sch. hoch wachſende Stängel iſt zwar ſchwach, doch erhält er ſich von ſelbſt aufgerichtet. Die Blattanſätze ſind ganz klein und pfriemförmig. Die Blätter ſelbſt ſind einfach, ſchmahl und grasartig; die Gäbelchen fehlen ganz, und an ſtatt der Blattanſätze ſieht man nur kleine Borſten. Die glänzend⸗oder karmeſin rothen Blu⸗men zeigen ſich im May und Jun. meiſtens einzeln, und ſelten zu zwey, auf zarten Stielen, nach dem obern Theile des Stängels zu.

3. Der **zweyblätterige Lathyrus**, **mit ein⸗fachen Gäbelchen**; ſyriſche Platterbſe; Lathyrus

αμφικαρπος ſupra et infra terram ſiliquas gerens *Moriſ.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, radicibus etiam ſub terra fructificantibus *Royen.* Lathyrus amphicarpos, pedunculis vniflo, ris calyce longioribus, cirrhis diphyllis ſimpliciſſimis *Linn.* Syrian Chickling - Vetch *Hanb.* Dieſe jährige Pflanze wächſt in Syrien. Der Stängel liegt auf der Erde. Zwey Blätter ſitzen auf dem gemeinſchaftlichen Stiele, und dieſer verlängert ſich in ein einfaches Gäbelchen. Die Blumen ſind blaß purpurroth, nach deren Verblühen die Hülſen in die Erde gehen, und der Saame unter der Erde reif wird. Die Blumenſtiele ſind länger als der Kelch, und einblumig.

4. **Der zweyblätterige Lathyrus, mit gefurchter Hülſe,** purpurrothe Platterbſe; Lathyrus ſativus, flore purpureo *C. B.* Lath. flore rubro *J. B.* Lath. flore purpureo *J. Camer.* Lathyrus Cicera, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, leguminibus ouatis compreſſis, dorſo canaliculatis *Linn.* Lathyrus pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliis lanceolato - linearibus, internodiis membranaceis *Sauvag.* Lathyrus foliis lanceolatis, ſtipulis latiſſimis, ſcapis breuibus vnifloris, ſiliquis breuiſſime alatis *Hall.* Cultivated Chickling - Vetch. *Hanb.* Die jährige Pflanze wächſt in Spanien und Italien, und kommt mit der vorhergehenden und nachfolgenden in den meiſten Stücken überein. Der Blattſtiel iſt ſeitwärts nicht häutig, oder geflügelt; die Blatt-Anſätze ſind breit, und die beyden Blättchen lanzettförmig, die Blumen roth, die Hülſen oval, zuſammengedrückt, nicht merklich geflügelt, ſondern auf dem Rücken nur mit einer Furche durchzogen, oder rinnenartig ausgehöhlt.

5. **Der zweyblätterige Lathyrus, mit doppelt geflügelter Hülſe,** zahme Platterbſe, deut-

ſche Kichern; Lathyrus alter flore albo *J. Camer.* Lathyrus anguloſo ſemine *J. B.* Lathyrus Cicercula *Dod.* Lath. annuus flore coeruleo, ochri ſiliqua *Herm.* Lath. ſativus, flore fructuque albo *Daleck.* Lath. ſativus minor, ſemine anguloſo *Moriſ.* Lath. ſiliqua latiori *Rivin.* Lath. ſylveſtris, flore vario ex albo & coccineo *Raj.* Lathyrus ſativus, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis tetraphyllisque, leguminibus ouatis compreſſis dorſo bimarginatis *Linn.* Lathyrus foliis binatis gramineis, petiolis vnifloris, ſiliqua latiſſima ſuperne alata, ſ. Lath. foliis geminis gramineis, ſtipulis folii latitudine, petiolis vnifloris, ſiliquis alatis *Hall.* Sweet Vetch *Hanb.* wächſt auch in Spanien, Frankreich, Italien, der Schweiz ꝛc. und iſt gleichfalls jährig. Der Stängel wird ungefähr 2 F. lang, und iſt gefiedert; die Gäbelchen ſind gemeiniglich ungetheilt. Der gemeinſchaftliche Stiel trägt 2, ſelten 4, ſchmahle grasartige Blätter; die Blätteranſätze ſind ſo breit, als die Blättchen ſelbſt, auf- und unterwärts abgetheilt. Die blauen, oder weißen, oder aus beyden Farben gemiſchten Blumen zeigen ſich im Jun. und Jul., und bisweilen Blumen von zwey Farben auf Einer Pflanze. Die Hülſen ſind eyrund, platt gedrückt, und auf dem Rücken mit zwey ſcharfen Rändern verſehen. In Thüringen pflegt man ſie unter dem Nahmen Kichern auszuſäen und auf dem Felde zu erbauen. Aus den mehlichten Samen pflegt man Brey zu kochen, auch in der Theurung Brod daraus zu backen. Nach den Erfahrungen des Dübernoi erregt der häufige Gebrauch der Samen eine Steifigkeit in den Gelenken der Füße mit einem Hinken; und Hr. D. Hirzel bemerkte auf den Genuß derſelben, als Brod, bey einer ganzen Familie Lähmung der Knie (*).

(*) Lettre à Mr. Hirzel, ſur le bled et le pain, par Mr. *Tiſſot.* à Lauſanne, 1779, 8. 5 B.

Von den Richern, oder Richer-Erbſen, Cicer arientinum, foliis ſerratis *Linn.*, als einer eigenen Gattung von Hülſen-Frucht, habe ich im XXXVII Th. S. 237 — 250, gehandelt.

6. **Der unanſehnliche Lathyrus**, Lathyrus orientalis, flore vix conſpicuo *Boerh.* Lathyrus inconſpicuus, pedunculis vnifloris, calyce breuioribus, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis *Linn.* Dieſes kleine, kaum 1 Schuh hohe, Sommer-Gewächs iſt im Orient zu Hauſe. Die Stängel haben 3 ſtumpfe Ecken. Die Blattanſätze ſind pfriem- oder lanzettförmig, und haben hinten einen ſpitzigen Zahn. Die Blattſtiele ſind ſehr kurz, die untern endigen ſich in eine pfriemförmige ſehr kurze Borſte, die obern aber in eine fadenförmige Gabel. Die zwey Blättlein ſind ſcharf zugeſpitzt, und auf ihrer untern Fläche geſtreift. Der Blumenkelch iſt ſehr klein, und kürzer als die Blattanſätze, und ſitzt auf einem kaum ſichtbaren Stiele in den Winkeln der Blattſtiele. Die Blumenkrone iſt blaß, und kaum länger als der Blumenkelch. Die Hülſe iſt faſt ſo lang als die Blätter, aber breiter, glatt und ſenkrecht.

7. **Der Lathyrus mit Borſtenblättern**, Lathyrus anguſtiſſimo ſ. capillaceo folio, ſ. Lath. ſylueſtris maior, anguſtiſſimo folio *C. B.* Lath. folio tenuiore, floribus rubris *J. B.* Lath. anguſtifolius leptomacrolobus, ſemine rotundo, flore rubello *Moriſ.*

Linguet und Tiſſot über das Getreid und Brod, aus dem Franzöſ. nebſt der Geſchichte einer giftigen Art Erbſen, von dem Ueberſetzer (Hrn. Hirzel.) Zürich, 1780, 8. Die giftige Erbſe, wovon Hirzel hier handelt, iſt Lathyrus ſativus, deren Genuß ſchon oft für gefährlich erklärt iſt; hier iſt auch die Abbildung aus den Fuchſiſchen Holzſchnitten beygefügt. S. Beckmann phyſ. oekon. Biblioth. II B. 1 St. S. 125, und Deſſen Grundſätze der deutſchen Landwirthſch. (Gött. 1783, 8.) S. 239.

riſ. Lath. anguſtifolius ſiculus, ſiliquis hirſutis, flore purpureo caeruleo *Herm.* Lath. anguſtiſſimo folio, ſemine rotundo *Tourn.* Lathyrus baldi *Rivin.* Lath. foliis anguſtis, floribus ſingularibus coccineis *Seguier.* Lath. pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliolis linearibus, ſtipulis ſubulatis, caulibus nudis *Sauvag.* Lathyrus ſetifolius, pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ſataceo-linearibus *Linn.* wächſt bey Montpellier und in Italien, vorzüglich aber auf dem Baldus-Berge wild. Die jährige Wurzel treibt ziemlich einzelne Stängel, welche kaum über 8 Zoll hoch werden. Die Blätter haben faſt keine Adern, aber Anſätze mit Ohren. Der Blattſtiel iſt 3 Mahl länger als der Blattanſatz. Die Blumen ſind glänzend-purpuroth. Die Hülſe iſt eyrund und aufgeſchwollen.

8. **Der eckige Lathyrus**, Lathyrus anguſtiſſimo folio, ſemine anguloſo *Tourn.* Lath. anguſtifolius leptolobus, ſemine hexaëdro, flore caeruleo *Moriſ.* Lath. flore coccineo *Rivin.* Lath. folio tenuiore, floribus rubris *Buxb.* Lath. pedunculis vnifloris, cirrhis diphyllis, foliolis capillaceis *Sauvag.* Lath. pedunculis vnifloris cirrhoſis, foliolis linearibus, ſeminibus angulatis *Dalibard.* Lathyrus angulatus, pedunculis vnifloris ariſtatis, cirrhis diphyllis ſimpliciſſimis, foliolis linearibus *Linn.* Lathyrus foliis binatis gramineis, petiolis vnifloris, ſiliqua nuda, ſ. Lath. foliis gramineis, petiolis vnifloris ſetigeris, ſiliquis longis erectis *Hall.* wächſt in der Schweiz, in Frankreich, in Spanien und in dem Morgenlande, wild. Die jährige Wurzel treibt viele Stängel. Die Blättlein haben viele Rippen. Die Blattanſätze ſind lanzettförmig. Der Blattſtiel iſt kaum länger, als der Blattanſatz. Die Blumen ſind blauroth. Die Hülſe iſt länglich und zuſammengedrückt.

9. **Der gegliederte Lathyrus**, Lathyrus anguſtiſſimo folio, americanus, variegatus *C. B.* Lath. peregrinus, e caeruleo purpurascente flore & ſuauiter rubescens *Beſl.* Lath. vicioides, floris vexillo phoeniceo, foliis labialibus ſubalbescentibus, ſiliquis orobi *Moriſ.* Lathyrus articulatus, pedunculis ſubunifloris, cirrhis polyphyllis, foliolis alternis *Linn.* Lathyrus hiſpanicus *Mill.* wächſt in Spanien und bey Montpellier wild. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel ſteigt bis 3 Schuh hoch. Die Blumen haben ein rothes Fähnchen, und weiße Flügelblätter und Schiffchen. Die Blumen ſtehen einzeln, öfters auch zu zwey, auf ihren Stielen, und zeigen ſich im Jun. und Julius.

b) Mit zweyblumigen Stielen.

10. **Der zweyblätterige wohlriechende Lathyrus**, wohlriechende Platterbſe, ſpaniſche Wicke; Lathyrus ſiculus *Rupp.* Lath. diſtoplatyphyllos hirſutus mollis, magno et peramoeno flore *Cupani.* Lath. ſiculus, flore odorato magno *Herm.* Lathyrus odoratus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis ouato-oblongis, leguminibus hirſutis *Linn.* Sweet-ſcented Pea *Hanb.* wächſt in Sicilien und Ceylon. Die Wurzel iſt jährig. Der Stängel iſt kletternd, und erhebt ſich an einer Unterſtützung 3 bis 4 Fuß hoch. Jedes Blatt beſteht aus zwey großen länglichen, ſpitzigen Blättchen. Die platten Samenhülſen ſind rauch und ſteifborſtig. Die Blummenblätter ſind von unterſchiedener Farbe; vornehmlich giebt es dreyerley Sorten: *α*) Mit purpurrothen Blumen; die Fahne purpurroth, Schiffchen und Flügel hellblau. *β*) Mit weiß und roſenrothen Blumen, welche die gemahlte Frauen-Erbſe, Engl. painted Lady Sweet Pea, genannt wird; die Fahne nelkenfarbig, das Schiffchen weiß, die Flügel blaß-

blaßröthlich. γ) Mit ganz weißen Blumen, Lathyrus aegyptiacus *Buck.* Sie laſſen ſich alle drey gewöhnlich unverändert fortpflanzen; die weiße Sorte iſt am wenigſten gemein, wird aber auch am wenigſten geachtet. Vermittelſt wiederhohlter Ausſaaten kann man ſie vom May oder Jun. bis in den Oct. in der Flor haben. Ein mehreres von ihrer Cultur, wird weiter unten vorkommen. Die Blumen haben einen ſtarken biſam-ähnlichen, manchen Perſonen widrigen Geruch.

11. **Der zweyblätterige gelbe Lathyrus mit getheilten Blattanſätzen**, gelbe breitblätterige Platterbſe; Lathyrus luteus *J. B.* Lath. hiſpanicus, flore luteo *Herm.* Lath. luteus latifolius *Magnol.* Lathyrus annuus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis enſiformibus, leguminibus glabris, ſtipulis bipartitis *Linn.* Yellowbroad-leaved Chickling-Vetch *Hanb.* Dieſe jährige Art wächſt in Spanien, in Sibirien und bey Montpellier, wild. Der geflügelte, oder mit von einem Gelenke zum andern laufenden Häuten verſehene Stängel, ſteigt 5 bis 6 F. hoch. Die Gabeln ſind zweyblätterig, die Blättchen ſchwertförmig, die Blattanſätze geſpalten. Die blaßgelben Blumen ſtehen, zu zwey, auf langen Stielen. Die Samenhülſen ſind lang und glatt.

12. **Der zweyblätterige ſcharlachrothe Lathyrus mit mondförmigen Blattanſätzen**, tangieriſche Platterbſe, in England fälſchlich ſcharlachrothe Lupine oder Wolfs-Bohne genannt; Lathyrus tingitanus, ſiliquis orobi, flore amplo ruberrimo *Moriſ.* Lathyrus tingitanus, pedunculis bifloris, cirrhis diphyllis, foliolis alternis lanceolatis glabris, ſtipulis lunatis *Linn.* Tangier Chickling-Vetch, called Scarlet Lupine *Hanb.* Dieſes Sommer-Gewächs wächſt in Mauritanien. Der Stän-

gel ſteigt an einer Unterſtützung 4 bis 5 F. hoch. Die Blattanſätze ſind mondförmig, und die beyden glatten lanzettförmigen Blättchen ſtehen wechſelweiſe an dem Stiele, welcher ſich, wie bey den übrigen, in das Gäbelchen verlängert. Die hochrothen Blumen ſtehen auf kurzen Stielen. Die Hülſen ſind lang, gegliedert. Der Same iſt groß. Der Unterhaltung dieſer Art in Gärten, wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

13. **Der vielblätterige Lathyrus mit ausgezackten Blattanſätzen, Hühner-Wicke,** mauritaniſche Platterbſe; Lathyrus vicioides, vexillo rubro, petalis roſtrum ambientibus caeruleis *Moriſ.* Lathyrus viſcoſi nomine miſſus *Herm.* Lathyrus Clymenum, pedunculis bifloris, cirrhis polyphyllis ſtipulis dentatis *Linn.* wächſt in Mauritanien und in dem Morgenlande wild. Die Blattanſätze ſind gezahnt; viele Blättchen ſitzen an dem gemeinſchaftlichen gabelförmigen Stiele; das Fähnchen der Blumen-Krone iſt roth, die Seitenblättchen aber ſind roth. Die mehlichten Samen kann man zu Brey, und zur Zeit der Theurung zum Brodbacken gebrauchen.

c) Mit vielblumigen Stielen.

14. **Der zweyblätterige, rauchhülſige Lathyrus mit rauhen Samen,** die zottige Platterbſe, Lathyrus anguſtifolius, ſiliqua hirſuta *C. B.* Lath. ſiliqua hirſuta, flore caeruleo et violaceo *J. B.* Lath. ſativus anguſtifolius *Dalech.* Lathyrus hirſutus, pedunculis ſubtrifloris, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis, leguminibus hirſutis, ſeminibus ſcabris *Linn.* Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis, petiolis bifloris, ſiliquis hirſutiſſimis *Hall.* Hairy-podded Vetch *Hanb.* wächſt in England, Frankreich und Deutſchland, unter dem Getreide. Bey uns iſt die Wurzel jährig. Der ſchwache, geflügel-

flügelte Stängel ſteigt ungefähr 2 F. hoch. Die Blattanſätze ſind ganz, auf- und unterwärts gerichtet; die Gäbelchen äſtig; die beyden Blättchen lanzettförmig; jeder Blumenſtiel trägt gemeiniglich 3, auch zuweilen nur 2, oder auch nur Eine purpurfarbige Blume, deren Fähnchen mit einer gelben Linie getheilt iſt. Die Samenhülſe iſt haarig, der Same aber ganz rauh und ſcharf anzufühlen.

15. **Der zweyblätterige Lathyrus mit knolliger Wurzel**, knollige Platterbſe, Erd-Nuß; ſiehe im XI Th. S. 293 — 297.

16. **Der zweyblätterige gelbe Lathyrus mit ungetheilten Gäbelchen**, Wieſen-Platterbſe, gelbe Honig- oder Vogel-Wicke, Zaun-Wicke, Wieſen-Kicher, Lathyrus ſylueſtris luteus, foliis viciae *C. B.* Lath. luteus ſylueſtris dumetorum *J. B.* Lath. pratenſis *Rivin.* Lath. ſylueſtris, floribus luteis *Thal.* Lath. ſylueſtris & dumetorum, flore luteo *Moriſ.* Lathyrus pratenſis, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis ſimpliciſſimis, foliolis lanceolatis *Linn.* Lathyrus foliis binatis acutis, capreolo non ramoſo, ſ. Lathyrus ſcapis multifloris, foliis lanceolatis, capreolis ſimplicibus *Hall.* Common yellow-Vetchling or everlaſting Tare *Hanb.* Dieſe in der kriechenden Wurzel fortdauernde Art wächſt in ganz Europa, auf mancherlei Grunde, auf Wieſen, Feldern, um Wälder und in Hecken, und blüht häufig im Sommer. Die ſchwachen viereckigen Stängel treiben bis 6 F. hoch; die Blattanſätze ſind groß, völlig ganz, und ſpontonförmig; die beyden Blättchen ſind lanzenförmig, und die Gäbelchen gemeiniglich einfach, ohne Zweige, doch zuweilen in kleinere geſpalten. Alle Kelcheinſchnitte endigen ſich gleichſam mit einer Granne; der unterſte iſt der längſte und ſchmählſte. Die glänzend-gelben, wohlriechenden Blumen zeigen ſich vom May bis in den Auguſt.

Die Blumenſtiele ſind viereckig. Die Blumen werden von den Bienen häufig beſucht.

So ſchön auch dieſe Pflanze blüht, ſo pflegt ſie doch ſelten in Gärten aufgenommen zu werden, weil ſie nicht nur unter Hecken und Büſchen ſehr häufig anzutreffen iſt, ſondern ſich auch, wegen ihrer ſehr weit auslaufenden und tief eindringenden Wurzeln, ſehr ſchwer wieder ausrotten läßt. Das ganze Kraut mit ſeinem Stiele iſt ſo beſchaffen, daß das Vieh alles genießen kann. Alle Arten von Vieh freſſen es überaus gern, und es giebt auch, wie die übrigen Lathyrus-Arten und Wicken, ſowohl grün als dürre, ein geſundes Futter für daſſelbe ab. Der Same reifet etwas ſpät; daher geſchieht es, das dieſes Gewächs doch nicht recht häufig gefunden wird; denn da der Same unreif abgehauen wird, kann es ſich nicht ſelbſt ausſäen. Es muß daher ein guter Haus- und Land-Wirth den Namen dieſes ſchönen Gewächſes zur Reife kommen laſſen, und denſelben auf trocknen Wieſen, im Frühlinge, entweder in die friſchen Maulwurf-Hügel, oder in die nach vorhergegangenem Thauwetter lockere Erde, einen halben Finger tief, ſtecken.

17. **Der ſchmahle zweyblätterige Lathyrus mit geflügelten Stängeln:** wilde Erve, wilde Platterbſe, Wald-Kicher, Lathyrus ſylueſtris maior *C. B.* Lath. maior, flore rubente & albido minori, dumetorum ſiue germanicus *J. B.* Lath. ſylvaticus *Rivin.* Lath. ſylueſtris *Beſl.* Lath. ſylueſtris anguſtifolius *J. Camer. Cluſ.* Lath. anguſtifolius alter *Tourn.* Lathyrus ſylueſtris, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis enſiformibus, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caule alato, foliis geminis enſiformibus, ſ. Lathyrus foliis binatis elliptico-lanceolatis, floribus racemoſis *Hall.* Narrow-leavec everlaſting Pea *Hanb.*

wächſt

wächſt in ganz Europa um Wälder, Hügel und Wein-Berge, an leimigen, trocknen Orten, unter Hecken und Dornſträuchern, und geht mit ſeiner dauernden Wurzel ſehr tief. Der geflügelte Stängel verbreitet ſich in viele aufſteigende Zweige. Die Blätter ſind ſchmahl und lanzettförmig; die Gäbelchen äſtig; die Blattanſätze klein, ſchmahl und ſpitzig; die Blumen röthlich purpurroth, die Flügel aber und das Schiffchen heller von Farbe, und bey einigen Abänderungen weiß; im Jul. Aug. und September. Der Same wird im Sept. und Oct. reif. Dieſer Lathyrus ſoll den Schafen ſchädlich ſeyn; auch die Bienen achten ihn weniger, als andere Arten. Dieſe Art unterſcheidet ſich von der folgenden vorzüglich durch die wenigen und kleinen Blumen, nnd ſchmählern Blätter. Sie würde gewiß ſehr geachtet werden, wenn nicht die folgende vorhanden wäre, welche einen großen Vorzug vor ihr hat. Da die Stängel 8 und mehr Fuß hoch ſteigen, ſo taugt ſie ſehr gut zu Laub-Hütten. Wenn man ſie in die Gärten aufnimmt, ſo pflegt man ihr in der Nähe eines Strauches oder Baumes eine Stelle zu geben, an welchen ſie hinauf klettern kann, und über welche ſie ſich empor hebt, und mit ihren gut ausſehenden Blumen ein ziemlich gutes Anſehen macht. **Scheuchzer** rechnet ſie, wie die beyden vorhergehenden, No. 15 und 16, unter die eßbaren Hülſen-Früchte.

18. **Der breite zweyblätterige Lathyrus mit geflügelten Stängeln**, große breitblätterige wilde Platterbſe, Bouquet- oder Winter-Wicke, in England immerwährende Erbſe genannt, Lathyrus maior latifolius, flore purpureo ſpecioſior *J. B.* Lath. ſylueſtris latifolius *J. Camer.* Lath. ſylueſtris maior ſ. purpureus *Thal.* Lath. latifolius *Lob.* Lath. maior latifolius *Raj.* Lath. Narbonenſis *Rivin.* Lath. Narbonenſis, latiore folio *Besl.* Lathy-

thyrus latifolius, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis ouato-lanceolatis rigidis, ſcapis multifloris *Hall.* Broad-leaved everlaſting Pea *Hànb.* wächſt in ganz Europa, in Hecken, an Zäunen, und unter dem Getreide. Die dauernde Wurzel geht ſehr tief in die Erde, und treibt viele dicke, äſtige, 6 bis 8 F. hoch ſteigende, geflügelte Stängel. Die Blattanſätze ſind eyförmig zugeſpitzt; die beyden Blättchen groß, breit, lang und ſtumpf, die obern aber ſchmahl und lanzettförmig. Die Blumen ſind zahlreich, auf langen, vielblumigen Stielen, groß, röthlich oder purpurroth, wohlriechend, blühen ſehr reichlich vom Jun. bis in den Oct., und bisweilen bis in den November, und geben eine Menge Samen; ſie ſcheinen aber den Bienen nicht ſonderlich angenehm zu ſeyn. Von der Cultur dieſer Art in Gärten, werde ich hernach ſprechen.

19. Der **Lathyrus mit zerſchiedenen Blättern**, die weſtgothiſche oder narbonniſche Platterbſe, Lathyrus maior ſylueſtris alter *C. B.* Lath. maior Narbonenſis anguſtifolius, ſ. Lath. ſylueſtris maior anguſtifolius *J. B.* Lathyrus anguſtifolius *Park.* Lath. pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis, foliolis gramineis trinerviis, internodiis membranaceis *Sauvag.* Lathyrus heterophyllus, pedunculis multifloris, cirrhis diphyllis tetraphyllisque, foliolis lanceolatis, internodiis membranaceis *Linn.* Lathyrus caulibus alatis, foliis binis et quaternis lanceolatis, ſcapis multifloris *Hall.* Narbonne Chikling-Vetch *Hanb.* wächſt in Europa, am Fuße der Gebirge. Die bleibende kriechende Wurzel treibt viele Stängel, welche bis 6 F. hoch ſteigen, und zwiſchen den Gelenken mit einer Haut verſehen ſind. Die Gabeln ſind zwey- und vierblätterige; die Blättchen lanzettförmig. Die kleinen Blumen zeigen ſich im

Jun. und Jul., haben blaſſe Fähnchen, und blaue Seitenblättchen und Schiffchen. Der Same wird im Herbſte reif.

20. Der **vielblätterige Lathyrus mit lanzettförmigen Blattanſätzen**, die Sumpf-Platterbſe, **Bruch-Wicke, Waſſer-Wicke**, Lathyrus peregrinus, foliis viciae, flore ſubcaeruleo, pallideve purpurascente *C. B.* Lath. paluſtris, flore orobi nemorenſis verni *Rupp.* Lathyrus paluſtris, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, ſtipulis lanceolatis *Linn.* Lathyrus foliis ſenis, floribus racemoſis *Hall.* Marſh-Chickling-Vetch *Hanb.* wächſt im nördlichen Europa, auf ſumpfigen Wieſen wild. Die ausdauernde Wurzel treibt ſchwache, aber aufgerichtete, ungefähr 2 F. hohe, geflügelte Stängel. Gemeiniglich beſteht jedes Blatt aus 6 lanzettförmigen und gleichſam mit einer Granne geendigten Blättchen, nach Art der gefiederten; das Gäbelchen iſt äſtig. Im Sommer erſcheinen die wohlriechenden, purpurfarbenen oder blaurothen Blumen, welche den Bienen ſehr angenehm ſind. Bey dem kleinen Kelche ſind die 3 obern Einſchnitte dreyeckig und kurz, die beyden untern länger.

21. Der **erbſenartige** oder **ſibiriſche Lathyrus**, Lathyrus piſiformis, pedunculis multifloris, cirrhis polyphyllis, ſtipulis ouatis, baſi acutis *Linn.* Lathyrus pedunculis multifloris, foliis ouatis, ſtipulis maximis *Hall.* Siberian Chickling-Vetch *Hanb.* kommt aus Sibirien, und wächſt viele Jahre aus einer Wurzel in zahlreiche hohe Stängel auf. Die Stängel haben eine ſpitzige Ecke; die Gabeln haben oft 6 eyrund-längliche und ſpitzige Blättchen; die Blattanſätze ſind breiter als die Blättchen, eyrund, an ihrer Grundlinie ſcharf zugeſpitzt, und kaum winkelig: die Blumenſtiele ſind ſo lang als die Blätter, und haben viele Blumen; die Blumen haben purpur-

roth-

roth = geaderte und weißliche Flügelblättchen und Fähnchen, dieſes iſt klein, das Schiffchen aber wie bei der Erbſe; ihr Griffel hat oben nach der Länge einen Bart. Die Hülſen ſind den Schoten der Garten-Erbſe ſehr ähnlich. Er giebt ein ſehr gutes Futter. Der Same bleibt 2 Jahr in der Erde liegen, ehe er aufgeht.

Die drey Arten, No. 10, 13 und 18, (der Lathyrus odoratus, tingiranus, und latifolius,) verdienen als Blumen = Pflanzen in Gärten unterhalten zu werden. Die vorzüglichſte unter ihnen iſt zwar die dritte, weil ſie perennirend iſt, und lange blühet; doch blühen die beyden erſten einjährigen auch ſehr verzierend, und ſind vermittelſt 3 oder 4 wiederhohlter Ausſaaten den ganzen Sommer und Herbſt in Flor zu haben. Sie kommen alle in jedem Boden fort, und ſchicken ſich zur Verzierung aller und jeder Abtheilungen der Luſt-Gärten; müſſen aber, weil ſie vermittelſt ihrer Gabeln an Stäben, Büſchen, Bäumen ꝛc. hinauf klettern, mit einer Unterſtützung verſehen werden, an welcher ſie ſich hinauf ranken können. Man pflanze ſie alſo auf den Rabatten trippelweiſe umher, und ſetze bezweigte Reiſer, dergleichen man bey die Erbſen ſteckt, neben dieſelben; ſie klettern dann an denſelben hinauf, und blühen den ganzen Sommer und Herbſt ſehr ſchön. Die perrenirende Art macht auch an Lauben, Bäumen, Mauern ꝛc. einen ſehr vortrefflichen Effect. Sie laſſen ſich nicht recht gut verpflanzen, und müſſen alſo trippelweiſe ſogleich an Ort und Stelle geſäet werden, jede Art und Sorte beſonders, auf jeden Trippel 5 bis 6 Samen, etwa 1 Zoll tief, und jeder Trippel, ſobald die Pflanzen einige Zolle hoch ſind, mit einem ihrer Höhe angemeſſenen bezweigten Reiſe verſehen, und nachher nur vom Unkraute rein gehalten werden. Die eigentliche Zeit der Ausſaat iſt der Frühling, wenn man aber ſchon

im Herbſte eine Ausſaat macht, ſo kommen die davon entſpringenden Pflanzen im folgenden Sommer früher zur Blühte. Die Pflanzen von der perennirenden Art dauern viele Jahre, und treiben in jedem Frühlinge neue Stängel. Die einjährigen Arten aber müſſen jährlich neu aus Samen gezogen werden, und zwar, um ſie vom Anfange des Sommers, bis zum Ende des Herbſtes, und bis der Froſt der Flor Einhalt thut, in der Flor zu haben, vermittelſt 3 oder 4 auf einander folgender Ausſaaten, deren die erſte im Nov. und Dec., oder ſehr zeitig im Frühlinge, die andere im März oder April, die dritte im May ꝛc. gemacht werden kann. Die perennirende Art kann auch im Herbſte, Winter und Frühlinge, verpflanzet werden; ſolche verſetzte Pflanzen pflegen ſich aber ſelten ſo gut zu arten, als unverrückt ſtehen gebliebene Pflanzen.

Alle einjährige Arten, als No. 1 bis 9, und No. 11, können im Frühlinge geſäet werden. Wenn man aber den Samen, oder wenigſtens einen Theil deſſelben, ſchon im Herbſte ſäet, ſo blühen ſie im folgenden Sommer früher, und geben gewiſſer, reifen Samen.

Die perennirenden Arten, als: No. 12, 15, 16, 17, 19, 20 und 21, laſſen ſich (auſſer No. 15, Lathyrus tuberoſus, der ſich durch ſeine Knollen außerordentlich ſtark vermehrt,) am beſten aus Samen ziehen; welcher im Herbſte und Frühlinge geſäet werden kann, und müſſen, ſobald ihre Stängel in die Höhe zu gehen beginnen, mit ſchicklichen Unterſtützungen verſehen werden. No. 17, Lathyrus ſylveſtris kann, wie No. 18, Lathyrus latifolius, an Lauben oder Bäume gepflanzet werden, an denen er einen ſehr guten Effekt macht. Von den übrigen Arten ſind einige wenige Pflanzen hinreichend, weil

ſie hauptſächlich nur zur Vermehrung der Mannigfaltigkeit dienen.

Latier-Baum, Stand-Baum, in Pferde Ställen; ſ. Th. LVII S. 445.

Latiner, Latini, Latium; ſ. **Lateiner**, oben, S. 263.

Latione, ein chineſiſches Fahrzeug mit 8 Bänken auf jeder Seite, nnd 6 Rudern daranf; iſt ein Raub-Schiff der Gegenden in Indien.

Latium, ſ. **Lateiner**.

Latomia, ſ. **Stein-Bruch**.

Latrocinium, ſ. **Straßen-Raub**.

Latrare, *Latratus*; ſ. **Blaffen**, im V Th., S. 544.

Latſchen, (mit einem langen *a*) ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur in den niedrigen Sprech-Arten üblich iſt, diejenige Art des Ganges zu bezeichnen, da man entweder aus einem Fehler an den Füßen, oder aus Nachläſſigkeit, die Füße im Gehen nicht aufhebt, ſondern mit denſelben auf dem Boden hinſtreicht. Daher man weite ausgetretene Schuhe oder Pantoffeln, welche nicht feſt an den Füßen ſitzen, und daher keine andere Art des Ganges verſtatten, gleichfalls **Latſchen**, im Singulari die **Latſche**, zu nennen pflegt. An andern Orten nennt man ſie Schlarfen. Ein **Latſcher**, welcher einen **latſchigen Gang** hat. Figürlich, doch gleichfalls nur in den niedrigen Sprech-Arten, wird es oft für gehen überhaupt gebraucht. **Auslatſchen**, ſpazieren gehen, imgl. extra gehen, zu andern Weibern gehen. Die Schuhe nieder latſchen, nieder treten. Die Schuhe ablatſchen, ablaufen, u. ſ. f. Im Rothwälſchen wird der Haſe **Latſchfuß** genannt.

Es ſcheint ein Onamatopöitikon zu ſeyn, welches, ſo wie das ähnliche ſchlarfen, den eigenthümlichen Schall eines ſolchen Ganges nachahmet.

Latte. 1. Eine Stange, doch nur noch in einigen Fällen. So werden im Forſtweſen, junge ſchlank und gerade aufgeſchoſſene Bäume ſowohl **Latten**, als Stangen, genannt. **Sommer-Latten**, ſind beſonders ſolche junge zarte Weiden vom erſten Wuchſe. Ja, in einigen Gegenden pflegt man wohl ein jedes Reis, einen jungen Zweig an einem Baume, eine Lade, Latte oder Lachte zu nennen. Im Walliſiſchen iſt Llath eine jede Stange.

2. Am häufigſten iſt **Latte** (*), L. Cantherius, Tigillum, Tignum, Tignus; Fr. Late, oder Latte, eine lange, dünne, gemeiniglich viereckige Stange, dergleichen die z. B. ſind, woraus manche Arten von Geländer verfertiget werden, inſonderheit aber diejenigen, welche, der Quere nach, über die Sparren eines Daches genagelt werden, um die Dach-Steine, Schindeln, oder vom Stroh oder Rohr gemachten Schöbe, womit man das Gebäude bedecken will, darauf zu befeſtigen.

Man hat dreyerley Arten: 1. **Schob-Latten**, welche aus ganzen geraden Stangen beſtehen, und etwas weiter von einander, als die Ziegel-Latten, auf die Sparren gelegt werden. 2. **Geriſſene** oder **geſpaltene Latten**, welche aus jungen langen Fichten-Stämmen geriſſen oder geſpalten, und bisweilen wohl ſauber geſchlagen werden. Beyde Arten heißen

 auch

(*) Im Niederſ. gleichfalls Latte, im Dän. Lägte, im Schwed. Lackte, im Engl. Lath, im Franz. Late, oder Latte, im Finnländ. Laita, im Böhm. Lat und Latka, im Pohln. Lata, im Ital. Latta, im mittlern Lat. Lata. Es läßt ſich mit faſt gleichem Rechte zu mehrern Stamm-Wörtern rechnen, indem Geländer; Niederſ. Land, glatt, Wendiſch lacki, das alte lidon, ſchneiden, lang und ſchlank, Leiſte und Lige, und noch andere mehr, Anſpruch darauf machen können. Da man Spuren hat, daß auch Breter in einigen Sprachen und Mund-Arten Latten genannt werden, ſo können auch Blatt, Platte und Laden; mit in Betrachtung kommen.

auch Wald-Latten, weil man ſie gleich, wie ſie aus dem Walde kommen, nur daß die Schale davon abgemacht wird, gebrauchen kann. Ein Arbeiter, welcher Latten im Walde hauet oder reiſſet, wird ein Latten-Hauer oder Latten-Reiſſer genannt. Durch dieſes Lattenreiſſen wird viel Holz verwüſtet, daher man es nur an ſolchen Orten geſtatten darf, wo das Holz zu dick ſteht, und man demſelben, zu beſſern Wachsthum Luft machen muß. 3. Geſchnittene Latten, werden entweder 6 bis 9 Ellen lang, ungefähr 3 bis 4 Z. breit, und $\frac{5}{4}$ Z. dick, aus ſtarken Latten-Klötzern oder Blöcken, auf Schneide-Mühlen, oder auch vermittelſt Hand- und Lang-Sägen, durch Kreuz-Schnitte gemacht. Daher nennt man Latten-Holz nicht nur das junge Holz zu den Schob- und geriſſenen Latten, ſondern auch das ſtarke Stamm-Holz, woraus Latten geſchnitten werden ſollen. Dergleichen Holz, muß im Januar, wenn das Holz den wenigſten Saft hat, gefället werden, aber nicht bey vollem Safte des Holzes, weil es ſonſt leicht wurmſtichig wird.

Im Preußiſchen ſind Latten-Stämme die fünfte Art Bau-Holz; ſie werden geſpalten, und quer über die Sparren zur Befeſtigung des Dach-Rohres oder Strohes genagelt. 12 runde Latt-Stämme geben 1 Klafter Brenn-Holz. Ihre Länge iſt 24 Fuß; die Dicke, 3 Zoll.

Die von Stangen geriſſenen Latten gehören zu Gebäuden, welche mit Schilf oder Stroh gedeckt werden ſollen. Dieſe kann ein Land-Wirth aus ſeinem eigenen Gehölze nehmen und zurichten, um für die geringſten Koſten ein Dach zu erhalten. Für Stroh- und Schilf-Dächer, desgleichen Weller-Dächer auf den unverbrennlichen Lehm-Häuſern, ſind geriſſene oder geſpaltene Latten gut genug; ſie ſind von mehrerer Dauer, als die geſchnittenen, ſie dürfen auch

nur

nur mit hölzernen Nägeln aufgenagelt werden, da es bey vorerwähnten Dächern auf eine ſo gar feine Paſſung nicht ankommt. Geſchnittene Latten zu Ziegel-Dächern müſſen von einem guten, geraden, geſunden und kernigen Stamme, der nicht waſſerroth und äſtig iſt, geſchnitten werden. Iſt der Stamm nicht geſund, oder waſſerroth, ſo wird die Latte, wenn ſie unter den Ziegeln austrocknet, morſch, biegt ſich unter der Laſt der Ziegel, und verurſachet muldige Dächer. Ueberhaupt müſſen auch die Latten vor dem Gebrauche vollkommen ausgetrocknet ſeyn, denn ſonſt werfen ſie ſich, zumahl wenn der Stamm, aus welchem ſie geſchnitten ſind, etwa wind- oder ſonnen-ſchief gewachſen geweſen iſt, drehen auch wohl gar die Nägel weg, nnd geben zu allerley übeln Folgen Gelegenheit. Latten, die zu viele Aeſte, und noch dazu loſe Aeſte, haben, brechen, von der Laſt der Ziegel, bei den loſen Aeſten entzwey. Die waldkantigen und krummen ſollte man ganz und gar ausſchießen; denn die waldkantigen ſind, weil es bloß Splint iſt, ſchon ſchwach, die Waldkante ſchwächt aber noch mehr; die krummen verhindern den guten Verband der Dach-Steine, und verurſachen ein fehlerhaftes Dach. Die Berechnungen der Latten bey einem Dache, findet man im VIII Th., S. 528, fgg. Die dreykantigen Hölzer, welche, mit den Sparren eines Daches parallel, unter den ordentlichen Latten eingeſchlagen werden, und dieſe unter einem rechten Winkel durchſchneiden, nennt der Zimmermann **Gegen-Latten**, Fr. Contre-latte. Sie verhüten daß die Latten ſich unter der Laſt der Ziegel oder Schiefern nicht biegen. Eine **geriſſene oder geſpaltene Gegen-Latte**, zu Ziegel-Dächern, Fr. Contre-latte de fente. Eine **geſägte Gegen-Latte**, zu Schiefer-Dächern, Fr. Contre-latte de ſciage. Der **Gegen-Latter**, Fr. Contre-lattoir, iſt ein eiſernes, mit einem gebo-

genen Schnabel und mit einem Quer-Riegel verſehenes Inſtrument, deſſen man ſich bedient, um eine Latte auf die Gegen-Latte nageln zu können. Der Schnabel wird unter die Gegen-Latte geſetzt, und dieſe wird durch den Quer-Riegel an die ordentliche Latte gedrückt.

Anzeige, wie zu geſchnittenen Latten viel wohlfeiler, als zu geriſſenen, zu kommen ſey (*).

An ſtatt 11 Mandel zehnelliger geriſſener Latten, ſind 4 Schock ſechsellige geſchnittene nöthig. Zu dieſen 4 Schock werden 48 Herren-Breter erfordert; denn ein ſolches Bret giebt 5 Latten. Dieſe 48 Herren-Breter koſten hier auf der Stelle, das Schock zu 8 Rthlr. gerechnet	6 Rthlr. 9 Gr. 8 Pf.
Die daraus gewordene 4 Schock Latten mit dem Trenn-Hobel zu trennen, koſten an Tage-Lohn auf 4 Tage zwey Zimmerleuten, jedem 6 Gr. 4 Pf.	2 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf.
und alſo an Holz und Arbeit	8 Rthlr. 12 Gr. 4 Pf.
Dagegen wird für die erforderlichen 11 Mandel geriſſener Latten, à Schock 5 Rthlr. verlanget	13 Rthlr. 18 Gr.
Fuhrlohn, ſolche 3 Meilen herzuhohlen	2 Rthlr. — Gr.
Summa	15 Rthlr. 18 Gr

Demnach ſind die mit dem Hobel getrenneten Latten um 7 Rthlr. 5 Gr. 8 Pf. wohlfeiler, als die geriſſenen Latten, zu geſchweigen, daß erſtere leztern, da von dieſen am Ende wegen der Schwäche, von jenen aber gar nichts abgeht, weit vorzuziehen, und mit den geſchnittenen, weil die Ziegel eben ſo glatt und dicht darauf liegen, von gleicher Güte ſind. Mit der Säge hätten in einem Tage nicht ſo viele, als mit dem Trenn-Hobel, gefertiget werden können; ſo wären auch, da mit der Säge nicht ein ſo gleicher Zug, als mit dem Hobel, gehalten werden kann, etliche Breter mehr darauf gegangen. Doch müſſen

(*) In No. 30 des leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 271.

ſen die Breter rein ſeyn, maßen die äſtigen zu Latten nicht viel taugen, außerdem auch mit dem Hobel nicht füglich tractiret werden können. Kieferne und fichtene Breter laſſen ſich geſchwinder trennen, als tannene.

Daher das Zeit=Wort **latten**, mit Latten verſehen oder beilegen, im g. L. **Ein Dach latten**, die Dach=Latten auf die Sparren Nageln, wofür auch **belatten** üblich iſt. Daher die **Lattung** und **Belattung**.

Verlatten, mit Latten einſchließen; ingl. mit Latten bekleiden, verſehen. So auch die **Verlattung**.

* * *

Mit der Latte laufen, oder mit der Stange laufen, ſagte man im g. L., von einem poſſierlich windigen Menſchen, welcher ſeine Handlungen nicht nach der Vorſchrift der Vernunft einrichtet.

Latte, (Gegen=) ſ. oben, S. 549, f.
— — (geriſſene) ſ. oben, S. 547.
— — (geſchnittene) ſ. oben, S. 548.
— — (geſpaltene) ſ. oben, S. 547.
— — (Hebe=) ſ. Heb=Arm, im XXII Th., S. 559.
— — (Lachter=) ſ. Th. LVIII, S. 334.
— — (Lauf=) ſ. unter Lauf.
— — (Scheer=) ſ. in S.
— — (Schob=) ſ. oben, S. 547.
— — (Sommer=) ſ. im XIV Th., S. 572.
— — (Stroh=) ſ. in S.
— — (Wald=) ſ. oben, S. 548.

Latten=Fiſcherey, in einigen Gegenden, die Art und Weiſe mit der Angel zu fiſchen, die Angel=Fiſcherey oder Ruthen=Fiſcherey, von Latte, eine Stange oder Ruthe.

Latten=Hammer, der Mäurer; ſ. Th. XXI, S. 336.

Latten=Hauer, ſ. oben, S. 548.

Latten=Holz, ſ. *Bois taillis*, im VI. Th., S. 184, und oben, S. 548.

Latten=Nagel oder **Latt=Nagel**, eine Art großer, faſt vierzolliger eiſerner Nägel, die Dach=Latten damit auf die Sparren zu nageln. Siehe **Nagel**.

Latten=Reiſſer, ſ. oben, S. 548.

Latten=Salve, *in der Feuerwerkerey*. Bey einem Feuerwerke auf dem Lande, pflegt man mit Latten=Salven und Kanonen=Schlägen, als mit einem Signal, den Anfang und das Ende deſſelben zu machen. Bey der **Latten=Salve**, Fig. 3948, denkt man zuerſt auf die dazu nöthigen Schläge, und nimmt daher eine oder mehr acht= oder ſechzehn=löthige Hülſen, würget ſie am Gewölbe dicht zu, ſchlägt in dieſelben etwas Papier, ſchüttet darauf zu 4 Kaliber Pulver, ſtopft daſſelbe, doch ohne es zu zerknirſchen, mit dem Setzer feſt, bringt auf daſſelbe abermahl Papier hinein, würget und bildet die Hülſe hier zu, legt einen Kaliber von hier an die Schnur um die Hülſe, würget ſie wieder, durchſchneidet ſie zwiſchen dieſen zwey Oertern, da ſie abgewürget und zugebunden worden, füllet, wie vorher, das leere Stück, zu 4 Kaliber mit Pulver, vermacht es, ſchneidet beyde Ende ſpitzig zu, und fährt mit dieſer Arbeit ſo lange fort, bis man die zu der Salve erforderten Schläge fertig hat. Nach dieſem läſſet man aus einer tannenen Diele nach der Breite der Schläge eine Latte ſchneiden, von 4 zu 4 Zoll nach der Rundung der Schläge zwerch hindurch Hohlkehlen darein ſtoßen, die andere Seite der Latte nach der ganzen Länge genau in der Mitte mit einer Krinne verſehen, und von der Mitte der kurzen Hohlkehle bis zu derſelben, Löcher bohren. Endlich legt man die Schläge, nachdem man zuvor in ihre Löcher Federſpulen, die mit Mehlpulver gefüllet werden, geſtecket, auf die Hohlkehlen, leimet ſie darauf, verſieht die Note auf der andern Seite ganz hindurch

mit

mit einem Ludel, legt an das Ende derſelben ein Stück eines Branders zum Anzünden, leimt über die Note Papier und überkittet das ganze Stück. Weil die mit Mehlpulver gefüllte Spulen mit dem Ludel Gemeinſchaft haben, und dieſes geſchwinde fort brennt, ſo müſſen auch die Schläge gleich auf einander folgen. J. C. Stövesandt Anweiſung zur Feuerwerkerey, (Lpz. 1757, 4.) S. 44.

Latten-Spicker, eine Art viereckiger ſpitziger Nägel mit kleinen Köpfen, zu den Fuß-Böden; vermuthlich ſo fern Latte ehedem auch ein Bret bedeutete. Siehe **Nagel** und **Spicker**.

Latten-Stämme, ſ. oben, S. 548.

Latten-Strauch, Aegiphila *Linn.* eine Pflanze, welche Jacquin auf der Inſel Martinique gefunden, und zuerſt beſchrieben hat. Die einfachen Blätter ſind geſtielt, und ſtehen einander gegenüber; die Blumenſträuße treiben ſowohl aus dem Winkel der Blätter, als den Enden der Zweige, hervor. Der kleine, einblätterige Kelch iſt mit 4 Zähnen beſetzt; des Blumenblattes dünne, walzenförmige aufgerichtete Röhre verbreitet ſich in 4 Lappen, enthält 4 Staubfäden und einen geſpaltenen Griffel. Die Frucht iſt eine rundliche einfächerige Beere, und enthält 4 Samen.

Latten-Werk, ein aus Latten zuſammen genageltes Werk. Beſonders werden die aus ſchmahlen, gehobelten, und kreuzweiſe über einander genagelten, und, um beſſerer Dauer willen, mit Oehl-Farbe überſtrichenen, Latten verfertigten Wände, Lauben, Portale, Bogen-Gänge, Berceaux, Luſt-Häuschen, u. ſ. f. in den Gärten, **Latten-Werk**, Gitter- und Bogen-**Werk**, **Nagel-Werk**, Fr. Treillage, Treillilage, genannt. Siehe im XVIII Th., S. 560, fgg. und die dazu gehörigen Fig. 960 a) bis 960 o).

Lattich, iſt nicht nur die Benennung des zahmen oder Garten-Salates, welcher nach dem Lateiniſchen La-

ctuca, auch wohl Lactuk, und in einigen niederſächſ. Gegenden Lätſche genannt wird (*), ſondern auch bey den meiſten Schriftſtellern, eine Gattung Pflanzen mit verwachſenen Staubbeuteln, und lauter fruchtbaren Zwittern. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt faſt walzenförmig, und aus vielen ſpitzigen, nach Art der Dachziegel über einander gelegten, Schuppen zuſammen geſetzt. Alle Blümchen ſind einander ähnlich, nähmlich einblätterige, zungenförmige, abgeſtutzte, vier= oder fünffach eingekerbte Zwitterblümchen, deren jedes ſeinen walzenförmigen Staubbeutel, und einen Griffel mit zwey rückwärts gebogenen Staubwegen, hat. Auf jedes folgt ein kleiner, eyförmig zugeſpitzter plattgedrückter, glatter und mit einer geſtielten Haarkrone beſetzter Same. Dieſe alle ſind von dem mehr zuſammengezogenen und daher eyförmigen Kelche umgeben, und ſitzen auf dem nackenden Blumenbette. Linné hat folgende 7 Arten.

1. **Heide=Lattich mit blauen Blumen, Berg=Salat, ausdauernder blauer Salat**, Chondrilla caerulea *C. B.* Lactuca perennis, humilior, flore caeruleo *Tourn.* Lactuca perennis purpuro-caerulea laciniata anguſtifolia *Moriſ.* Lactuca ſylueſtris maior

(*) Da der Salat vorzüglich breite Blätter hat, ſo vermuthet Hr. Rath Adelung, daß dieſe breite Beſchaffenheit der Blätter zu ſeiner Benennung Anlaß gegeben habe, und daß das Wort Lattich mit latus, Blatt und platt Eines Geſchlechtes ſey, indem die Sylbe — ich, wie in Wegerich, Wüterich, Kehrich, Feilig, u. a. m. ein Ding, ein Subject bedeutet, und die Lateiner durch Einſchiebung des Gaumen=Lautes ihr Lactuca aus eben dieſer Quelle haben. Allein, mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit hat der Salat den lateiniſchen Nahmen Lactuca, (woraus das deutſche Lattich entſtanden iſt,) wohl von Lac, Milch, bekommen, denn wo ein Blatt oder Stängel vom Lattich abgebrochen wird, da dringt ſogleich ein milchweißer Saft hervor, welcher aber gar bald eine gelbe Farbe annimmt, und am Geſchmacke bitter befunden wird; Fr. Laituë, oder Laictuë; Ital. Lattuca; Engl. Lettice. Lettuce; Böhm. Locyka; Holl. Lattouwe, Dän. Laktyge.

ior flore caeruleo *Herm.* Lactuca perennis, foliis linearibus dentato-pinnatis, laciniis ſurſum dentatis *Linn.* Lactuca foliis glabris pinnatis, caule brachiato, ſ. Lactuca foliis glaucis non ſpinoſis pinnatis, pinnis longis, ſaepe dentatis *Hall.* wächſt in Frankreich, Deutſchland und in der Schweiz, an rauhen unfruchtbaren Orten, in wüſten Fichten-Heiden und mitten in dem Heide-Kraute; hat eine ausdauernde Wurzel, und treibt einen Stängel, welcher 3 Fuß Höhe erreicht, und ſich in viele, oberwärts faſt nackende Zweige verbreitet. Die Blätter ſind glatt; bläulich angelaufen, faſt durchaus von gleicher Breite, und nach Art der geſiederten in viele größere, oder kleinere, ſpitzige und oberwärts ausgezahnte Lappen zerſchnitten. An den blühenden Zweigen ſtehen ganz kleine Schuppen. Die im Jun. und Jul. ſich zeigenden Blumen ſind groß, meiſtens blau, manchmahl weiß oder fleiſchroth, und ſtehen auf langen Stielen. Auch der Stiel der Haarkrone iſt lang. Aus den Blumen ſammeln die Bienen Stoff zu Wachs und Honig.

2. **Canadiſcher Lattich**, deſſen Blätter zerſchliſſen und ſchwertförmig ſind, feſt aufſitzen, und einen ſcharfen und ſtacheligen Rücken haben, Lactuca canadenſis altiſſima anguſtifolia, flore pallide luteo *Tourn.* Lactuca canadenſis foliis laciniato-enſiformibus ſeſſilibus, carina aculeatis *Linn.* kommt aus Canada, und unterſcheidet ſich von dem zahmen Lattich durch ſeinen viel höhern Stängel, durch ſeine viermahl längere und ſchmählere Blätter, und durch ſeine zuſammengeſetzte lange Blumentraube an dem Gipfel und Stängel der Aeſte.

3. **Eichenblätteriger Lattich**, glatter Salat mit Eichblättern, Lactuca foliis quernis *Raj.* Lactuca quercina, foliis runcinatis denticulatis acutis, ſubtus laevibus, caule glabro *Linn.* ſoll von der Inſel Carolina im baltiſchen Meere abſtammen. Die

Wur-

Wurzel iſt jährig und nicht beſtändig; nirgends zeigt ſich etwas Stacheliges. Der Stängel wird ungefähr 2 F. hoch, und iſt dicht mit Blättern beſetzt; dieſe ſind zart und weich, der Länge nach unter ſtumpfen Winkeln in ungleiche Lappen zerſchnitten; öfters ſieht man 3 Hauptlappen, deren jeder gleichſam ein Blatt ausmacht und in kleinere abgetheilt iſt, dadurch erhält die Pflanze ein beſonderes Anſehen; und da ſolche eben ſowohl, als der zahme Lattich, zum Eſſen taugt, verdient ſie einige Achtung.

4. **Weidenblätteriger Lattich**, ſtacheliger Salat mit Weidenblättern, Lactuca ſylueſtris altera, anguſto ſaligno folio, coſta albicante *Rupp.* Lactuca ſylueſtris altiſſima, foliis inferioribus dentatis, ſuperioribus acuminatis integris, ſ. Lactuca ſylueſtris laciniata minima, nondum deſcripta *Raj.* Lactuca ſylueſtris, anguſto laciniato folio *Magnol.* Lactuca ſylueſtris annua coſta ſpinoſa, folio anguſtiſſimo glauco *Moriſ.* Lactuca foliis imis pinnatifidis, ceteris enſiformibus baſi haſtatis, inferioribus dentatis *Sauvag.* Lactuca foliis radicalibus linearibus dentato-pinnatis, laciniis ſurſum dentatis, caulinis alato-lanceolatis floralibus linearibus ſeſſilibus *Guett.* Lactuca ſaligna, foliis haſtato-linearibus ſeſſilibus, carina aculeatis *Linn.* Lactuca foliis glaucis peranguſtis ad terram rariter dentatis, ad caulem linearibus, ſ. Lactuca foliis imis ſemipinnatis, ſuperioribus amplexicaulibus hamatis nervis ſpinoſis *Hall.* In der Halleriſchen Ausgabe von *Ruppii* Flora Jenenſi, findet man hiervon eine ſchöne Abbildung. Sonſt iſt dieſe jährige Pflanze in Deutſchland ſelten. Sie iſt faſt durchaus bläulich angelaufen oder eiſengrau, der Stängel aber und deſſen Zweige, auch die Blattrippe, ſind weißlich. Der Stängel iſt ungefähr 2 F. hoch, und von unten bis oben mit Zweigen und Blättern beſetzt. Die untern Blätter ſind, der

Län-

Länge nach und faſt bis zur Hälfte, wechſelweiſe in Lappen zerſchnitten, und der Nerv entweder durchaus oder nur am untern Theile mit Stacheln beſetzt, zuweilen fehlen dieſe ganz. Die obern Blättern umgeben den Stängel und die Zweige mit ihren vorragenden Lappen, und ſind daher ſpontonförmig, völlig ganz und ſpitzig. Bey dieſen iſt der Nerv gleichfalls ſtachelig. Die Blumen ſind ährenweiſe geſtellt, klein und blaß, und zeigen ſich im Herbſte.

5. **Acker- oder Feld-Lattich, ſtacheliger oder wilder Lattich**, Acker-Salat, Feld-Salat, wilder Salat, Schafmäuler, im Niederſ. Feldkropp, Lactuca ſylueſtris, coſta ſpinoſa *C. B.* Lactuca ſylueſtris, ſ. Endiuia multis dicta folio runcinato dorſo ſpinoſo *J. B.* Lactuca ſylueſtris prior *Trag.* Lactuca agreſtis *Cord.* Lactuca ſylueſtris ſcariola *Caeſalp.* Lactuca ſylueſtris laciniata *Moriſ.* Lactuca ſylueſtris vera *Dalechamp.* Lactuca Scariola, foliis verticalibus, carina aculeatis *Linn.* Lactuca foliis ſemipinnatis, coſta ſpinoſa, ſ. Lactuca foliis ſemipinnatis, nervo ſpinoſo *Hall.* wächſt im mittägigen Europa und in der Schweiz, und iſt jährig. Der Stängel erreicht über 3 F. Höhe, iſt ſtachelig, und in viele Zweige verbreitet. Die Blätter umfaſſen dieſe, haben hinterwärts vorragende Lappen, ſind, nach Art der geſiederten, bis zur Hälfte in ausgezahnte Lappen getheilt, und ihr weißer Nerv iſt hinterwärts mit Stacheln beſetzt. Die oberſten Blätter ſind lanzettförmig. Der oberſte Theil der Zweige und der Kelch ſind kleberig anzufühlen, und die Blümchen blaßgelb, auswendig bräunlich. Man findet eine Varietät mit rothgefleckten Blättern. Die Pflanze enthält vielen milchweißen und bittern Saft, welcher beym Austrocknen röthlich und entzündlich wird.

6. **Giftiger Lattich**, ſtacheliger Lattich mit eyförmigen ausgebreiteten Blättern, Θριδαξ ἀγρια *Dioſcor.*

Dioſcor. Lactuca agreſtis *Lobel.* Lactuca agreſtis altera *Cord.* Lactuca agreſtis, Scariolae hortenſis folio, lactucae folio opii odore *Pen.* Lactuca atra *Caeſalp.* Lactuca ſylueſtris anglica, odore opii ſimilis *J. Camer.* Lactuca ſylueſtris, lato folio, ſucco viroſo *J. B.* Lactuca ſylueſtris maior, odore opii *Raj.* Lactuca ſylueſtris, odore viroſo *C. B.* Lactuca ſylueſtris, opii odore vehementi ſoporifero & viroſo *Moriſ.* Lactuca viroſa, foliis horizontalibus, carina aculeatis, dentatis *Linn.* Lactuca foliis ouatis patulis, coſta ſpinoſa; ſ. Lactuca foliis ſuperioribus dentatis, coſta ſpinoſa *Hall.* wächſt im ſüdlichen Europa, auch in England, und bey Strasburg und Genf, an Hecken und auf den Mauern, iſt gleichfalls jährig, und von der vorhergehenden Art (Lactuca Scariola *Linn.*) ſchwer zu unterſcheiden (*), daher auch Hr. v. Haller ſolche lieber für eine Varietät derſelben, als eine eigene Art, hat halten wollen. Der Stängel iſt ſtachelig; die Blätter umfaſſen den Stängel mit vorragenden Lappen, und haben einen ſtacheligen Nerven; auch ſind die obern Blätter zuweilen halb gefiedert und ausgezahnt, die untern aber gemeiniglich ganz breit und am Rande ſägeartig ausgezahnt. Dieſe Pflanze hat, wie die vorhergehende, einen bittern, ſcharfen, giftigen milchartigen Saft. Sie unterſcheidet ſich alſo von den übrigen halbblühtigen, und kommt, in Anſehung der giftigen Eigenſchaft, mit denen Pflanzen, wel-

(*) Der Gift-Lattich hat zwar mit dem wilden Lattiche viele Aehnlichkeit, doch unterſcheidet ſich dieſer von jenem dadurch, daß ſeine Blätter dichter am Stiele und nicht wagerecht ſtehen, auch nur auf der Unterfläche des Blattes an der Mittelrippe, nicht aber auf der Oberfläche, mit Dornen beſetzt ſind; überdem ſind ſie ungefleckt, und beynahe in Querſtücke abgetheilt. Es hat auch die ganze Pflanze wohl einen betäubenden und widrigen Geruch, doch bey weitem nicht in dem Grade, wie der Gift-Lattich.

welche einen milchartigen Saft haben, überein. Man hält ſie für wirkſamer, als die Scariola. Schon die Dämpfe davon nehmen den Kopf ein, und das thut auch die Pflanze, wenn ſie genoſſen wird (*). Die Milch kommt an Geruch und Geſchmack mit der Milch des Mohnes überein; daher iſt es wahrſcheinlich, daß dieſes die Art der Lactuke ſey, deren Saft man ehedem dem Mohn-Safte beimiſchte (**), ja, daß das auch noch izt zuweilen geſchehe.

Neuerlich hat man behauptet, daß der ausgepreßte Saft den Urin häufig abführe, und in der Waſſer-Sucht und in einigen andern Krankheiten nützlich ſey. Collin hat zuerſt Verſuche damit angeſtellt (***), und ſich, wie er im Buche ſelbſt ſagt, der Lactucae Scariolae bedient; auf der Kupfer-Tafel iſt aber Lactuca viroſa abgebildet, auf welche Haller's ausführlichere Beſchreibung derſelben völlig paßt. Die Kräuter-Sammler und Apotheker nehmen ſtatt der giftigen Lactuke und des wilden Lattiches, zuweilen die Kohl-Gänſediſtel (Sonchus oleraceus *Linn.*) (****), welches nicht geſchehen ſollte.

Man bedient ſich des zum Extract eingedickten Saftes aus dem Kraute. Dieſer Saft wird aus der friſchen Pflanze kurz vor dem Ausbruche der Blühten ausgepreſſet, und, wann er 24 Stunden, und zwar an

(*) *Haller* hiſt. ſtirp. helv. S. 757.

(**) *Dioſcor.* Mat. med. L. 4. c. 65.

(***) *Henr. Joſ. Collin* Lactucae ſylueſtris contra hydropem vires, ſ. Obſervationum circa morbos acutos et chronicos factarum Pars VI. Vienn. 1780, gr. 8. 6 B. u. e. K. T worauf die Pflanze abgebildet iſt.

(****) Dieſe Gänſediſtel iſt von den oben beſchriebenen Lattich-Arten leicht dadurch zu unterſcheiden, daß ihr Stängel grün, mehr Kraut-artig, ſaftig und hohl iſt, ihre Blätter an den Mittelrippen keine Stacheln haben, und der ganzen Pflanze der eigene, widrige und eckelhafte Geruch jener Lattich-Arten mangelt.

an einem kühlen Orte, damit er nicht in Gährung gerathe, geſtanden hat, abgeneiget. Alsdann läßt man ihn aufkochen, ſeihet ihn durch, klärt ihn mit Eyweiß ab, und läßt ihn über gelindem Feuer bis auf die Hälfte verkochen. Hierauf wird er abermahl vom Feuer abgeſetzt; wann er kalt geworden iſt, noch einmahl mit Eyweiß geläutert, und nun bey gelindem Feuer vollends zum Extract inſpiſſirt. Man ſieht in dieſem Extracte nicht ſelten Salz-Kryſtallen ſchimmern. Der Saft wird deswegen ſo ſorgfältig gereinigt, damit die erdigen Theile, welche die ſalzigen einhüllen und ihre Wirkſamkeit ſchwächen, abgeſondert werden. Wenn er nicht gehörig gereinigt iſt, ſo werden doppelte, ja wohl dreyfache Doſes davon erfordert. Die Conſerve vom friſchen Kraute hat man ganz unwirkſam befunden (*). Collin hat im J. 1771 angefangen, Verſuche mit dem Extracte zu machen, und aus einer weit größern Anzahl von Erfahrungen 24 Fälle ausgehoben, welche für die Wirkſamkeit deſſelben zeugen. Es löſet den zähen klebrigen Schleim auf, welcher die Eingeweide verſtopft, verdünnt ihn, und macht, daß er durch den Urin, durch den Schweiß, und, wenn er in den Lungen ſitzt, durch den Auswurf ausgeführt werden kann. Es curirt die Gelbſucht, welche aus dieſer Urſache bey Waſſerſüchtigen entſteht, und vertritt zugleich die Stelle der Galle. Vorzüglich wirkſam bewies es ſich bey der Waſſerſucht, ſie mochte nun von ſolchen zähen Verſtopfungen, oder von Erſchlaffung der feſten und Auflöſung der flüſſigen Theile, herrühren. Zuweilen ſind 18, 20 bis 30 Gran hinlänglich; und wo die feſten Theile erſchlafft und die flüſſigen aufgelöſet ſind, da kann man ſich auf dieſe kleineren Doſes einſchränken; alte Verſtopfungen aber erfordern wohl 1, 2, ja 3 Quent. Auch ſchaden

*) *Joſ. de Plenciz* Act. & Obſſ. med. p. 107.

den größere Doſes nicht, wenn ſie gleich Eckel erregen. Wenn das Mittel eine Zeitlang gebraucht iſt, treibt es den Urin, erregt auch wohl ſtarke Schweiße; es macht auch gemeiniglich weichen Leib, aber keinen Durchfall. Wenn die Waſſerſucht gehoben iſt, ſo ſind ſtärkende Mittel ſelten, wiewohl zuweilen doch, nöthig. Während der Cur muß fleißig getrunken werden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die in Wien mit dieſem Mittel angeſtellten Verſuche weniger Nachfolger an andern Orten erweckt haben, als bey vielen andern Mitteln geſchehen iſt, welche von dort aus zuerſt gerühmt wurden; wenigſtens iſt nur von ſehr wenigen der Erfolg öffentlich bekannt gemacht worden. Nur einen einzigen Fall führt Plenciz an, in welchem dieſes Extract eine ſchnelle Wirkung äußerte. Der Freyherr von Quarin iſt ihm nicht günſtig (*); er beklagt ſich, daß er es in der Waſſerſucht ohne Nutzen gegeben habe; und ſagt, diejenigen, welche dieſes Mittel prieſen, hätten ihm, damit es ſeinen Ruhm nicht verlöre, große Doſes von Meerzwiebel=Extract beygemiſcht; gleichwohl ſagt Collin nichts von einer ſolchen Beymiſchung.

Man verfährt, wenn man Arzeney=Mittel entweder ſehr gelobt oder ſehr getadelt findet, am ſicherſten, wenn man immer nur die Hälfte glaubt; und daß man es auch hier thue, veranlaſſet *Durande* (**), welcher zwar klagt, daß die Lactuke ihm gegen die Waſſerſucht nicht geholfen habe, aber ſie doch, wegen ihrer

(*) Animadverſ. pract. p. 188.

(**) Hiſtoire de la Soc. R. de Med. To. 2, Année 1777 et 1778, p. 297.

Durande von dem Nutzen des Extracts der Lactuca viroſa, aus der Hiſtoire etc. überſ. ſt. in der Samml. auserleſ. Abh. zum Gebr. prakt. Aerzte, 6 B. 1 St. (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 189 — 192.

ihrer ſchmerzſtillenden und eröffnenden Kraft, unter mancherley Umſtänden ſehr heilſam befunden hat; z. B. bey kalten Fiebern, wo ein galliger Reiz auf die Nerven wirkte; bey der Leber-Kolik, und in andern ſchmerzhaften Zufällen.

7. **Glatter Speiſe-Salat mit rundlichen Blättern, Garten-Salat,** Lactuca ſativa, foliis rotundis, caule corymboſo *Linn.* Das eigentliche Vaterland iſt unbekannt, und wegen der vielen Varietäten läßt ſich das Eigentliche dieſer Art nicht füglich angeben. Die Blätter ſind kurz geſtielt, dicht an einander geſtellt, gemeiniglich rundlich, in der Mitte gefalten, am Rande glatt, ausgeſchweift und ſägeartig eingekerbet. Die Blühten ſtehen in flachen Sträußen. Dieſe Art Lactuke leidet nicht nur durch den Anbau mancherley Veränderungen, ſondern dieſe liefern auch wieder neue Spiel-Arten (Varietäten), welche aber weder genau zu beſtimmen, noch dem Nahmen nach gehörig zu unterſcheiden ſind; daher man ſich nicht verwundern darf, wenn die Verzeichniſſe, welche man bey den Gärtnern findet, nicht mit einander übereinſtimmen, und die Nahmen und Sorten öfters verwechſelt werden.

Der Garten-Salat iſt von einer vierfachen Art:

1) **Gemeiner Salat, welcher nicht ſchließt;** dieſer iſt ſchlechtweg unter dem Nahmen Salat, oder Lätſche, bekannt; Lactuca vulgaris ſativa, non capitata; Fr. Laitue, qui ne jette que des feuilles, ſans former de pomme, Laituë a couper; de la Capucine; Engl. common or Garden-Lettuce, auch Lapped Lettuce. Man unterſcheidet ihn in Stech-Salat, und Schnitt-Salat: **Stech-Salat,** wenn er über ein ganzes Beet geſäet wird, und die ganzen jungen Pflanzen zur Speiſe abgeſtochen werden; **Schnitt-Salat,** wenn er in Reihen geſäet, und, wenn er dazu

groß

groß genug iſt, wie Kreſſe geſchnitten wird. Der Stech- und Schnitt-Salat wird nur geſäet, um ſeine jungen Blätter zwiſchen andern kleinen Salat-Kräutern zu eſſen. Er iſt von dem Kopf-Salat nicht weiter unterſchieden, als daß er entweder eine Ausartung deſſelben, oder daß dieſer eine durch öftere Cultur veredelte Sorte von ihm iſt; denn wenn man von demjenigen Kopf-Salat, welcher nicht recht geſchloſſen gehabt hat, Samen zieht, ſo artet derſelbe in Stech- und Schnitt-Salat aus. Weil man bey der Erziehung des Stech- und Schnitt-Salates auf die Güte der Pflanzen, von welchen man Samen ziehen will, keine Rückſicht zu nehmen nöthig hat, ſo wird der Same (beſonders wenn ein trockner Sommer geweſen iſt, in welchem der Salat allezeit am reichlichſten Samen giebt), überall ſehr wohlfeil verkauft; wird aber bisweilen auch wohl von den Samen-Händlern für Kopf-Salat-Samen verkauft, daher man ſich dann nachher in ſeiner Hoffnung, gute Köpfe zu bekommen, oftmahls betrogen findet. Er iſt weiter nicht brauchbar, als ſeine Blätter ganz jung zu eſſen, wenn man noch keinen Kopf-Salat hat. Zu dieſem Zweck kann er zu jeder Jahrszeit geſäet werden. Da er aber, wenn er, wie gewöhnlich, in Reihen dicht geſäet wird, langſam hervor wächſt, und hernach gemeiniglich hart zu eſſen iſt, ſo ſäet man ihn lieber auf ein ordentliches Beet, und zwar im Sommer auf ein ſchattiges, im Frühlinge und Herbſte auf ein warm gelegenes Beet, und im Winter, weil er ſonſt bey ſtarkem Froſt erfrieren würde, unter Miſtbeet-Fenſter oder Glocken. Man ſetzt von ihm, in Vergleichung gegen den Kopf-Salat, nur wenig zur Saat, weil ein Samen-Stamm deſſelben weit mehr Samen bringt, als ein Stamm des Kopf-Salates. Die Pflanzen, die man davon zur Saat ſetzt, läßt man wenigſtens 2 Fuß weit verſetzen, weil ihr Stamm, wenn ſie aufgeſchoſ-

ſen ſind, ſich ſo ſtark ausbreitet, als Kopf-Salat nicht ſo leicht thut. Auch muß man ſie nicht in ſolche Gegend des Gartens zur Saat ſetzen, wo man Kopf-Salat-Samen zieht, damit nicht ihr Samenſtaub den Kopf-Salat verderbe.

2) **Krauſer Salat, krauſe Lactuke, krauſer Lattich,** Lactuca criſpa *C. B.* Lactuca ſativa criſpa *Linn.*; Engl. Curled Cabbage; Schwed. Krus-Sallat, a) welcher gebunden und als Winter-Endivien gegeſſen werden kann; Fr. petite Laituë Chicorée, er iſt ſo fein als die feinſte Winter-Endivie, iſt ſehr klein, und ſchickt ſich am beſten auf das Miſt-Beet. b) Welcher nur als Schnitt-Salat gebraucht werden kann; Fr. Laituë d'Epinar, à couper pluſieurs fois.

3) **Kopf-Salat, Kopf-Lactuke, Köpfel-Lattich,** im Oberd. Haupt-Salat, Häuptel-Lattich, Lactuca capitata *C. B.* Lactuca ſativa capitata *Linn.* Fr. Laituë pommée; Engl. Cabbage Lettuce; Schwed. Hufvud-Sallat, Salat, welcher ſich in Häupter ſchließt.

a. **Mit ſchlichten und meiſtens glatten rundlichen Blättern, oder Kopf-Salat im gewöhnlichen Verſtande.**

α) Früher kleiner, welcher ſich auch für das Miſt-Beet ſchickt. Green und red Capuchin-Lettuce; ſmall early green und white Cabbage-Lettuce; foreing Cabbage Lettuce; Laituë la petite Crépe oder petite Noire; la groſſe Crêpe; la Bagnoles, oder petite courte, oder printaniere, oder Dégrebé; la George groſſe und blonde; l'Aubervilliers; la Morine.

β) Kopf-Salat von mittlerer Größe; Common oder hardy green und white, und Prince und Royal Cabbage-Lettuce; Laituë la Sanguinè;

la

la Coquille; la Paſſion; la Genes blonde, verte et rouſſe; la jeune rouge, l'Italie.

γ) Großer Kopf-Salat, welcher ſpäter ſchließt; Cilicia oder Sileſia-Lettuce; brown dutch Cabbage-Lettuce; Imperial Lettuce; Laituë la groſſe blonde; la Dauphine; la Pergignane; la Bapeaume; la brune, ou d'Hollande; la groſſe rouge; la royale; la pareſſeuſe; la Cocaſſe; la Verſailles ou Verſailleuſe.

δ) Sehr groſſer Kopf-Salat; Grand Admiral ou great admirable Cabbage Lettuce; Laituë la groſſe allemande ou imperiale; la pomme de Berlin; Friſebuhr, oder Einer frißt mich nicht.

b. Mit gefalteten und meiſtens friſirten Blättern, oder Montree. Laituë la Batavia; la Chou; groſſer gelber, und kleiner rothkantiger Montree.

c. Schraubenförmig ſchließender Kopf-Salat; Laituë la longue Viſſée.

Die vornehmſten Sorten, welche in den engländiſchen und deutſchen Küchen-Gärten gezogen werden, ſind:

a) Ordinairer Kopf-Salat, Common Cabbage Lettuce. Man hat davon in England zwey Sorten: 1. Grünen Dauer, hardy oder common green Cabbage-Lettuce. 2. Gelben Dauer, hardy oder common white Cabbage-Lettuce. Von jeder hat man eine kleine frühe Spiel-Art, nähmlich: α) Small early green ball-cabbage Lettuce, welcher vielleicht der frühe grüne Steinkopf iſt. β) Small early white ball-cabbage Lettuce, welcher kleine gelbgrüne Köpfe bekommt, bald ſchließt, aber auch bald durchſchießt, und früher gelber Steinkopf zu ſeyn ſcheint. Beyde ſchicken ſich gut für das Miſt-Beet.

b) Schleſiſcher Kopf=Salat, Cilicia - oder Sileſia-Lettuce, brown Sileſia-Lettuce; ein ſchwarz-grüner, ſehr ſpät ſchließender Kopf=Salat.

c) Brauner holländiſcher Kopf=Salat, Fr. Laituë brune ou d'Hollande; Engl. brown dutch Cabbage-Lettuce; ein brauner Kopf-Salat, ſchließt ſpäter als der unter h) vorkommende Königs-Salat. Man hat außerdem noch einen gelben von dieſer Sorte; Engl. white dutch Cabbage-Lettuce.

d) Kaiſer=Salat, Imperial Lettuce; ein groſſer brauner Kopf-Salat, faſt wie der vorhergehende, aber ſpäter ſchließend.

e) Grüner Kapuziner-Salat, Green Capuchin-Lettuce; ein kleiner grüner, bald durchſchießender Kopf=Salat.

f) Rother Kapuziner=Salat, Red Capuchin-Lettuce.

g) Prinzen-Kopf, Prince-Lettuce; ein grüner Kopf=Salat, mit vielen großen und kleinen rothen Flecken, früher als der folgende.

h) Königs-Salat, Royal-Lettuce; ein gelber Kopf=Salat.

4) Endivien=Lattich, Sommer-Endivien, Band=oder Bind=Salat, Lactuca foliis endiviae *C. B.*, Lactuca intybacea; Fr. Chicon, ou Laituë romaine; Engl. Cos-Lettuce. Deſſen Arten ſind:

α) Forellen=Bandſalat, Engl. Aleppo-Lettuce, ſpotted Cos-Lettuce, eine Art Sommer-Endivien, welche aber nicht von ſelbſt ſchließt, ſondern gebunden werden muß, hat braunrothe Flecken, aber weniger als der rothe Band-Salat.

β) Weiße Sommer=Endivien, Fr. Chicon blond, Engl. Verſailles oder upright white Cos-Lettuce, eine aufrecht wachſende, ſich ſelbſt ſchließende, hellgrüne Sommer=Endivie.

γ) Schwar=

γ) Schwarzer Band-Salat, Engl. black Cos-Lettuce, eine ſehr große Art Sommer-Endivie, welche, weil ſie nicht von ſelbſt ſchließt, gebunden werden muß.

δ) Rother Band-Salat, Fr. Chicon rouge; Engl. red Cos-Lettuce, von eben der Art wie der vorhergehende, hat braunrothe Flecken, und zwar mehr, als der Forellen-Band-Salat.

ε) Frühe römiſche Sommer-Endivie, Fr. Laituë romaine hative; Engl. Roman Lettuce; eine aufrecht wachſende, ſich ſelbſt ſchließende Sommer-Endivie.

ζ) Grüne ägyptiſche Sommer-Endivie, Fr. Chicon verd; Engl. Green oder Egyptian green Cos-Lettuce, von eben der Art wie die vorhergehende, aber dunkelgrün.

Der ordinaire Kopf-Salat muß, wenn man den ganzen Sommer Salat-Köpfe zu haben verlangt, zu wiederhohlten Mahlen geſäet werden. Die erſte Ausſaat geſchieht gewöhnlich im Februar; muß aber auf ein warm liegendes Stück Land gemacht, und die aufgegangenen Pflanzen müſſen hernach auf 10 Zoll weit verdünnet werden. Wenn man die überflüſſigen Pflanzen nicht gebraucht, kann man ſolche, wie es bey Rüben, Carotten, Möhren, Zipollen ꝛc. gewöhnlich iſt, mit der Hacke wegnehmen. Wenn man ſie aber zu verpflanzen gedenkt, muß man ſie aufziehen, und auf ein anderes gutes Beet 10 Zoll weit verpflanzen. Wenn dieſes geſchieht, ehe ſie zu groß werden, ſo ſchlagen ſie ſehr gut an. Sie bekommen zwar nicht ſo große Köpfe, als die unverpflanzt ſtehen gebliebenen Pflanzen; weil ſie aber etwas ſpäter ſchließen, als dieſe, ſo kommt ſolcher verpflanzter Salat denen, welche nicht alle 14 Tage bis 3 Wochen eine neue Ausſaat zu machen fortfahren, ſehr wohl zu Statten. Die folgenden Ausſaaten müſſen,

ſo wie die Witterung nach und nach wärmer wird, (weil ſie ſonſt, ohne zu ſchließen, in Samen gehen), auf ein feuchtes und ſchattiges Beet, aber doch nicht unter die Traufe der Bäume, geſäet werden.

Nicht ſelten trägt es ſich zu, daß theils einige Salat-Pflanzen gar keine Häupter bekommen, ſondern in Samen-Stängel treiben, theils daß zur Sommer-Zeit viele Salat-Pflanzen zugleich Häupter ſchließen; wenn man nun dieſe in der Geſchwindigkeit nicht verbrauchen oder verkaufen kann, ſo treiben ſie in wenigen Tagen Samen-Stängel, und ſind hernach zur Speiſe nicht mehr ſo angenehm. Hier iſt nun kein beſſeres Mittel, als die leztern bey trockner Witterung in dem Lande mit der Wurzel auszuheben, und in Keller in friſchen Sand zu pflanzen; hier halten ſie ſich wohl 3 Wochen und länger, können mithin nach und nach herbey gehohlet und zur Speiſe angewendet werden. Dieſe Verſetzung in das Kühle und zugleich auch in bloßen Sand, welches keine Garten-Erde iſt, und die Zeit, da der Salat erſt wieder einwurzeln muß, verurſachen einen Stillſtand ſeines Wachsthumes, weshalb ſolcher in den Keller eingeſetzte Salat, ohne aufzuſchießen, noch einige Wochen gut und genießbar bleiben kann. Und da man in dem Garten alle 14 Tage Salat nachſäen und zu Köpfen auspflanzen muß, ſo wird man, wenn es nicht zu heiß und zu trocken iſt, ſo ziemlich an Michaelis mit Kopf-Salat heran kommen können, wenn deſſen Verpflanzung in den Keller zu ſeiner Zeit mit zu Hülfe genommen wird. Da manche keine Keller, oder in ſelbigen keine Gelegenheit haben, die fertigen Salat-Köpfe darein zu pflanzen, und vor dem Aufſchießen in Samen-Stängel zu bewahren, ſo können ſie ſolche in die Höhe geſchoſſenen oder getriebenen Salat-Stängel entweder an ſtatt des Spargels gebrauchen, oder ſie können auch davon Salat verfertigen.

tigen. Um dieſelben an ſtatt des Spargels zu gebrauchen, läſſet man ſie ſo lange noch fortwachſen, bis ſie anfangen wollen, ihre gelbe Blümchen zu zeigen, alsdann ſchneidet man die Stängel ganz nahe über der Erde ab, entledigt ſie aller Seiten-Zweige und Blätter, welche dem Viehe vorgeworfen werden, der Haupt-Stängel aber dient zur Speiſe. In dieſer Abſicht wird die äuſſere harte Schale oder Rinde abgeſchnitten, daß das Mark oder der Kern zurück bleibe. Dieſe ſchneidet man, ungefähr einen Finger lang, oder, nach Belieben kürzer, in Stücke, welche hernach mit Bindfaden in kleine Bündel zuſammen gebunden werden. Dieſe legt man eine Viertel-Stunde in friſches Brunnen-Waſſer, die gewäſſerten werden darauf in kochendes Waſſer gethan, und wenn ſie faſt gar ſind, wird das Waſſer rein ab, und hernach Fleiſch-Brühe darüber gegoſſen, in welcher ſie völlig gar gekocht werden. Man hebt ſodann mit dem Bindfaden die Bündel heraus, ſchneidet die Bündel von einander, und legt die gekochten Stücke in einer Schüſſel herum, wie man den Spargel anzurichten pflegt, hernach wird eine Spargel-Brühe darüber gegoſſen, und das Gericht zu Tiſche getragen. Die alſo zugerichteten Salat-Stängel werden im Geſchmacke noch angenehmer befunden, als der italiäniſche Broccoli oder Spargel-Kohl, mit welchem ſie, wie ich im VI Th. S. 718, beſchrieben habe, gleiche Zubereitung erhalten. Man kann von dergleichen abgeſchälten Salat-Stängeln auch einen angenehmen Salat verfertigen. In dieſer Abſicht werden ſie, jedoch ohne Fleiſch-Brühe, und nur in Waſſer gar gekocht. Alsdann wird das Waſſer abgegoſſen, und nachdem die alſo gekochten Stückchen wieder erkaltet ſind, werden ſie in eine Schüſſel gelegt, man giebt ihnen Salz, Pfeffer, Eſſig und Baum-Oehl, und bringt ſie zu Tiſche.

Die lezte Ausſaat, welche zu Winter-Salat gemacht wird, muß in der Mitte des Auguſtes in einem guten, leichten, und eine warme Lage habenden Boden, etwa an einer Mauer, (doch aber nicht zu nahe an dieſelbe, weil die Pflanzen ſonſt im folgenden Frühlinge zu frech wachſen, und dann keine große und feſte Köpfe bekommen), gemacht werden, der Same ganz dünn ausgeſäet, die aufgegangenen Pflanzen ſo weit, daß ſie einander nicht berühren, mit der Hacke weggenommen, auch das Beet fleißig vom Unkraute gereiniget werden. Im Anfange des Octobers müſſen die Pflanzen auf ein warm liegendes Beet verpflanzet werden, auf welchem ſie, wenn kein zu ſtrenger Winter erfolgt, ganz gut durchzukommen pflegen. Um jedoch mit völliger Gewißheit Winter-Salat zu behalten, muß man einen Theil Pflanzen auf ein beſonderes Beet dicht zuſammen pflanzen, und über ſolchem Tonnen-Reife ausſpreiten, um es bey hartem Froſt mit Matten oder Stroh gegen das Erfrieren bedecken zu können, und die Pflanzen im Frühlinge in einen fetten warmen Boden, 10 Zoll weit, verpflanzen. Wenn dann auch die ohne Bedeckung an einer Mauer warm geſtandenen Pflanzen durch den Winter kommen, und dann unverpflanzt ſtehen bleiben, ſo ſchließen ſie früher, als die im Frühlinge aufs neue wieder verſetzten Winter-Pflanzen.

Um friſchen Salat in der Stube, des Winters, ohne Erde aus bloßem Waſſer zu zeugen, verfährt man auf eben die Art, wie ich bey der Kreſſe, im XLVIII Th., S. 620, fgg. angezeigt habe.

Noch iſt zu merken, wenn man durch das ganze Jahr von Monath zu Monath, gute Salat-Köpfe erziehen will, die ſich lange geſchloſſen halten, man die jungen Pflanzen, ſo zeitig als möglich, wenn ſie nur 4 Blätter haben, verpflanzen muß. Je länger ſchon die Pflanzen davon nach dem Ausſäen geſtanden

den haben, und je größer ſie geworden ſind, ehe man ſie verpflanzt, deſto weniger kommen ſie zum Schlieſſen, und gehen gleich zum Samentragen in die Höhe. Doch iſt auch der Unterſchied, daß alle Salat-Arten von grüner und brauner Farbe nur bis Johannis, die von gelber aber, und beſonders der große gelbe Forellen-Salat, (eine Art Salat mit gelb oder roth gefleckten Blättern, Lactuca ſativa, folio fuſco maculato, ſ. Lactuca maculoſa,) durch den ganzen Sommer bis in den ſpäten Herbſt, die ſchönſten Köpfe geben.

Wenn man guten Kopfſalat-Samen ziehen will, muß man von den Köpfen, wenn ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangt ſind, zur Saat ſolche auswählen, welche feſt und platt ſind, dieſe mit einem beygeſetzten Stecken bezeichnen, und leicht an Stöcke befeſtigen, daß ſie nicht vom Winde zur Erde gedrückt werden, und hernach der Same in der Näſſe verfaule. Man muß aber die ſchlechtern Köpfe, welche etwa ſo lange neben ihnen ſtehen bleiben, daß ſie in Samen gehen wollen, dann mit Fleiß ſogleich zwiſchen ihnen wegziehen, weil ſonſt, wenn man ſie bis zur Blühte ſtehen ließe, der Blühten-Staub von ihnen auf jene fallen, und dann eine Ausartung veranlaſſen würde. Man glaubt zwar wohl, wenn man auch ſchon einige ſchlechte Köpfe unter ihnen ſtehen ließe, um den Samen davon zu Schnitt- oder Stech-Salat zu gebrauchen, und die guten Köpfe nur zeichnete, damit der Same nicht verwechſelt würde, ſo würde kein Nachtheil daraus entſtehen. Man mag aber die Verwechſelung des Samens auch noch ſo ſorgfältig verhüten, ſo wird man doch oft bemerken, daß, wenn guter und ſchlechter Same neben einander zur Saat beyſammen ſteht, der von guten Köpfen aufgenommene Same, ungeachtet er ſorgfältig allein aufgenommen wird, dennoch (es mag nun von der Vermiſchung des Blühtenſtaubes

des zur Zeit der Blühte, oder von einer andern noch unbekannten Urſache herrühren), ſehr ausartet, und ſchlechter wird, als der von den von ſelbſt in Samen gegangenen ſchlechten Pflanzen. Man muß auch zur Erziehung des Salat-Samens niemahls andere Köpfe nehmen, als entweder vom Winter-Salat, oder von der erſten Frühlings-Ausſaat; denn Köpfe von ſpätern Pflanzungen bekommen ſelten reifen Samen. Da auch in manchen Jahren ein Mißwachs des Salat-Samens entſteht, deſſen Urſache in den anhaltenden Regen, die theils zur Blühte-Zeit des Salates, theils zur Zeit, da der Same wachſen und reifen ſollte, eingefallen ſind, zu ſuchen iſt, ſo wird man die zum Samen beſtimmten Salat-Pflanzen, wozu man, erwähnter Maßen, immer die ſtärkſten und vollkommenſten erwählen muß, durch Bedeckungen vor der Näſſe verwahren müſſen. Dieſe Bedeckungen können entweder in leichten Stroh-Matten, oder auch in Matten von Baſt, dergleichen die Kaufleute zum Emballiren der Waren gebrauchen, und bey ihnen um einen wohlfeilen Preis zu haben ſind, beſtehen. Zu jeder Salat-Pflanze wird nun ein Pfahl, oder auch zwey Pfähle, oder andere etwas dicke hölzerne Stöcke, die ſtark genug ſind, jene Matten zu tragen, geſteckt, und auf dieſe werden die Matten ſo gelegt, daß auf den Seiten ein Theil davon herab hängt, damit die Pflanzen auch von den Seiten her einige Bedeckung gegen den Regen erhalten. Die Pfähle müſſen aber wenigſtens 1 Fuß höher ſtehen, als die ausgewachſenen Samen-Salat-Pflanzen, damit dieſe von den darauf liegenden Matten nicht gedrückt werden. Es iſt ſelbſt vortheilhaft, wenn man dieſer Bedeckung die Geſtalt eines Daches geben kann, damit das Waſſer deſto eher ablaufen kann. Dieſe Matten müſſen auch an einigen Pfählen angebunden oder ſonſt auf eine Art befeſtiget wer-

werden, damit ſie nicht von den Winden herab geriſſen werden, doch ſo, daß ſie bey jeder heiterer oder trockner Witterung hinweg geſchaffet werden können. Denn nur zur Regen-Zeit müſſen ſie zur Bedeckung aufgeleget werden, weil dem Blühen und Reifen des Samens freye Luft und Sonnenſchein eben ſo nothwendig, als ihm die Näſſe ſchädlich iſt. Wenn auch gleich dieſes Mittel in großen Gärtnereyen nicht anwendbar ſeyn ſollte, ſo wird es doch immer zur Erhaltung mancher guter Salat-Sorten genuzet werden können.

Wenn man nun dieſe Vorſicht bey der Wahl der Saat-Stauden beobachtet hat, zieht man, wenn die zuerſt abgeblüheten Samen-Kapſeln ſich aufzuthun anfangen, an einem trocknen Tage alle Stauden mit den Wurzeln aus, bindet etliche an den Wurzeln zuſammen, und hängt ſie im Gebäude an einem trocknen Orte mit den Wurzeln oben an einer Stange auf, daß Mäuſe nicht dazu können, da dann der Same zu ſeiner völligen Reife gelanget. Alsdann wird der Same ausgeklopft oder ausgerieben, abermahl getrocknet, und bis zum Gebrauch aufbewahret, aber ſo, daß weder Mäuſe noch andere Arten vom Ungeziefer an ihn kommen können, weil dieſe ihn ſonſt bald ausfreſſen. Keinem Geſäme ſtellen die Mäuſe mehr nach, als dem Salat-Samen. Hier verſehen es daher ſehr viele. Wenn ſie auch noch guten Salat-Samen erbauet haben, ſtellen ſie doch hernach die Stauden zum völligen Reifwerden an ſolche Orte hin, wo Mäuſe dieſelben auffinden, und in wenigen Tagen gänzlich ausfreſſen, daß nichts darin übrig bleibt. Auch wenn man denſelben rein gemacht hat, muß man ihn noch ſorgfältig vor dieſen Dieben verwahren. Mit dem Anhängen des Beutels oder Säckchens an eine Wand, iſt es noch nicht ausgerichtet; denn ſie wiſſen auch hier wohl noch an einer Säule

oder einem Pfoſten hinan zu klettern. Man thut am beſten, wenn man ein Par kleine eiſerne Haken in die Decke einer luftigen Kammer einſchlagen läſſet, und daran ſeine Samen-Säcke aufhängt. Nur hier iſt man vor Mäuſen geſichert. Noch iſt zu bemerken, daß man den ausgeklopften Salat-Samen nicht gleich auf einen Klumpen zuſammen ſchütte, ſondern wohl ausgebreitet auf einem Tuche ſo lange liegen laſſe, und daſelbſt von Zeit zu Zeit wende, bis man ihn für vollkommen trocken hält; denn es ſind anfangs noch viele Würmchen darunter, welche denſelben klumpenweiſe zuſammen ſpinnen, wovon er vermulteert und zum Gebrauch untüchtig wird; man muß ihn daher, vor dem Aufhängen, auf gehörige Weiſe von dergleichen Klumpen, welche die Würmer haben zuſammenziehen wollen, reinigen. Wenn der Same an einem luftigen Orte in Säcken aufbehalten wird, erhält er ſich viele Jahre zum Aufgehen tüchtig.

Die Sorten a), d), h), und β), γ), δ), oder der ſchleſiſche, der Kaiſer- und der Königs-Salat, wie auch die weiße Sommer-Endivie, der rothe und der ſchwarze Band-Salat, müſſen folgender Maßen geſäet werden. Die erſte Ausſaat muß im Anfange des Febr., auf ein eingefaßtes nur ganz geringes Miſtbeet unter Fenſter geſchehen, und den aufgegangenen Pflanzen muß, damit ſie nicht zu frech wachſen, reichlich friſche Luft gegeben werden. Sobald ſie nachher 4 oder 6 Blätter haben, müſſen ſie, um ihr Wachsthum zu befördern, auf ein anderes Miſtbeet, in ungefähr 4 Z. weit von einander entfernte Reihen, 2 Z. weit von einander, vorläufig verſetzt, und vorerſt ſo lange, bis ſie angeſchlagen ſind, gegen die Sonne beſchattet, auf dieſem Miſtbeete aber doch nicht mit Fenſtern, ſondern nur mit Tonnen-Reifen und Matten bedeckt gehalten, und ihnen, damit ſie nicht zu frech wachſen, täglich reichlich friſche Luft gegeben

geben werden. Wenn nachher im Anfange des Aprils gute Witterung iſt, und ſie dann zur förmlichen Verpflanzung ſtark genug geworden ſind, müſſen ſie förmlich, und zwar in das freye Land, 16 Z. weit ins Gevierte, verpflanzet werden. Die zweyte Ausſaat muß am Ende des Febr., oder im Anfange des März, in das freye Land, in einen warmen leichten Boden, und in eine offene Lage (d. i. nicht unter den Schatten von Bäumen), wo ſie aber doch gegen kalte Winde Schutz hat, gemacht; die aufgegangenen Pflanzen entweder, um ſie unverpflanzt ſtehen zu laſſen, mit der Hacke verdünnet, oder, ſobald ſie zur Verpflanzung groß genug ſind, auf ein anderes Beet, und zwar 16 Z. weit, verpflanzet, und bey trockner Witterung ſo lange, bis ſie angeſchlagen ſind, feucht gehalten werden. Hernach bedürfen ſie keiner weitern Wartung, als daß ſie vom Unkraute rein gehalten werden; außer der ſchwarze und der rothe Band-Salat, welche, wenn ſie völlig ausgewachſen ſind, um inwendig gelb und mürbe zu werden, eben ſo wie die Winter-Endivie (ſ. Th. XI, S. 3, fgg.) zuſammengebunden und gebleichet werden müſſen, weil ſie ohne dieſe Beyhülfe ſelten ſchließen, und dann nicht eßbar werden. Wenn dieſer erſte Salat zu ſeiner gehörigen Vollkommenheit gelanget iſt, muß man, wenn man davon Samen ziehen will, eben ſo, wie oben in Anſehung des ordinairen Kopf-Salates gezeigt worden iſt, eine beliebige Anzahl der beſten Köpfe zur Saat auszeichnen, durchaus aber keine ſchlechte Köpfe mit in Samen gehen laſſen; weil ſolches dieſen Sorten weit nachtheiliger iſt, als dem ordinairen Kopf-Salate, indem ſie, wenn ihr Same nicht mit aller Sorgfalt gezogen wird, viel leichter ausarten, als jener.

Auſſer iztgedachten erſten Ausſaaten, müſſen dieſe Sorten, um ſie den ganzen Sommer zu haben, ferner im Apr. May und Jun. wiederhohlt, und zwar je

ſpä-

ſpäter hin, in eine immer deſto ſchattigere Lage, geſäet werden, weil ſie ſonſt ſchon, ehe ſie einmahl zu ihrer rechten Vollkommenheit gelangen, in Samen gehen.

In der Mitte oder am Ende des Sept., muß man von dieſen Sorten eine Ausſaat zu Winter-Salat machen, welche nachher, weil die Salat-Pflanzen in einem harten Winter im freyen Lande leicht erfrieren, auf ein altes Miſtbeet in das Winter-Quartier verpflanzet werden muß, um ſie im Winter entweder mit Fenſtern bedecken, oder mit Tonnen-Reifen überſpreiten zu können. Man muß ihnen aber in dieſem Winter-Quartier, wenn die Witterung gelinde iſt, allezeit ſo viel freye Luft geben, als möglich iſt, und ſie nur gegen ſtarken Regen und Froſt bedecken; denn wenn ſie im Winter zu ſehr bedeckt gehalten werden, ſo werden ſie leicht ſchimmelig, und gerathen dann in Fäulung. Im Frühlinge müſſen ſie aus dieſem Winter-Quartier in einen fetten leichten Boden, wenigſtens 16 Z. weit, verpflanzet werden; denn wenn ſie zu enge ſtehen, wachſen ſie zu lang in die Höhe, und ſchießen alsdann nicht gut.

Samen von dieſen Salat-Sorten zieht man am beſten von dieſem Winter-Salat, wenn er gut einſchlägt; doch muß man dazu auch einen Theil von dem erſten Sommer-Salat nehmen. Wenn dann der Same vom Winter-Salat, wegen eines zur Zeit ſeiner Blühte einfallenden Regen-Wetters nicht geräth, ſo hat hernach der Sommer-Salat vielleicht eine günſtigere Blüht-Zeit, und geräth dann deſto beſſer. Und wenn der Same von beyden geräth, ſo iſt kein Schade dabey, weil er noch nach 2 Jahren, und, wenn er gehörig verwahrt wird, wohl noch nach 4, 5 bis 6 Jahren aufgeht.

Die grüne ägyptiſche, und die weiße Sommer-Endivie, der rothe Band-Salat, nebſt dem ſchleſi-

ſchen

ſchen Kopf-Salat, werden in England für die beſten Salat-Sorten gehalten. Der Königs- und der Kaiſer-Salat haben zwar auch ihre Liebhaber, ſind aber nicht ſo allgemein beliebt. Seitdem nachher die weiße Sommer-Endivie allgemein geworden iſt, hat man ihr vor allen andern Sorten den Vorzug gegeben. Jezt aber, da die grüne ägyptiſche Sommer-Endivie und der rothe Band-Salat aufgekommen ſind, werden dieſe, weil ſie wohlſchmeckender und mürber ſind, als die weiße Sorte, von Kennern für die beſten unter allen bekannten Salat-Sorten gehalten. Sie können auch die in England und bey uns gewöhnliche Winter-Kälte eben ſo gut ertragen, als die vorgedachte weiße Sorte; nur gerathen ſie, weil ſie ſehr zart ſind, wenn um die Zeit, da ſie ſchließen, Regen-Wetter einfällt, leicht in Fäulniß.

Der braune holländiſche, und der grüne Kapuziner-Salat, ſind ſehr dauerhafte Sorten, und können eben ſo, wie der ordinaire Kopf-Salat, gezogen werden. Sie können beſonders, zu Winter-Salat ausgeſäet, an einer Mauer oder Rohr-Wand gut durch den Winter gebracht werden, und ſie kommen daſelbſt oft glücklich durch, wenn die meiſten andern Sorten erfrieren, und ſind dann zu ſolchen Zeiten, wo es wenig andere Sorten giebt, ſehr angenehm. Außerdem haben ſie die Eigenſchaft, daß ſie die Hitze und Dürre im Sommer beſſer ertragen können, als die meiſten andern Sorten, daher ſie auch zu ſpätern Ausſaaten für den Sommer ſehr gut ſind. Die andern Sorten gehen, in ſehr heißer Witterung, ſobald ſie geſchloſſen haben, oft ſchon nach ein Par Tagen in Samen, dahingegen dieſe beyden ſich wohl 14 Tage halten, ehe ſie durchſchießen, zumahl wenn man diejenigen, welche am feſteſten geſchloſſen ſind, allemahl mit Fleiß am erſten verbraucht, und diejenigen, welche ſo feſt noch nicht ſind, noch ſtehen läßt. Die Köpfe,

welche man von dieſen beyden Sorten zur Saat ſte-
hen laſſen will, müſſen recht groß und feſt ſeyn, weil
ſie ſonſt ausarten, und der Same dann untauglich
iſt. Wenn dieſe beyden Sorten im Oct. auf ein ein-
gefaßtes mäßiges Miſtbeet gepflanzet, und mit Fen-
ſtern bedeckt werden, pflegen ſie unter denſelben gut
zu ſchließen, und ſchon im Febr. und März, und alſo
zu einer Zeit, da Kopf-Salat beſonders angenehm
iſt, brauchbare Köpfe zu haben, und ſo lange bis man
im freyen Garten Salat-Köpfe hat, Köpfe zu geben,
welche überdem, weil ſie unter Fenſtern ſtehen, ſehr
mürbe ſind.

Der rothe Kapuziner-Salat, die frühe römi-
ſche Sommer-Endivie, und der Prinzen-Kopf,
ſind ganz artige Sorten, und ſchließen ſehr bald,
weshalb man auch etwas von ihnen ziehen muß; gleich
wie auch der Forellen-Bandſalat, um ſeiner ſchönen
geſprenkelten Blätter willen, gepflanzt zu werden
verdient. So lange andere beſſere Sorten zu haben
ſind, werden ſie zwar nicht ſehr geachtet; in ſolcher
Jahrszeit aber, wo es noch an beſſern Sorten fehlt,
erſetzen ſie deren Stelle ſehr gut, und ſind beſonders
in Suppen gut zu genießen. Zum Samen muß man
von dieſen Sorten die beſten Köpfe ſtehen laſſen, weil
ſie ſonſt ausarten, d. i. ihre frühe Natur verlieren
und ſpäter ſchließen, und alsdann der Same nichts
werth iſt.

Der Salat hat ſo gut ſeine ſchädliche Inſekten,
als andere Gewächſe. An den Wurzeln, wird er von
dem Engerling, welchen Einige den Salat-Wurm
nennen, angegriffen, welcher ſich in Menge daran
findet, und der ganzen Pflanze das unvermeidliche
Verderben verurſachet. Die Endivie iſt dieſem Un-
falle noch mehr unterworfen, als der Salat, doch wird
auch dieſer oft genug davon zu Grunde gerichtet. Eine

An-

Anzeige, daß eine Pflanze von dieſem Inſecte angefallen ſey, iſt, wenn die Blätter welk werden und eine blaue Farbe bekommen. Zieht man ſie ſammt der Wurzel heraus, ſo wird man dieſe ganz davon bedeckt finden. Ein Mittel dagegen iſt nicht wohl anzugeben; denn wenn auch eines bekannt wäre, wodurch ſie vertrieben oder umgebracht werden könnten, ſo würde es allemahl zu ſpät angewendet werden, da man ihre Gegenwart erſt entdeckt, wenn die Pflanze bereits von ihnen zu Grunde gerichtet iſt. Denn man wird ein Salat-Beet heute noch ſchön und friſch, und morgen oder übermorgen die mehreſten Köpfe verwelkt finden. In dieſem Falle thut man wohl, wenn man ein ſolches angefallenes Beet ganz ausleeret, die noch guten Pflanzen verbraucht, und auf die Stellen, wo eine verdorbene Pflanze geſtanden hat, ſiedendes Waſſer gießt, um die noch in der Erde zurückgebliebenen Inſecten zu tödten, das ganze Land aber bald darauf umgräbt, und es einige Tage leer ſtehen läßt, damit dieſes Inſect ſich vollends daraus verliere.

Vom Salat-Wurm, ſ. das 6, 34 und 45 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1793.

Da auch öfters eine Raupe (die Kohl-Eule, Phalaena Braſſicae *Linn.*) ſich häufig an den Samen-Köpfen des Salates einfindet, und dieſelben ausfrißt, ſo muß man fleißig darnach ſehen und ſie wegſchaffen, ſonſt wird man in Gefahr ſtehen, in manchen Jahren ſeine Salatſamen-Aernde, wo nicht ganz, doch einen großen Theil davon einzubüßen. Da ſie ſich auswendig und auf den Samen-Hülſen aufhalten, ſo ſind ſie, vornehmlich, wenn ſie noch klein ſind, leicht zu finden, und man wird immer, theils an den Blühten ſelbſt, theils an den Blüht-Stängeln, 3, 4 und mehrere antreffen.

In manchen Jahren eräugnet es ſich, daß die Schnecken, und beſonders eine Art kleiner nackter

Schnecken, den verpflanzten Salat abfreſſen. Von dieſem Uebel iſt man ziemlich frey, wenn neben dem Garten ein Waſſer iſt, in welchem ſich Fröſche aufhalten. Der Spaziergang, den dieſe im Garten anſtellen, hat ihre Nahrung zur Abſicht, indem ſie die Schnecken zu ihrer Speiſe aufſuchen.

Unzer führt dieſes aus dem Journ. oecon. Juill. 1751, S. 25, im 1 Th. ſeiner Samml. kl. Schriften, S. 389, an; und daß dieſe Wahrnehmung richtig ſey, bezeugt Lueder, im 1 Th. ſeiner Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, (3te Aufl. Hannov. 1778, 8.) S. 272, wo er meldet, daß, ſeitdem er zu Dannenberg wohnt, wo alle Gärten am Waſſer liegen, und ſtets Fröſche in den Gärten ſind, ihm noch keine Pflanze von Schnecken abgefreſſen ſey, ja, er habe hier noch nicht einmahl die kleinen nackten Schnecken, die ſonſt den Salat ꝛc. abfreſſen, bemerkt.

Der Garten=Salat, iſt ſchon in den älteſten Zeiten als eine Speiſe und Arzeney gebraucht worden. Beydes leiſtet ſowohl der rohe, mit Eſſig und Oehl zubereitete, als auch der mit Fleiſch=Brühe abgekochte; und zum Arzeney=Gebrauch wählt man vorzüglich den friſch ausgepreßten wäſſericht milchichten Saft.

Die Lactuke iſt das gewöhnlichſte Salat=Kraut, und gemeiniglich wird fein zerſchnittener Schnitt=Lauch damit vermenget, und die Lactuke entweder kalt mit Eſſig und Baum=Oehl, oder gebrühet, genoſſen. Man vermengt auch wohl verſchiedene andere Salat=Kräuter mit der Lactuke, als: Dragun, Portulak, Pimpinelle, u. ſ. w. und wenn noch mehrere Kräuter, als: Fettehenne, Gundermann, Meliſſe, Jſop, Kerbel, Wegerichblätter, Gänſeblümchenblätter, Sauerampfer, Sauerklee ꝛc. dazu kommen, ſo heißt es ein Kräuter=Salat, welcher aber nicht für jedermann iſt, daher man auch keine Gaſt=Speiſe daraus ma=

chen muß. Der Salat wird öfters mit harten, oder pflaumenweich gekochten Eyern garniret. Man ſchneidet ſie in zwey Hälften von einander, und legt ſie auf den Rand der Schüſſel hin. Sind die Eyer aber hart gekocht, welches zu dieſem Gebrauche am gewöhnlichſten iſt, ſo wirft man ſie, nach dem Kochen, in kaltes Waſſer, um ſie nach dem Erkalten recht glatt von der Schale zu befreyen. Man ſchneidet ſie in 4 Theile, und legt Theil bey Theil auf den Rand der Salat-Schüſſel hin, daß der ganze Rand ringsherum belegt ſey. Man pflegt auch wohl die aus ihren Schalen genommenen harten Eyer klein zu zerhacken, und über den Salat, wie auch auf den Rand der Schüſſel, zu ſtreuen. Sollen Salat und Eyer Gaſt-Speiſe ſeyn, ſo müſſen die Eyer, wie geſagt, nie anders, als ohne Schale, auf dem Rande der Salat-Schüſſel zu Tiſche kommen. Einige wollen den Salat nur natürlich ſauer, Andere aber mit Zucker verſüßt, haben. Soll er eine Gaſt-Speiſe ſeyn, ſo wird er gemeiniglich in der Küche obenher mit Zucker beſtreuet. Zum Oehl muß man kein ranziges nehmen, und den Salat damit verderben; ſondern friſches Provencer- oder auch anderes Baum-Oehl, wenn es nur friſch, und nicht übelriechend iſt, denn der Geruch kann ſchon ſeinen Geſchmack entſcheiden. An ſtatt des Wein-Eſſiges kann auch Citronen-Saft zum Salat genommen werden. Der Eſſig muß, vor dem Aufgießen und der Vermengung mit dem Salate, mit dem Oehle gehörig unter einander geſchlagen, auch ein wenig Salz hinzu gethan werden, wobey man ſich gern einer Gabel und eines Löffels von Buchsbaum-Holz (*) bedient, weil dieſe nicht von dem Eſſige angegriffen werden, wie die metallenen.

(*) Dergleichen Salat-Löffel und Salat-Gabel kann man in den ſogenannten nürnberger Läden, das Par für 20 Gr. bis 1 Thaler, bekommen.

Gebrüheter oder ſogenannter Speck=Salat, wird von Vielen, beſonders auf dem Lande, wenn es an recht friſchem Oehl fehlen ſollte, ſehr geachtet. Es wird in kleine Würfel zerſchnittener Speck, welcher zum Theil etwas mager ſeyn muß, in einem Tiegel ausgebraten; hernach nimmt man den Tiegel von den Kohlen hinweg, gießt den Eſſig dazu, und wenn er mit dem Speck vereinigt, und über Kohlen heiß genug geworden iſt, wird dieſe Brühe über den Salat ausgegoſſen. Man nimmt vielen Eſſig, der nur ſcharfer Bier=Eſſig ſeyn darf. Da warmer oder Speck=Salat gemeiniglich Familien=Speiſe iſt, ſo wird er nur ſchlechthin aufgetragen; ſoll er aber als Gaſt=Speiſe erſcheinen, ſo beſtreuet man ihn auch wohl mit hart gekochten und klein gehackten Eyern, welches auch wohl auf dem Schüſſel=Rande geſchieht; auch wird dieſer mit ausgeſchälten halben oder Viertel=Eyern belegt.

Der Kopf=Salat, iſt zu aller Zeit, mittags und abends, eine Gaſt=Speiſe, und wird als Salat, auf eben die Art, wie Lactuke, zubereitet. Der Salat, ſowohl Lactuke, als Kopf=Salat, wird zu ſehr vielen Speiſen, als: Eyern, Eyerkuchen, Salz=und Brat=Fiſchen, rohen und gekochten kalten Schinken, kalten Pökel= und Räucher=Fleiſch, Knackwurſt, Ochſenzungen, warmen, nur ſimpel gekochten Rindfleiſch, und Braten allerley Art, aufgeſetzt und gegeſſen.

Verſchiedene Arten der Lactuke kann man auch, inſonderheit für Kranke, in Suppen gebrauchen, oder wie andere Kohl=Kräuter zurichten. Wenn die Lactuke gar zu häufig, oder nicht von ſchöner Art iſt, oder in Samen ſchießt, kann man die Stängel, wenn ſie zu blühen anfangen, oder noch eher, abſchneiden, die Haut abziehen, und den Kern oder das Mark kochen, in Fleiſchbrühe zerreiben, und eine gute Suppe davon machen. Gedachte Stängel pflegt man

auch in fingerslange Stücke zu zerſchneiden, und an Lamm-, Hühner- oder anderes zartes Fleiſch zu thun, oder dieſelben mit Butter, Salz und Gewürz in ihrer eigenen Brühe nochmahls aufſieden zu laſſen, und alſo anzurichten. Wie man in die Höhe geſchoſſene oder getriebene Salat-Stängel theils anſtatt des Spargels gebrauchen, theils Salat davon machen kann, ſ. oben, S. 568, f. Eben dieſe Stängel können auch, wie die Cichorien-Wurzeln, mit Zucker trocken candirt werden.

Kalb-Fleiſch mit gefülltem Salat, ſiehe im XXXII Th., S. 385, f.

Der Acker oder Feld-Lattich kommt der Garten-Lactuke faſt in allem gleich, ausgenommen daß er einen bittern Geſchmack hat. Er kann im Auguſt vom Felde ausgehoben, und in Gärten verpflanzet, auch mit Baum-Oehl, Eſſig und Salz, als ein Salat genoſſen werden.

Die Lactuke als ein Gemüſe gekocht, und mit Fleiſchbrühe, Butter, Salz, und etwas Gewürz zubereitet, iſt auch für den feinen Geſchmack ein ganz gutes Eſſen, welches aber oft, weil es durch das Kochen ſehr weich und ſchlüpfrig wird, bey gar zu empfindlichen Perſonen Ekel und Erbrechen verurſachet. C. Nonius behauptet, daß die Lactuke durch das Kochen gar zu viel Feuchtigkeit bekomme, und daher die Fibern des Magens ſehr leicht erſchlaffen könne. Ich bin nicht ſo gewiſſenhaft, und erlaube einem Jeden, unter was für Geſundheits-Umſtänden er auch ſeyn mag, dieſe zwar nicht nahrhafte, aber doch ſehr verdauliche Speiſe zu genießen. Die Gewohnheit den Salat zu kochen, iſt ſchon ſehr alt, und man pflegte bey den Römern gemeiniglich zu Anfange der Mahlzeit ein Gemüſe von gekochter Lactuke aufzutragen; ob man dieſes aber, wie *Martialis* glaubt, in der Abſicht den Leib offen zu erhalten, oder vielmehr des Wohl-

ſchmackes wegen gethan habe, kann ich hier nicht entſcheiden, doch halte ich die gekochte Lactuke bey hypochondriſchen und zur Verſtopfung geneigten Perſonen für vorzüglich dienlich, indem der Magen dieſelbe leicht verdauet, und die zu ſtark geſpannten Fibern der Gedärme eine Art von Schlüpfrigkeit dadurch erhalten. Es iſt eine der beſten Brunnen-Speiſen; man bedient ſich daher derſelben bey dem Gebrauche der Sauer-Brunnen vor andern Speiſen am häufigſten. Der Nieder-Sachſe, welcher harte Koſt gewohnt iſt, und ſich dabey am beſten befindet, kocht die Lactuke nur ſelten, und bloß zu der Zeit, wenn er noch keine andere Küchen-Kräuter haben kann. Es wird daher die Lactuke, wenn ſie zuvor wohl gewaſchen, und mit Salz, Baum-Oehl und Eſſig angemacht worden iſt, als ein Salat zu Tiſche gebracht. Dieſes iſt die gemeinſte Sommer-Speiſe der Deutſchen, ohne welche man das beſte Gaſtmahl für unvollkommen halten würde. Man thut ſehr wohl, wenn man ſich, bey Verfertigung deſſelben, nicht nur, wie ich oben erwähnt habe, eines Löffels und einer Gabel vom Holz, ſondern auch eines irdenen oder porzellanen Geſchirres bedient, und ihn auch darin zu Tiſche bringt. Ich rathe dieſes darum, weil von ſcharfem Wein-Eſſig gar leicht arſenikaliſche Theile in einer zinnernen Schüſſel aufgelöſet werden können. Man würde daher, beſonders wenn man oft Salat iſſet, dem Körper vielen Schaden dadurch zufügen, und durch ein ſchleichendes Gift zu auszehrenden Krankheiten ſich ſelbſt den Weg bahnen.

In Anſehung der Geſundheit hat man einen doppelten Nutzen vom Salat zu erwarten: erſtlich, daß er die überflüſſige Hitze des Magens mildert, und die Wallungen des Blutes ſtillet (*); und zweytens, daß

(*) Frigida Lactucae vis conſtat, et humida valde;
Vnde poteſt nimios haec manſa leuare calores.
Aemilius Macer, c. 20.

daß er den Schlaf befördert (*). Nur muß man ſich des Weines nach genoſſenem Salat ganz enthalten, wenn man dieſe guten Wirkungen recht empfinden will. Wegen der ſchlafbefördernden Kraft aßen die Alten den Salat zuleʒt nach dem Abendeſſen, doch wurde dieſe Gewohnheit zur Zeit des Domitianus, wie *Martialis* bezeugt, verändert, und der Salat zu Anfange der Mahlzeit geſpeiſet (**). Galenus erzählt von ſich ſelbſt, daß er in der Jugend ſehr oft Salat gegeſſen habe, theils um die Hiʒe des Magens zu mäßigen, theils die Schärfe einer überflüßigen Galle zu dämpfen. Bey zunehmendem Alter bekam dieſer große Arzt, wegen des fleißigen und ununterbrochenen Studierens, unruhige und ſchlafloſe Nächte; und auch hier konnte ihm nichts, als der fleißige Gebrauch der Lactuke, wieder einige Ruhe verſchaffen. Man kann dieſe Kraft um deſto weniger in Zweifel ziehen, da man aus der oben beſchriebenen ſechsten Art, nähmlich der Lactuca viroſa, eine Art Opium bereiten kann. Nach dieſer Eigenſchaft ließe ſich auch eine andere Wirkung des Salates erklären, wie nähmlich der häufige Genuß der Lactuke den Trieb zum Beyſchlaf erſticke, und unfruchtbar mache. *Dioſcorides* meldet dieſes von dem Samen, die alten Römer aber eigneten dem Kraute dieſe Wirkung zu, daher enthielten ſie ſich deſſen nach und nach. Ein vornehmer Engländer, der in unfruchtbarer Ehe lebte,

(*) Hortorum Lactuca decus: quia friget et humet,
Saepe leues ſomnos conciliare ſolet.
Atque, vt corporibus olera omnia vincit alendis:
Sic viui ſuccus ſanguinis inde venit.
Eob. Heſſus, L. de bon. valet.

(**) Claudere quae quondam Lactuca ſolebat auorum,
Dic mihi, cur noſtras incipit illa dapes?
Martial, L. XIII. Epigramm.

lebte, ſoll auf Lobel's Rath, des Abends keine Lactuke mehr genoſſen haben, welche er ſehr gern aß, und darauf vor Ablauf eines Jahres durch die geſegneten Umſtände ſeiner Gemahlinn erfreuet worden ſeyn. Ein Gegen-Beweis dieſer Behauptung ſcheint aber in der Fruchtbarkeit der armen Leute zu liegen, welche doch den Sommer hindurch ſelten etwas anders, als Lactuke, zum Abendbrod genießen. Gewiſſer iſt die Wirkung der Lactuke, da ſie auflöſet, öffnet, kühlt und reinigt. Man rühmte ſie daher ſchon vor Zeiten gegen Verſtopfungen der Eingeweide und die Hypochondrie. **Antonius Muſa**, Leib-Arzt des Kaiſers **Auguſt**, erwarb ſich dadurch eine Ehren-Säule neben dem Tempel des **Aeſkulap**, daß er dieſen großen Kaiſer durch den Gebrauch des kalten Waſſers und der Lactuke, von einer hartnäckigen und langwierigen Krankheit, welche vielleicht die Hypochondrie ſeyn mochte, gänzlich befreyete. **Simon Paulli**, ein berühmter däniſcher Arzt, behauptet, daß, wenn alle bekannte Mittel zur Milderung der hypochondriſchen Zufälle umſonſt verſchwendet worden, die Lactuke noch das einzige Mittel wäre, wovon man ſich einige Hülfe verſprechen könne. Er räth, ſich des Fleiſcheſſens und Weintrinkens eine zeitlang ganz zu enthalten, und bloß die Lactuke, entweder gekocht, oder als Salat, zu genießen. Ein verſtopfter Leib und verſchlagene Winde ſind oft größtentheils dasjenige, was man die Hypochondrie zu nennen pflegt; da nun die Lactuke, beſonders wenn ſie täglich und häufig genoſſen wird, die Gedärme ſchlüpfrig erhält, und die überflüſſige Hitze dämpft, ſo iſt nichts natürlicher zu glauben, als daß ein Hypochondriſt von dieſer Pflanze die beſte und ſicherſte Wirkung zu erwarten habe.

Im 84 St. der gel. Beytr. zu den braunſchw. Anz. v. J. 1768, erzählt ein ungenannter Arzt, bey Gelegenheit

heit der von Paulli verrichteten Cur, eine ähnliche. „Da in der Arzeneykunſt,“ ſagte er: „durch Nachahmung ähnlicher Fälle ſehr oft die größten Entdeckungen gemacht werden, ſo verleitete mich das merkwürdige Beyſpiel dieſes Arztes, bey einem ſtarken Hypochondriſten, welcher die bewährteſten Mittel ſchon fruchtlos gebraucht hatte, mit der Salat-Cur einen Verſuch zu machen. Ein Mann von etwa 40 Jahren, welcher in der Jugend die Wiſſenſchaften etwas bey Seite geſetzt hatte, wurde, da er zu reifer Ueberlegung kam, durch Ehrgeiz getrieben, das Verſäumte durch einen beſtändigen Fleiß zu erſetzen. Er that dieſes 3 Jahr lang mit ſolchem Eifer, daß er die Sorge des Körpers ganz darüber vergaß, und in die ſchwerſte Hypochondrie verfiel, welche ihn zu einem Sammelplatz von unzähligen Krankheiten machte. In dieſen betrübten Umſtänden nahm er ſeine Zuflucht zu Bädern und Geſund-Brunnen. Er kam eben von Pyrmont ohne Hülfe zurück, da ich das Glück hatte mit ihm bekannt zu werden. Ich rieth ihm, mit der Salat-Cur einen Verſuch zu machen; allein, die vielen bey ihm fehlgeſchlagenen Curen hatten ihm ein Mißtrauen gegen alle Aerzte und ihre Hülfsmittel zuwege gebracht. Doch, ſagte er endlich, da ich ihn durch die glücklichen Proben des Sim. Paulli von dem Nutzen meines vorgeſchlagenen Mittels vollkommen überzeugte: ich will Ihnen folgen, und in Zeit von 6 Wochen nichts anders als Lactuke eſſen, ob mir gleich dieſe Speiſe von andern Aerzten iſt widerrathen worden. In dieſer ganzen Zeit war die Cur alſo eingerichtet: Des Mittags aß er gekochte Lactuke, mit ganz weichen Eyern, und des Abends bediente er ſich eines mit gutem Weineſſig verfertigten Salats, und etwas Weißbrod ohne Butter. Kaum war die vierte Woche zu Ende, ſo verſpürte dieſer Mann merkliche Linderung, und in der fünften Woche war er zu meiner größten Freude völlig geſund.“

Joſeph Lanzoni, einer der größten Aerzte ſeiner Zeit, bekam eine Perſon in die Cur, welche einen verdorbenen Magen, nach dem Eſſen Angſt, ſchweres Athemhohlen, Ohrenklingen, nebſt vielen und mit heftigem Aufſtoßen verknüpften Blähungen, hatte; dieſer rieth er, mittags und abends nichts als Salat zu eſſen; ſie hatte es kaum 8 Tage gethan, ſo

erhielt ſie ihre völlige Geſundheit. *Vaillant* (*) befreyete ſich ſelbſt durch häufigen Genuß der Lactuke, wozu er durch einen Inſtinct getrieben wurde, von einem kalten Fieber.

Ich muß aber auch einiges Schädliche, welches verſchiedene Aerzte der Lactuke zuſchreiben, nicht verſchweigen. Dioscorides und ſelbſt Hippokrates ſcheinen die Lactuke, beſonders aber den Milchſaft, welchen ſie enthält, unter die ſubtilen Nerven-Gifte zu rechnen. Beyde glauben, daß der häufige Gebrauch dieſes Krautes eine Schwäche des ganzen Körpers, beſonders aber der Augen, hervorbringe. Würden wir aber nicht die traurigſten Beyſpiele an den Nieder-Sachſen ſehen, wenn der Salat auf ihre Augen beſonders wirkte? Es dient allerdings zur Rechtfertigung dieſer Pflanze, daß wir ſo wenig Blinde darunter antreffen. Man muß es jenen beyden Männern zu gute halten, wenn ſie zuweilen den Pflanzen Eigenſchaften zuſchreiben, die ſie doch gar nicht beſitzen. Sie wollten die vielen Lücken in der Medicin gern ausfüllen, und weder ſie, noch ihre Vorfahren, hatten Stoff genug dazu geſammelt.

Der friſch ausgepreßte Milch-Saft der Lactuke ſoll, zu 2 bis 3 Löffel voll, den vierfüßigen Thieren tödlich ſeyn. Man gab, nach dem Berichte der Bresl. Sammlungen, einem ganz geſunden Hunde 2 Löffel voll dieſes Saftes, welcher nach verſchiedenen, eben nicht allzu ſtarken Zuckungen des Körpers plötzlich davon ſtarb. Da der oben erwähnte ungenannte Arzt, der die merkwürdige Cur der Hypochondrie durch die Lactuke verrichtete, an der Richtigkeit dieſer Sache nicht ohne Grund zweifelte, ſo machte er ſelbſt bey verſchiedenen Hunden einen ähnlichen Verſuch mit dem

(*) In der Vorrede zu ſeinem Botanicon Pariſienſe.

dem Milchſafte der Lactuke, und fand, daß gedachte Wirkung ſich keinesweges nach dem Genuſſe des Saftes der Garten-Lactuke, ſondern vielmehr nach dem gemeinen dunkelgrünen langblätterigen wilden Lattich äuſſerte; doch tödtete auch dieſer nicht ſchleunig, ſondern erſt nach einer langen Zeit, und wenn er wenigſtens zu 5 bis 6 Löffel voll war beygebracht worden. Da aber der deutſche zärtliche Geſchmack nicht gewohnt iſt, die Lactuke roh, ſondern mit Eſſig und Baum-Oehl vermiſcht, zu eſſen, ſo wird, wenn ja noch etwas verdächtiges in dem Milchſafte dieſer Pflanze ſtecken ſollte, durch dieſen gut gewählten Zuſatz, alles Schädliche völlig gedämpfet. Wir können daher, aller fürchterlichen Verſuche ungeachtet, den Salat nicht bloß als eine unſchädliche, ſondern auch als eine ſehr geſunde und gute Speiſe betrachten.

Unter die gewiſſen und zuverläſſigen Wirkungen des Salates kann man die Kraft, den Schlaf zu befördern, mit rechnen. Man hat bemerkt, daß alte und abgelebte Perſonen, welche in langer Zeit faſt gar nicht geſchlafen hatten, durch einen einzigen Teller guten Kopf-Salat ſich eine recht ruhige Nacht verſchaffen konnten, worauf ſie allemahl eine ſehr merkliche Erſetzung der Kräfte verſpürten. Daß aber der Salat im Schlafe bey jungen und muntern Perſonen, unmittelbar, und durch eine unbekannte Kraft, in das Nerven-Syſtem, und durch dieſen Weg recht lebhaft auf die Seele wirke, iſt vorgedachtem Arzte durch das Zeugniß von mehr als 20 Perſonen beſtätigt worden. Ein jeder gab die Verſicherung, daß er die angenehmſten Träume nach dem Genuß des Salates gehabt hätte, und ſeiner Seele die ſchönſten Gärten, Wieſen und Wälder, auf das lebhafteſte ſich vorgeſtellet hätten. Man kann alſo, ohne Bedenken, geneſenden Perſonen, welchen es noch an dem gehörigen Schlaf fehlt, und die vor andern zur Erſe-

zung der Kräfte ihn nöthig haben, einen gut zubereiteten Salat erlauben. Verſchiedene Aerzte haben wider die Schlafloſigkeit Fuß-Bäder von Lactuk-Blättern angerathen; da mir aber die Wirkung davon eben ſo unwahrſcheinlich vorkommt, als wenn man bey einer hitzigen Krankheit, den Schlaf zu befördern, Lactuk-Blätter vor den Kopf binden wollte, ſo will ich lieber den Magen, als die Füße, zum Gebrauch des Salates vorſchlagen.

Aeuſſerlich wird das von der Lactuke deſtillirte Waſſer, mit Salpeter vermiſcht, von Sim. Paulli in der Tobſucht (Phrenitis) angerathen. Man ſoll vierfach zuſammengelegte Leinwand hinein tauchen, und über die Schläfe und Gelenke der Hand, zu Linderung der Hitze, binden. Gemeines kaltes Waſſer dürfte wohl eben ſo kräftig ſeyn. Der aus den Salat-Stängeln gepreßte Milchſaft, wird von Galen bey Geſchwulſt und Entzündung der Zunge, als ein ſicheres und faſt untriegliches Mittel angeprieſen. Sollten aber die Wundärzte nicht mit weit beſſerm Erfolge die Salat-Blätter, bey den ſpaniſchen Fliegen, als den Braun-Kohl, gebrauchen können? Jene ſind viel weicher als dieſer, und beſitzen noch außerdem eine eigenthümliche kühlende und ſchmerzſtillende Kraft; man könnte ſie daher mit vielem Nutzen den ganzen Sommer über auflegen.

In den Apotheken findet man das Lactuk-Waſſer, die friſchen Blätter, und den Samen. Das deſtillirte Waſſer wird zur Stillung der Hitze und der Schmerzen, beſonders des Kopfes, wie auch zur Beförderung des Schlafes, vom gemeinen Mann bisweilen geſucht; von vernünftigen Aerzten aber wird es gar nicht mehr verſchrieben. Die Blätter braucht man zu der faſt aus der Mode gekommenen Requie Nicolai, und dem Vnguento populeo. Die Samenkörner ſind länglich, zuſammengedrückt, an bey-

den

den Seiten zugeſpitzt, geſtreift, und mehrentheils grau von Farbe. Sie gehören zu den vier kleinen kühlenden Samen (ſemina 4 frigida minora). Sie geben, mit Waſſer abgerieben, eine Art Milch (Emulſion, welche nächtliche Pollutionen verhüten, das Brennen beym Urinlaſſen lindern, und den Schlaf befördern ſoll, im Grunde aber in Anſehung der Kräfte, von der aus Mandeln, Kürbis=Kernen, u. d. gl. zubereiteten Emulſion nicht verſchieden iſt.

Die Blätter können als ein ſubſidiariſches Futter der Seiden=Würmer gebraucht werden. Nach der Verſicherung eines gewiſſen ſchwediſchen Schriftſtellers, haben die Seiden=Würmer, wenn ſie mit Salat=Blättern waren gefüttert worden, einen eben ſo feſten Faden gegeben, als wenn ſie Maulbeer=Blätter gefreſſen hätten, indem ein einfacher Faden von ¼ Elle ein Gewicht von 10 Loth, ohne zu zerreiſſen, ausgehalten hat.

Den Samen giebt man Canarien=Vögeln, um ſie zu purgiren; ſ. im VII Th., S. 609.

Lattich, (Acker.) ſ. oben, S. 557, und 583.

— — (Brand.) Tuſſilago Farfara *Linn.* ſ. Huf=Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.

— — (Bruch= oder Buch=) Hieracium murorum *Linn.*; ſ. Habichts=Kraut, No. 6, Th. XX, S. 568.

— — (canadiſcher) ſ. oben, S. 555.

— — (eichenblätteriger) ſ. oben, S. 555.

— — (Endivien=) ſ. oben, S. 566, f.

— — (Feld.) 1. wilder Lattich, Lactuca Scariola *L.*; ſ. oben, S. 557, und 583.

2. Eine Art Baldrian; ſ. unter *Valeriana*.

— — (Froſch=) Potamogeton *Linn.*; ſ. Samen=Kraut.

Lattich, (giftiger) ſ. oben, S. 557.
— — (Hafer=) Tuſſilago Farfara *Linn.*; ſ. Huf=Lattich, No. 1, Th. XXV, S. 567.
— — (Haſen=) Prenanthes *Linn.*; ſ. Sonchen=Kraut. (Wildes)
— — (Häuptel=) ſ. oben, S. 464.
— — (Heide=) ſ. oben, S. 554.
— — (Hirſch=) Tuſſilago Farfara *Linn.*; ſ. Huf=Lattich No. 1.
— — (Huf=) Tuſſilago; ſ. im XXV Th., S. 566, fgg.
— — (Hunds=) Dens leonis Taraxacum; ſ. Röhrlein=Kraut.
— — (Köpfel=) ſ. oben, S. 564.
— — (krauſer) ſ. oben, S. 564.
— — (Lämmer=) ſ. unter *Valeriana*.
— — (Schorf=) Rumex acutus *Linn.*; ſ. Grind=Wurzel, No. 1, Th. XX, S. 62.
— — (ſtacheliger) ſ. oben, S. 557.
— — (Stripp=) ſ. Grind=Wurzel, No. 1.
— — (Wege=) ſ. Röhrlein=Kraut.
— — (weidenblätteriger) ſ. oben, S. 556.
— — (Wieſen=) ſ. Röhrlein=Kraut.
— — (wilder) ſ. oben, S. 557.

Latun, Meſſing=Blech; Latun=Hütte, Latun=Schläger; ſiehe im Art. Meſſing.

Latus, ſiehe Seite.

Latus und *Transport*, zwey bekannte, bey Summirung einer Rechnung ꝛc. gewöhnliche Ausdrücke; an deren Statt Einige Fürtrag und Uebertrag, oder: Seite, und Uebertrag der Seite, oder: dieſe Seite, und von voriger Seite, ſetzen. Latus iſt nähmlich die Seite eines Blattes, oder eine Summe; und Transport, die Summe der vorhergehenden Seite, wenn ſie auf die folgende übergetragen und obenan geſetzt wird. Latus per ſe, wird in Rechnung geſetzt, wo nicht mehr als Eine Poſt auf dem Blatte ſteht.

Latwer=

Latwerge, Gr. und Lat. Eclegma; Electuarium; Fr. Electuaire (*), in den Apotheken, ein mit Honig, Syrup ꝛc. in Geſtalt eines dicken Breyes vermiſchtes Pulver, oder auch zu einem ſolchen dicken Brey eingekochter Saft.

Die **Latwergen** ſind weniger flüſſig als ein Saft, ſo daß man davon etwas mit der Spitze eines Meſſers, oder mit einem Spatel heraus nehmen kann, ohne daß es von den Seiten herunter laufen ſollte. Man giebt ihnen ſonſt auch den Nahmen Opiate, und einige von ihnen nennt man Confectiones, z. B. Confectio Alkermes (**). Sie beſtehen aus Pulvern, Extracten, Conſerven, Säften, Oehlen, Gummen, Harzen, u. d. gl. die mit einem Zucker-Saft oder mit geläutertem Honig ganz einfach vermiſcht, und daher eigentlich zuſammengeſetzte Conſerven ſind.

Die Bereitung der Latwergen iſt ſehr einfach. Der Honig oder Zucker wird vorher in Waſſer aufgelöſet, und zur Dicke eines Zucker-Saftes eingekocht. Beſtehen die übrigen Ingredienzien bloß aus Pulvern, ſo werden dieſe nach und nach zu dem Safte, der vorher kalt geworden ſeyn muß, zugeſchüttet, und mit einem Agitakel gut vermiſcht. Sind aber Ex-

(*) Im Franz. ehemahls Laituaire, in Böhm. Leckwar, alle aus dem Lat. Electuarium, und dieſes aus dem Griech. Εκλειγματαριον, von εκλειχειν, auslecken. Schon die mittlern Griechen ſagten für Ελεκτουαριον, Λατουαριον und Λατουαριν, daher man ſich über die Wegwerfung der erſten Sylbe in den ſpätern Sprachen um ſo viel weniger verwundern darf.

(**) Nach der verſchiedenen Dicke der Latwergen giebt man ihnen noch verſchiedene Benennungen. Sind ſie flüſſiger als gewöhnlich, ſo heißen ſie Looch, oder Lohoch; ſind ſie ſo flüſſig als ein Saft, Linctus (Leck-Saft); ſind ſie hingegen dicker als gewöhnlich, daß man daraus eine kleine Kugel formiren kann, um ſie auf ein Mahl herunter zu ſchlucken, ſo nennt man dieſe einen Bolus (Biſſen).

Extracte, Conſerven, oder andere dergleichen Subſtanzen, die nicht zu Pulver gemacht werden können, dazu zu nehmen, ſo vermiſcht man dieſe vorher ganz gleichförmig mit dem Safte, und ſchüttet dann erſt die Pulver hinzu. Weſentliche Oehle und Balſame bleiben bis zulezt.

Die Quantität des Saftes, die zu einer Latwerge erfordert wird, richtet ſich nach der Beſchaffenheit der Pulver, die zugemiſchet werden ſollen, nach dem dieſe nähmlich mehr oder weniger Flüſſigkeit einziehen. Bey vegetabiliſchen Subſtanzen, als: Wurzeln, Kräutern, nimmt man 3 Theile Saft zu 1 Theil Pulver. Dieſe Miſchung ſcheint anfangs ſehr flüſſig zu ſeyn; innerhalb 24 Stunden aber, nachdem die Pulver den überflüſſigen Saft in ſich gezogen, haben ſie die rechte Conſiſtenz einer Latwerge. Zu andern, als: Gummen, Harzen, rechnet man ungefähr ein gleiches Gewicht; und bey mineraliſchen Subſtanzen, die Hälfte ihres Gewichtes an Zucker-Saft. Wenn zu einer Latwerge leichtere und ſchwere Materien, als z. B. Eiſenfeil, vermiſchet werden ſollen, ſo muß man die Miſchung dicker machen, weil ſie ſonſt, indem das Eiſenfeil ſeiner Schwere wegen niederſinken würde, nicht gleichförmig bleibt.

Da die Pulver und die übrigen Ingredienzien zu den Latwergen oft in ihrer Natur und Beſchaffenheit ganz verſchieden ſind, ſo bemerkt man auch, daß einige ſogleich nach der Verfertigung, andere ſpäter, in Gährung übergehen, und noch andere ein ganzes Jahr, ja etliche Jahre durch, gähren. Da in dieſen Arzney-Mitteln jederzeit Zucker oder Honig gegenwärtig iſt, ſo können ſie nicht ſo leicht in die faulende Gährung übergehen. Ueberdem kommt hierzu noch, daß, da die Subſtanzen ſo verſchieden ſind, eine Subſtanz zu gähren anfängt, indem die andere aufhört, und alſo die neue Verbindung, die dieſe un-

ter der Gährung eingegangen iſt, wieder aufhebt. Dieſes gilt vornehmlich von denjenigen Latwergen, die aus vielen Ingredienzien, die theils aromatiſch, ſalzig, harzig oder gummig ſind, beſtehen, als: der Theriak, Mithridat, Confectio de hyacintho. Bey dieſen bemerkt man, etliche Jahre durch, eine gelinde innerliche Bewegung oder Gährung, ohne daß ſie dadurch verderben, oder an ihren Heil Kräften eben ſehr leiden ſollten. Doch iſt nicht zu läugnen, daß nicht manche flüchtige Theile durch die fortgeſetzte innere Bewegung verloren gehen. Dagegen aber hören die Latwergen, worin viele ſchleimige und pulpenartige Subſtanzen enthalten ſind, als: das Electuarium lenitivum, diacatholicum &c. bald, nachdem ſie verfertigt ſind, zu gähren auf, werden ſchimmelig, trocknen ein, und verderben binnen weniger Zeit. Von dieſen muß man daher entweder nur ſehr geringe Quantitäten machen, oder, welches noch beſſer iſt, bloß die Pulver in Gläſern gut verſtopft vorräthig halten, und jederzeit auf der Stelle, ſo viel als eben gebraucht wird, zuſammen miſchen. Ueberhaupt müſſen alle Latwergen an kühlen Orten, und vor dem Zutritt der Luft ſehr wohl vermacht, aufbewahret werden.

Dem kranken Viehe werden die Latwergen, wie die Biſſen (Boli), mit einem Kohl-Blatte eingegeben.

Latz, (der) Diminut. das *Lätzchen*, Oberd. *Lätzlein*, eine im gem. Leben übliche Benennung theils eines Kleidungsſtückes, theils eines gewiſſen breiten Theiles einer Sache.

1. In den gemeinen Sprech-Arten iſt der *Latz* oder **Bruſt-Latz**, ein Kleidungs-Stück ohne Aermel, welches nur bis auf die Hüften reichet, und deſſen ſich beyde Geſchlechter bedienen. Bey dem männlichen wird es in den anſtändigern Sprech-Arten ein Bruſt-Tuch, bey beyden aber auch ein Leibchen genannt.

kannt. Bey dem weiblichen, hat dieſer **Latz zum Unterziehen**, ganz kurze und ſchmahle Schößchen, und wird auch zuweilen mit einigen Stücken Fiſchbein unterſteifet. Bey vornehmern Frauenzimmern iſt er insgemein von Damaſt, Stoff, Atlaß oder Taffet, und wird meiſtens von vornher zugeſchnüret; ſonſt wurde er auch wohl mit goldenen oder ſilbernen Knöpfen zugeknöpfet. Bey gemeinen Frauensperſonen hingegen iſt er nur von wollenen und ſchlechten Zeugen, und wird meiſtentheils mit Heften oder Schlingen zugemacht, oder auch, wenn er geſteift iſt, mit Schnür-Bändern zugeſchnüret. An vielen Orten nennt man dieſe Art von Latz ein **Mieder**. Von vornehmen Mannsperſonen wird ein ſolcher Latz meiſtens ſimpel zum Unterziehen, von geringern aber, inſonderheit Landleuten zum Staat, und hin und wieder ziemlich koſtbar getragen. Siehe auch **Bruſt-Tuch**, im VII Th., S. 147.

2. Bey dem andern Geſchlechte, iſt der **Latz zum Vorſtecken, Vorſteck-Latz**, ein oben breites, und unten ſchmahl zulaufendes Bruſtſtück, von Gold, Silber, Spitzen, Flor oder Band, auch wohl mit bunter Seide auf vielerley Faßon geſtickt, gewirkt, oder genäht, welches das Frauenzimmer vorn über die Schnürbruſt anzuſtecken pflegt. Bisweilen wird ein ſolcher Vorſteck-Latz auch aus weißem Flor mit goldenen oder ſilbernen Muſcheln, Blumen, und allerhand ſeidenen Chenille, ſtaffiert und bebrämet, oft auch aus lauter goldenen oder ſilbernen Franſen oder Band-Schleifen (ſ. **Bänder-Latz**, im III Th., S. 418,) zuſammengeſetzt.

Einige Frauens-Perſonen bedienen ſich, an ſtatt der Schnürbruſt, eines mit Pappe, Rohr oder Fiſchbein ausgeſteiften, und nach dem Schnürleibe eingerichteten Latzes, welcher alsdann ein **ſteifer Latz, Latz zur Schnürbruſt** oder **Vorſchnür-Latz**, genannt

nannt wird, über welchen ſie die ſogenannten Leibchen, Fetſchken oder Corſette vorn zu zuſchnüren pflegen. Er wird, nach Belieben, mit ſeidenem oder wollenem Zeuge, oder auch mit Canevaß überzogen, und für junge Perſonen mit weißer Leinwand, für ältere hingegen, der Wärme wegen, mit Barchent gefüttert.

Ein aus weißer oder blauer Leinwand, Zwillich, Damaſt oder buntem Kattun viereckig geſchnittener kleiner Latz, welcher mit Schlingen und Bändern verſehen iſt, und welchen man den Kindern um die Bruſt vornher zu binden pflegt, wird **Kinder-Lätzchen** genannt.

Die im Franzöſiſchen ſogenannten Buſtieres, ſind entweder mit reichen ſchattierten Blumen geſtickt, oder von Gorl-(Corl-) Arbeit und Bändern verfertigte Lätze, welche leztere von ihrer Geſtalt Crevées heißen. Sie ſind auch wohl Marſeille genähet, von reichen Pompons und Soucis d'Hanneton gearbeitet, um ſie zu den Palatinen, welche dazu getragen werden, zu aſſortiren. Der Bequemlichkeit wegen, heißen ſie auch **Ammen-Lätze**. Siehe auch *Creve*, im VIII Theile, S. 459.

Bey **Erbtheilungen** ſind Lätze für Frauen und Mädchen, **Gerade**.

Auch die obere Klappe an den Schürzen, welche die Bruſt bedeckt, heißt ein **Latz**, ſo wie an den Bein-Kleidern der Männer die noch unter gemeinen Leuten übliche breite Klappe an dem vordern Theile, unter dem Nahmen des **Latzes** oder **Hoſen-Latzes** bekannt iſt. Siehe Th. XXV, S. 306.

Bey dem **Pictorius** heißt das Ober-Leder an einem Schuhe der **Ueberlatz**; und im Oberdeutſchen wird eine Kapuze, ein Reiſe-Hut mit Klappen, eine **Latz-Mütze** genannt.

3. Im Hüttenbaue iſt am Planen-Herde der **Latz**, ein 3 Zoll breites Stück Zwillich, welches unter das Gefälle geſteckt wird, damit die Erze nicht mit dem Waſſer davon gehen.

So fern dieſes Wort in den meiſten Fällen ein Stück bedeutet, könnte man es mit dem alten lidon, ſchneiden, zu ſchlitzen, dem Oberdeutſchen Blatz und Pletz, dem Lat. Lacinia, und andern dieſes Geſchlechtes, rechnen; ſ. Laſche, oben, S. 113. Allein es ſcheint vielmehr der Begriff der Bedeckung der herrſchende zu ſeyn, da es dann mit Leder, Lied, ein Deckel, der Laden und Kleid verwandt iſt. Mit dem Begriffe der Bedeckung iſt der Begriff eines bedeckten oder hohlen Raumes ſehr genau verwandt, daher ſchon im ſaliſchen Geſetze Laiſus den Schooß bedeutet. Im Böhmiſchen heißt ein Latz in der zweyten Bedeutung Lacek.

Latz, (Ammen-) ſ. auf der vorhergeh. Seite
— — (Bänder) ſ. oben, S. 596.
— — (Bruſt-) ſ. oben, S. 595.
— — (Hoſen-) ſ. auf der vorhergeh. Seite.
— — (ſteifer) ſ. oben, S. 596.
— — (Ueber-) ſ. auf der vorhergeh. Seite.
— — (Vorſchnür-) ſ. oben, S. 596.
— — (Vorſteck-) ſ. oben, S. 596.

Latz-Mütze, ſ. auf der vorhergeh. Seite.

Lätzchen, (Kinder-) ſ. eb. daſ.

Lätzchens-Hemd, eine Art Hemden des andern Geſchlechtes ſ. im XXIII Th., S. 3.

Lau, ein Bey- und Neben-Wort, lauer, laueſte, ein Wort, welches den erſten geringſten Grad der Wärme, beſonders am Waſſer und an andern flüſſigen Körpern ausdrückt; L. tepidus; Fr. tiède. Laues Waſſer. Das Waſſer iſt nicht heiß, ſondern nur lau. In der Dicht-Kunſt auch von der angenehmen gelinden Wärme der Luft.

Laue

Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.

Ramler.

— Es wehen lauere Lüfte
Dich, Kind der Sonne, gefälliger an.

Uz.

Imgl. figürlich, für kaltſinnig, nicht den gehörigen Grad des Eifers habend. Eine laue Liebe Sein Eifer läßt nach und wird ſchon ganz lau Jemanden ſehr lau empfangen, ſehr gleichgültig, kaltſinnig.

Siehe **Laulich**, **Lauwarm** und **Lauigkeit**.

Im Niederſ. lau, im Angelſ. hliw, im Isländ. hle. hlyr im Schwed. ly, ljom, im Engl. lukewarm, im Dän. mit eingeſchobenem n, lunken. Im Niederdeutſchen auch mit andern Prä- und Suffixis flau, flack, black, flak, laak, flöp, flep, welche alle mit lau Eines Stammes ſind, aber auch figürlich ungeſchmackt, geſchmacklos, unkräftig bedeuten. Siehe Flau, im XIV Th., S. 61. Es ſcheint, daß dieſes Wort zu Lohe, Lauge, Glühen, u. ſ. f. gehört, und warm und hell überhaupt bedeutet habe, bis es durch den Gebrauch auf den geringſten Grad der Wärme eingeſchränkt worden iſt. Dahin gehört auch das Schwed. len, thauwarm, ſo gelinde, daß das Eis aufthauet, das Niederſ. liien, luhen, aufthauen, Oberd. leinen, das Holländ. lauen, wärmen, und lauwen, warm werden und warm machen. Auch im Hochdeutſchen ſagt man noch im gem. Leben, das Waſſer lauet noch ein wenig, iſt noch ein wenig lau, oder lauwarm.

Lau = Gold, in einigen beſonders oberdeutſchen Gegenden, falſches, unächtes Gold, doch nur von dünnen Meſſing = Blättchen, welche zur Nachahmung ſolcher Gold = Blättchen geſchlagen, und gemeiniglich zu Flintern verarbeitet werden; Knaſter = Gold, Rauſch = Gold. Daher die **Laugold = Schläger**, welche das Meſſing zu ſolchen dünnen Blättern ſchla-

gen, und an andern Orten Flinter-Schläger, Flinterer, heißen. Siehe Meſſing.

Lau, lou, bedeutet ehedem falſch, nnächt, und in der rothwälſchen Diebes-Sprache hat loe dieſe Bedeutung noch, und Loeformat ſind daſelbſt falſche Briefe. Es ſcheint mit dem vorhergehenden lau, und vielleicht mit läugnen und deſſen Stamm-Worte laugen, verwandt zu ſeyn.

Laub, die Blätter der Bäume und Sträuche.

1. Eigentlich, als ein Collectivum und ohne Plural, wo es im engern und gewöhnlichern Verſtande nur von den breitern Blättern der zu dem ſogenannten Laub-Holze gehörigen Bäume und Sträuche gebraucht wird, zum Unterſchiede von den Nadeln oder Tangeln des Schwarz-Holzes. Im Frühlinge, wenn die Bäume wieder junges Laub bekommen. Das Laub fällt ab. Laub ſtreifen, das Laub von den Bäumen ſtreifen. Eichen-Laub, Linden-Laub, Wein-Laub, u. ſ. f.

2. Figürlich.

(1) Dem Laube der Bäume ähnliche Zierrathen, wo zuweilen z. B. bey den Schlöſſern, auch der Plural die Laube üblich iſt.

(2) In der deutſchen Karte wird die grüne Farbe, weil ſie das Blatt eines Baumes vorſtellt, Laub genannt. Daher der Laub-König, der Laub-Ober, das Laub-Daus, u. ſ. f.

(3) Diejenige Zeit, in welcher die Bäume friſches Laub bekommen; in welchem Verſtande es im Forſtweſen, von dem Laub-Holze gebraucht, ſo viel als ein Jahr bedeutet. Der Schlag ſteht ſchon im dritten, vierten ꝛc. Laube. Von dem Schwarz-Holze hingegen ſagt man, der Schlag ſtehe in der zweyten, dritten ꝛc. Krone, Querl oder Gipfel.

(4) In einigen Gegenden, vermuthlich Ober-Deutſchlandes, bedeutet es auch denjenigen Antheil, wel-

welchen ein Gut an dem Genuſſe eines Waldes hat. Ein vollſtändiges Bauern-Gut hat daſelbſt das ganze Laub, ein Gütchen nur ein halbes Laub. Friſch, der dieſe Bedeutung aus dem Beſold hat, ſetzt hinzu, daß das ganze Laub bisweilen 5 oder 6 Klafter (vermuthlich geſchlagenes Holz) ausmache. Vielleicht iſt dieſer Gebrauch noch ein Ueberbleibſel der alten Bedeutung des Wortes **Laub**, da es auch einen Wald, oder einen Theil deſſelben, bedeutete, in welchem Verſtande Lo bey den ſchwäbiſchen Dichtern, Lob für Bäume im Schwabenſpiegel, und Lew, Löf, im alten Schwed. vorkommen.

In dem heutigen Verſtande als ein Collectivum ſchon bey dem Ottfried und Notker Loub, bey dem Ulphilas Lauf, im Angelſ. Leaf, Laef, im Niederſ. **Loof**, im Engl. Leaf, im Däniſchen **Lov**, und im Schwediſchen Lof; entweder, wie Wachter glaubt, von der Bedeckung, weil das Laub die Bedeckung, Bekleidung der Bäume ausmacht; ſiehe **Laube**; oder auch von der beweglichen Beſchaffenheit der Blätter, da denn dieſes Wort zu **Laff**, **Lappen** und **laufen** gehören würde; oder endlich auch, wegen ihrer breiten dünnen Beſchaffenheit, um welcher willen auch die flache Hand im Walliſ. Llaw, und im Frieſiſchen Lofa genannt wird. Ehedem wurde **Laub** auch häufig von einzelnen Blättern gebraucht, und da findet man im Plural ſowohl **Laube**, als **Läuber**. Jenes kommt in dem alten Gedichte auf den heil. Anno vor, dieſes bey Heinr. v. Veldig:

> Es habent die kalten nethe getan
> Das di Loiber an der linden
> Winterliche val geſtan;

für die Blätter. Daher kommt es vermuthlich auch, daß man noch im gem. Leben ſagt: er zittert wie ein Aeſpen-Laub, ſ. Th. XI, S. 579, imgl. **Lauber-Hütte**. Im Lettiſchen bedeutet Lapas noch jetzt ein Blatt.

Von der Beſtimmung und dem Nutzen der Blätter an Bäumen und Pflanzen, habe ich im

V Th. S. 567, fgg.; von der Fortpflanzung der Bäume durch Blätter, eb. daſ. S. 571, fgg. und von einigen Krankheiten der Blätter, eben daſelbſt, S. 575, f. gehandelt. In gegenwärtigem Artikel, werde ich von dem Laubſtreifen, und von dem Laub-rechen oder ſcharren, ingleichem, wie ich im V Th. S. 576, verſprochen habe, von dem Abfallen des Laubes, und von deſſen Nutzung, ſowohl zur Fütterung, als auch zur Streu, zum Düngen, und zur Feuerung, handeln.

Von dem Abfallen der Blätter oder dem Laub-Fall, nach Dühamel Erklärung (*). Wenn man bedenkt und ſieht, daß die Blätter mit den Zweigen durch Holz-Fibern, die aus denſelben Zweigen entſpringen, vereinigt ſind, ſo ſollte man glauben, daß ſie mit den Zweigen ein Ganzes ausmachten, und ſich niemahls von denſelben abſondern könnten. Dieſe Vorſtellung aber würde irrig ſeyn, wenn man ſie als allgemein annehmen wollte. Es giebt zwar Bäume, die ihre Blätter ſehr lange behalten, und welche man daher immer grüne Bäume nennt. Die Blätter der Fichte werden zwar auf dem Baume ſelbſt trocken, ſo wie die Zweige; die meiſten Bäume aber verlieren im Herbſte ihre Blätter, die im Frühlinge hervorgekommen waren. Man ſagt alsdann; die Bäume werfen ihre Blätter ab, die Bäume werden nacket, oder: das Laub fällt (ils ſe dépouillent). Die Aeſche, der Nußbaum, die Ulme rc. ſind von dieſer Art.

Es giebt einige Bäume, als: die gemeine Eiche und die Weiß-Büche, deren Blätter zwar im Herbſte welk und trocken werden, die aber doch erſt im Frühlinge

(*) In Deſſen Phyſique des arbres To. I. S. 127, fgg. und in der Naturgeſchichte der Bäume, nach Oelhafen v. Schellenbach Ueberſetz. 1 Th. (Nürnb. 1764, gr. 4.) S. 139, fgg. und nach einer andern Ueberſetz. im 12 St. der Hannover. Beytr. zum N. und Vergn. v. J. 1759.

linge abfallen, wenn ſich die Knoſpen öffnen, und die neuen Blätter hervorzubrechen anfangen. Endlich giebt es auch einige Bäume und gar viele Stauden-Gewächſe, die ihre grüne Blätter bis in den Frühling behalten, wenn die Winter gelinde ſind; die ſie aber verlieren, wenn der Froſt heftig iſt; als: der kretiſche Ahorn, die Rain-Weide, der wilde gelbe Jasmin ꝛc.

Je mehr und ſorgfältiger man die Umſtände, die ſich bey dem Abfallen der Blätter eräugnen, unterſucht, deſto ſchwerer iſt es, die Urſache des Abfallens zu entdecken. Ich werde indeſſen meine hierbey gemachten Beobachtungen erzählen. 1. Die Bäume, welche ihre Blätter verlieren, dunſten mehr aus, als diejenigen, welche die Blätter das ganze Jahr durch behalten. 2. Wenn man einen Baum, der ſeine Blätter nicht abwirft, auf einen ſolchen pfropft, der ſeine Blätter fallen läßt, z. B. einen Kirſchlorberbaum auf einen wilden Kirſchbaum; eine immergrüne Eiche auf die gemeine Eiche, ſo zeigt die Erfahrung, daß der Kirſchlorberbaum und die immergrüne Eiche ihre Blätter behalten; dieſes ſtimmt mit der vorhergehenden Beobachtung überein, denn weil der Kirſchlorberbaum wenig ausdunſtet, ſo zieht er aus dem wilden Kirſchbaume Nahrung genug, ſeine Blätter zu behalten, um ſo mehr, da die Bewegung des Saftes im Winter nicht ganz unterbrochen iſt. Man muß aber doch geſtehen, daß das, was auf dieſe Art gepfropft iſt, nicht lange aushält. 3. Die Blätter werden gemeiniglich im Herbſte gelb, und wenn ein Regen auf etliche Reife folgt, ſo fallen ſie in wenig Tagen gar ab. 4. Bisweilen iſt die Hitze im Sommer ſo ſtark, daß ſie die Blätter verſengt und vertrocknet; wenn nachher warme Regen darauf kommen, ſo fallen dieſe vertrockneten Blätter ab, und die Bäume treiben neue Blätter, welche man Herbſt-Blätter nennen

kann;

kann; dieſe bleiben viel länger in den Winter hinein auf den Bäumen, als die Frühlings-Blätter: die kleinen Reife, die verurſachen würden, daß dieſe abfallen, ſchaden jenen nichts. 5. Ich habe geſunde ſtarke Ulmen, die mit großen, dicken und vortrefflich grünen Blättern bedeckt waren, im Sommer von einer Krankheit, welche die Rinde von dem Holze abgelöſet hatte, ſchnell verderben geſehen; nach dieſem Zufalle wurden die Blätter zwar trocken, blieben aber noch feſt an den Zweigen ſitzen. 6. Nach ſtarken Gewittern ſieht man bisweilen Bäume plötzlich abſtehen, da dann die Blätter ebenfalls feſt an den Zweigen hangen bleiben. 7. Ein Austreten des Saftes, der in den zärtern lymphatiſchen Saft-Gefäßen iſt, verurſachet oft, daß im Sommer ganze Zweige von Kirſch- oder Pfirſich-Bäumen plötzlich verderben; auch alsdann werden die Blätter auf den Bäumen trocken, und bleiben daran hangen.

Ich unterſtehe mich nicht, von allen dieſen Umſtänden die Urſachen anzugeben, ſondern ich will ſie nur mit denjenigen Beobachtungen, die jedermann an den Weinreben, machen kann, vergleichen. Man ſieht an den Weinreben, in einer gewiſſen Entfernung von einander, Knoten, wo die Augen ſtehen, aus welchen Blätter, Trauben, oder auch Gäbelchen (Capreoli), womit die Reben ſich anhängen, hervorkommen. Der Theil der Reben, der an dem Stocke ſitzt, iſt gemeiniglich ſo hart, daß, wenn man eine Rebe bis zum Zerbrechen bieget, der Bruch niemahls in den Knoten ſelbſt geſchieht, welcher viel ſtärker widerſteht, als derjenige Theil der Rebe, welcher zwiſchen zwey Knoten iſt. An dem andern Ende iſt dieſe Rebe gemeiniglich viel zärter, und weniger holzig. Wenn aber der Herbſt gelinde und trocken geweſen iſt, werden doch die Reben faſt in ihrer ganzen Länge reif, und es würde alsdann, wann auch etwas ſtarke Fröſte einfallen

fallen ſollten, gar nicht leicht ſeyn, die Reben gerade an dem Knoten zu zerbrechen, auch ſogar an dem Ende der Rebe. Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der Herbſt kalt und feucht iſt; denn weil in dieſem Falle das Ende der jungen Triebe noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, ſo greifen die geringſten Herbſt = Fröſte vornehmlich die Knoten an, die ſich alsdann faſt ſelbſt von einander abſondern. Die Wein-Gärtner nennen dieſes la Champlure. Dieſer Zufall verringert bisweilen die Länge der Rebe dermaßen, daß kaum Holz genug zu dem künftigen Schnitt übrig bleibt. Eben dieſe Beobachtung läßt ſich auch an den Miſtel = Zweigen machen. Wenn man große Zweige dieſer Pflanze in Waſſer kochen läßt, ſo wird man ſehen, wenn man ihre Rinde abgezogen hat, daß die Knoten der großen ſtarken Zweige ſehr feſt ſind, die Knoten an den jungen Zweigen hingegen ſondern ſich von einander ab.

Aus dieſen zwey Beyſpielen erhellt deutlich, daß die Subſtanz, welche die Knoten in zwey Theile abſondert, viel leichter von dem Froſte beſchädiget, oder durch das Kochen erweicht wird, als der Theil der Rebe, der zwiſchen den Knoten iſt. Vielleicht befinden ſich mitten in dieſem Knoten einige Theile, die länger weich (herbacées) bleiben und ſpäter holzig werden; vielleicht findet ſich auch eben daſſelbe an dem Orte, wo die Blätter an den Zweigen ſtehen. Wenn dieſes wäre, ſo würden die Champlure und das Abfallen der Blätter einerley Urſache haben; und nach dieſer Muthmaßung würden die immergrünen Bäume ihre Blätter um deswillen behalten, weil die Stelle, wo ſie aus dem Zweige entſpringen, eine hinlängliche Reife erlangte, um der Härte des Winters und Froſtes zu widerſtehen. Ich geſtehe aber dem ungeachtet, daß dieſe Erklärung des Abfallens der Blätter mir ſelbſt nicht in allen Stücken völlig Genüge leiſtet;

denn

denn ich begreiſe nicht, warum die erſt im Anfange des Herbſtes hervorgekommenen Blätter, dem Froſte mehr widerſtehen, als diejenigen, welche ſich ſchon im Frühlinge entwickelt haben, da doch dieſe gewiß weniger weich ſeyn können, als jene. Nichts deſto weniger, da man verſchiedene Beobachtungen hat, welche beweiſen, daß geſunde, lebhafte und ſtark treibende Pflanzen, durch einen kleinen Froſt nicht ſo viel leiden, als diejenigen, die nicht ſo geſund und ſtark ſind: ſo ſcheint es, daß die Erklärung, die eben angeführt worden iſt, in dem Falle Statt finden könnte, wo das Abfallen der Blätter durch Herbſt-Fröſte vor der Zeit beſchleuniget wird. Man hat nun aber aus der Erfahrung, daß, wenn auch den ganzen Winter über keine Fröſte kommen ſollten, die Bäume doch ihre Blätter abwerfen würden. Es zeigt aber ferner die Erfahrung, daß in den Treib-Häuſern, wo man durch Kunſt eine Wärme unterhält, die allezeit weit beträchtlicher iſt, als die Wärme der freyen Luft im Frühlinge, wenn die Bäume treiben, diejenigen, die ſonſt ordentlich ihre Blätter abwerfen, auch in den Treib-Häuſern ihre Blätter verlieren, um bald darauf neue Blätter zu treiben. Man muß alſo von dem Abfallen der Blätter eine Urſache ſuchen, die nicht von dem Froſte abhängt; da mir dann die nachſtehende ziemlich wahrſcheinlich vorkommt.

Die Blätter dunſten ſehr viel aus; dieſes iſt eine bekannte und durch Erfahrungen vollkommen beſtätigte Wahrheit. Wenn die Wurzeln nicht mehr ſo viel Saft zuführen, als zu dieſer ſtarken Ausdünſtung erforderlich iſt, ſo erfolgt daraus nach und nach eine Vertrocknung, und alsdann müſſen die Blätter zu wachſen aufhören, da indeſſen die Aeſte und Zweige noch an Dicke zunehmen; denn das Wachsthum der Aeſte und Zweige in die Dicke dauert noch lange fort, nachdem das Wachsthum in die Länge aufgehört hat.

Da

Da nun die Stiele der Blätter aufhören dicker zu werden, die Zweige aber noch immer in die Dicke zunehmen, ſo muß nothwendig eine Trennung der Fibern dieſer Blätter von den Fibern der Zweige erfolgen, und die Blätter müſſen alſo abfallen. Dieſe Muthmaßung zu beſtärken, will ich anführen: 1. daß die Blätter derjenigen Bäume, die an der Nord-Seite ſtehen, wenig ausdunſten, und daß daher dieſe Bäume auch ſpäter ihre Blätter abwerfen, als andere. 2. Daß, da die Blätter von der Eiche und Weiß-Büche, ob ſie auch ſchon erſtorben und vertrocknet ſind, doch den Winter über an den Zweigen hangen bleiben, und erſt im Frühlinge, wann die Bäume wieder treiben, abfallen, dieſes vermuthlich daher komme, weil die Zweige dieſer Bäume im Herbſte wenig an Dicke zunehmen, und die Blätter alsdann erſt abgeſtoßen werden, wann das Aufſteigen des Saftes im Frühlinge verurſachet, daß dieſe Zweige dicker werden.

Im 25 St. der Hannover. Beyträge ꝛc. vom J. 1761, hat ein Ungenannter, welcher ſich bloß K. unterſchrieben hat, Dühamel's Erklärung des Abfallens der Blätter geprüft und zugleich in folgendem Aufſatze eine andere Urſache dieſer Erſcheinung angegeben.

„Man muß geſtehen, daß *du Hamel* viel Aufmerkſamkeit angewendet habe, um die Urſache des Abfallens der Blätter zu erforſchen; da er aber ſeinen Muthmaßungen in dieſer Materie ſelbſt nicht trauet, ſo wird es mir erlaubt ſeyn, eine kürzere und vielleicht nicht unwahrſcheinliche Urſache anzuführen, auch die Meinung des *du Hamel* zu prüfen. Wir ſehen nähmlich, daß alle Geſchöpfe und Gewächſe auf Erden ihren Zeitpunct des Zu- und Abnehmens von dem Schöpfer erhalten haben. Iſt der höchſte Grad des Zunehmens erreicht, ſo ſagen wir, daß eine Sache völlig reif ſey. Die Erfahrung lehrt, daß der höchſte Grad der Reife oder Zeitigung, zugleich der Anfang des Abnehmens aller Gewächſe ſey. Ich fürchte nicht

nicht zu irren, wenn ich glaube, daß dieſes bey allen Blättern eben ſo gut, als bey andern Gewächſen, Früchten und Thieren, Statt finde. Ich glaube, daß die Blätter alsdann abfallen, wann der Knote, welcher ſie mit der Rinde des Zweiges verbindet, den hierzu nöthigen Grad der Zeitigung erhalten hat, und daher morſch wird, oder zu dem erſten Grade ſeiner Verweſung ſich anſchickt. Dieſe Urſache kommt mir darum ſehr wahrſcheinlich vor, weil ich daraus das Abfallen der reifen Früchte erklären, die Theorie des *du Hamel* aber dabey nicht anwenden kann. Alle folgende von *du Hamel* angezeigte richtige Erfahrungen, welche derſelbe mit ſeiner Theorie nicht völlig vergleichen zu können, ſelbſt geſteht, ſtimmen mit meinem Grundſatze völlig überein. 1. Das mehrere Ausdunſten der Bäume, welche alle Jahr ihre Blätter abwerfen, gebe ich gern zu, und glaube, daß dieſes eine Urſache ſey, wodurch der geſchwinde Wuchs und die natürliche Zeitigung der Blätter beſchleuniget wird. 2. Daß ein Zweig, der ſeine Blätter nicht jährlich abwirft, wenn er auf einen Stamm, der ſeine Blätter jährlich abzuwerfen gewohnt iſt, gepfropft wird, die Blätter ein paar Jahre behält, das ſcheint mir ganz natürlich daher zu rühren, weil bey dem Pfropf-Knoten das fremde Geſchlecht eines andern Baumes anfängt, deſſen Blätter einen längern Zeitigungstermin erfordern. Die Erfahrung der gepfropften Obſtbäume ſtimmet damit völlig überein. Man pfropfe z. E. auf einen ſpäten Winterbirnſtamm den Zweig eines ganz frühen Sommerbirnſtammes, ſo wird man finden, daß das neu eingepfropfte Geſchlecht beynahe zu rechter Zeit im Anfange des Sommers reife Früchte trage, und ſeine Blätter eher verliere. Inzwiſchen lehrt die Erfahrung, daß der ſpäte Grundſtamm die eingepfropfte frühe Art dennoch einige Tage ſpäter zur Zeitigung kommen laſſe, als wenn der Grundſtamm ebenfalls von frühen Sorten genommen, und gleiches auf gleiches gezweiget iſt. *du Hamel* fährt fort: 3. „Die Blätter werden gemeiniglich im Herbſte gelb, und wenn nach einigen Reifen ein Regen kommt, ſo fallen ſie in wenig Tagen ab.“ Ich wende dieſe Erfahrung auf meine Theorie folgendergeſtalt an: Wenn die Blätter reif werden, ſo werden unterſchiedliche Sorten röthlich und gelb, ſo wie das Obſt, wenn es zeitig iſt. Gleichwie aber nicht alles Obſt gelb

wird,

wird, wenn es reif iſt, alſo werden auch nicht alle Blätter gelb, wenn ſie reif werden. Die Blätter des wälſchen Nußbaumes, der Rainweiden und anderer Bäume, bleiben auch in ihrer Zeitigung grün. Von der 4ten Erfahrung des *du Hamel*, daß nähmlich im Sommer, wenn nach einer ſtarken Hitze ein warmer Regen folgt, die Blätter abfallen, und neue wachſen, habe ich zwar noch keine Gewißheit einzuziehen Gelegenheit gehabt, inzwiſchen widerſpricht ſie meinem Zeitigungsſyſtem nicht. Denn wenn durch eine anhaltende große Hitze die Ausdunſtung der Blätter gar ſehr befördert, und durch einen übermäßig andringenden Saft der Knoten der Blätter übertrieben wird, ſo werden ſie nothreif, und fallen ab. Die nachher ausgetriebenen Herbſtblätter fallen nicht ſobald ab, als die Frühlingsblätter, weil jene weit ſpäter reif werden. Und da die Fibern in ihren Knoten noch nicht morſch geworden ſind, ſo ſchaden ihnen die kleinen Reife ſo leicht nicht; wird aber die Kälte ſtrenger, ſo werden ſie dadurch heftig ausgedehnet, zerſprengt, und fallen ab. Die 5te 6te und 7te Erfahrung des *du Hamel* beweiſet, daß die auf dem Zweige vertrockneten Blätter nicht abfallen. Sie ſtehen alſo der Meinung deſſelben, als ob durch den entzogenen Saft das Abfallen gewirket werde, gerade entgegen. Wenn man hingegen voraus ſetzt, daß die verdorreten Blätter auf erſtorbenen Zweigen nicht Zeit gehabt haben, reif zu werden, ſondern durch die Entziehung des nöthigen Nahrungsſafts eingeſchrumpfet und hart geworden ſind, ſo läßt ſich daraus leicht erklären, warum ſie nicht abfallen, bis ſie etwa ganz vermodert ſind.

Die Urſache der ſogenannten Champlure der Weinreben ſcheint mit der Urſache des Abfallens der Blätter nicht überein zu kommen, ſondern daher zu rühren, weil der Schuß über dem lezten reifen Knoten noch nicht zu gehöriger Stärke gediehen, und der neue Knote mit genugſamen Lagen holziger Fibern, welche unter der Rinde in verſchiedenen Schichten ſich nach und nach längen, noch nicht genugſam überzogen iſt, um der Stärke des Froſts zu widerſtehen, mithin der annoch lockere Knote ſich durch Ausdehnung des Safts durch den Froſt oder eine andere Gewalt leicht trennen läßt.

Wenn man die Zeitigung oder das Reifwerden der Blätter für die Urſache des Abfallens derſelben annimmt, ſo

ſo verwundert man ſich nicht darüber, wenn in den Gewächshäuſern ohne Froſt die Blätter auch abfallen. Sie gelangen nähmlich daſelbſt auch, obwohl langſamer, zu ihrer Reife. Durch Froſt, Reif, große Hitze und überflüſſige Näſſe hingegen wird ihre Zeitigung weit geſchwinder befördert, und ſie werden dadurch nothreif.

Ich werde nunmehr die lezte Muthmaßung des *du Hamel* beleuchten, um zu ſehen, ob er daraus ſeine eigene und andere zuverläßige Erfahrungen mit Wahrſcheinlichkeit erklären, und ſich wider einige beträchtliche Einwürfe retten könne. Er fährt fort: „Die Blätter dunſten ſehr viel „aus.“ Dieſer Satz iſt unſtreitig. „Wenn alſo die Wur„zeln nicht mehr ſo viel Saft liefern, als zu dieſer ſtarken „Ausdunſtung nöthig iſt, ſo erfolgt daraus eine Vertrock„nung, und ein Aufhören des Wachsthums der Blätter.“ Dieſes läugne ich zwar nicht, aber ich möchte wiſſen, warum *du Hamel* den Wurzeln das Vermögen abſprechen will, zu der fernern Ausdunſtung der Blätter ſowohl, als zu dem weitern Zunehmen der Aeſte in die Dicke, den nöthigen Saft ferner anzuſchaffen, da doch die Wurzel der Blätter zwiſchen die Rinde und das Holz geht, und alſo daſelbſt reichlichen Nahrungsſaft ſchöpfen kann. Schaffete hingegen die Wurzel den zu Ausdunſtung der Blätter erforderlichen Saft nicht an, ſo würden die Blätter vertrocknen, und alſo nach *du Hamel* eigenen, oben Num. 5, 6 und 7 bemerkten Erfahrungen nicht abfallen. Mir deucht, man könnte mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit dafür halten, daß die Wurzeln um die Zeit, wenn die Blätter abfallen wollen, mehr Saft zu liefern im Stande ſeyn, als die Blätter verzehren und ausdunſten können. Denn da zur Herbſtzeit die Nächte lang werden, und die Luft nicht ſo trocken und warm mehr iſt, daß die Blätter heftig ausdunſten könnten, hingegen die Wurzeln durch die Herbſtnäſſe in den Stand geſetzt werden, überflüſſigen Saft zu liefern, ſo ſcheint es nicht, daß die Blätter Urſache haben, ſich über einen Mangel des Nahrungsſafts um ſolche Zeit zu beſchweren. Es ſteht aber dem *du Hamel* noch eine andere allen Gärtnern bekannte Erfahrung hierin entgegen. Es iſt nähmlich gewiß, daß ein mit dem Blatte eingepfropftes Schildauge nur alsdann das Blatt abwerfe, wann es völlig bewachſen iſt, mithin durch den zwiſchen der Rinde und dem Holze eines ſtärkern Stammes

mes aufſteigenden mehrern und gar zu reichlichen Nahrungsſaft zur Zeitigung ſchleunig befördert iſt. Wenn hingegen das eingepfropfte Auge nicht bekommen, mithin das daran gelaſſene Blatt keinen Nahrungsſaft erhalten hat, ſo vertrocknet zwar das Blatt, aber es fällt nicht ab, weil es nicht reif geworden war.

Die lezten Anmerkungen des *du Hamel* geben deſſen Meinung wenig Stärke. Denn ob man gleich zugeben muß, daß die an der Nord-Seite ſtehenden Bäume weniger ausdunſten, ſo folgt daraus nur dieſes, daß die Blätter derſelben langſamer reif werden. Man kann aber daraus nicht folgern, daß die gegen Mittag ſtehenden Bäume von ihren Wurzeln eher im Stiche gelaſſen werden, als jene. Man weis vielmehr, daß die gegen Mittag gepflanzten Bäume auch ſtärker ins Holz wachſen, und größere Wurzeln bauen. Die 2te Erfahrung, daß nähmlich die Blätter der Eichen und Hainbüchen im Herbſt nicht abfallen, ſondern trocken an den Zweigen bis zum Frühlinge ſitzen bleiben, iſt weder durchgängig von allen Wintern, noch in allen Jahren richtig. Wenn ein früher Herbſtfroſt die Zeitigung dieſer Blätter verhindert hat, ſo verwelken ſie freylich an den Zweigen, werden trocken und bleiben guten Theils daran. Kommt aber der Froſt allererſt im Winter, wie in dem abgewichenen Jahre, ſo werden dieſe Blätter größten Theils reif, und fallen ab; wenigſtens wird man anizt gar ſelten ein Eichen- oder Hainbüchen-Blatt in unſern Wäldern noch an dem Zweige finden. Ich ſchließe hieraus, daß der Froſt die nahe Zeitigung der Blätter zwar befördere, aber nicht allein bewirke. Sollte jemand die von mir angegebene Urſache des Abfallens der Blätter für nicht genug beſtimmt halten, und von den Urſachen des Reifwerdens eine nähere Erklärung verlangen, ſo muß ich zwar bekennen, daß es ſo gar leicht nicht ſey, dieſes Geheimniß der Natur gewiß auszuſpähen, und bey der großen Verſchiedenheit des zarten innern Baues der verſchiedenen Gewächſe richtig zu beſtimmen; inzwiſchen halte ich die folgende Muthmaßung für ſehr wahrſcheinlich, da ſie mit allen desfalls bekannten Erfahrungen überein zu ſtimmen ſcheint. Der Knote, welcher das Blatt mit dem Stamme verbindet, beſteht aus kleinen Bläschen und zarten Fibern oder Haar-Röhren, welche, wie die Adern in thieriſchen Körpern,

den Nahrungsſaft in dem ganzen Blatte vertheilen. Je långer dieſer Knote durch Ausdunſtung der überflüſſigen groben Näſſe wächſt, deſto zarter werden die darin befindlichen Bläschen, und deſto mürber und dünnſchaliger werden die dadurch gehende mehr ausgedehnte Fibern, wie man ſonderlich bey dem reifenden Obſte deutlicher ſpüren kann, bis ſie endlich entweder ſo mürbe geworden ſind, daß ſie nicht mehr das Gewicht des Blattes tragen können, oder durch eine andringende überflüſſige Feuchtigkeit, oder auch durch den Froſt auf einmahl ſo ſehr ausgedehnet werden, daß ſie zerreiſſen und ſich von einander trennen müſſen. Dieſe Trennung der Fibern kann nirgend füglicher geſchehen, als unter dem neuen Auge, wo die noch unreifern Fibern gedrungen liegen, auch durch eine neue Lage der zu dem neuen Auge empor dringenden Holz-Fibern von dem Blattknoten gleichſam abgeſchälet werden. Wenn denn die runden Bläschen im Knoten allein die Stärke nicht haben, das Blatt, deſſen Fibern zertrennet ſind, zu halten und mit dem Stamme zu verbinden, ſo löſet ſich das Blatt durch ſein eigen Gewicht, oder durch den Druck der Luft, oder auch durch eine andere äuſſere Gewalt ab, und fällt nieder. Man darf nicht glauben, daß dieſes ein bloßer Roman ſey, denn man kann es durch Hülfe eines guten Vergrößerungsglaſes deutlich ſehen, daß die Fibern in dem abgefallenen Blatte von denen, welche unter dem Auge noch ſitzen, abgeriſſen, und die ſelbige umgebende Bläschen zerplatzet oder eingeſchrumpft ſind, weshalb das Abfallen des Blattes nothwendig erfolgen müſſen.

Wenn inzwiſchen *du Hamel* glaubt, daß ſolches daher rühre, weil die Wurzeln nicht mehr ſo viel Saft liefern, als zur Ausdunſtung der Blätter nöthig ſey, ſo glaube ich, daß ihm auch folgende richtige Erfahrungen ſehr entgegen ſtehen. Wenn man z. E. Orangenbäume, welche an ſich weniger, als die alljährlich die Blätter abwerfenden Bäume, ausdunſten, oder auch andere belaubte Stauden in der Winterſtube, wo die Ausdunſtung, wegen fehlender friſcher Luft, langſamer von ſtatten geht, ſtark begießt, oder ſie zu naß hinein ſetzt, ſo werden ſie gar bald ohne Froſt ihre Blätter abwerfen. Dieſe Erfahrung iſt den meiſten Gärtnern bekannt. Die folgende Probe habe ich in dem verfloſſenen Jahre gemacht, und ich halte

halte es für nützlich, ſelbige bekannt zu machen. Im vorigen Frühlinge ſäete ich verſchiedene Kerne von Wein-Beeren in Geſchirre, wovon allererſt nach Johannis vier Pflanzen aufkeimeten. Sie wuchſen in freyer Luft bis zu Ende des Octobers ungefähr 6 Zoll hoch auf. Ich brachte hierauf zwo dieſer Pflanzen in ein ungeheiztes Zimmer, wohin jedoch kein harter Forſt eindringen konnte. Ich erhielt ſie daſelbſt ſehr trocken, da ſie dann ohne merklicher Wachſen ſich erhalten haben, und noch jezt zu Ende des Jäners ihre Blätter unverſehrt tragen. Zwo anders Pflanzen dieſer Art von gleichem Alter ſetzte ich in ein geeheiztes Zimmer, und verſorgte ſie mit mehrerer Befeuchtung. Dieſe wuchſen noch ein paar Monathe fort, unwarfen darauf am Ende des Chriſtmonaths alle Blätted ab, bis auf die zwey jüngſten, welche auch in wenigen Tagen hernach vertrockneten, da der zarte Zweig, woraus ſie hervor geſchoſſen waren, ſchwarz wurde."

Vom Abpflücken des Laubes von den Bäumen, vor der Zeit, da daſſelbe von ſelbſt abfallen würde, als einem Mittel, das Erfrieren der Bäume zu verhüten, ſ. im XV Th. S. 201, f.

Das Abſtreifen des Laubes von den Bäumen in den Gehölzen (Laub-ſtreifen), halten faſt alle Forſtverſtändige, und die vom Forſt-Weſen geſchrieben haben (*), in Abſicht auf das Holz allemahl für eine höchſt ſchädliche Sache, weil dadurch die jungen Treib-Reiſer verdorben, und die Bäume an ihrem Wachsthume gehindert werden; indeſſen iſt es noch

Qq 3 an

(*) S. Mosers Forſtökonomie, 6 B. 3 Cap. §. 1. S. 570. Stiſſers Einleitung zur Landwirthſchaft, 4 Cap. 3 Abth. §. 9, S. 131. Nur ein ungenannter phyſikaliſcher Projectmacher hält in ſeinem, im 7 B. des allgem. oecon. Forſtmagazins, S. 132, befindlichen Vorſchlage von der Ernährung der Thiere durch das Baum-Laub, das Laubſtreifen für ganz unſchädlich; und ein Vogtländer ſcheint, in ſeinem ſchriftlichen Vorſchlage zur Fütterung des Viehes mit Laub, im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 575, gleicher Meinung zu ſeyn.

an vielen Orten ſehr im Gebrauch (*). Es geſchieht daſſelbe, um dem Viehe, inſonderheit den Schafen und Ziegen, die Fütterung auf den Winter dadurch zu verſchaffen, indem ſie, in dieſer Abſicht, das Laub von Aeſchen, Rüſtern, Faulbäumen, Erlen, Weiden, Büchen, Birken und Eichen, abſtreifen, an der Sonne dörren, und trocken einführen. An einigen Orten hauet man gar gegen Ende des Sommers, junge Büchen, Erlen und Weiden, auch anderes Buſch-Holz, zu dem ſogenannten Schaf-Laub ab, die man in Gebünde macht und Schaf-Wellen nennt, ſo, daß ſie auf ein Hundert Schafe gemeiniglich 3 bis 4 Schock ſolcher Laub-Wellen rechnen, im Winter ſolche zur Fütterung den Schafen vorwerfen, und dann das Holz, wann das Laub abgefreſſen iſt, zu ihrer Feuerung behalten, welches bey einer ſtarken Schäferey gewiß eine ziemliche Verwüſtung im Holze verurſachen kann. Am meiſten geſchieht es da, wo es auch ſonſt nicht gewöhnlich iſt, von denen, welche Ziegen im Stalle halten; und im Vogtlande und in andern noch eben ſo holzreichen Gegenden, geſchieht das Abhauen der Aeſte, beſonders der Tannen, zur Streu an ſtatt des Strohes. Dieſe Nutzung iſt daſelbſt ſo gemein, daß der Bauer glauben würde, er habe ausgehauſet, wenn er nicht jährlich ſeine gewiſſe Wägen voll Streu im Forſte machen dürfte; indeſſen iſt es doch ſo ſchädlich und noch ſchädlicher, als wenn der Baum geſchneidelt würde, denn bey dieſem würde man

(*) An der Moſel iſt die Laub-Fütterung auch des Rindviehes faſt einzige Nahrung, ſowohl zu Hauſe, als im Felde; und die dortigen Obrigkeiten, ſo gern ſie auch den Wald geſchont wiſſen mögen, und ſo ernſtlich ſie hinter die Leute geſetzt haben, mußten den Unterthanen, auf ihre Vorſtellung, daß ſie ohne Laub keine Klaue Viehes haben könnten, gezwungener Weiſe nachgeben. S. Beſchluß der Gedanken von der Fütterungsvermehrung, im 6 B. der Oecon. Nachr. S. 542.

man doch unfehlbar noch mehrere Vorſicht brauchen, als dort bey dem Streumachen geſchieht, da der Bauer nur beſorgt iſt, auf dem angewieſenen Platze ſo viel zu bekommen, als er verlangt, und fein geſchwinde damit fertig zu werden (*).

Doch ſcheint das Laub = ſtreifen an und vor ſich ſelbſt eben nicht ſo ſchädlich zu ſeyn, als man vorgiebt, ſondern daß vielmehr nur der Mißbrauch, der dabey gemeiniglich vorgeht, die Forſtverſtändigen bewogen habe, dieſe den Landleuten ſo nützliche und öfters ganz unentbehrliche Sache als ſchädlich anzuſehen. Wenn das Laub = ſtreifen mit Vorſicht und Mäßigung geſchähe, dergeſtalt, daß man die Gipfel verſchonete, und das Laub nur an den Seiten = Aeſten nähme; wenn man keine aus Samen wohlgewachſene Loden ſtreifte; wenn es nicht in den Frühlings = Monathen, ſondern etwa im Aug. und Sept. geſchähe, da die Blätter ſchon ihre meiſten Dienſte gethan haben, und zum Abtrocknen und Abfallen ſich neigen, und wenn man nicht zu viel von einer jungen Lode oder Stange ſtreifte, damit ſolche nicht mit dem rohen zurücktreibenden Safte überhäufet und ungeſund werde (**): ſo würde das Laub = ſtreifen, inſonderheit an Orten, wo das Holz noch in ziemlichem Ueberfluß iſt, ſo großen Schaden nicht anrichten. Allein, wie kann man ſolche Vorſicht, Behutſamkeit und Mäßigung von dem Bauer erwarten? wenn ihn auch die ſchärfſten Geſetze dazu verbinden, ſo werden dieſe doch unwirkſam bleiben, weil die Aufſicht in dieſem Stücke allzu ſchwer und mühſam, wo nicht gar unmöglich iſt. Es bleibt daher das Laub=ſtreifen eine ſchädliche Sache,

(*) Mosers Forſtökonomie, a. ang. O. §. 2 — 5.

(**) Cramers Anleit. zum Forſtweſen, C. 2, §. 5. S. 12.

und wird in den meiſten Forſt-Ordnungen mit gutem Grunde und recht gänzlich verbothen (*).

Im Oeſtreichiſchen iſt, nach dem Berichte in Arnolds Reiſe nach Mariazell in Steyermark, (Wien 1785) 4. die Art, wie man die höchſten Bäume (Birken und Erlen für Schafe und Ziegen, und Aeſchen für Rindvieh,) entlaubt, folgende: Man ſchnallt an den Fuß ein Steig-Eiſen; dieſes beſteht aus einer eiſernen Stange mit 3 Spitzen, von denen eine gerade am Fuße hinunter geht; die übrigen zwey kurzen ſind oben am Eiſen quer über angemacht. Die lange Spitze längſt dem Fuße dringt beym Aufſteigen durch die Rinde in den Baum, und trägt die Laſt des Körpers; die zwey kurzen Spitzen beym Knie verhindern das Umdrehen der langen Spitzen und des ganzen Körpers, und halten beyde feſt und unbeweglich. Da man auf ſolche Weiſe hinlänglich vor aller Gefahr geſichert iſt, ſo kann man beyde Hände nach Gefallen brauchen,

(*) S. fürſtl. naſſauweilburgiſche Forſtordn. §. 34. Herzogl. ſachſengothaiſche Forſtordn. C. 4, §. 4. Fürſtl. braunſchweiglüneb. Holzordn. §. 59. Fürſtl. heſſencaſſeliſche Forſtordn. S. 27 Das Abhauen der Aeſte zur Streu verbiethet die oberpfälziſche Forſtordn. 1 Th., Art. 33. An einigen Orten geht man mit ſolchem Abhauen der Aeſte noch etwas ſäuberlich um, indem man alle Jahre eine gewiſſe Anzahl Bäume von Rüſtern und Erlen beſonders dazu ausſetzt, und die laubreichen Aeſte zum Schaf-Futter abhauet oder abſäget, ſie in Bündel bindet, und an einem vor der Näſſe verwahrten Orte dürre werden läßt. S. Schrebers Neue Cameralſchr. 5 Th. S. 469. Welche Wirthſchaft in den Gedanken und Vorſchlägen zur Stadt- und Land-Oekonomie, als ein Beytrag zu den ſchleſ. oeconom. Samml. S. 150, auch bey dem Laubſtreifen angerathen wird, weil man damit weniger Schaden anrichtet. Was aber die Schaf-Wellen betrifft, ſo müſſen ſolche aus den Hecken on den Wegen und Wieſen, inſonderheit aber aus den Buſchholz-Schlägen, die man ohnehin abtreiben will, gehauen werden, dieſes aber muß unter Anweiſung und Aufſicht der Forſt-Bedienten geſchehen. Auf ſolche Weiſe wird man den Waldungen keinen ſonderlichen Nachtheil zuziehen. Hingegen iſt nicht zu geſtatten, in Laub-Hölzern von Schlägen die zarten Sommer-Latten von der Mutter abzuſchneiden, und Laub-Wellen daraus zu machen. Pflanzten die Landleute fein Aeſchen und Erlen auf ihren Grundſtücken, ſo würde es ihnen an Laub-Wellen und auch an Feuer-Holz nicht fehlen.

chen, die Bäume mit vieler Geſchwindigkeit entlauben, und die Aeſte ſehr leicht abſchlagen.

Will man ſowohl das Laub-ſtreifen, als das Füttern des belaubten Holzes nicht ganz abſchaffen, ſo empfiehlt Hr. v. **Pfeifer** (*) einige Vorſichten, deren Beobachtung den Nachtheil gar ſehr vermindern wird. „In Anſehung des Laubes,“ ſagt er; „iſt zu „beobachten, daß die Blätter niemahls abgeſtreift, „ſondern entweder Blatt vor Blatt mit den Nägeln „abgekniffen, oder, welches geſchwinder geht, mit ei„ner langen Schere abgeſchnitten, und die jüngſten „Blätter an den äuſſerſten Enden der Zweige ſtehen „bleiben müſſen. Käme es dagegen auf junge Loden „zur Schaf-Fütterung an, ſo darf man fürs erſte nicht „oft, noch einige Mahl hinter einander, dem Unter„Holze dieſe Verwundung zumuthen, und man muß „ſich vorzüglich an ſolche Holz-Arten wagen, welche „dergleichen Operationen mit dem wenigſten Nachtheil „vertragen können, welches dann, wie die Erfahrung „beweiſet, die Pappel- und Weiden-Arten, der Faul„Baum, der Haſelnußſtrauch, die Aeſche, die Ae„ſpe, die Eiche, die Birke, die Linde, die Rüſter, die „Erle, die Buche, ſind“.

Eine faſt gleiche Bewandtniß hat es mit dem **Laub-rechen** oder **Laub-ſcharren**, da man das abgefallene Laub und das Mos in den Wäldern zuſammen rechet oder ſcharret. Der Nutzen, welchen der Landmann dabey ſucht, iſt, daß er, in Ermangelung des Strohes, ſolches zum Einſtreuen in die Ställe gebrauche, und ſodann mit dem Miſte davon den Acker dünge. Das in den Wäldern von den Bäumen abgefallene Laub, ſo fern es dem Viehe untergeſtreuet,

(*) In ſeinem Grundriß der Forſtwiſſenſchaft, (Mannheim, 1781, gr. 8.) S. 178.

ſtreuet, und hernach zu Miſt oder Dünger gebraucht wird, wird **Holz-Miſt** oder **Wald-Miſt** genannt. Das Laub nun ſowohl, als die Tangeln, düngen nach der Erfahrung entweder gar nicht, oder doch ſehr wenig, indeſſen ſind ſie doch das Hülfs-Mittel, wodurch der Miſt zu gute gemacht werden kann, und an Orten, wo das Stroh knapp iſt, und zum Vieh-Futter verwendet werden muß, iſt das **Laub-** oder **Streu-rechen** dem Landmanne eine unentbehrliche Sache. Viele Forſt-Verſtändige halten das Streurechen für ſchädlich, und daher mag es auch gekommen ſeyn, daß es in einigen Forſt-Ordnungen ſchlechterdings verbothen worden iſt (*). Allein an und vor ſich

(*) Diejenigen, welche die Schädlichkeit des Streu-rechens behaupten, führen zur Urſache davon an, daß eines Theils dem Walde dadurch die Düngung, die er von der Streu und dem Abfalle der Bäume haben ſollte, entzogen würde; andern Theils aber müßten das Laub, das Mos und die Tannen-Nadeln die jungen Pflanzen zur Sommerszeit vor der Sonnen-Hitze und Dürre, im Winter aber vor dem Froſte, bewahren. Ihre übrigen Gründe betreffen bloß die dabey vorgehenden Mißbräuche. S. des Freyhrn. v. Aufſees gegründete Anzeige, woher der bisherige Holz-Mangel komme, und wie ſolchem vor das Zukünftige abgeholfen werden könne? im 9 B. des allgem. oecon. Forſtmagaz. S. 39, fgg. Weylands kurzer Unterricht von dem, was ein angehender Beamter von Forſtſachen zu wiſſen nöthig hat, Cap. 3, §. 30 und 51. Inſonderheit macht Leopold, in ſeiner Einleit. zu der Landwirthſch. S. 720, viel Rühmens von ſolcher Wald-Düngung. Fürſtl. naſſauweilburgiſche Forſtordn. §. 34. Fürſtl. heſſenhanauiſche Forſtordn. Cap. 2, §. 11. Andere verwerfen ſolche Gründe gänzlich, und behaupten, daß weder das Laub, das Mos und die Tannen-Nadeln einen Wald-Dünger abgeben, noch auch, bey deren Wegnahme, man ſich ſo wenig vor dem Froſte als vor der Sonnen-Hitze, und daß dadurch die Bäume beſchädiget werden ſollten, zu fürchten habe. S. Schreiben eines herzogl. würtembergiſchen Beamten, worin derſelbe einige Fragen wegen des Mos- und Laubrechens, faulen Holzes und des Walddüngers beantwortet, im 5 B. des allg. oecon. Forſtmag. S. 63, fgg. Ich halte dafür, daß man hierbey einen Unterſchied unter jungen und alten Schlägen machen müſſe. In jenen kann das Laub den jungen

ſich ſelbſt iſt daſſelbe ganz unſchädlich, ja ſelbſt nützlich, wenn es an gehörigen Orten, mit Vorſicht und ohne Mißbräuche, geſchieht; widrigenfalls aber kann es allerdings ſchädlich werden. In jungen Schlägen iſt das Streu-rechen allemahl nachtheilig, indem daſelbſt viele junge Pflanzen zugleich mit ausgeriſſen werden; in alten Schlägen hingegen, die binnen 1, 2, 3, 4 Jahren ſchlagbar werden, iſt das Mos- und Laubrechen wohl zu erlauben; das Mos, welches abgekratzt wird, macht den Boden wieder wund, daß der Baum-Same hinein fallen kann, und imprägnirt denſelben gleichſam zum neuen Holzwuchs (*). Ja, es iſt in den kieferigen oder Schwarz-Hölzern, Birken, u. dgl. vielmehr rathſam, daß man das Gehau, welches in etlichen Jahren abgetrieben werden ſoll, fein rein abreche, und nur im lezten Jahre wieder ſchone, da dann das junge Holz ſchön und dicht aufſchlagen wird (**). Bey dem Wiederbeſäen des abge-

gen und zarten Stämmchen allerdings den oft ſehr nöthigen Schutz wider Froſt und Hitze, w durch ihre noch ſehr ſchwache Wurzeln leicht beſchädiget werden können, verſchaffen, den hingegen in alten Schlägen die ſchon einiger Maßen zu Stangen herangewachſenen Bäume, ſo wenig wie die doch älteren, mehr bedürfen. S. v. Pfeifer Grundriß der Forſtwiſſ. §. 231. Das iſt aber auch aller Nutzen, den man von dem Laube und den Tannen-Nadeln im Walde erwarten kann; denn mit der Düngung, die daraus enſtehen ſoll, kommt es eben ſo heraus, als wenn man bloßes Stroh über einen Acker herbreiten wollte.

(*) S. Anmerkungen eines Cavaliers vom nützlichen Gebrauch der Laubhölzer, im 3 B. des allgem. oeconom. Forſtmag. S. 49, fgg. Daher wird auch in dem churf. ſächſ. Generale, die Wiederaufbringung der abgetriebenen Walzungen, und ſonſt, betreffend, d. d. 2 Aug. 1763, im 5 B. des allgem. oecon. Forſtmag. S. 319, verordnet: daß das Streu-rechen, ſo viel nur immer möglich, einzuſchränken, und weder in jungen und nicht völlig ausgewachſenen Hölzern, noch auch in dem ausgewachſenen fichtenen Holze, eher, als wenn dieſes in einigen Jahren darauf weggeſchlagen werden ſoll, zu geſtatten.

(**) S. Moſers Forſtökonomie, 6 B. 3 Cap. §. 12, S. 575.

getriebenen Schlages iſt es ebenfalls nöthig, die Streu zuvor wegzurechen; denn wenn ſie liegen bleibt, ſo kommt ſie an einigen Orten zu dick auf einander, und hitzet, zumahl auf Flächen, wenn der Regen nur etwas ausbleibt, ungemein, der Same kann davor nicht in die Erde kommen, ſondern bleibt unter den Nadeln liegen, kommt nicht zum Keimen, und vertrocknet (*). Selbſt in jungen Nadel-Hölzern, kann, ohne allen Schaden, das Streu-rechen verſtattet werden, doch nicht eher, als bis der Zuwachs wenigſtens 10 Jahr alt iſt, und das Holz zu Kräften gekommen und zu vollkommenen Stangen ausgewachſen iſt (**). Auf dieſe Weiſe iſt das Streu-rechen den Waldungen unſchädlich, und kann den Landleuten ohne Bedenken zugeſtanden und erlaubt werden; nur müſſen die Mißbräuche, die dabey vorgehen können, nicht geduldet, ſondern ſcharf verbothen, und durch gute Aufſicht verhindert werden. Dieſe Mißbräuche beſtehen hauptſächlich darin, daß, da man nur das überflüſſige Mos und Laub wegnehmen ſollte, man alle 4 oder 5 Jahr von den Wurzeln faſt alle Erde wegkratzet (***), und zugleich die unterſten Aeſte an Tannen und Fichten abbricht oder abhauet (****); daß man ſich dabey ſcharfer, enger

(*) S. Beckmanns Verſuche von der Holzſaat, Cap. 5, §. 30, und des Oberforſtm. v. Zanthier Anmerkung darüber, im 1 B. der neuen oeconom. Nachrichten, S. 624, fgg.

(**) S. Abhandlung von den Schwierigkeiten bey hauswirthlicher Nutzung der Waldungen, im 1 B. des allg. oecon. Forſtm. S. 78, und im 5 B. der Leipz. Sammlung ꝛc. S. 335. Betrachtungen der Urſachen, welche den vieler Orten einreiſſenden Holzmangel hauptſächlich zuwege bringen, §. 5, im 9 B. der Oecon. Nachr. S. 722.

(***) S. des Grafen von N. beſondere Vortheile und Erfahrungen in allerhand hauswirthſchaftl. Geſchäften, §. 4, im 1 B. der Leipz. Samml. S. 768.

(****) Wo der grüne Aſt abgehauen wird, da läuft der Saft zum Triebe aus, und hindert das Wachsthum des Baumes. Doch

enger und eiſerner Rechen bedient, da man es mit weitzahnigen, ſtumpfen, hölzernen Rechen verrichten ſollte (*); daß man bey der Abfuhre der Streu ſich keiner recht engen und wohlverwahrten Wagen-Leitern, welche vorn und hinten mit durchgeflochtenen Vorſetz-Gittern verſehen ſind, bedient; man ſieht vielmehr an vielen Orten, daß die Bauern zu Erhöhung der Leitern, damit völlige Ladung fortgebracht werden könne, die beſten Stangen auf beyden Seiten überbinden, die weiten Leitern mit jungem Holze und den ſchönſten Reif-Stäben durchflechten, vorn und hinten aber, an ſtatt der Vorſetz-Gitter, ſo viel kleine Stangen in einander einflechten, daß man, da alles dergleichen zur Verwahrung der Streu-Wägen nöthige Holzwerk, bey jedem Fuder beſonders, aus den Wäldern mit fortgenommen wird, den Werth des zu einem mäßigen Streu-Fuder verwendeten, und gemeiniglich aus jungen Stangen beſtehenden, Holzes vielfach höher, als die Streu ſelbſt, zu ſchätzen hat (**). So pflegt man auch zuweilen vieles junges Holz abzuſchneiden oder umzuhauen, um die nöthigen Wege hinein zu machen, an ſtatt daß ſie die Wägen auf dem ordentlichen Wege oder ſonſt an unſchädlichen Orten ſtehen laſſen, und die geſammelte Streu dahin tragen und aufladen ſollten; die Weibsleute aber, die Streu in

Doch iſt es unſchädlich, wenn man die wirklich dürre gewordenen Aeſte von den ſtärkſten und höchſten Stämmen unten abſchlägt.

(*) Daher werden in den Forſt-Ordnungen die eiſernen Rechen allenthalben ſcharf verbothen.

(**) S. die ſchon angeführten Betrachtungen, den Holzmangel betreffend, a. ang. O. Zerſtreute wirthſchaftliche Anmerkungen bey Gelegenheit einiger Reiſen durch Sachſen und in angränzenden Gegenden im 5 B. der Oecon. Nachr. S. 50, ſgg. wo der Verf. dergleichen unwirthſchaftliches und ſchädliches Verfahren bey Herzberg, und in daſiger ganzen Pflege bis an Torgau, bemerkt hat.

in ihren Gras-Tüchern hohlen und nach Hauſe tragen, haben die ſchöne Gewohnheit, junge Stangen abzubrechen und unter die Streu zu verſtecken. Alle dergleichen Mißbräuche und Frevel ſind, wie gedacht, abzuſtellen. Sie können auch ganz leicht abgeſtellet und verhütet werden. Man darf nur zum Streu-rechen gewiſſe Tage in der Woche, auſſer welchen es Keinem erlaubt ſeyn ſollte, feſtſetzen (*), und dabey die Anordnung machen, daß an ſolchen Tagen alle und jede aus der Gemeinde, welche Streu nöthig haben, ſolche zugleich hohlen, die Förſter, Schulzen und Gemeinde-Vorſteher aber alsdann dabey die Aufſicht haben, und ſowohl die Streu-Wägen und Gras-Tücher fleißig viſitiren, als auch dahin ſehen müßten, daß nichts wider die Verordnung vorgenommen werde; die Frevler aber würden ohne Nachſicht und ohne Anſehen der Perſon, nach Beſchaffenheit der Umſtände, nachdrücklich zu beſtrafen ſeyn.

Für die Erlaubniß in den landesherrlichen Waldungen das liegende Kehr-Laub zu hohlen, wird an einigen Orten eine geringe Recognition gegeben, welches man **Laub-Geld** nennt (**); und man pflegt die Einrichtung dabey ſo zu machen, daß dieſe jährlich zu entrichtende und ein für alle Mahl feſtgeſetzte Abgabe auf die Haushaltungen gelegt wird. So billig dieſe Abgabe iſt, da der Wald, und alſo auch das Laub,

(*) Wie ſolches in der kön. preuß. Dorfordn. für das Fürſtenthum Minden, und Grafſchaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, d. d. 7 Febr. 1755, § 35, im Nov. Corp. Conſt. March. Th. 1. Col. 755, angeordnet iſt; nach derſelben ſoll das Holz- und Laub-tragen aus den Gemeindeholzungen und Marken nur an den ordentlichen Holztagen, denjenigen, die kein eigen Geſpann haben, geſtattet, und ſonſt ein jeder angehalten werden, ſein Holz an den feſtgeſetzten Holztagen fahren zu laſſen; die auſſer ſolcher Zeit angetroffen werden, ſollen als Diebe angeſehen und beſtrafet werden.

(**) S. gräfl. witgenſteiniſche Forſtordn. §. 56.

Laub, nicht den Unterthanen, ſondern der Landes-Herrſchaft gehört (*); ſo wollen doch Einige ſolches für allzu cameraliſtiſch gerechnet halten (**). Zuweilen pflegt das Kehr-Laub auch fuderweiſe für einen in der Holz-Taxe beſtimmten, gemeiniglich ſehr geringen, Preis verlaſſen zu werden.

So fern das Laub der Bäume im Winter zum Futter der Schafe und andern Viehes gebraucht wird, nennt man es **Laub-Futter.** Die Alten, inſonderheit die Römer, hielten bey ihrer Viehzucht viel auf die **Laub-Fütterung**; vielleicht war der Futter-Mangel oder vielmehr der Mangel an genugſamen Wieſen, vielleicht aber auch die Ueberzeugung von der Güte und den Vortheilen dieſes Verfahrens, die Urſache hiervon. Da heutiges Tages an vielen Orten die erſte Urſache ebenfalls Statt findet, und an denen Orten, wo es an Wieſewachs fehlt, das Heu nicht allein mit großen Koſten erkaufet, ſondern auch mit vieler Beſchwerlichkeit herbey gehohlet werden muß, ſo iſt die Laub-Fütterung ein erwünſchtes Beyhülfs-Mittel. Es wird dieſelbe am meiſten mit den Schafen vorgenommen, doch iſt ſie auch bey anderm Viehe zu gebrauchen; und was würde wohl die meiſte Nahrung zur Winterszeit anders, als Laub ſeyn, wenn man das Pferde-, Rind-, Schaf- und Ziegen-Vieh nicht anbände, ſondern dieſe Thiere in ihrer Wildniß herum laufen ließe? Das Laub an und vor ſich ſelbſt aber iſt zu dieſer Abſicht nicht von einerley Güte. Das Erlen-, Birken- und Eichen-Laub, wie auch das in den Baum-Gärten abgefallene Laub, iſt, wenn es recht trocken und rein zuſammgebracht iſt, für das Schafvieh das zuträglichſte; das Aeſchen- und Rüſtern-

(*) S. Weylands kurzer Unterricht ꝛc. §. 51.

(**) Oecon. Forſtmag. 8 B. S. 218, in der 2ten Anmerk.

ſtern-Laub bekommt den Kühen am beſten; das Weiden-Laub iſt für Schafe und Kühe gut. Auch das Laub von den breitblätterigen Weiden-Arten iſt zur Fütterung dienlich. Unter allem Laube aber iſt das von den Maulbeer-Bäumen nicht nur das kräftigſte, ſondern auch dem Viehe am angenehmſten, wie ich an ſeinem Orte ausführlicher zeigen werde. In Weinbergen ſammlet man das Wein-Laub, vermittelſt der abgebrochenen Reben-Gipfel in Bündlein, und giebt es den Lämmern oder Kühen. Es muß aber die Sammlung des Laubes bald nach Bartholomäi, und zwar zu keiner ſolchen Zeit, wo die Bäume mit Mehl-Thau befallen ſind, geſchehen. Was bey dem Laubſtreifen zu beobachten iſt, habe ich oben angezeigt. Vor dem Gebrauche des Laubes muß daſſelbe recht gut getrocknet ſeyn. Der beſondern Anwendung des zur Fütterung dienlichen Laubes, iſt zum Theil bereits Erwähnung geſchehen; wie z. B. des Aeſchen-Laubes zur Fütterung für Rindvieh, Schafe und Ziegen, im XI Th., S. 533, f., des Birken-Laubes, im V Th. S. 373; der Fichten-Reiſer für Pferde und Rindvieh, im XXXVII Th. S. 293, f.

Unter **Laub-Streu** verſteht man, wenn man entweder belaubte Aeſte, beſonders der Tannen, abhauet, und zur Streu für das Vieh, an ſtatt des Strohes, gebraucht, ſ. oben S. 614, oder das in den Wäldern und Baum-Gärten abgefallene Laub zuſammen rechet oder ſcharret, dem Viehe unterſtreuet, und hernach zu Miſt oder Dünger gebraucht; ſ. oben, S. 618. Braucht man dazu die Tangeln des Nadel-Holzes, ſo wird ſie die **Nadel-Streu** genannt. Beyde aber machen die **Wald-Streu** aus.

Das Laub von den mehreſten Bäumen, (die Eichen ausgeſchloſſen), giebt auch einen guten Dünger ab, wenn es vorher vor den Wäldern oder Gärten, in dazu verfertigte große Gruben, (damit der Wind daſ-

selbe

ſelbe nicht aus einander ſtreue), zuſammen gerechet worden, und darin über einander verfault iſt; inſonderheit iſt das abgefallene Tannen- und Fichten-Laub dazu ſehr dienlich. Oder, man wirft das Laub in die ſogenannten Miſt-Pfützen, und läßt es darin den Winter über liegen und verfaulen; denn da nicht allein in den Blättern, ſondern auch in der Miſt-Pfütze Salze vorhanden ſind, welche ſich mit einander vereinigen, ſo iſt es ja wohl ganz glaublich, daß ſolches eine kräftige Düngung abgeben müſſe, die man im Jun. und Jul. heraus nimmt, und auf den Acker bringt. Wenn man keine Miſt-Pfütze in dem Hofe hat, darf man nur das Laub auf den Miſt ſtreuen, und andern Miſt darüber bringen, ſo wird man eben den Nutzen davon haben.

Eine andere Art des Düngens mit Laub, geſchieht durch das **Laub-brennen**, welches aber verbothen, wenigſtens nur unter gewiſſen Einſchränkungen erlaubt, iſt (*).

Ferner iſt es ein Nutzen des geſammelten abgefallenen Baum-Laubes, wenn die Gärtner zur Winters-Zeit

(*) Wie z. B. in der churf. maynziſchen Forſtordn. v. J. 1744, C. 11, §. 11. „Nachdem Unſere Unterthanen ſowohl, als angränzende, bishero hin und wieder in Unſern, und in ihren eigenthümlichen und lehenbaren Wäldern, das Laub zuſammen raffen, nachgehends zu veräſchern, und damit ihren Graswachs zu düngen pflegen, „wobey ſehr große Gefahr, daß auch oftmahlen ganze „Waldungen durch dergleichen Laubbrennen eingeäſchert „werden; als wollen Wir ſolches allerdings abgeſtellet „wiſſen. Diejenige Unterthanen aber, welche der Aſchen „zu Begeilung ihrer Länder ohnumgänglich bedörfen, mögen zwar das Laub aus denen Wäldern führen, und an „Orten, wo es keinen Schaden thut, brennen, jedoch ſolches jedesmahl Unſerm Forſtamt und Förſtern anzeigen, „auch ſichere Pläze zum Laubſammlen anweiſen laſſen, „und alles unter der Aufſicht und in Gegenwart der gedachten Förſtere thun, oder ernſtlicher Beſtrafung „ſich ohnfehlbar gewärtigen.

Zeit viele Gewächſe, die den Winter über drauſſen ſtehen und eingeſchlagen werden, als: Wälſchkohl, Kohlrabi, Sellerie ꝛc. damit bedecken. Auch die holländiſchen Zwiebel-Gewächſe laſſen ſich gar wohl damit vor dem Froſte bewahren; denn mit Pferde-Miſte zu bedecken, iſt nicht rathſam, weil die durch die Näſſe aufgelöſeten Salze die Zwiebeln angreifen, und den Küchen-Gewächſen einen übeln Geſchmack zuwege bringen. Kommt das Frühjahr heran, und iſt man vor den Froſten geſichert, ſo räumet man das Laub hinweg, thut es in eine Grube, und läßt es zu Erde werden, und hat alſo doppelten Nutzen davon.

Endlich kann der Landmann auch das abgefallene Laub mit Nutzen zur Feuerung und zum Aſchebrennen gebrauchen. Das Laub giebt eine gute Aſche, wenn ſolches im Herbſte fein trocken geſammelt, und in einen Schoppen, wo es vor Regen geſichert iſt, gebracht wird. Im Herbſte, da man gerne eine mäßig warme Stube haben will, legt man die Blätter auf eine Schaufel, ſchiebt ſie in den Ofen, und zündet ſie an; hiervon hat man eine warme Stube, und bekommt eine ſchöne weiße Aſche, die von den Seifenſiedern gern gekauft wird, oder die dem Landmanne Seife dafür geben. Damit man aber viel Aſche bekomme, iſt nöthig, daß man alle Tage die Aſche aus dem Ofen heraus nehme, und nicht etwa 8 Tage darin liegen laſſe; denn ſonſt verzehrt ſie ſich, und wird immer weniger; wie denn auch niemahls ein Ofen ſo gut heizen wird, wenn viel Aſche in demſelben liegt. Sollte dieſe Aſche bey der Pottaſch-Siederey nicht zu gebrauchen ſeyn? und wie nützlich iſt nicht ſolche zum Schmauch bey dem Räuchern des Fleiſches anzuwenden!

Laub-Apfel, in einigen Gegenden, eine Benennung der im XV Th. S. 684, fgg. beſchriebenen Gall-Aepfel.

Laub-Aſche, ſ. oben, auf dieſer Seite.

Laub-Band, bei den Schlöſſern, ein Thür-Band, in welchem das Blech nach allerley dem Laube ähnlichen Zügen ausgeſchnitten iſt.

Laub-brennen, ſ. oben, S. 625.

Laub-Daus, ſ. oben, S. 618.

Laub-Dünger, ſ. oben, S. 618, und 624, f.

Laub-Erde, Beurtheilung ihrer Tüchtigkeit zum Holz-Anbau; ſ. im XXIV Th., S. 476, f.

Laub-Fall, im gem. Leben und im Forſtweſen, das Abfallen des Laubes von den Bäumen, und die Zeit, wann daſſelbe abzufallen pflegt; ſ. oben, S. 602, fgg.; daher man im Scherze auch wohl den Herbſt den Laub-Fäller nennt.

Laub-Feuerung, ſ. oben, S. 626.

Laub-Fink, ſ. Gimpel, im XVIII. Th., S. 535.

Laub-Froſch, eine Art kleiner grüner Fröſche, welche ſich nur auf der Erde aufhalten, und ſich gern auf den Bäumen unter den Blättern des Laub-Holzes finden laſſen; Baum-Froſch, Rana arborea *Linn.* Siehe im XV Th., S. 169. Von Einigen wird der gemeine grüne Land-Froſch irrig Laub-Froſch genannt.

In der rothwälſchen Diebes-Sprache heißt der Jäger Laub-Froſch.

Laub-Futter, Laub-Fütterung; ſ. oben, S. 623, fgg.

Laub-Geld, ſ. oben, S. 622.

Laub-Hahn, ſ. Laub-Huhn.

Laub-Harke, ſ. Laub-Rechen.

Laub-Henne, ſ. Laub-Huhn.

Laub-Holz. 1. Holz, d. i. Bäume oder Sträuche, welche eigentliches Laub oder Blätter haben, welche ſie im Herbſte fallen laſſen, und im Frühlinge neue gewinnen, zum Unterſchiede von dem Nadel- oder Tangel-Holze, welches kein eigentliches Laub, ſondern Nadeln oder Tangeln hat. Von der Eintheilung des Laub-Holzes in Baum- und Buſch- oder Stauden-Holz, ſ. im XXIV Th., S. 461, f.

2. Ein aus ſolchem Laub-Holze beſtehendes Gehölz; ein aus Laub-Holze beſtehender Wald oder Hain.

Laub-Huhn, in einigen Gegenden, ein Nahme des Birk-Huhnes, weil es ſich gern in den Laub-Hölzern aufhält. Das Männchen wird alsdann **Laub-Hahn**, und das Weibchen **Laub-Henne** genannt.

Laub-Hütte, eine mit grünen Gewächſen umzogene Hütte; ſ. **Laub-** und **Lauber-Hütte**.

Laub-Knoſpe, eine Knoſpe an einem Baume, ſo fern ſie unentwickeltes Laub enthält; die **Blätter-Knoſpe**; zum Unterſchiede von den Blüht- und Frucht-Knoſpen. Siehe Th. XLI, S. 729.

Laub-König, ſ. oben, S. 600.

Laub-Koralle, eine Art Punct-Koralle, Eſchara cruſtulenta *Pall.*; ſ. Th. XLIV, S. 308.

Laub-Ober, ſ. oben, S. 600.

Laub-Rauſch, nennt man einen Zufall an Weinſtöcken, wenn die Blätter dürre, bald braun, bald roth, bald ſchwarz werden, und abfallen. Siehe im Art. **Weinſtock**.

Laub-Rechen, **Laub-Harke**, ein Rechen, oder eine Harke, das abgefallene Laub in den Wäldern damit zuſammen zu rechen. Von der R. A. **das Laub rechen**, hat man auch das Haupt-Wort **das Laub-rechen**, dieſe Handlung zu bezeichnen. Siehe oben, S. 617, fgg.

Laub-Rinde, Eſchara frondiculoſa *Pall.*; ſiehe Th. XLIV, S. 313.

Laub-Rolle, bey den Buchbindern, eine Rolle, allerley dem Laube ähnliche Züge damit auf die Bände der Bücher zu drucken.

Laub-Rüſt, ſiehe **Lauber-Hütte**.

Laub-Sack, ein mit dürrem Laube ausgeſtopfter Sack, welcher an ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Stroh-Säcke in die Bettſtellen unter die Feder-Betten gelegt wird.

Laub-Säge, bey verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern, eine feine zarte Säge, laubichte Zierrathen damit auszuſägen, oder auch wohl einen Körper zu dünnen dem Laube ähnlichen Blättern damit zu ſägen. Siehe Säge.

Laub-ſcharren, ſ. oben, S. 617, fgg.

Laub-Schnur, in den bildenden Künſten, eine Art der Verzierung, welche aus zuſammen gebundenen Blättern, Blumen und auch wohl Früchten, in Geſtalt einer Schnur beſteht, und daher auch wohl eine Blumen-Schnur, oder Frucht-Schnur, Franz. aber ein Feſton, genannt wird. Siehe im XII. Theile, Seite 647, fgg.

Laub-ſtreifen, ſ. oben, S. 613, fgg.

Laub-Streu, ſ. oben, S. 614, und 624.

Laub-Thaler, eine im gemeinen Leben übliche Benennung der franzöſiſchen großen Thaler oder Ecus, welche 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf. gelten, den Louis d'Or zu 5 Thlr. gerechnet. Nach dem Vorgange der Holländer pflegt man ſie auch Ducatons zu nennen, ob ſie gleich in Frankreich dieſen Nahmen nicht führen. Den deutſchen Nahmen **Laub-Thaler** hat dieſe Münze von dem darauf geprägten Laub-Kranze. Es befindet ſich nähmlich auf dem Revers das gekrönte Wapen der 3 Lilien, in einem ovalen Schilde, zwiſchen zwey zuſammen gebundenen Lorber-Zweigen; oder zwey ins Kreuz gelegten Oehl-Zweigen, mit der Umſchrift: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTVM. Man hat ganze und halbe Laub-Thaler.

Da der innere Gehalt der franzöſiſchen Laub-Thaler ſeit einiger Zeit auf verſchiedene Art beſtritten worden iſt, ſo fand im Jahre 1786, ein anſehnlicher Theil der Kaufmannſchaft in Augſpurg für gut, eine genaue Unterſuchung des wahren innern Gehaltes dieſer Thaler, von ihrer Entſtehung an, bis 1786, zu veranſtalten. Es wurden daher von dem J. 1726

bis 1786, incl. von jedem Jahrgange 50 Stück ausgeſucht, und jede 50 Stück beſonders probiert, wo ſich ergab, daß dieſe Thaler von Jahr zu Jahr nach und nach abgenommen, ſo, daß ſie von 1726 bis 1753, 14 Lt. 11 bis 10 Gr.; von 1754 bis 1777, 14 Lt. $9\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Gr.; von 1778 bis 1782, 14 Lt. 8 Gr.; und von 1783 bis 1786, 14 Lt. 7 Gr. betragen haben. Der Durchſchnitt ihres Gehaltes war demnach: von 1726 bis 1782, 14 Lt. $9\frac{87}{100}$ Gr.; von 1783 bis 1786 hingegen nur 14 Lt. 7 Gr. Hierauf wurden von obgedachten Thalern fünf Güſſe veranſtaltet, welche folgende Reſultate gaben:

von 1726 bis 1745	hielten fein	14 Lt. $11\frac{1}{4}$ Grän.
von 1745 bis 1760	— —	14 Lt. $10\frac{1}{2}$ Gr.
von 1761 bis 1775	— —	14 Lt. $9\frac{3}{4}$ Gr.
von 1775 bis 1782	— —	14 Lt. $8\frac{1}{4}$ Gr.
von 1783 bis 1786	— —	14 Lt. 7 Gr.

Es zeigt ſich alſo, daß der Gehalt von 1726 bis 1782 incl. auf 14 Lt. $10\frac{29}{100}$ Gr. ſtand.

Um von dem Gehalte dieſer Laub-Thaler eine vollkommnere Ueberzeugung zu erlangen, wurden dieſe fünf Güſſe auch an das k. k. Münz-Amt Günzberg zur Umſchmelzung und Probierung überſendet, und folgender Maßen befunden:

von 1726 bis 1745	hielten fein	14 Lt. 12 Gr.
von 1746 bis 1760	— —	14 Lt. 11 Gr.
von 1761 bis 1775	— —	14 Lt. 10 Gr.
von 1776 bis 1782	— —	14 Lt. $8\frac{1}{2}$ Gr.
von 1783 bis 1786	— —	14 Lt. 7 Gr.

Dieſe Güſſe wiederum in Eine Maſſe geſchmolzen und probiert, gaben 14 Lt. $10\frac{77}{100}$ Grän.

Anzeige einer gemachten genauen Unterſuchung des Gehalts der Frazöſiſchen Laub- oder Federthaler vom Jahre 1726 bis 1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern, innerlichen Werth hat. Augsb. 1786, f. 2 B.

Kur-

Kurze Erwiederung einiger Einwendungen gegen die Anzeige einer gemachten genauen Unterſuchung des Gehalts der Franzöſiſchen Laub=oder Federthaler vom Jahre 1726 bis 1786, und wie viel ein Stück von den ältern und neuern innerlichen Werth hat. Augsb. 1786, f. 2. B.

Bemerkungen über die Geld=Erhöhung in Frankreich und Oeſterreich und deren Anwendbarkeit im Reich, beſonders in den vordern löblichen Reichskreiſſen und in der Schweiz. Auch Etwas über die alte und neue franzöſiſche Laubthaler. Augsb. 1786, f. 3 u. e. h. B.

Nachtrag zu den Bemerkungen über die Golderhöhung in Frankreich ꝛc. Augsb. 1786, f. 4 u. e. h. B.

Seit 1726 bis 1784. Geſetzmäßig. Ein Stück wiegt 613, 7 holl. As, Gehalt 14 Lt. 12 Gr., enthält fein Silber 562, 5 holl. As; iſt nach dem 20 fl. Fuß werth 1 Thlr. 13 Gr.

Nach dem Remedio. Ein Stück wiegt 608, 9 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 551, 8 holl. As; iſt werth 1 Thlr. 12 Gr. 4 Pf.

Im Durchſchnitt. Ein Stück wiegt 611, 3 holl. As, Gehalt 14 Lt. $10\frac{1}{2}$ Gr. enthält fein Silber 557, 2 holl. As; iſt werth 1 Thlr. 12 Gr. 8 Pf.

Nach Tableau du pair. Ein Stück wiegt 613, 7 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 556, 1 holl. As; iſt werth 1 Thlr. 12 Gr. 7 Pf.

Nach der regensburger Probe. Ein Stück wiegt 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 11 Gr., enthält fein Silber 555 holl. As; iſt werth 1 Thlr. 12 Gr. 6 Pf.

Nach der neuen Unterſuchung. Ein Stück wiegt 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 9 Gr., enthält fein Silber 551 holl. As; iſt werth 1 Thlr. 12 Gr. 2 Pf.

Ganz neue Laubthaler ſeit 1784 und 1785 ausgeprägt, wiegt ein Stück 608 holl. As, Gehalt 14 Lt. 6 Gr., enthält fein Silber $544\frac{2}{3}$ holl. As; iſt werth 1 Thlr. 11 Gr. 10 Pf.

Im J. 1786, hat der Magiſtrat zu Frankfurth am Mayn, die in den Jahren 1784 und 1785 mit einigem Korn=Abbruch ausgeprägten franzöſiſchen Laub=Thaler, von dem gewöhnlichen Laubthaler=Preis, à 2 Fl. 43 Kr. bis auf 2 Fl. 40 Kr. herab zu würdigen, ſich bewogen gefunden. Auch im Herzogthum Würtemberg, ſind im März 1786, die franzöſiſchen

Laub-Thaler von den Jahren 1784, 1785 und 1786, auf 2 Fl. 40 Kr. herabgeſetzt worden. Und in den kurf. hannoveriſchen Landen ſind, durch ein königl. Edict v. 29 März, die Laub-Thaler von 1784 und 1785, wie auch die Schild-Louis d'Or von 1785, weil man ſie geringhaltiger, als die ältern Münzen von dieſem Gepräge, befunden hat, gänzlich und bey Strafe der Confiscation, bis auf weitere Verfügung, verbothen worden. Deßgleichen haben, unter dem 30 Apr. 1792, Se. kurf. Durchl. zu Pfalz-Bayern zur Beförderung des Ausganges der franz. Laub-Thaler, und zur Beybehaltung der ächten Conventions-Sorten verordnet, daß von nun an in den kurpfalz-bayeriſchen Ländern, denn den Herzogthümern Ober-Pfalz, Neuburg und Sulzbach 1) genannte Laub-Thaler ſowohl bei den landesherrlichen Caſſen, als auch im allgemeinen Verkehr, und zwar die von dem 20er Jahren bis 1782 incluſive auf 2 Fl. 40 Kr., die von 1782 und nachfolgenden Jahren aber auf 2 Fl. 38 Kr. herabgeſetzt; und 2) die erſcheinenden neuen, unter Aufſchrift der Freyheit geprägten franzöſ. Thaler ganz auſſer Cours geſetzt ſeyn ſollen.

Es giebt auch **unächte und nachgemachte franzöſiſche Laub-Thaler**; z. B. von den Jahren 1731, 1768, und 1777; dieſe ſind von engl. Block-Zinn gegoſſen, haben keinen Rand, und unterſcheiden ſich von den ächten dadurch, daß ſie ſich mit einem Meſſer ſchneiden laſſen, und ganz rauh und ſtruppig ſind; ferner wiegen dieſelben nur $1\frac{1}{2}$ Loth, da hingegen die ächten Laub-Thaler 2 Loth wiegen.

Unter mehrern Laub-Thalern, die von Zeit zu Zeit als falſch angekündiget werden, haben diejenigen, die die Jahrzahl 1762 im Gepräge haben, weder im Avers noch Revers ein Zeichen, um ſie von andern zu unterſcheiden. Im Gewicht halten ſolche nur $1\frac{21}{32}$ Loth, und im Korn ſind ſie höchſtens nur 9 löthig.

Laub-

Laub-Welle, zur Schaf-Fütterung, ſ. oben, S. 614, und 616, Anm.

Laub-Werk, Fr. Feuillage. 1. Ein Collectivum, entweder die ſämmtlichen Blätter eines Baumes, oder die mit Blättern beſetzten Baum-Zweige, zu bezeichnen. Dieſe Bäume haben ein ſchönes **Laub-Werk**, Fr. ces arbres ont un beau feuillage. **Eine Einfaſſung mit Laubwerk**, Fr. un bordure de feuillage, un damas à feuillages.

2. Allerley Zierrathen, welche ſowohl das Laub der Bäume, als auch die Blätter der Pflanzen nachahmen, und welche verſchiedene Künſtler, als: Bildhauer, Mahler, Metall-Arbeiter ꝛc. an ihren Werken anbringen; ein durch die Kunſt gebildetes Laub-Werk, es ſey nun gemahlt, oder geſchnitzt, oder ausgehauen, oder auf Tapeten gewirkt, u. ſ. w. So nennt man z. B. an einem eiſernen Gitter, die von Eiſen-Blech getriebenen Ranken mit Blättern verſehen, welche ſich um die Stangen des Gitters nach allerley Richtungen wenden, und ſolche gleichſam mit ihren Blättern umwickeln. Der Schlöſſer treibt dergleichen Laubwerk mit ſeinen Bunzen und Meißeln, nach einer entworfenen Zeichnung. Einfache Blätter mit einem wellenförmig ausgeſchnittenen Rande, die mit ausgezackten Blättern (Fr. feuilles de refend) untermengt ſind, nennt der Schlöſſer **Waſſer-Laub**, Fr. Feuilles d'eau. Siehe auch **Lauber-Zug**.

Laubach, ein Nahme zweyer Flüſſe, in dem Herzogthume Krain, und der Haupt-Stadt in demſelben; ſiehe **Laybach**, im LXVI. Th.

Laubach, ein Amt in der Wetterau, im ober-rheiniſchen Kreiſe, welches dem gräflichen Hauſe Solms-Laubach gehört. Es begreift eine Stadt und 6 Dörfer in ſich. Die Stadt **Laubach** iſt die Reſidenz des Grafen, 6 Meilen von Frankfurth am Mayn, und 3 von Friedberg. Sie hat im J. 1419 Stadt-

Rechte erhalten. Unweit derſelben entſteht die Wetter; es wird auch bey derſelben gute Siegel-Erde ausgegraben. In dem gräflichen Reſidenz-Schloſſe iſt ein ſchönes Münz-Cabinet, und eine anſehnliche Bibliothek von Werken, die zur Geſchichte und zum deutſchen Staats-Recht gehören.

Lauban, oder **Lauben**, wend. **Luban**, L. Laubania, Laubanum die vierte unter den oberlauſitziſchen Sechsſtädten, an dem äußerſten Theile des Markgrafthumes Ober-Lauſitz, gegen die ſchleſiſche Gränze zu, nahe bei dem Fluſſe Queis, der den durch die Stadt fließenden Bach, Alte Lauban genannt, aufnimmt; liegt, nach v. Gersdorf, ungefähr 50 Fuß über dem Queis, 687 par. Fuß über der Meeres-Fläche, und, nach v. Carpentier, 441 par. Fuß über Wittenberg, Im J. 1180 war ſie nur noch ein offener Flecken, welcher 1364 erweitert, und mit einem Graben umgeben, 1318 aber mit einer Ring-Mauer verſehen wurde; 1427 und 1431, iſt die Stadt von den Huſſiten verwüſtet worden, und hat bis 1435 öde gelegen; 1487, 1554, 1659 und 1670 hat ſie große Feuers-Brünſte erlitten: im ſiebenjährigen Kriege, 1760 am 14 Jun. iſt ſie faſt gänzlich niedergebrannt, auch bis jezt noch nicht völlig wieder aufgebauet, zählt aber doch wieder gegen 577 Häuſer und 8000 Einwohner Die Einwohner treiben auſſer der Tuchweberey, ſtarken Handel mit weißer und bunter Leinwand (Buchlinnen), weißen Schnupftüchern mit rothen und blauen Randſtreifen. Die Stadt handelt vorzüglich mit Spanien, daher der gute Vertrieb auf die ſpaniſche Silber-Flotte beruhet, deren Ankommen das Steigen und Fallen ihres Handels beſtimmt. Die Italiäner, welche ehedem ihre Leinwand durch die Schweizer erhielten, handeln jezt ſelbſt mit Lauban, wo ſie mehrentheils nur weiße Tücher mit rothen Rändern und Blumen in Spiegel kaufen. Ueber Trieſt werden jährlich

viele Tauſend Dutzend ſolcher Tücher verſendet. Die Ausfuhre von 16 Handels=Häuſern betrug, im Jahr 1777, beinahe 150,000 Thaler. Es gab auch hier ſonſt gute Kattun= und Leinwand=Druckereyen, welche ein gewiſſer Helmuth vervollkommet hatte, daß man goldene und ſilberne Blumen darauf drucken konnte; allein izt iſt nur davon noch ſo viel im Gange, daß man kleine Tücher und Schürzen in geringer Menge druckt.

Die Elle zu Lauban, iſt etwas kürzer als die leipziger Elle, indem 1 Elle zu Lauban, nach der leipziger Elle zu 24 Zoll gerechnet, nur 23 Zoll und 7½ Achtel hält. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem laubaniſchen Gewichte, als welches über 3 Loth leichter iſt als das leipziger und cölniſche Gewicht, indem 1 ℔. laubaniſch, nach dem leipz. und cöln. Gewichte nur 28 Loth, 2 Quent, 3 Pfenniggew. und 7 Gran beträgt.

Die Stadt iſt mit ein Ritterpf. und 1 1/4 3/5 Portionen und Rationen belegt. Sie enthält das 1320 durch den Herzog Heinrich II. von Jauer geſtiftete, Ciſtercienſer Nonnen=Kloſter des Ordens Mariae Magdalenae de poenitentia, bey der Kirche zur heiligen Anna; (deſſen Priorinn von dem Convente in Gegenwart des Dechanten zu Budiſſin, welcher Propſt des Kloſters iſt, erwählt wird.) Die Stadt hat ferner: eine wohl eingerichtete lateiniſche Schule, zwey Kirchen, und eine Kirche auf dem Gottesacker, ein Hoſpital, und ein Armen=Zucht= und Waiſen=Haus mit einer Kirche, ein Zoll=Amt, ein Poſt=Amt, und 3 beträchtliche Jahr=Märkte.

Die Gegend um Lauban herum iſt eine der ſchönſten, und auf dem Steinberge hat man eine reizende Ausſicht bis an das, 6 Meilen entfernte, Rieſengebirge und an die 3½ Meile entfernte Landeskrone. Auf dem Steinberge giebt es viele Stein=Brüche, in welchen auch Stein=Mark gefunden wird. 1758 geſchah von dieſem und den umher liegenden Bergen

von

von der Laudonſchen Armee auf die aus der hochkircher Schlacht nach Schleſien ſich retirirenden Preußen eine Kanonade, ohne den Rückzug zu verhindern.

Zur Stadt gehören ſtadtmitleidend: das anſehnliche Pfarrkirchdorf Geibsdorf, 1 Meile von Lauban, zwiſchen Lichtenau und Schönbrunn; Neukretſcham und ein Theil von Nieder-Schreibersdorf; das Steinvorwerk; der Hochwald ꝛc.

Das Kloſter zu Lauban beſitzt das anſehnliche katholiſche Pfarrkirchdorf Hennersdorf bey Lauban, katholiſch Hennersdorf genannt; das evangel. und kathol. Dorf Kerzdorf; das kathol. Pfarrkirchdorf Pfaffendorf, unweit Schönbrunn; das kathol. Pfarrkirchdorf Günthersdorf, welches die Abgaben nach Böhmen entrichtet, und in deſſen Flur ein weißer kalkartiger Walker-Thon gefunden wird, liegt ½ Stunde von Waldau; das evangeliſche Pfarrkirchdorf Haugsdorf am Queis, welches eine ſehr ſchöne Kirche hat; endlich Wünſchdorf, bey Lauban am Queis mit einem Vorwerke. Die Kloſter-Beſitzungen ſind mit 165 Rauchen (*) belegt.

Laube, (die) überhaupt ein bedeckter, von der Witterung verwahrter Ort, in welchem Verſtande dieſes Wort nur noch in einem doppelten Verſtande üblich iſt.

1. Ein oben bedecktes Gebäude, ein Schoppen, imgl. ein oben bedeckter, aber an den Seiten offener Theil eines Gebäudes; in welchem Verſtande dieſes Wort ehedem ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen ſehr üblich war, und in manchen Gegenden auch noch nicht ganz veraltet iſt, ein Vorhaus, eine Gallerie, eine Halle, einen Aerker, Altan, einen auf Säulen ſtehenden und an den Seiten offenen Sahl, und andere Gebäude dieſer Art, zu bezeichnen. Wenn eine ſolche Laube frey ſteht, iſt es ein Sahl, deſſen Dach auf vielen Säulen ruhet, zwiſchen welchen man allenthalben frey gehen und ausſehen kann; es

(*) In der Lauſitz werden die Abgaben nach Rauchen, d. i. nach den Feuermauern, beſtimmet.

es wird auch ein Schoppen, Pergula, Porticus, genannt. Daher das **Lauben-Gericht**, Judicium in porticu, wovon ich weiter unten handeln werde. Eine ſolche Laube wird gemeiniglich vor einem Gebäude als ein Theil deſſelben angelegt, den Eingang zu bedecken, oder auch vor das Haus hinaus gerücket, und mit einem beſondern Schirm-Dache bedeckt. Sie wird entweder mit Säulen unterſtützt, ohne Bogen, und heißt eine **Säulen-Laube**; oder mit Bogen und Gewölben geſchloſſen, und heißt eine **Bogen-Laube**. Eine **Hof-Laube**, Periſtylium, iſt eine Laube oder ein Schoppen, der einen Platz oder Hof umgiebt, aus welchem man zwiſchen allen Säulen durchgehen kann. Ein an den Seiten offenes Zimmer, wird Richt. 3, 20. 24 eine **Laube** und **Sommer-Laube** genannt, wofür Michaelis das Wort Cabinet und Sommer-Cabinet, braucht. Im Niederſ. **Löve-Löving**, im mittl. Lat. Lobium, Lobia, Laupia, im Oberd. ehedem auch Loube, Leuff.

2. Am üblichſten iſt es im Hochdeutſchen von einer mit grünen Gewächſen umzogenen Hütte; Lat. Caſa frondea; Fr. Cabinet de Verdure, Feuillée, Tonnelle. Eine **grüne Laube**, zum Unterſchiede von einer Laube in der erſten Bedeutung; eine **Laub-Hütte, Garten-Laube, Sommer-Laube, Luſt-Hütte**, ein von eichenen Säulen errichtetes, aufgeriegeltes und mit ſauber geſchnittenen Latten weitläuftig beſchlagenes Luſt-Gebäude, in einem Garten, um welches allerley ſchattenreiche Bäume und Sträuche, welche ich ſogleich anzeigen werde, gepflanzt und daran in die Höhe gezogen werden, und deren Laubwerk an die Latten angebunden wird, damit die Hütte davon oben und an den Seiten herum bedeckt ſeyn, und man darin, wie in einem Gemache, im Schatten ſitzen könne.

Siehe auch **Lauber-Hütte**.

In

von der Laudonſchen Armee auf …
Schlacht nach Schleſien ſich …
eine Kanonade, ohne den N…

Zur Stadt gehören ſta…
Pfarrkirchdorf Geibsdorf …
Lichtenau und Schönbrun…
von Nieder-Schreiber…
Hochwald ꝛc.

Das Kloſter zu L…
liſche Pfarrkirchdorf …
Hennersdorf gena…
Kerzdorf; das …
wit Schönbrun…
dorf, welches …
in deſſen Flu…
den wird, …
Pfarrkirch… …loge ge…
ſchöne Ki… …en gleichfalls
Queis … …oom Walliſ. Llaw…
ſind m… …ach. Siehe Laub.

Laube … …ebäude, einen Wohn-Ort üb…
run… …ſehr wahrſcheinlich, daß die G…
W… …er und Städte davon abſtamme.

…Garten- oder Sommer-Lauben be… … die alte Kunſt die Symmetrie der Anord… …nd den Pomp der Verzierung; ſie wurden mit …terwerken, mit Bildhauerey und Vergoldung überladen, und die grünen Blätter konnten kaum Platz vor dem todten Holze finden. Man ſtellte ſie, wie Buden auf dem Markt-Platze, mit einer ſehr übel angebrachten Genauigkeit gegen einander, und ließ ihren Eingang mit Sphinxen, Drachen, und andern widernatürlichen und ſcheußlichen Bildern, bewachen. Es iſt auffallend, wie ſehr alles gegen die Natur läuft. Lauben ſind Ruhe-Plätze, dem Genuſſe der Beſchattung und Kühlung, der Einſamkeit und der geſelligen Zuſammenkunft, der Beſchäftigung des Geiſtes und dem Vergnügen der Tafel gewidmet.

Sie

…wegen des Schattens, und die
…und Früchte willen, dazu ge-
…t.

…ſchen, die alle Jahre von
…ſen, weil ſie nur ein Jahr
…gende:
…ſche Glocken, von ver-

… mit rother und blauer
… den Luſt-Häuſern

…rtner Naſturcium
…und andere klet-
…agen, vermen-
…Blüthen dieſer
…
…erquicken… …ſchiedener Art
…anzen, ſind … …n hierzu:
…te Natur hinweiſet. … bunter,
… …ge; die
…it Gſchmack weiter auszu… …gelte
unſchicklichen Zuſätzen und le… … von
unſtalten. Die natürliche Einfalt … …en,
der Lauben. Sie dulden keine …
Schönheit der Blätter und ihres Gr…
Lieblichkeit der Blühten, auf die Anmuth …
tens und der kleinen Spiele des durchbrechend…
tes, ſchränkt ſich ihr Werth mit prunkloſer Be…
denheit ein. In dieſem reinen Geſchmacke der Na-
tur ſchildert uns Milton (*) die reizende Laube
der Eva.

Ihr gewölbtes Dach von dicken verwachſenen Zweigen
War ein dichter verflochtener Schatten von Lorbeer und Myrte,
Und was höher noch wuchs, von ſtarkem duftenden Laube.
Ihre Seiten umſchloß in grünenden Wänden Acanthus,
Und

(*) Verlornes Paradies, 4 B. nach Zachariä Überſetzung.

In den Luſt-Gärten pflegt man auch wohl ganze mit grünen Gewächſen oben überwachſene Gänge, **Lauben** zu nennen. Siehe auch Gitterwerk, im XVIII Th. S. 560, fgg.

In der zweyten Bedeutung im Niederſ. **Löve**, und im Wend. Lubia. Es kann ſowohl der Begriff der Bedeckung in dieſem Worte der herrſchende ſeyn, als auch der durchſtreichenden Luft; ſ. **Lüften**, als endlich auch eines Gebäudes überhaupt. In dem leztern Falle würde das Schwed. Loft der oberſte Theil des Hauſes, dahin gehören, welches ihre mit dem Walliſ. Lloft, Tabulatum, von dem Bretagniſchen lae, lahe, hoch, ableitet. Auch in einigen deutſchen Gegenden ſcheint man den oberſten Theil eines nach morgenländiſcher Art flachen Daches ehedem die **Laube** genannt zu haben. Im Schwed. wird auch eine Dreſch-Tenne Lofwe und Loge genannt, entweder ſo fern ſie in den älteſten Zeiten gleichfalls eine oben bedeckte Laube war, oder auch vom Walliſ. Llawr, der Boden, und lofwa, eben, flach. Siehe **Laub**.

So fern **Laube** ein Gebäude, einen Wohn-Ort überhaupt bedeutet, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Endung — leben an ſo vielen niederſächſiſchen und fränkiſchen Nahmen der Dörfer und Städte davon abſtamme.

Bey den **Garten**- oder **Sommer-Lauben** verſchwendete die alte Kunſt die Symmetrie der Anordnung und den Pomp der Verzierung; ſie wurden mit Gitterwerken, mit Bildhauerey und Vergoldung überladen, und die grünen Blätter konnten kaum Platz vor dem todten Holze finden. Man ſtellte ſie, wie Buden auf dem Markt-Platze, mit einer ſehr übel angebrachten Genauigkeit gegen einander, und ließ ihren Eingang mit Sphinxen, Drachen, und andern widernatürlichen und ſcheußlichen Bildern, bewachen. Es iſt auffallend, wie ſehr alles gegen die Natur läuft. Lauben ſind Ruhe-Plätze, dem Genuſſe der Beſchattung und Kühlung, der Einſamkeit und der geſelligen Zuſammenkunft, der Beſchäftigung des Geiſtes und dem Vergnügen der Tafel gewidmet.

Sie verlangen eine ruhige Lage, von dem Getöſe ſowohl als von der neugierigen Begaffung entfernet, eine reiche Ueberſchattung, und, wenn es die Umſtände zulaſſen, eine kleine Ueberſicht von angenehm unterhaltenden Gegenſtänden. Die Natur bildet in waldigen Revieren von den dicken, ausgebreiteten und herabhangenden Decken des Laubwerkes ihre Lauben. Eben die Freyheit und kunſtloſe Nachläſſigkeit, womit man ſie bauet, muß der Garten-Künſtler in ſeinem Werke nachzuahmen ſuchen. Eine ungezwungene und edle Anlage der Bäume und Gebüſche, freye Senkungen und Wallungen des Laubes, Ueberwölbungen zum Schatten, kleine Oeffnungen, wodurch liebliche Lichter ſpielen, ein friſcher mit Blumen untermiſchter Raſen, erquickende Wohlgerüche naher Sträuche und Pflanzen, ſind die vornehmſten Stücke, auf welche die Natur hinweiſet. Der Garten-Künſtler ſoll ſie mit Gſechmack weiter auszubilden ſuchen, ohne ſie mit unſchicklichen Zuſätzen und leeren Künſteleyen zu verunſtalten. Die natürliche Einfalt iſt der höchſte Reiz der Lauben. Sie dulden keine Pracht. Auf die Schönheit der Blätter und ihres Grüns, auf die Lieblichkeit der Blühten, auf die Anmuth des Schattens und der kleinen Spiele des durchbrechenden Lichtes, ſchränkt ſich ihr Werth mit prunkloſer Beſcheidenheit ein. In dieſem reinen Geſchmacke der Natur ſchildert uns Milton (*) die reizende Laube der Eva.

> Ihr gewölbtes Dach von dicken verwachſenen Zweigen
> War ein dichter verflochtener Schatten von Lorbeer und Myrte,
> Und was höher noch wuchs, von ſtarkem duftenden Laube.
> Ihre Seiten umſchloß in grünenden Wänden Acanthus,

Und

(*) Verlornes Paradies, 4 B. nach Zachariä Uiberſetzung.

Und jedwede riechende Staude; die herrlichſten Blumen,
Iris von mancherley Farben, Jasmin und Roſen erhuben
Ihre Häupter darunter empor, und flochten moſaiſch
In die Wände ſich ein; den Boden ſtickten Violen,
Krokus und Hyacinth mit reichem ſchimmernden Schmelze.

Mit eben der gefälligen Nächläſſigkeit müſſen Bogen-Gänge, die eine Fortſetzung oder Verbindung von mehrern Lauben ſind, angelegt ſeyn, entbunden von aller Uiberladung von Gitterwerk, der mehr natürlichen Freyheit und kleinen Wildniß des Wachsthumes überlaſſen, nur aufgeſtützt, wo es Bedürfniß, und geſäubert, wo es Bequemlichkeit erfordert. Sträuche mit breiten und glänzenden Blättern, mit Blühten von lebhaften Farben und ſüßen Düften, rankende Pflanzen mit wohlriechenden Blumen, empfehlen ſich hier; und zu einer vorzüglichen Verſchönerung können fruchttragende Bäume darunter gemiſcht werden. Es iſt ein nicht geringes Vergnügen, unter einem kühlen Gewölbe von grünen Zweigen zu wandeln, zu ſehen, wie hin und wieder zwiſchen dem Gedränge der Blätter eine reifende Pfirſiche oder eine Traube freundlich hervor lächelt, hier zum ſüßen Genuß einladet, dort die Erwartung auf kommende Tage hinhält.

Man pflegt die Lauben entweder in die Mitte, damit man den ganzen Garten überſehen könne, oder auch in einer Ecke anzulegen, und mit ſteinernen, hölzernen, oder von Raſen zuſammengeſetzten Tiſchen und Bänken zu verſehen.

Die Gewächſe, welche zur Bekleidung der Lauben, Luſt-Häuſer, Cabinete, Berceaux oder Bogen-Gänge und Colonnaden in Gärten dienen, kann man als jährige und perennirende; ferner als

als ſolche, die bloß wegen des Schattens, und die auch um der Blumen und Früchte willen, dazu gebraucht werden, betrachten.

Von jährigen, oder ſolchen, die alle Jahre von neuem angepflanzet werden müſſen, weil ſie nur ein Jahr dauern, bemerke ich hier nur folgende:

Convolvulus, Winde, ſpaniſche Glocken, von verſchiedener Farbe, vornehmlich

Convolvulus hederaceus *Linn.* mit rother und blauer Blüthe; mit welchem Einige an den Luſt-Häuſern zugleich

Tropaeolum maius *L.* welches die Gärtner Naſturcium indicum, indianiſche Kreſſe, nennen, und andere kletternde Gewächſe, die ſich zuſammen vertragen, vermengen, damit die mannigfaltigen Farben der Blüthen dieſer Gewächſe das Auge ergetzen.

Phaſeolus, laufende Bohnen, von verſchiedener Art in der Blüthe und im Samen. Beſonders dienen hierzu: die ſogenannte arabiſche große Bohne, von bunter, ſchwarzer und weißer Farbe; die Schwert-Bohne; die Brech-Bohne; die ſibiriſche roth und weiß geſprengelte Bohne, u. a. m. Es können auch verſchiedene Arten von ſteigenden Erbſen gut unter den Bohnen gezogen werden, und man hat mit einigen, als: den ſogenannten Pyramiden-, Mond-, Admiral-, Maulwurf- und andern Erbſen die Wände von kleinen Laub-Hütten öfters allein bekleidet.

Cucurbita, Kürbiß, auch von unterſchiedener Art. Bogen-Gänge können ſowohl mit gewöhnlichen Kürbiſſen, die gegeſſen werden, als auch mit Flaſchen-Kürbiſſen, und mit der Herkules-Keule, theils allein, theils in Geſellſchaft anderer ſteigender Gewächſe, überzogen werden.

Weil aber bey den meiſten jährigen Gewächſen der Genuß des Schattens von kurzer Dauer iſt, und die darauf zu wendende Mühe dadurch, und durch die etwann zu erhaltenden Früchte, nicht hinlänglich belohnt wird, ſo behaupten die perrennirenden, d. i. die viele Jahre dauernden, einen Vorzug vor jenen. In Anſehung derſelben kommt es bey Anlegung der Lauben und Gänge darauf an, ob man bloß Schatten von den Blättern, oder auch zugleich von den Blumen etwas für das Auge und

die Naſe, oder von den Früchten etwas für den Mund, haben will.

Bloß zum Schatten dienen allerley wilde Holz-Gattungen, als:

a. nur im Sommer grüne.

Carpinus betulus, Weißbüche, Hagebüche.
Fagus Sylvatica, Rothbüche.
Tilia europaea, Linde.
Vlmus campeſtris, Rüſter, Ilme.
Acer Pſeudo-Platanus, weißer Ahorn.
Acer Platanoides, ſpitziger Ahorn, Berg-Ahorn, Lönne.
Acer campeſtre, kleiner Ahorn, Maßholderſtrauch.
Betula alba, Birke.
Betula Alnus, Eller.

Unter dieſen verdienen die Weißbüche und Linde, in verſchiedener Abſicht, einen Vorzug vor den übrigen. Sie kommen in allerley Boden; auch in ſchlechtem, fort, wiewohl man den Boden bey Anlegung einer Laub-Hütte und eines bedeckten Ganges leicht verbeſſern kann; ſie ſind dauerhaft, geben guten Schatten, und wenn ſie gleich von Anfang an, und hernach auch in der Folge, recht im Schnitte gehalten werden, ſo wachſen die Aeſte dermaßen in einander hinein und durch einander, auch die Stämme hindurch, daß ein natürliches Flechtwerk daraus entſteht. Wenn hier der menſchliche Fleiß nur ein wenig zu Hülfe kommt, ſo können Bogen-Gänge von einer anſehnlichen Höhe und Breite gemacht werden, die ſich, wenn ſie erſt recht zuſammengewachſen ſind, gegen die ſtärkſten Stürme erhalten, ohne an Säulen, Latten und Reiſe angeheftet zu ſeyn.

Der weiße und der ſpitzige Ahorn, welche mit ihren großen Blättern viel Schatten machen, können unter itzt gedachte beyde Arten mit untergeſetzt, oder auch allein gebraucht werden.

Das Schneidel-Holz verſchafft bey dieſen wilden Holz-Gattungen doch auch einen Neben-Nutzen, ſo wie die Blühte, beſonders von der Linde, für die Bienen nützlich iſt.

Hier,

Hierher können auch noch folgende gerechnet werden:

Celaſtrus ſcandens, amerikaniſche Schlingſtaude; ſie geht aber nicht ſehr hoch, ſchlägt ſtark aus der Wurzel aus, und kriecht mit derſelben. Sie ſchlingt ſich ſtark um andere Bäume und Sträuche, wobey ſie wächſt, und erſtickt ſie, daher ſie auch canadiſcher Baum-Mörder oder Baum-Tödter genannt wird (ſ. Th. VII, S. 763, f.), und deswegen allein gepflanzt werden müßte. Dieſes Gewächs wird gemeiniglich mit dem ſogenannten wilden Wein, Hedera quinquefolia *L.* verwechſelt, und an deſſen Statt zur Bekleidung der Lauben gebraucht; allein, es iſt ſicherer, ſich deſſen in dieſer Abſicht zu enthalten, denn es iſt eben dasjenige, welches, wie ich im XVIII Th. S. 521, fgg. erzählt habe, in der im Pfarr-Hauſe zu Croſſen damit bekleideten Laube ſo ſchädliche Wirkungen verurſachet hat, indem es unter die Gattung der Gift-Bäume gehört.

Meniſpermum canadenſe, Schildblatt; hat große ſchildförmige Blätter, macht Ranken von anſehnlicher Länge, wächſt geſchwinde, giebt viel Schatten, läuft ſtark aus der Wurzel aus, und vermehrt ſich alſo ſehr.

Ptelea trifoliata, Lederblume, läßt ſich an Geländer ziehen, und giebt ein gutes Anſehen, hat aber übel riechende Blätter.

Rhamnus catharticus, Kreuzdorn.

Liguſtrum vulgare, Hartriegel, und andere.

b. Im Sommer und Winter grüne.

Hedera. Epheu, ſowohl unſer inländiſcher, als der fünfblätterige amerikaniſche, oder ſogenannte wilde Wein.

Thuja ocidentalis, Lebensbaum.

Sabina, Sadebaum, und andere Nadel-Hölzer. Die Laub-Hütten von Sadebaum haben zwar ein gutes Anſehen, man kann ſich aber, wegen des penetranten Geruches, nicht lange darin aufhalten, ohne Kopf-Schmerzen zu bekommen. Die Blätter des Lebensbaumes ſind auch von widrigem Geruche.

Wegen der Blumen, ſind gebräuchlich:

Lonicera Periclymenum, Speck- oder Zaun-Lilie, wächſt ſelbſt in den nördlichen Gegenden Deutſchlandes in den Hecken.

Lonicera Caprifolium. Geisblatt

Beyde ſind, wegen der wohlriechenden Blumen, ungemein beliebt, ſteigen ſehr in die Höhe, werden aber unten dünn, und von den ſpaniſchen Fliegen ſtark beſucht, welche einen unleidlichen Geruch von ſich geben. Doch kann man dieſer Gäſte, die ſich oft zu vielen Tauſenden einfinden, bald los werden. Wenn man in einer mit Caprifolium überzogenen Hütte mit angebranntem Schwefel räuchert, fallen ſie alle todt zur Erde.

Bignonia radicans, Trompeterblume, hängt ſich mit ſeinen Wurzeln faſt wie Ephen, an; hat ſchöne grüne Blätter, und ſehr große, vortreffliche ſcharlachrothe Blumen mit langen Röhren. Es läuft ſehr hoch, und wird unten dünn; man muß es alſo unten an andere Gewächſe pflanzen, wozu ſich die kleinere Varietät dieſer Gattung, die nicht ſo hoch geht, ſchickt.

Clematis Flammula, Brennwurzel.
Clematis Vitalba, gemeine Waldrebe.
Clematis Viticella, blaue Rebbinde.

Die beyden erſten wachſen hier zu Lande wild, die dritte in Gärten. Sie geben ſehr dichte Wände und ſteigen ſehr hoch. Das leztere hat ſchöne blaue Blumen, die man auch gefüllt hat.

Lycium barbatum, dorniger Jasmin, mit und ohne Stacheln; ein ziemlich hoch gehender Strauch, welcher geſchwinde wächſt, und nicht übermäßig dichte Wände macht, aber von der Wurzel etwas ausläuft. Die rothen Blumen geben ein ſehr ſchönes Anſehen.

Syringa vulgaris, türkiſcher Flieder.
Syringa perſica, kleiner türkiſcher Flieder.
Philadelphus coronarius, wälſcher Jasmin.

Alle drey ſind bekannt, und zu Luſt-Hütten bey uns die gemeinſten Gewächſe, werden aber unterwärts bald kahl, daher man unten herum andere Gewächſe zur Bekleidung der Hütte anpflanzen muß. Man hat blauen, weißen und rothen türkiſchen Flieder; man kann aber auf Einen Stock alle 3 Arten oculiren. Die Ranken müſſen wohl angeheftet und im Auguſt beſchnitten werden.

Vibur-

Viburnum Opulus, Schneeballbaum, iſt zwar auch in Gärten an Hütten ſehr gemein, aber der Geruch der Blumen iſt nicht angenehm, und ſie ziehen viele Inſecten nach ſich.

Sambucus nigra, ſchwarzer Hohlunder, wird zwar auch hin und wieder zum Schatten an Hütten angelegt; aber der Geruch der Blumen, welchen Einige lieben, Andere verabſcheuen, iſt in der That ſchädlich.

Robinia Caragana, Erbſenbaum, Robinienbaum, läßt ſich auf allerley Art ziehen und ſchneiden, wächſt ungemein geſchwinde und dicht; die Blätter haben ein ſchönes lebhaftes Grün, und die damit vermengten vielen gelben Blumen geben ein vortreffliches Anſehen; es iſt alſo unter denen Sträuchen, die zur Bekleidung der Hütten und bedeckten Gänge zu gebrauchen ſind, eines der vornehmſten.

Noch gehört hierher: Celtis auſtralis, Lotusbaum, oder Zirgelbaum, Fr. Micacoulier, wiewohl deſſen Blumen nicht anſehnlich ſind. Er läßt ſich ziehen und ſchneiden, wie man will.

Stachelige Gewächſe.

Roſa minor, vulgo maialis, Zuckerroſe.
Roſa villoſa, Roſenapfel.

Die erſte, welche auch Mayroſe heißt, weil ſie frühzeitiger, als andere, und ſchon im May blühet, iſt ein vortreffliches Gewächs zu Hecken, die unter der Schere gehalten werden, denn ſie flicht ſich um die andern Gewächſe herum, und macht dergleichen Hecken undurchdringlich; aber ſie läßt ſich auch an Laub-Hütten neben andern Gewächſen gut ziehen, und verwahrt auch dieſe vor dem erſten Anlaufe, wenn ſie ſonſt mit Thüren und Läden verſehen ſind.

Wegen der Früchte ſind gebräuchlich:

Vitis, der Weinſtock. Er wird an Hütten-Spalieren nur an der Sommer-Seite gezogen; es werden aber auch lange Bogengänge damit über und über bekleidet; nur muß der Gang ſo angeleget werden, daß die daran hinauf gezogenen Stöcke die Sonne und Luft von allen Seiten ungehindert genießen; es muß ferner den Stöcken ein gemäßer Boden, der nicht zu fett und zu feucht iſt, verſchaf-

ſchaffet, und ſie müſſen nicht zu dicht an einander geſetzt werden; man muß ſie ferner nicht zu ſehr in das Holz wachſen, oder ihnen zu viel Zweige laſſen, wie denn eine Art vor der andern, ihrer Natur nach, mehr in das Holz wächſt, dergleichen diejenigen ſind, deren Früchte ſpäter reifen, daher man ſolche Arten, deren Trauben zeitig reif werden, wählen, ſie aber auch durch geſchicktes, und, nach Befinden, wenn es alte oder ſchwache Stöcke ſind, zeitiges Beſchneiden, bald nach der Weinleſe im Herbſte, und ſonſt wohl warten muß; oder man bekommt nur Holz und Blätter, und nur geringe und unreife Trauben.

Morus nigra & alba, der ſchwarze und weiße Maulbeerbaum.

Prunus armeniaca, Apricoſenbaum.

Amygdalus perſica, Pfirſichbaum.

Ceraſus, Kirſchbaum.

Prunus, Pflaumbaum.

Corylus ſylveſtris, Haſelſtaude.

Corylus ſativa fructu oblongo, Lambertsnuß.

Alle dieſe Fruchtbäume und Stauden laſſen ſich an Spalieren, und auch bogig an bedeckten Gängen, ziehen; ſie müſſen nur nicht zu weit vom Gerüſte ab, und zu nahe zuſammen geſetzt werden.

Der ehemahlige Prediger, Fried. Küffner zu Liechtenberg, im brandenb. bayreuth. Vogtlande, hat, in ſeiner 1716, in 4. zu Hof herausgegebenen neu-erfundenen Bau-Kunſt zu lebendigen Baum-Gebäuden, von Obſt-Bäumen ſo gar Gebäude und bedeckte Gänge, ohne Säulen, Latten und Reiſe, aufzuführen gelehrt.

Laubegaſt, unweit Dresden, an der Elbe, von 11 Hüfnern, 8 Gärtnern, 56 Häuslern, mit 15 Spann-9 R. 19 Magazin-3 R. 24 Marſch-Hufen, nebſt 17 St. Zugvieh; hat in dem meißner Gebiethe unſtreitig den beſten Zwirn, auch das feinſte gebleichte baumwollene Garn. Die dortigen Zirn-Macher liefern den ſogenannten dresdner Zwirn, den man dort bleicht, theils färbt, theils im Lande conſumirt, wie auch auswärts verſchickt. Zum Beſten der Einwohner in Laubegaſt, müſſen alle auf der Elbe vorbeyfahren-

renden Holz-Schiffe oder Flöße eine gewiſſe Zeit anhalten, damit ſich dieſelben verſorgen können; allein einen Holz-Handel dürfen ſie eben ſo wenig treiben, als eine Niederlage anlegen.

Lauben-Gericht, eine Gerichts-Art der Deutſchen in den mittlern Zeiten. Von der alten Gewohnheit, die Gerichte unter freyem Himmel zu hägen, gieng man mit Erbauung förmlicher Raths-Stuben noch nicht ſo ſchlechthin ab. Bey gutem Wetter hägte man die Gerichte nahe an den Staffeln, worauf man zu Rathe gieng, auf freyer Erde, daher die Benennung Staffel-Gerichte entſtanden iſt, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird. Zog man ſich nun allmählig von dem Felde zurück, um gegen Sonne und Regen bedeckt zu ſeyn, ſo waren nunmehr die, meiſtens zugleich angebrachten Lauben oder Schwib-Bögen (Porticus) der ſchicklichſte Stand-Ort zur feyerlichen Hägung der Gerichte. „Ein Waldpote „zu Mainz ſoll ſitzen vf dem Bogen, als ſein Recht „iſt." Die peinlichen Gerichte zu Gregorienmünſter (1), zu Mühlhauſen (2), ſollen anderſtwo nicht, als in porticu, gehägt werden. Das ehemahlige k. Land-Gericht zu Hagenau hieß das **Lauben-Gericht** das **Reichslaubengericht** zu Hagenauwe (3). Kaiſer **Karl IV.** ertheilte der Stadt **Schlerſtadt**, im J. 1347 die Freyheit: vt nullus ciuis vel Soldner burgi Sletzſtadt — in nullo loco — niſi ſub *Lubio* Sletzſtadt coram indice ſuo debeat conueniri (4); und in dem erneuerten Privilegio v. J. 1376 heißt es: „der Adel ſoll zu Ge„richte erſcheinen in loco Salhove" (Seelhove, d. i. nach dem damahligen Sprach- und Gerichts-Brauche, auf

 dem

(1) S. **Schöpflin** Alſatia illuſtr. T. II. S. 286. 410.
(2) Eb. daſ. S. 423.
(3) Eb. daſ. S. 360. *Gyllmann* Symphor. Camer. c. 8, n. 7.
(4) **Schöpflin**, a. ang. O. S. 382.

dem *Kirchhof*) „reliqui ſub Lubis, ſ. porticu.“ Mit gleichem Unterſchiede wurden die Bürger zu Ehnheim behandelt (5).

Dieſe Lauba, Lobia, Lubia, waren faſt in ganz Deutſchland üblich, und man bezeichnete damit die Richt-Stapel ante curiam, ante caſtrum, ante portas u. ſ. f. (6). In einer Urkunde Gerhardi nobilis viri advocati de monte a. 1297 (7) heißt es am Ende „acta ſunt haec anta caſtrum noſtrum *ſub Lobio.*“ Das hannoveriſche Statut (8), die alte göttingiſche Statuten (9), das goslariſche Stadtrecht (10), thun der Lowene, Labium, Louen, ausdrückliche Meldung. Von der Reichs-Stadt Mühlhauſen meldet Grashof (11): „dicitur curia haec in antiquis chartis „praetorium. Latus eius, quod ad ſeptentrionem ſpectat, „et quidem inferius tabulatum, diuerſos arcus confornicatos caeteroquin apertos, qui tamen nunc nouo quodam „aedificio exſtructo teguntur. Sunt hi arcus forſan porticus illae, quas antiqui germani *Lobia* vel *Lauben* nominabant, quae ante portas, caſtra vel curias cum in finem conſtructae erant, vt iudices ius reddituri, „ſub iis ab imbribus & ſolis calore defenderentur, „atque ſtatuta convocato populo praelegerentur.“ Auch in Italien kannte man dergleichen bedeckte Gerichts-Bühnen, wie die Urkunden beym *Vghellius* (12), *Muratorius* (13), und *Mantelius* (14) bezeugen; und wer

(5) Eb. daſ. S. 404.
(6) Dreyer Samml. vermiſchter Abhandl. Th. 2, S. 757, fgg.
(7) In *Grupen* Origin. Hanover p. 320.
(8) vom J. 1312. 1412. *Grupen*, a. ang. O. und bey Pufendorf Obſerv. T. IV. im Anh.
(9) in fin. bey Pufendorf Obſerv. T. III. im Anh. S. 148.
(10) Bey Leibnitz Script. rer. Brunſv. T. III. ſub. rubr. *van Overbure*, n. 2.
(11) Orig. Mühlhuſin. S. I. c. 3, §. 8. 107.
(12) Ital. Sacr. T. IV. p. 1090. T. V. p. 520.
(13) Script. rer. ital. T. XII. col. 1015.
(14) Hiſtor. Loſſens. p. 273.

wer erinnert ſich nicht der ehemahligen, unter einem Gange von Laub-Zweigen gehaltenen Märker-Gedinge, wie ſolche **Reinhardt** (15) beſchrieben hat?

Es iſt dieſe Gattung der ehemahligen Gerichte, welche unter freyem Himmel gehäget wurden, eben dieſelbe, welche nach der Vorſchrift der peinlichen Gerichts-Ordnung noch heut zu Tag feyerlich unter freyem Himmel beſetzt werden ſoll. Wirklich findet man die meiſten oberwähnten Lauben-Gerichte bloß in der Eigenſchaft peinlicher Gerichte (16). Von dem feyerlichen Hals-Gerichte zu Kaiſersberg ertheilt **Schöpflin** (17) folgende Nachricht: „Judicium Kaiſersbergae ſub dio, Monaſterii in porticu olim habitum. Perorata cauſa, Senatus in curiam proceſſit, in iudicii loco aduocato manente. Redux Senatus pronuntiauit ſententiam. Tum vero ea, quae ad ſupplicium ſpectabant, advocatus curauit, ſcipionem, poteſtatis inſigne, frangens, & verſus reum proiiciens. Idem nouum cum erigeretur patibulum, primus ei clauum infixit." Noch im J. 1521 bedurfte es kaiſerlicher Privilegien, falls der Gerichts-Herr das peinliche Gericht bey beſchloſſener Thüre zu hägen verlangte.

F. J. Bodmann von dem Staffel- und Laubengerichten der Teutſchen, in den mittlern Zeiten, ſt. in Hrn. Prof. Siebenkees Neuen juriſt. Magaz. 1 B. (Anſpach, 1784, 8.) S. 308, fgg.

Lauben-Strauch, Pergularia *Linn.*, eine Gattung Pflanzen, welche mit der Hunds-Winde (Periploca) viele Aehnlichkeit hat. Der ſtehenbleibende Kelch iſt fünffach eingeſchnitten. Das präſentirtellerförmige Blumenblatt zeigt eine walzenförmige Röhre, und einen in 5 Lappen abgetheilten Rand. Die 5 Honig-Behältniſſe ſind halb pfeilförmig, und laufen in eine krum-

(15) Tr. de iur. foreſt. germ. S. III. §. 7, p. 139.
(16) S. auch Dreyer, a. ang. O. der Samml. vermiſchter Abhandl.
(17) Am ang. O. S. 286.

krumme Spitze aus. Die 5 Staubbeutel ſitzen auf dem abgeſtutzten Staubwege, welcher unter ſich keinen Griffel zeigt. Linné hat folgende zwey Arten, welche ſich um alle nahe ſtehende Körper winden.

1. **Glatter Lauben-Strauch**, Pergularia glabra, foliis ovatis glabris *Linn.* wächſt in Oſt-Indien. Seine Blätter ſtehen auf eigenen Stielen einander gerade gegenüber, ſind ſpitzig, und haben einen glatten Rand; ſeine Blumenſtiele ſtehen wechſelweiſe in den Winkeln der Blätter, und ſind ziemlich zertheilt; die Blumen haben, nach Empfindung der Europäer höchſt widrigen, den Indianern aber angenehmen Geruch; und daher wird er von dieſen zu Laub-Hütten gepflanzet. Aus den Blättern und Zweigen tröpfelt ein gelber zäher Saft.

2. **Filziger Lauben-Strauch**, Pergularia tomentoſa, foliis cordatis tomentoſis *Linn.* Er kommt aus Arabien. Sein Stängel iſt holzig, rundlich und filzig. Die Blätter ſind ſpitzig, haben einen glatten Rand, und ſtehen auf eigenen Stielen einander gerade gegen über. Die kleinen Blumendolden ſtehen wechſelweiſe auf Stielen in den Winkeln der Blätter; ihre Kronen haben die Geſtalt, wie die Blumen der Kalmiſchen Pflanze.

Lauben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, Laub bekommen, ein veraltetes Zeit-Wort.

In dem Aberellen
So die bluomen ſpringen
So louben die linden

Heinr. v. Velbig.

In einigen Gegenden iſt es auch als ein Activum üblich, des Laubes berauben, oder das Laub der Bäume abſtreifen.

Da-

Daher ablauben, des Laubes, der Blätter berauben; Lat. defoliare; Fr. effaner, effeuiller. Einen Baum, einen Aſt ablauben.

Belauben. 1. Mit Laube bekleiden. Einen Meiler belauben, bey den Kohlen-Brennern, ihn ſtatt der bloßen Erde mit Laub, Kohlenſtaub, und Erde bedecken. Außerdem iſt dieſes Wort nur in der höhern Schreib-Art üblich. Eile Lenz, beblüme die Triften und belaube den Wald! Geßn. Die belaubten Zweige der Bäume, 2. Des Laubes berauben. In dieſer Bedeutung brauchen die Gärtner dieſes Zeit-Wort oft für blaten, d. i. dem Weine, Hopfen ꝛc. die überflüſſigen Blätter abbrechen. So auch die Belaubung.

Entlauben, des Laubes berauben, in der dichteriſchen Schreib-Art.

Der Herbſt entlaubte ſchon den bunten Hain.
Kleiſt.

Lauben, eine Stadt in der Ober-Lauſitz; ſiehe Lauban, oben, S. 634.

Lauben, ein Pfarr-Dorf, am Fluſſe Günz in Schwaben, im Gebiethe der Reichs-Stadt Memmingen; welches deswegen hier angeführt wird, weil ſich daſelbſt eine Meſſing-Blech-und Draht-Fabrik befindet.

Lauben, (der) ein zur Gattung der Karpen gehöriger Fiſch, welcher in Bayern und Oeſtreich Lauben, Windlauben; in der Schweiz, ſo lange er noch klein iſt, Seele, und zu Conſtanz beſonders Zinnfiſch; wenn er älter wird, Agönen, Lagonen, und wenn er groß iſt, Lauge, Laugele, oder Lauk, und in Holland Wittertje, heißt; Cyprinus Leuciscus *Linn.* Cyprinus novem digitorum, rutilo longior & anguſtior, pinna ani radiorum decem *Arted.* Leuciscus, ſ. Albula *Bellon.* Dace or Dare *Willughb. Raj. Charlet. Penn.* Vandoiſe ou Dard *Duham.* Weißfiſch Müll.

Die-

Dieſer Fiſch unterſcheidet ſich von den übrigen dieſer Gattung, durch ſeine 11 Strahlen in der After- und 10 in der Rücken-Floße. Er hat in der Bruſt-Floße 15, in der Bauch-Floße 9, und in der Schwanz-Floße 18 Strahlen. Er hat einen geſtreckten Körper, einen kleinen Kopf, Schuppen von mittlerer Größe, graue Floßen, einen gabelförmigen Schwanz, und eine gebogene am Bauche fortlaufende Seiten-Linie. Er iſt bis auf den bräunlichen und runden Rücken ſilberfarbig. Seine Augen haben einen ſchwarzen Stern in einem gelblichen Ringe, und vor denſelben neben einander die Gehör- und Geruch-Oeffnungen. Die Mund-Oeffnnng iſt ziemlich weit; der Kiemen-Deckel beſteht aus 2 Blättchen. Sämmtliche Floßen haben eine weiße Farbe. Das Darmfell iſt glänzendweiß, und mit ſchwarzen Püncten beſprengt. Die blaßrothe Leber beſteht aus 2 Lappen von ungleicher Länge. Die Milz iſt röthlich.

Mau findet dieſen Fiſch im ſüdlichen Theile Deutſchlands, ſo wie in Frankreich, Italien und England. er erreicht die Größe von 8 bis 12 Zoll in Deutſchland wird er nicht leicht über 6 bis 8 Zoll, in Frankreich 1 Fuß, und in England bisweilen gar 1½ Fuß lang, angetroffen. Er liebt ein reines und fließendes Waſſer, lebt von Mücken und Würmern, und pflanzt im Jun. ſein Geſchlecht fort. Die Vermehrung bey ihm iſt ſtark; ob er gleich an ſeinen gefräßigen Nachbarn, dem Hecht und Barſch, mächtige Feinde hat, ſo weis er ihnen doch durch ſein ſchnelles Schwimmen zu entkommen. Man fängt ihn mit Netzen, und in der Leich-Zeit mit hölzernen Reuſen, die mit Kräutern bedeckt werden; indem er ſeinen Leich zwiſchen denſelben abſetzen will, fängt er ſich von ſelbſt darin. Er hat ein lockeres, ſüßes und ſchmackhaftes Fleiſch, welches eingeſalzen mit den Sardellen Aehn-

lichkeit haben ſoll (*), iſt aber wegen ſeiner vielen kleinen Gräthen unangenehm zu eſſen, und wird daher nur vom gemeinen Manne gekauft; dieſer richtet ihn gewöhnlich mit einer ſauern Zwiebel-oder Butter-Brühe zu. Sein Fleiſch wird für ſo geſund gehalten, daß man ein Sprichwort davon gemacht hat: geſund wie Lauk.

Bloch Naturgeſchich. der Fiſche Deutſchlands, 3 Th. (Berl. 1784, gr. 4.) S. 141, f.

Lauber-Huhn, ein an einigen Orten übliches Zins-Huhn, welches die Unterthanen dem Grund-Herrn zur Erkenntniß ſeines Grund-Rechtes entrichten. Siehe im XXVI Th., S. 266.

Lauber-Hütte, eine grüne, mit Zweigen bedeckte Hütte; ein nur im gem. Leben für **Laub-Hütte** oder **Laube** (ſ. oben, S. 636) übliches Wort, beſonders wenn von den feſtlichen Laub-Hütten der Juden die Rede iſt, in welcher Bedeutung dieſes Wort in der deutſchen Bibel **Laubhütte** lautet. Daher das **Lauberhütten-Feſt**, dasjenige Feſt der Juden, an welchem ſie unter Laub-Hütten eſſen müſſen, in der deutſchen Bibel, das **Feſt der Laub-Hütten**, das **Laubhütten-Feſt**, und das **Feſt der Laubrüſt**, welcher leztere Ausdruck völlig veraltet iſt.

Wenn die Sylbe er nicht bloß ein Einſchiebſel gemeiner Mund-Arten iſt, ſo ſcheint Lauber hier der alte oberdeutſche Plural von Laub zu ſeyn. Indeſſen iſt auch im Oberdeutſchen ein Lauber-Tag, ein feſtlicher Tag, welchen man entweder in Lauben, d. i. großen frey ſtehenden Sählen, oder auch in grünen Sommer-Lauben zubringt, daher Bluntſchli einen weltlichen Feſt-Tag, einen Galla-Tag, überhaupt einen Lauber-Tag nennt. Im Niederſ. heißt eine Laubhütte gleichfalls Lövering.

Das

(*) Bergius über die Leckereyen, 2 Th. (Halle, 1792, 8.) S. 241.

Das **Lauberhütten-Feſt**, war das dritte der drey großen jährlichen Feſte bey den Juden, wozu alle Mannsperſonen aus dem ganzen Lande, entweder nach der Stifts-Hütte, oder hernach nach Jeruſalem, zum Tempel, als dem Orte des öffentlichen levitiſchen Gottesdienſtes, hinauf mußten. 2 Moſ. 23, 16. 17. 34. 22. 23. 5 Moſ. 16, 13 — 16. 31, 10. 11. *Joſephus*, Lib. 8. Antiq. c. 2. nennt dieſes Feſt das heiligſte und größte Feſt; und Lib. 15. c. 3, nennt er es ein herrliches Feſt, welches mit großer Herrlichkeit gehalten werde. *Egeſippus* (1) nennt es gleichfalls ein hohes und vornehmes Feſt. Es war daſſelbe, wie aus der folgenden Beſchreibung zu erſehen iſt, allerdings ein herrliches und hohes Feſt, ja unter allen Feſten das luſtigſte, weswegen auch die Hebräer daſſelbe oft ſchlechtweg das Feſt nennen z. B. Oſtern, Pfingſten, und das Feſt, d. i. die Lauber-Hütten, wie ſolches *L'Emper* not. 6. ad Midd. c. 3, ſect. 4. *Caſaub.* exerc. 16 contra Baron. n. 18. *Lightfoot.* hor. hebr. ad Matth. 21, 9. aus ihren Büchern anmerken, auch in Joma und andern talmudiſchen Büchern oft zu ſehen iſt; ja in der Schrift ſelbſt: Salomo hielt das Feſt ſieben Tage lang, und hielt am achten Tage eine Verſammlung. Denn die Einweihung des Altars hielten ſie ſieben Tage, und das Feſt auch ſieben Tage, 2 Chron. 7, 8. 9. da durch das Feſt das Lauberhütten-Feſt verſtanden wird.

Dieſes Feſt fieng im Herbſte an, um die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich waren, nähmlich am 15ten Tage des 7ten Monaths Tiſri, als am 5ten Tage nach dem Verſühn- (Verſöhnungs-) Feſte, um welche Zeit das bürgerliche Jahr vorbey, und das neue ſchon ange-

(1) Lib. 1, c. 5.

(2) *Philo* L. de decalog. p. 591. *Coccej.* not. 9 ad *Sanhedr.* c. 1, ſect. 2.

angefangen war, da auch die ganze Aernde ſchon vorbey, und alle Früchte, als Getreide, aller Wein, und was ſonſt mehr aus der Erde hervor kommt, eingeſammelt war; daher es auch genannt wird: das Feſt der Einſammlung, da alle Früchte ſchon eingeſammelt und eingeärndet waren, 2 Moſ. 23, 16. 34, 22. 3 Moſ. 23, 34. 39. 41. 4 Moſ. 29, 12. 5 Moſ. 16, 13.

Jerobeam, König im Reiche Iſrael, befahl dieſes Feſt nicht allein auſſer Jeruſalem, in Iſrael zu halten, ſondern ſetzte auch, an ſtatt des 7ten Monathes, welchen Gott zu dieſem Feſte beſtimmt und verordnet hatte, den achten Monath an; 1 Kön. 12, 32. 33. Vermuthlich that er es aus dem Grunde, weil in ſeinem Reiche, im nördlichen Paläſtina, die Früchte ſpäter reiften, als im ſüdlichen, wie es auch noch jezt in Paläſtina iſt. Durch dieſe Anordnung und Verlegung des Laubhütten-Feſtes, wollte er ſeine Unterthanen von der Beſuchung dieſes Feſtes zu Jeruſalem abhalten, ſie zum Götzendienſt verführen, und ſich zugleich bey ihnen beliebt machen, indem er ihrer Bequemlichkeit ſchmeichelte (3)

Dieſes Feſt, welches ſich durch die Bewohnung der Hütten von Laubwerk, als die vornehmſte Feyerlichkeit, von andern jüdiſchen Feſten unterſchied, war, wie der Ritter Michaelis (4) bemerkt, ein Dank-Feſt wegen der Obſt- und Weinleſe, und ſollte eigentlich alle Jahr den Abend nach dem 14ten Tage des ſiebenten Monden (Octobers) ſeinen Anfang nehmen, und ſieben völlige Tage dauern. Die Abſicht dieſes Feſtes war keine andere, als Gott für die glückliche Aernde aller Früchte zu danken, und ihn zugleich, weil

(3) (Hezel's) Bibl. Real-Lexicon, 2 B. (Lpz. 1784. gr. 4.(S. 332. Bibliſche Encyklopädie, 2 B. (Gotha, 1794. gr. 4.) S, 520.

(4) Moſaiſches Recht, Th. 4, §. 197, S. 142.

weil die Saat nun nach dem Feſte angieng, um einen gnädigen mäßigen Regen anzurufen. Bey der beſondern Art aber, wie es gefeyert wurde, hatte Gott zur Abſicht, die Iſraeliten daran zu erinnern, daß ſie vor der Eroberung des Landes Canaan, 40 Jahr lang in Hütten gewohnt hatten. Denn die Iſraeliten bedienten ſich, auf ihrer langen Reiſe aus Aegypten durch die arabiſche Wüſte, an ſtatt der Herbergen, (wie die Reiſenden im Morgenlande, wegen Mangel an bequemeren Herbergen, gewöhnlich zu thun pflegen,) auch der Höhlen und Zelte, vornehmlich aber gewiſſer Hütten von Aeſten und Buſchwerk, die ihnen auf eine Zeitlang einen kühlendern Schatten, als die Zelte, gewährten. Dieſe wunderbare Führung und Erhaltung wollte Gott in beſtändigem Andenken erhalten haben, daher ſie auch an dieſem Feſte, ganze 7 Tage, in keinem Hauſe, ſondern in Hütten und Zelten wohnen, und ſich dabey der hohen Wohlthaten Gottes, die er ihren Vätern in der Wüſte erwieſen hatte, erinnern, und ihn herzlich dafür loben und preiſen, auch dieſes Feſt über, inſonderheit am erſten Tage, Früchte von ſchönen Bäumen, und dreyerley Art grüne Zweige in ihren Händen tragen, und ſich dabey der Güte Gottes erinnern ſollten, der ſie aus der dürren Wüſte in ein ſo ſchönes und fruchtbares Land gebracht hatte. Dieſes Feſt verordnet Moſe, 3 B. 23, 40 — 43, mit folgenden Worten: Ihr ſollt am erſten Tage (des Lauberhütten-Feſtes) Früchte nehmen von ſchönen Bäumen, Palmen-Zweige und Meyen von dichten Bäumen und Bach-Weiden, und ſieben Tage fröhlich ſeyn vor dem Herrn eurem Gott. Und ſollt alſo dem Herrn des Jahrs das Feſt halten ſieben Tage. Das ſoll ein ewiges Recht ſeyn, bey euren Nachkommen, daß ſie im ſiebenten Monath alſo feyren. Sieben Tage ſollt ihr in Laub-Hütten wohnen; wer einheimiſch iſt in Iſrael, der ſoll in Laub-Hütten wohnen, daß eure Nachkommen wiſſen, wie ich die Kinder

der Iſrael habe laſſen in Hütten wohnen, da ich ſie aus Egyptenland führete (5).

Was die Zweige betrifft, die ſie in Händen getragen, und davon ſie ihre Hütten gemacht haben, ſo werden am angeführten Orte, aus 3 Moſ. 23, 40. die Zweige, die ſie in Händen getragen haben, nahmhaſt gemacht, Früchte von ſchönen Bäumen, Palm-Zweige, (an welchen die Blätter noch nicht ganz offen, und von einander unterſchieden ſind,) und Meyen von dichten Bäumen und Bach-Weiden. Wegen der Palm-Zweige und Bach-Weiden, iſt kein Streit; was aber durch die ſchönen und dichten Bäume verſtanden werde; darüber iſt man nicht einig. Die Hebräer halten dafür, obwohl im Grund-Texte Wörter ſtehen, die keinen gewiſſen Baum nahmhaft machen, daß durch die ſchönen Bäume Citronen-Bäume (6), und durch die dichten oder dicken Bäume Myr=

(5) Conf. *Maimon.* More Nevoch. P. 3, c. 43.

(6) Dieſe Ausleger haben, wie Hezel zu der Stelle 3 Moſ. 23, 40. bemerkt, nicht bedacht, das der Citronen-Baum kein paläſtiniſcher, ſondern ein ausländiſcher, und zwar, wie Plinius meldet, mediſcher und perſiſcher Baum ſey. Moſe kannte ihn ſchwerlich; und wenn er ihn ja kannte, ſo kannte er ihn als einen ausländiſchen Baum, deſſen Früchte er unmöglich zu den Feyerlichkeiten des Laubhütten-Feſtes verordnen konnte, da er damahls in ganz Paläſtina nicht zu finden war. Der jüdiſche Geſchichtſchreiber *Joſephus* meldet zwar, daß man (zu ſeiner Zeit nähmlich,) wirklich Citronen bey dem Laubhütten=Feſte gebraucht habe, welches auch der Chaldäer zu beſtätigen ſcheint, der mit dem Syrer die im Original ſtehenden Worte durch Citronen überſetzt. Allein, daraus folgt noch nicht, daß Moſe, a. ang. O. wirklich die Citronen verordnet habe, ſondern nur, daß ſich die Juden, zu Joſeph's Zeit, der Citronen am Laub=Hütten=Feſte bedient haben, und es alſo damahls Citronen in Paläſtina gegeben haben müſſe. Der Citronen=Baum kam ohne Zweifel erſt nach der babyloniſchen Gefangenſchaft, wo die Juden ihn zuerſt kennen lernten, nach Paläſtina. Da Moſe nur überhaupt ſagte, daß die Juden bey dem Laubhütten=Feſte ſich der prächtigſten Baum=Früchte bedienen ſollten, und nicht alle Gattungen derſelben

Myrten = Bäume verſtanden werden (7). Ihrer Beſchreibung nach, ſollen die Citronen =, Myrten = und Weiden = Zweige wenigſtens 3 Querhände lang, der Palm = Zweig aber 4, und alſo eine Handbreit höher, als die andern drey Zweige, geweſen ſeyn. Von Citronen = Zweigen habe Jeder einen, ingleichem von Palmen einen, aber von Myrten drey, und von Weiden wenigſtens zwey, genommen. Die dreyerley Zweige, als Citronen, Myrten und Weiden, hätten ſie mit einer Wiede zuſammengebunden, und einen Buſch daraus gemacht, den Palm = Zweig aber hätten ſie allein für ſich gelaſſen; doch wenn ſie den Buſch tragen ſollten, hätten ſie den loſen Palm = Zweig nebſt dem von Citronen = Myrten = und Weiden = Zweigen zuſammen gebundenen Buſche in die rechte Hand genommen, und nach den vier Himmels = Gegenden geſchwenkt, (anzuzeigen, daß man Gott dem allenthalben gegenwärtigen, allgütigen Beherrſcher der Welt die Aernde und ehemahlige Errettung verdanke,) in der Linken aber einen Citronen = Apfel getragen. Den Buſch nannten ſie לולב (Lulabh), einen Palm = Buſch, weil von allen Zweigen der Palm = Zweig der längſte war, wie man denn dieſes Feſt auch Palm = Feſt nannte. Es habe niemand zu Mittage eſſen dürfen, der nicht des Morgens einen ſolchen Buſch getragen hätte, welchen Buſch ſie hernach in das Waſſer geſetzt hätten, damit er das Feſt über, friſch und grün bliebe. So lange der Tempel geſtanden, hätten ſie dieſen Buſch oder Strauß alle 7 Tage im Tempel umher getragen, außer dem Tem-

den benannte: ſo war es natürlich, daß ſie, nachdem der Citronen = Baum in Paläſtina ebenfalls einheimiſch zu werden angefangen hatte, die herrliche Frucht dieſes Baumes zu den Feyerlichkeiten dieſes Feſtes vorzüglich wählten.

(7) *Maimon.* More Nevoch, P. 3, c. 43. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21. *Münſter* ad Lev. 23. *Bonfrer* ad Lev. 23, 40. *Vrſin*, arboret. bibl. c. 2, n. 24.

Tempel aber nur am erſten Tage wiewohl die heutigen Juden ſie alle 7 Tage an allen Orten umher tragen (8). Wenn etwa der erſte oder ein anderer Tag des Feſtes auf den Sabbath fiel, da ſie nichts von einem Orte zum andern hintragen durften, wurden dieſe Büſche und Zweige am Abend vorher in den Tempel hinauf gebracht, da der Vornehmſten Zweige in einer gewiſſen Kammer aufgehoben, des gemeinen Volkes Zweige aber im Vorhofe der Heiden, auf den daſelbſt in den Hallen an den Wänden umher geſetzten Bänken in Ordnung geſetzt wurden (9).

Wovon ſie aber ihre Hütten gemacht haben, iſt ſo gar deutlich nicht. Es behaupten zwar Viele (10), daß von obgedachten Zweigen die Hütten gebauet geweſen ſeyn, und daß Gott, a. ang. O. 3 Moſ. 23, 40. nicht vom Tragen der Zweige in Händen, ſondern von Aufbauung der Hütten rede. Daß aber der Hebräer Erklärung Grund habe, und nicht allein Zweige zu den Hütten, ſondern auch in Händen zu tragen, gebraucht worden ſeyn, beſtätigt *Joſephus* (11), welcher erzählt, daß die Juden am Lauberhütten-Feſte den Hohenprieſter *Alexandr. Jannaeum* mit Citronen geworfen und ihn geläſtert hätten, worüber er ein erſchreckliches Blutbad angerichtet habe, wo er ausdrücklich hinzu ſetzt, daß ſie an dieſem Feſte Palmen, Citronen und Meyen zu tragen pflegen. Zudem ſpricht Gott, am ang. O., von obgedachten Zweigen, daß ſie dieſelben am erſten Tage nehmen ſollen.

Tt 2 Die-

(8) *Jonſton.* de feſt. Hebr. c. 3. p. 15, ſ. *Quiſtorp.* ad Joh. 7, 37. *Lightfoot* hor. hebr. ad Matth. 21, 8. *Goodwin.* Moſ. et Aar. L. 3, c. 6.

(9) R. *Juda Leo* L. 2. de templ. c. 3, §. 18. in gloſſa, et L. 2, c. 19, §. 151.

(10) Unter andern auch *Jun.* und *Tremell.* ad Levit. 23, 40. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(11) Antiqu. L. 13, c. 21.

Dieſes aber kann von den Hütten nicht verſtanden werden, daß ſie obgedachte Meyen am erſten Tage zu den Hütten nehmen ſollen, weil der erſte Tag ganz heilig war, daran ſie keine Hütte bauen durften. Es ſcheint alſo wohl, daß Gott an gedachtem Orte nicht von Hütten, ſondern allein von den in Händen getragenen Büſchen, rede.

Wovon aber die Hütten gemacht werden ſollen, iſt im Geſetze nirgends ausdrücklich verordnet. Nehem. 8, 15. wird zum Volke geſagt: Gehet hinaus auf die Berge, und hohlet Oehl-Zweige, Harzbaum-Zweige (Zweige von fetten Bäumen), Myrten-Zweige, Palm-Zweige, und Zweige von dichten Bäumen, daß man Laubhütten mache, wie es geſchrieben ſteht; und wollen Etliche, daß die Hütten von dieſen Zweigen haben ſollen gemacht werden. Es iſt aber dieſes aus dieſer Stelle nicht zu ſchließen. Daß die Hütten von dieſen Zweigen errichtet worden ſeyn, ſieht man, und hat Luther daher dieſes Feſt auch wohl genannt das Lauberhütten-Feſt, weil die Hütten aus Zweigen und Laubwerke gemacht waren. So ſieht man auch an dieſem Orte, daß die Hütten eben nicht von Citronen-, Palmen-, Myrten- und Weiden-Zweigen, ſondern auch von anderer Art Zweigen gemacht werden können. Man ſieht auch, daß ihnen damahls die aus Nehemia angeführten Zweige zu hohlen befohlen worden iſt. Ob ſie aber keine andere Zweige genommen haben, oder haben nehmen dürfen, iſt hieraus nicht zu erſehen. Weil im Geſetze keine gewiſſe Zweige zu dieſen Hütten zu nehmen befohlen war, ſcheint es gleichviel geweſen zu ſeyn, was für Zweige ſie genommen haben, wenn ſie nur feiſtes Holz nahmen, welches das Feſt über grün bleiben konnte. Darum wird dem Volke bey dem Nehemia befohlen, Zweige von Oehl-Bäumen, fetten Bäumen, und andern zu nehmen, die ſchönſten, die ſie bekom-

kommen können, und davon ihre Hütten zu bauen, weil ſie hierzu am dienlichſten waren. Die aber keine ſolche Zeige haben bekommen können, haben ohne Zweifel andere nehmen mögen; denn wie hätten ſie ſonſt das Feſt in Hütten von Meyen feyern und halten können? *Vrſinus* (12) führt unter andern auch an, daß, wenn obgedachte Zweige beym Nehemia nothwendig zu den Hütten wären erfordert worden, das ganze Land von dieſen ſchönen Bäumen bald leer und kahl geworden wäre, weil zu ſo viel tauſend Zelten und Hütten viel gehört hätte; er meint auch, ſie hätten von allerley Zweigen, Weiden, Fichten, Epheu oder Weinreben gemacht werden können, welches nicht unwahrſcheinlich iſt, wiewohl kein Zweifel iſt, daß ſie das feiſteſte und ſchönſte Holz, welches ſie bekommen konnten, hierzu genommen haben werden.

Die Hütten durften nicht unter einem Dache, oder unter Bäumen, ſondern ſie mußten unter freyem Himmel gemacht werden. Auch mußten ſie nicht oben mit Tuch überſpannt, noch mit gar zu dicken Zweigen bedecket werden, ſondern es wurden Oeffnungen gelaſſen, daß ſie die Sonne und Sterne dadurch ſehen konnten, und daß auch der Regen dadurch fallen konnte. Doch wenn jemand nicht etwa wegen der Sonnen-Hitze, oder wegen des Regens, ſondern bloß zur Zierde, oben eine Tapete überziehen, oder an der Seite die von Zweigen aufgeſetzten Wände mit Tapeten behängen wollte, ſtand es ihm frey. In dieſen von Zweigen errichteten Hütten mußten ſie 7 Tage lang, ihr Weſen und ihre Wohnung haben, darin kochen, eſſen, ſitzen, liegen, ſchlafen, eben als wenn es ihre Häuſer geweſen wären; daher ſie auch dieſelben mit allerley ſchönem Geſchirre und Haus-Geräthe aufputzten,

(12) Arboret. bibl. c. 2, n. 26, und c. 44.

auch an die Zweige ſchöne Citronen und andere Früchte anbanden. Niemand war hiervon ausgeſchloſſen; nur wer krank war, und die freye Luft nicht vertragen konnte, durfte im Hauſe bleiben. Wenn auch ein ſehr ſtarker Platzregen fiel, daß ſie in ihren Hütten nicht bleiben konnten, durften ſie ſo lange in Häuſern eſſen und ſchlafen, bis das ſchlimme Wetter vorüber war.

Es war, wie aus Nehem. 8, 16. zu erſehen iſt, gleichviel, wo ſie ſolche Hütten aufbaueten, wenn ſie nur nicht unter einem Dache oder unter Bäumen, ſondern unter freyem Himmel, errichtet waren, entweder in ihren Vorhöfen, oder auf den Gaſſen, oder in Gärten, oder gar oben auf den Dächern. Denn die Dächer zu Jeruſalem und im gelobten Lande waren nicht, wie bey uns, in der Mitte hoch und von beyden Seiten ſchräg zugeſpitzt, ſondern flach, auf welchen man umhergehen, eſſen, ſchlafen, mit andern geheime Geſpräche halten, und anderes mehr verrichten konnte, mit einer Lehne rund umher, damit nicht jemand herunter fiele, wie aus 5 Moſ. 22, 8. Joſ. 2, 6. 2 Sam. 11, 2. Zephan. 1, 5. Ap. Geſch. 10, 9. zu erſehen iſt. Auf ſolchen platten Dächern haben ſie nun ſchöne Hütten errichten können; ja, wie aus vorgedachter Stelle beym Nehemia zu erſehen iſt, ſo haben auch die Prieſter und Leviten, die im Tempel aufwarteten, in den Vorhöfen des Tempels Hütten machen, und darin ſich aufhalten müſſen. Denn, wie geſagt, niemand war hiervon ausgeſchloſſen, ſondern alle und jede mußten in Hütten, und in keinen Häuſern wohnen. Sonſt haben vom Volke auch viele ihre Hütten auſſer der Stadt Jeruſalem aufbauen können, doch weiter auch nicht als einen Sabbather-Weg von der Stadt, weil ſie doch mit ſo vielen Zelten, da ſie in keine Häuſer kommen durften, unmög-

chli

lich innerhalb der Stadt ſelbſt Platz finden konnten (13).

Von dieſen Hütten nun hat dieſes Feſt den Nahmen Hütten - Feſt, L. Feſtum Tabernaculorum. Hebr. חג הסכות (Chag Heſuchot,) Gr. σκηνοπηγία, Joh. 7, 2. oder ἑορτὴ σκηνῶν, bekommen. Damit ſie aber alles, was zu dieſen Hütten und Büſchen gehörte, auch was ſie ſonſt mehr zum Feſte bedurften, fein früh in Bereitſchaft hätten, und alles bey Zeiten zurichteten, reiſeten ſie ſogleich nach dem Verſühn-Feſte früh auf dieſes Feſt. Wären auch Ausſätzige geweſen, oder andere zu reinigen, machten dieſe ſich auch früh hinauf. Am Rüſt-Tage, als den Tag vorher (am 14ten des 7ten Monden), badete und reinigte ſich ein jeder gegen dieſes Feſt, wie das auf allen Feſt - Abenden oder Rüſt-Tagen des Feſtes gebräuchlich war (14). Auch wurden die Mauern der Vor-Höfe im Tempel mit ſchönen Tapeten behänget, und im andern Tempel wurde der Altar überweißet.

Sobald die Sonne am Rüſt - Tage untergegangen war, und das Feſt nunmehr angieng, reinigten ſie ſofort in der erſten Nacht - Wache den Brandopfer-Altar, eben wie auf Oſtern und Pfingſten. Bald nach Mitternacht, die auf den 14ten des 7ten Monden fiel, nachdem der 15te, als der erſte Feſt - Tag ſchon angegangen war, wurden alle Thore des Tempels geöffnet, die auf Oſtern und Pfingſten geöffnet wurden, auch das Thor Jechonia, und das Ober-Thor im innern Vorhofe, damit die Kinder Iſrael in den Platz um den Tempel kommen könnten. Es verſammelten ſich auch die Kinder Iſrael ſogleich in ihren be-

(13) *Lightfoot*. Hor. Hebr. ad Joh. 8, 1. *Bonfrer*. ad Lev. 23, 34.

(14) *Lightfoot*. ad Joh. 7, 2.

beſten Kleidern und mit geſalbten Häuptern, im Tempel, nahmen ihre Dank = Opfer, die ſie am erſten Tage bringen mußten, mit ſich hinauf, damit ſie von den Prieſtern beſichtiget würden; und ehe der Hahn krähete, war der Vorhof ſchon voll von ihnen (15).

Nach beſichtigten Opfern, giengen die Einwohner zu Jeruſalem, und wer ſonſt mehr Raum bekommen konnte, in den innern und äuſſern Vorhof, dem Gottesdienſte zu zuſehen. Ein jeder hatte ſeinen Buſch in der rechten, und eine Citrone in der linken Hand. Wann nun die Zeit des Morgen = Opfers kam, wurde alles damit gehalten, wie auch mit Räuchern, Lampenauslöſchen (ſ. Th. LIX, S. 89), Trompeten und Muſiciren, wie es gebräuchlich war, und täglich zu geſchehen pflegte; denn dieſes tägliche Morgen = Opfer mit allem Zugehör, war das erſte, womit der öffentliche Gottesdienſt angefangen wurde, und durfte nicht unterlaſſen werden. Doch geſchahe an dieſem Feſte bey dem Morgen = Opfer etwas, was ſonſt im ganzen Jahre nicht geſchahe, indem zum Trank = Opfer nicht allein Wein, ſondern auch Waſſer geopfert wurde; welches Waſſer = Opfer man Niſſuch hammajim nannte; und da ſonſt zum täglichen Morgen = Opfer daſſelbe auf den Altar hinauf zu bringen, nur neun Prieſter gehörten, ſo waren an dieſem Feſte ihrer zehn dazu, und der zehnte brachte das Waſſer hinauf. Dieſes Waſſer hohlte einer in einer goldenen Kanne, darein 3 Log (iſt ſo viel als 18 leere Eyer = Schalen), gehen konnten; mit dieſer Kanne gieng er nach dem Brunnen Siloah, welcher auſſer der Stadt Jeruſalem, doch nahe dabey, faſt an der ſüdweſtlichen Ecke lag, füllte die Kanne mit Waſſer aus dieſem Brunnen (16), und brachte das geſchöpfte Waſſer zum Tem=

(15) Joma, c. 1, ſect. 8. et *Sheringam*. not.
(16) Einige behaupten, er habe nur 1 Log Waſſer darein genommen.

Tempel hin, nach dem innern Vorhofe, und zwar an der Mittags-Seite, durch das Waſſer-Thor; da dann, ſobald er da hinein kam, die Prieſter ſich luſtig mit Trompeten hören ließen, und erſt ſchlecht, hernach ſchön Clarin, und dann wieder ſchlecht blieſen, und empfiengen denjenigen, der dieſes Waſſer brachte, mit freudigem Drommeten-Klang, wozu ſowohl derjenige, der es brachte, als auch der Prieſter, der es annahm, ſammt den Umherſtehenden ſangen: Ihr werdet mit Freuden Waſſer ſchöpfen aus dem Heilbrunnen. Eſ. 12, 3. Der Prieſter, der es empfangen hatte, brachte es den Aufgang zum Altar hinauf, gieng zur linken Hand herum, goß das Waſſer in den Trankopfer-Wein, und den Trankopfer-Wein wieder in das Waſſer, daß es mit einander vermiſcht und vermenget wurde, und goß es hernach zuſammen in eine der ſilbernen Gieß-Kannen, die auf dem Herde des Altares in der Südweſt-Ecke ſtanden, nähmlich in die Gieß-Kanne, welche gegen Abend ſtand; denn in diejenige, welche gegen Morgen ſtand, wurde täglich klarer Wein gegoſſen (17). Das Waſſer und der Wein, welches vermiſcht in die ſilberne Gieß-Kanne eingegoſſen wurde, lief durch ein enges Loch, welches inwendig unten am Boden war, durch eine Röhre hinab unter die Erde, und floß durch gewiſſe Gänge in den Bach Kidron. Indem aber der Prieſter Waſſer und Wein eingoß, trompeteten die Prieſter gar herrlich, und die Leviten ſangen gar ſchön, und ſpielten

(17) Weil es einſt geſchehen ſeyn ſoll, daß im Ausgießen der Prieſter das Waſſer und den Wein auf ſeine Füße gegoſſen hat, weil er ein Sadducäer war, welche Secte von Waſſer-Opfer nichts hielt, weswegen die ganze Gemeine mit Citronen nach ihm geworfen hatte, bey welchem Tumulte auch eins der Hörner vom Altare abgebrochen wurde, hat man hernach dem Prieſter beym Ausgießen zugerufen: Hebe deine Hand empor! damit man ſähe, wo ers ließe, ob er es ſpillete, oder aber in obgedachte Kanne eingoß.

ten auf ihren Saiten-Spielen; ja, bey dieſem Waſſer-Opfer blieſen ſie auch luſtig auf Schalmeyen, daß es in allen Lüften erſcholl. Und dieſes geſchahe an allen ſieben Tagen des Feſtes, bey dem Morgen- und Abend-Opfer, ja auch am folgenden achten Tage, ſonſt aber im ganzen Jahre niemahls (18).

Es meinen einige Hebräer, es ſey an dieſem Feſte neben dem Weine auch das Waſſer deswegen geopfert worden, um von Gott einen gnädigen Regen zu erhalten, weil die Saat-Zeit nahe war. Andere meinen, es ſey das Geſetz am Waſſer abgebildet (19); *Coccejus* (20) hingegen meint, das Waſſer ſey zum Gedächtniß des Waſſers, welches in der Wüſte aus dem Felſen gefloſſen war, geopfert worden. Noch Andere glauben, es ſey am Waſſer-Opfer die Ausgießung des heil. Geiſtes abgebildet, welches auch wohl die beſte Meinung iſt, zumahl der Heiland ſelbſt hierauf ſieht, Joh. 7, 37, fgg. Denn als er am lezten Tage dieſes Lauberhütten-Feſtes einſt im Tempel war, und zuſahe, mit welcher Freude ſie das Waſſer opferten, rief er allem Volke zu, und ſprach: **Wen da dürſtet, der komme zu mir, und trinke. Wer an mich gläubet, wie die Schrift ſaget, von deſſen Leibe werden Ströhme des lebendigen Waſſers fließen,** und ſezt der Evangeliſt hinzu: **Das ſagte er aber von dem Geiſt, welchen empfahen ſollten, die an ihn gläubten.** Ob aber dieſes Waſſer-Opfer vom Anfange, an dieſem Feſte gebräuchlich geweſen, oder erſt hernach in Gebrauch gekommen ſey, iſt zweifelhaft. So viel iſt gewiß, daß im Geſeze kein Geboth hiervon zu finden iſt. Die Hebräer geben vor, daß es ein Theil des mündlichen Geſetzes ſey, welches Moſes auf dem Berge Sinai von Gott bekommen,

(18) Joma, c. 2, ſect. 5, et *Sheringam* not. *Lightfoot.* cent. chorogr. Matth. praem. c. 25, et Hor. hebr. ad Joh. 7, 2, 38. *L'Emper.* not. 7 ad Midd. c. 2, ſect. 5. *Tremell.* ad Joh. 7, 37. *Carpzov.* ad Schickard. de Jur. reg. Hebr. c. 1, theor. 4, not. 2. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(19) *Saubert* de ſacrif. vet. c. 2. *Sheringam.* l. c. *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Jo. 7. 38.

(20) ap. Reitz. not. 6 ad Goodwin. Moſ. et Aar. L. 3, c. 6.

men; und den Andern mündlich wieder geoffenbaret habe; und obgleich im geſchriebenen Geſetze kein klarer Befehl hiervon vorhanden iſt, werde es doch hin und wieder angedeutet; z. B. Eſ. 12, 3. **Ihr werdet mit Freuden Waſſer ſchöpfen aus dem Heilbrunnen.** Wohin auch *l'Empereur* die Stelle 1 Sam. 7, 6. zieht; nachdem die Kinder Iſrael die Götzen abgeſchaffet, und dem Herrn allein zu dienen ſich vorgenommen hatten, und von Samuel gen Mizpa beſchieden waren, da ſie das Waſſer vor dem Herrn ausgoſſen: **Und ſie kamen zuſammen gen Mizpa, und ſchöpften Waſſer und goſſens aus vor dem Herrn, nachdem ſie denſelben Tag gefaſtet,** (wie es *l'Empereur* auslegt,) da ſie denn erſt gefaſtet und ihre Sünde bekannt haben; und nachdem Samuel ihnen V. 3. eine ſchöne Verheißung gethan hatte, wären ſie darüber ſo fröhlich geworden, daß ſie vor Freuden nicht gewußt hätten, was ſie anfangen wollten, und hätten ſich gefreuet, wie ſie ſich am Lauberhütten-Feſte bey der Opferung des Waſſers zu freuen pflegen; welche Erklärung auch dem *Urſinus*, analect. ſacr. P, 1, L. 1, n. 64, gefällt, da er alle andere Erklärungen dieſes Ortes verwirft, und diejenige, die auf das freudige Waſſer-Opfer ſieht, allein billigt.

Daß die Hebräer bey traurigen Gelegenheiten, zur Abbildung des Unterganges und der Vernichtung, Waſſer auszugießen oder hinzuſchütten pflegten, iſt eine bekannte Gewohnheit; allein, man pflegte ſich des Waſſers auch bey frohen Gelegenheiten zu bedienen; und es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, da Moſes, a. ang. O., ausdrücklich Trank-Opfer verordnet, daß man auch am Lauberhütten-Feſte ein Waſſer-Opfer gebracht habe. Denn das Waſſer, beſonders gutes, trinkbares Waſſer, iſt im Orient ſehr ſelten, und wird daher unter die vornehmſten Getränke gerechnet. Doch hat C. *Icken*, de libatione aquae in feſto tabernaculorum, in den Symb. lit. Bremenſ. T. I. P. 2, p. 160, f. zu zeigen ſich bemühet, daß der Gebrauch, Waſſer an dieſem Feſte zu opfern, welches man aus dem Teiche Siloah genommen habe, erſt zur Zeit des andern Tempels von den Juden aufgebracht worden ſey.

Wenn das tägliche Morgen-Opfer und das Waſſer-gießen geſchehen war, folgten die Feſt-Opfer, wenn es kein Sabbath war; fiel aber auf dieſen erſten

Feſt-

Feſt = Tag der Sabbath, ſo wurden nach dem Morgen-Opfer die Sabbath-Opfer, und dann die Feſt-Opfer, gebracht; war es hingegen kein Sabbath, ſo folgten auf das Morgen = Opfer ſogleich die Feſt = Opfer, welche aus Brand = Opfern und Sünd=Opfern beſtanden. Die Brand = Opfern waren Farren, Widder und jährige Lämmer, und die Sünd = Opfer Ziegenböcke. Sie wurden aber an allen ſieben Tagen unterſchiedlich geopfert, ſo, daß ein Tag dem andern nicht gleich war, wie ſonſt in den ſieben Oſter = Tagen die Opfer des Feſtes alle Tage einerley waren. Zwar die Zahl der Widder und Lämmer, wie auch der Ziegenböcke, war alle Tage gleich, nähmlich täglich 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, nebſt den dazu gehörigen Speiſe = Opfern und Trank = Opfern, ſo viel als zu jedem Widder und Lamm gehörte, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer. Dieſe waren alle ſieben Tage gleich. Aber die Zahl der Farren war ungleich, und verminderte ſich täglich. An dem erſten Tage wurden zum Brand = Opfer geopfert, nebſt den dazu gehörigen Speiſe-und Trank=Opfern, 13 Farren, am zweyten 12, am dritten 11, am vierten 10, am fünften 9, am ſechsten 8, und am ſiebenten 7. Am achten Tage wurde geopfert 1 Farr, 1 Widder und 7 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, nebſt den dazu gehörigen Speiſe-und Trank=Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd = Opfer; 3 Moſ. 29, 12, fgg.

Am erſten Tage wurden, wie geſagt, zum Brand-Opfer geopfert 13 Farren, ſammt ihrem Speiſe = und Trank = Opfer, nähmlich zu jedem Farren 3 Zehenden (anderthalb Viertel Schipp nach ſchleswig. Maße,) Semmel = Mehl mit 1 Kanne Oehl gemenget, und 1 Kanne Wein zu jedem Farren; das waren zu 13 Farren über 2½ Schipp Weizen-Mehl, 13 Kannen Oehl, und 13 Kannen Wein, nach ſchleswig. Maße. Neben den 13 Farren waren 2 Widder gleichfalls zum

zum Brand=Opfer, ſammt dem Speiſe= und Trank=Opfer, als: zu jedem Widder 2 Zehenden ($\frac{1}{4}$ Schipp ſchleswig. Maßes) Semmel=Mehl und $\frac{1}{3}$ Hin Oehl, ſammt $\frac{1}{3}$ Hin Wein; ferner 14 jährige Lämmer zum Brand=Opfer, mit ihren Speiſe= und Trank=Opfern, zu jedem Lamme ein Zehend Mehl, $\frac{1}{4}$ Oehl, und eben ſo viel Wein. Zum Sünd=Opfer war nur ein Ziegenbock. Alle dieſe Opfer, Brand=Opfer und Sünd=Opfer, wurden auf gehörige Weiſe geſchlachtet, von den Brand=Opfern wurde das Blut abgezapfet, und unter dem Umgange um den Altar geſprenget, die Thiere wurden zertheilet, und nach dem Altar, wie gewöhnlich, hinauf gebracht, und, auſſer der Haut und den Gedärmen, ganz verbrannt; vom Sünd=Opfer aber wurde, nach geſprengtem Blute an den Hörnern des Altars, nur das Fett geopfert, das Fleiſch gehörte den Prieſtern. Zu den 13 Farren gehörten 312 Prieſter, dieſelben auf den Altar hinauf zu bringen, ohne diejenigen, die das Blut geſprengt hatten, als: bey jedem Farren 18 zu den Opfer=Stücken, 3 zum Speiſe=Opfer, und 3 zum Trank=Opfer. Zu den 2 Widdern gehörten, die Stücke hinauf zu bringen, 22 Prieſter, als: bey jedem Widder 7 zu den Opfer=Stücken, 2 zum Speiſe=Opfer, und 2 zum Trank=Opfer. Zu den 14 Lämmern gehörten 112 Prieſter, dieſelben auf den Brandopfer=Altar zu bringen, als: bey jedem Lamme 6 zu den Opfer=Stücken, 1 zum Speiſe=Opfer, und 1 zum Trank=Opfer.

Die Opfer an dieſem erſten Tage, wurden mit Inſtrumental= und Vocal=Muſik begleitet; indem die Prieſter dabey auf der Trompete blieſen, und die Leviten ſchön muſicirten und ſangen, wobey die ganze Gemeine mit einſtimmte. Denn an dieſem Feſte wurde das große Hallel, oder der 113, 114, 115, 116, 117 und 118te Pſalm, geſungen; welche Pſalme an allen

len Feſten, auſſer am Neujahr und Verſühn = Feſte, (wie auch am Sabbath), geſungen wurden. Der Vorſänger ſang vor, und die Gemeine nach. Zu etlichen Sätzen, die der Vorſänger ſang, ſagte die ganze Gemein: Halleluja! d. i. Lobet den Herrn! Bisweilen ſangen ſie alle Sätze nach. Wenn ſie im Geſange dieſes großen Hallels auf den 118ten Pſalm kamen, und derſelbe angeſangen wurde: Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich! ſchüttelten ſie die Büſche, die ſie in ihrer rechten Hand hatten, mit einem artigen und anmuthigen Geräuſche, indem ein jeder ſeinen Buſch von vorn 3 Mahl vor der Stirn, 3 Mahl zur rechten Hand, 3 Mahl hinten auf dem Rücken, und 3 Mahl zur linken Hand, 3 Mahl auf = und 3 Mahl niederwärts, ſchwenkte. Wenn ſie weiter an die Worte kamen: (Pſ. 118, 25.) נאאנא והיה הצליחה נא אנא יהוה הושיעה d. i., wie es Luther überſetzt hat; O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! ſchüttelten ſie die Büſche wieder, und bewegten ſie auf vorige Weiſe; und wenn der Pſalm beſchloſſen wurde: (Pſ. 118, 29.) Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich! thaten ſie es abermahl. Es gieng auch die ganze Gemeine um den Brandopfer = Altar, welches ſonſt nie geſchahe,) ſchüttelte die Büſche in ihren Händen, und ſagte: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! welches ſie vor Freuden thaten, weil Gott am Verſühn Feſte mit ihnen verſöhnt war. Dieſer Umgang um den Altar, mit Schütteln und Bewegung der Büſche, geſchahe alle Tage dieſes Feſtes, an den ſechs erſten Tagen täglich ein Mahl, am ſiebenten aber ſieben Mahl. Sobald ein Knabe ſo groß war, daß er einen Buſch tragen und regieren konnte, wurde er in dieſer Bewegung unterrichtet, und mußte einen Buſch mit tragen, wie denn die Juden dies noch heut zu Tage

in ihren Schulen beobachten, Büſche haben und ſie ſchütteln (21).

Wenn der Hohepriester mit dem Opfer zu thun hatte, pflegten die vornehmſten des Volkes mit ihren Palm-und Citronen-Büſchen nach ihm zu ſchlagen oder zu werfen, wie è Succa *Coccejus* (22) meldet, welches auch bey den Heiden gebräuchlich war, daß man tapfere wohlverdiente Leute mit Blumen und Citronen bewarf, um ſie dadurch zu ehren (23), worüber aber *Alex. Jannaeus*, als es ihm, wie ich bereits oben, S. 659, erwähnt habe, wiederfuhr, gar ungeduldig ward, und als es hierauf zu Schmäh-Worten kam, und ſie ihm ſein Gefängniß vorwarfen, er ein großes Blutbad deswegen anrichtete (24).

Von dieſen ihren Seufzern, da ſie um den Altar giengen, und bey Bewegung der Büſche ſagten: הושיעה נא (Hilf doch!) haben ſie hernach ein beſonderes Wort gemacht: Hoſchianna oder Hoſanna, indem ſie beyde Wörter zuſammenſetzten, und haben das ganze Feſt Hoſanna genannt, mit welcher Benennung ſie auch den Palm-Buſch, den ſie in der rechten Hand hatten, belegten; auch ihre Feſt-Gebete, die in dieſen Tagen geſprochen wurden, nannten ſie Hoſannoth (25).

Nach vollbrachten Opfern und geſchehenem Umgange, wurde der feyerliche Segen, unter Begleitung der Muſik der Prieſter, über die ganze Gemeine ge-

(21) *Lightfoot* Hor. Hebr. ad Matth. 21, 9. 15. *Buxtorf.* Synag. Jud. c. 21.

(22) Not. 2 ad Gemar. Sanhedr. c. 2, ſect. 1.

(23) *Paſchalius* de coronis, L. 2, c. 11. L. 4, c. 9. L. 6 c. 22.

(24) *Coccejus*, l. c. *Joſeph* Antiq. L. 13, c. 21.

(25) *Buxtorf.* Lex. Talmud. in ישע. *Druſ.* comm. prior. ad Voc. N. T. in Hoſanna, et poſter. c. 19.

geſprochen. Sie kamen auch in den Schulen zuſammen, weil es ein heiliger Tag war, ein Tag, da man zuſammen kommt, 3 Moſ. 23, 35. 4 Moſ. 29, 12. welches auch die Fremden, die aus dem ganzen Lande hinauf gekommen waren, in ihren Kirchen und Schulen, deren zu Jeruſalem viele waren, thaten, da dann gar andächtig geſungen, das Geſetz von fünfen geleſen, und vom Erklärer erklärt, auch allerley ſchöne Feſt-Gebete geſprochen, der Gottesdienſt auch mit dem Segen beſchloſſen wurde, wie ſonſt und an den Feſt-Tagen gebräuchlich war.

Im Tempel feyerte man unterdeſſen noch nicht, ſondern da brachten ſie häufig, doch partieweiſe, ihre Dank = Opfer in den innern Vorhof, die ſie entweder von ihrem eigenen Viehe nahmen, oder es kauften, wie ſie wollten, brachten aber kein Brod dazu, ſonſt aber ließen ſie es, wie die Dank = Opfer des Oſter- und Pfingſt-Feſtes opfern, da es dann, weil alle Prieſter aufwarteten, geſchwinde hergieng, und wenn eine Partie fertig war, ſich gegen Gott neigete, ein kurzes Gebet that, und heraus gelaſſen wurde, worauf eine andere wieder eingelaſſen wurde, die ausgelaſſene Partie aber ihr Fleiſch nach der Küche brachte, und es da kochte. Von dieſem Fleiſche mußten ſie an dieſem Tage nothwendig eſſen, entweder im Tempel, auf den Eß = Sählen, oder unten in der Stadt, da ſie dann neben den Ihrigen auch gute Freunde zu Gaſte luden, Leviten, Fremdlinge, Witwen und Waiſen. Weil auf dieſe Gaſterey ein Theil des andern Zehenden angewandt wurde, und ſie dafür kaufen und zurichten konnten, was ſie wollten, ſpeiſeten ſie delicat, waren fröhlich und guter Dinge, und dankten Gott für den Segen, den er ihnen in der Aernde beſchert hatte. Es war auch der ganze Tag heilig, und niemand durfte an demſelben Dienſt-Arbeit thun, auſ-

ſer was zum Kochen gehörte. 3 Moſ. 23, 35. 4 Moſ. 29, 12.

Wenn nachmittags das Abend = Opfer bald angehen ſollte, hohlte einer wieder aus dem Brunnen Siloah Waſſer, wie des Morgens geſchehen war, und wenn er durch das Waſſer = Thor damit kam, wurde ſtark und luſtig geblaſen, und hernach alles mit dem Abend = Opfer, mit Räuchern und Lampen = anzünden gehalten, wie täglich zu geſchehen pflegt, da endlich mit dem Trank = Opfer der Gottesdienſt beſchloſſen wurde, indem, nach angezündeten Lampen im Heiligen, Wein und Waſſer oben auf den Altar gebracht, der Wein in das Waſſer, und das Waſſer in den Wein, und alſo vermengt, in obgedachte ſilberne Gieß = Kanne gegoſſen wurde, unterdeſſen daß die Prieſter mit Trompeten, und die Leviten mit Singen mit Saitenſpiel und Schalmeyen ſich überaus luſtig und herrlich hören ließen.

Wenn ſie ſolcher Geſtalt den ganzen Tag zu Gottes Lob in Freuden zugebracht hatten, ließen ſie es an dieſem Feſte noch nicht dabey bewenden, ſondern hatten auch ihre beſondere Nacht = Luſt und Nacht-Freude, und brachten die Zeit, die nach dem Abend-Opfer vom Tage noch übrig war, und die folgende Nacht, in großer Freude zu. Denn da gieng die ganze anweſende Gemeine, nachdem ſie zu Gott ihr Gebet gethan hatte, mit großer Ehrerbiethigkeit aus dem innern Vorhofe in den äuſſern oder in den Vorhof der Weiber hinaus, die Nacht = Luſt allda anzufangen. Es wurden große goldene Leuchter in der Mitte aufgehängt, auf deren Knöpfen vier goldene Geſchirre ſtanden; zu jedem war eine Treppe, da man hinauf ſteigen konnte. Vier junge angehende Prieſter hatten Oehl = Krüge in ihren Händen, deren jeder 120 Log hielt, von welchem Oehle ſie die goldenen Geſchirre über den Leuchtern fülleten. Die Dochte zu dieſen Lam-

pen verfertigten ſie von den alten abgetragenen Prieſter-Kleidern und Prieſter-Gürteln, aus denen ſie die Fäden auszogen, Dochte davon machten, und die Lampen damit, wenn es Abend war, anzündeten. Der Schein und Glanz von dieſen Lampen war ſo groß, daß in ganz Jeruſalem keine Gaſſe war, da man nicht an dieſem Glanze und Scheine Theil gehabt hätte. Eine ausführliche Beſchreibung dieſes goldenen Lampen-Leuchters, ſ. im LIX Th. S. 82, fgg. und die dazu gehörige Fig. 3639. Die Vornehmſten im Volke, der Hoheprieſter und andere vornehme Prieſter und Beyſitzer im Ober-Gerichte, wie auch von den Aelteſten und Andächtigſten des Volkes, fiengen hier in dieſem Vorhofe einen luſtigen Tanz an, mit brennenden Fackeln in ihren Händen, und ſangen allerley Pſalmen und Lobgeſänge Gott zu Ehren. Die Leviten ſtanden mit ihren Harfen, Pſaltern, Cymbeln, Schalmeyen und andern muſikaliſchen Inſtrumenten, auf den 15 Stuffen, darauf man aus dem innern Vorhofe in den äuſſern herunter ſtieg, ſangen und muſicirten die 15 Stuffen-Pſalme, auf jeder Stuffe einen, welche Pſalme **Luther** nennt im höhern Chor. Es ſtanden auch zwey Prieſter im Thore Nicanors zwiſchen dem innern und äuſſern Vorhofe, mit zwey Trompeten in ihren Händen. Wenn der Statthalter ihnen ein Zeichen gab, blieſen ſie mitten im Thore gar ſchön, worauf ſie die halbrunden Stuffen hinab giengen, und wenn ſie auf die zehnte Stuffe kamen, blieſen ſie wieder. Wenn ſie darauf weiter hinunter und in den Vorhof kamen, blieſen ſie abermahl, welches ſie auch thaten, wenn ſie ganz hinunter auf das Pflaſter kamen, da ſie dann (im andern Tempel) mit Blaſen und Trompeten längſt den äuſſern Vorhof fort giengen, bis ſie ganz durch an das Thor daſelbſt gegen Morgen kamen, wo ſie ſich umkehrten von Morgen gegen Abend, und dem Tempel zu, und

ſag-

ſagten: Unſere Våter haben (zuletzt im erſten Tempel) an dieſem Orte (und in dieſem Tempel) die Sonne angebetet, mit ihrem Rücken zum Tempel, und mit ihren Geſichtern gegen Morgen gewandt. Wir aber wenden unſere Geſichter zu Gott! Die Manns-Perſonen ſtanden unten auf dem Pflaſter dieſes Vorhofes, oder ſaßen auf Bånken umher, und ſahen der Luſt zu, wie die Anſehnlichſten und Vornehmſten tanzten, und Gott freudig lobten. Sie brachten faſt die ganze Nacht in ſolcher Freude zu, und zwar nicht in dieſer erſten Nacht allein, ſondern das ganze Feſt durch, in allen Nåchten. Viele blieben auch des Nachts im Tempel und legte ſich der eine auf des andern Schulter, und ſchlief darauf ein (26).

Wagenſeil (27) erzählt aus Succa, ein beſonderes Beyſpiel von R. *Simeon,* des berühmten Gamaliel's Sohn, der noch zur Zeit des andern Tempels lebte, und von den Römern in der letzten Zerſtörung erſchlagen wurde, (deſſen Sohn der berühmte R. *Juda Hekkadoſch* war, der den Talmud zuerſt aufgeſetzt hat,) daß er überaus hurtig und gelenk vom Leibe und Händen geweſen; denn er habe an dieſem Lauberhütten-Feſte bey vorgedachter Nacht-Luſt oder Nacht-Freude 8 brennende Fackeln in einer Hand gehalten; dieſe habe er alle zugleich in die Höhe geworfen, und von denen, die herunter fielen, allezeit eine mit der einen Hand aufgefangen, und mit der andern Hand habe er eine andere in die Höhe geworfen, und es habe niemahls eine von dieſen (auf und niederfallenden) Fackeln die andere berührt (28).

(26) Wie aus Succa zu erſehen ap. R. *Jud. Leon.* de templ. L. 2, c. 6, §. 34. in gloſſ. et §. 36. in gloſſ. et §. 42. et gloſſ. *L'Emper.* not. 1 et 7 ad Midd. c. 2, ſect. 5. *Buxtorf* Synag. Jud. c. 21. *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Joh. 7, 2. et Centur. chorogr. Matth. praem. c. 30. *Buxtorf.* Lex. Talm. voc. חלל et *Compiegne de Veil.* not. ad Maimon. de ſacr. ſolenn. c. 2.

(27) not. 8 ad Miſchn. Sota c. 9. ſect. 15.

(28) Siehe auch *Lightfoot.* Hor. Hebr. ad Joh. 18 2.

Am folgenden Morgen gar früh, noch vor Tage, ehe der Hahn krähete, war der Vorhof wieder voll Iſraeliten, die ihre Brand-Opfer, mit welchen ſie vor dem Herrn erſcheinen mußten, beſichtigen ließen. Wenn die Zeit da war, daß das Morgen-Opfer gebracht, und im Tempel geräuchert, und die Lampen zugerichtet werden ſollten, wurde abermahl Waſſer aus dem Brunnen Siloah gehohlt, ſo wie am vorigen erſten Tage und es wurde neben dem Trank-Opfer eben ſo feyerlich und fröhlich wieder geopfert, wie am erſten Tage. Auf das tägliche Morgen-Opfer folgten die Feſt-Opfer, an dieſem andern Tage: 12 Farren, 2 Widder und 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, ſammt ihren Speiſe- und Trank-Opfern, und ein Ziegenbock zum Sünd-Opfer, mit deren Opferung es eben ſo hergieng, wie am erſten Tage, wie denn auch die ganze Gemeine ein Mahl um den Altar herum gieng, die Büſche, die ſie in Händen hatten, vorn, zur Rechten, hinten, zur Linken, oben und unten, ſchüttelten, und ihr Hoſiannah: O Herr, hilf! o Herr, laß wohl gelingen! anſtimmeten. Nach geſprochenem und empfangenem feyerlichen Segen, erſchien das ganze Land mit ſeinen Brand-Opfern vor dem Herrn, da ſie partieweiſe in den innern Vorhof hinein giengen, und ein Jeder ſein Brand-Opfer ſammt dem Speiſe- und Trank-Opfer, auf gebräuchliche und oben erwähnte Art und Weiſe opfern ließ; und nachdem ein Jeder ſich gegen Gott geneiget, und ſein Gebet gethan hatte, gieng die Partie hinaus, nnd eine andere wieder hinein. Die Hineingehenden giengen durch das Opfer-Thor in Norden ein, und die Herausgehenden giengen zum Opfer-Thor in Süden aus, ſo wie am Oſter- nnd Pfingſt-Feſte geſchahe. Sie ſpeiſeten hernach fröhlich und delicat. Wenn das Abend-Opfer gebracht werden ſollte, wurde wieder Waſſer aus dem Brunnen Siloah gehohlt, und

neben

neben dem Weine in Freuden, unter Trompeten-Schall der Prieſter und Muſik der Leviten, geopfert; eben wie am vorigen Abend des erſten Tages, worauf ſie auch an dieſem zweyten Tage das übrige des Tages und die folgende Nacht mit ihrer Nacht=Luſt zubrachten, und im Vorhofe der Weiber eben ſo fröhlich waren, wie in der erſten Nacht geſchehen war.

Am dritten Tage wurde abermahl bei dem Morgen=Opfer auch Waſſer, und nach dem Morgen=Opfer 11 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer, ſammt ihrem Speiſe=und Trank=Opfer, zu Brand=Opfern geopfert, und ein Ziegenbock zum Sünd=Opfer; wobey die Iſraeliten wieder um den Altar mit ihren Büſchen herum giengen, und beym Schütteln ihr O Herr, hilf! O Herr laß wohl gelingen! hören ließen, und hernach den Segen empfiengen, auch zu Mittage fröhlich und luſtig ſpeiſeten. Bey dem Abend=Opfer deſſelben dritten Tages wurde abermahl Waſſer mitgeopfert, und hernach im Vorhofe der Weiber die Nacht mit Tanzen, Singen und Muſiciren in aller Fröhlichkeit zugebracht, eben wie die beyden vorigen Nächte. Auf gleiche Art wurde es auch am vierten, fünften und ſechsten Tage in allen Stücken gehalten, auſſer daß, wie oben gedacht iſt, in der Zahl der Farren alle Tage eine Aenderung war, und die Farren ſich täglich verminderten, indem am vierten nur 10, am fünften nur 9, und am ſechsten nur 8 Farren geopfert wurden. Sonſt war in allen andern Stücken kein Unterſchied, und es wurde auch morgens und abends Waſſer geopfert, das Umgehen um den Altar beobachtet, und jede Nacht auf obgedachte Weiſe in Freuden zugebracht; da dann vermuthlich unter den Stämmen eine gewiſſe Ordnung war, daß nicht etliche allein, ſondern alle, ein Stamm nach dem andern, dieſer Freude beywohnten, und jeder ſeine Zeit wußte, wann er im Tempel Raum haben, und

dieſe Freude mit genießen konnte. Fiel auf einen dieſer Tage der Sabbath, wurden die Schau-Brode und Sabbath-Opfer, ſammt der ganzen Sabbath-Feyer, aufs genaueſte beobachtet.

Der ſiebente und letzte Tag des Lauberhütten-Feſtes nähmlich der 21ſte des ſiebenten Monden, war ein gar herrlicher Tag, und wird von den Hebräern Hoſanna rabba, das große Hoſanna(29), genannt, wie auch Johannes der Evangeliſt dieſen Tag alſo nennt, Cap. 7, v. 37. Am letzten Tage des Feſtes, der am herrlichſten war. Zwar *Lightfoot* (30) will, daß beym Johannes der achte Tag verſtanden werde, welches auch *Lyra*(31), und viele andere wollen, die den ſiebenten und achten Tag ſehr mit einander vermengen. Allein der achte Tag war, wie *Lightfoot* ſelbſt geſteht, wegen der wenigen Opfer faſt der geringſte unter allen, und es iſt alſo wohl gewiß, daß hier der ſiebente Tag verſtanden werde, als welcher der letzte des Lauberhütten-Feſtes war, da ſie in Hütten wohnten, und welcher über alle Maßen herrlich und feyerlich gehalten wurde, viel herrlicher und feyerlicher als die vorigen Tage. Denn an dieſem ſiebenten Tage wurde auch der Brandopfer-Altar rings umher mit Weiden-Meyen beſetzt. Es giengen etliche Prieſter unten an der Stadt Jeruſalem, nach einem Orte hin, Motha genannt, und brachen daſelbſt ſehr lange und hohe Weiden-Zweige oder Weiden-Büſche ab, von 11 Ellen lang, und ſetzten ſie rund um den Brandopfer-Altar her auf den Fuß des Altares, da dann die Gipfel dieſer Weiden-Büſche 1 Elle hoch ungefähr über den Altar hervor rageten und empor ſtan-

(29) *Buxtorf.* Lex. Talmud voc. ישע *Schindler* Lex. pentagl. in ישע p. 819. *Tremell.* ad Joh. 7, 37.
(30) ad Joh. 7, 37.
(31) ad Joh. 7. *Schindler* Lex. pentagl. voc. עצר p. 1370. *de Dieu* ap. Wal. ad Joh. 7.

ſtanden, und oben etwas gebogen waren, daß die Gipfel ſich etwas nach dem Altare hinunter neigeten, oder herab bogen (32). Bei dem gewöhnlichen Morgen ſ Opfer wurde auch wieder aus dem Brunnen Siloah geſchöpftes, und mit Freuden durch das Waſſer- Thor in den Vorhof gebrachtes, Waſſer geopfert. Mit den darauf folgenden Feſt-Opfern wurde es eben ſo gehalten, wie an den vorigen Tagen, auſſer daß, mehrgedachter Maßen, alle Tage ein Farr weniger war, und es waren die Feſt-Opfer an dieſem ſiebenten Tage: 7 Farren, 2 Widder, 14 jährige Lämmer zum Brand-Opfer, ſammt ihren Speiſe- und Trank-Opfern, und ein Bock zum Sünd-Opfern, da dann alles mit Trompeten, Singen, Muſiciren und Saitenſpiel, eben ſo hergieng, wie an vorigen Tagen, auſſer daß der Umgang viel herrlicher gehalten wurde, als an den vorigen Tagen, und an dieſem Tage alles überaus Freuden-voll war. Denn nicht allein der Altar war, wie geſagt, rund umher mit Meyen beſetzt, ſondern ſie giengen auch an dieſem Tage öfters um den Altar mit ihren Büſchen und Citronen, als an den erſten ſechs Tagen. Denn da ſie in den erſten ſechs Tagen an jedem Tage nur 1 Mahl um den Altar giengen, ſo geſchahe es an dieſem Tage 7 Mahl; ſie giengen nähmlich unter dem Opfer, und unter der ſchönen Muſik und dem Trompeten-Schalle, 7 Mahl um den Brandopfer-Altar, ſchwenkten ihre Büſche, und ſangen: O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen! eben wie ſie vormahls zur Zeit Joſuä, in 6 Tagen nach einander, jeden Tag 1 Mahl, am ſiebenten Tage aber 7 Mahl, um die Stadt Jericho umher gegangen waren (33). Dieſer Tag wurde daher der ſiebente

(32) e Succa ap. R. *Jud. Leon.* L. 2. de templ. c. 14. §. 88. *Lightfoot.* centur. chorogr. Matth. praem. c. 40.

(33) *Lightfoot.* Hor. hebr. ad Matth. 21. 9. et *Tremell.* l. c.

Tag der Weiden genannt(34). *Buxtorf*(35) gedenkt, daß der achte Tag das Feſt der Weiden oder das Weiden⸗Feſt, genannt worden ſey, weil ſie an dieſem Tage mit Weiden und andern Zweigen umher giengen, welches auch *Schindler* (36) thut. Aber, ſie hatten, wie wir bald hören werden, am achten Tage keine Weiden und Zweige mehr, und es ſcheint wohl der ſiebente Tag inſonderheit von Weiden den Nahmen bekommen zu haben, daß es ein Weiden = Tag war, weil nicht allein die Kinder Iſrael mit Weiden und andern Zweigen 7 Mahl um den Altar giengen, ſondern auch der Altar rund umher mit Weiden beſetzt war, welches in den ſechs erſten Tagen nicht geſchahe, wie ſolches *Schindler* (37) ſelbſt geſchehen muß, wenn er ſchreibt: Am ſiebenten Tage des Lauberhütten = Feſtes iſt das Feſt der Weiden, am achten aber das Feſt der Aufhaltung, Uebrigens gieng es an dieſem ſiebenten Tage, wie an den vorigen Tagen, mit fröhlichen Gaſtereyen zu. Bey dem Abend⸗Opfer wurde auch ebenfalls Waſſer geſchöpft, die Nacht im Vorhofe der Weiber eben ſo luſtig und fröhlich zugebracht, als an den vorigen Tagen, ſo, daß ſie dieſe ſieben Tage des Lauberhütten⸗Feſtes, vom 15ten an bis den 21ſten, als welche ſieben Tage zu dieſem Feſte gehörten, entweder im Tempel, oder in ihren Hütten, in höchſter Freude zubrachten. Am funfzehnten Tage des ſiebenten Monden iſt das Feſt der Lauberhütten ſieben Tage dem Herrn. So ſollt ihr nun am funfzehnten Tage des ſiebenten Monden, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Feſt des Herrn halten ſieben Tage lang und ſieben Tage fröhlich ſeyn vor dem

Herrn

(34) *Cloppenb*, ſchol. ſacriſic. p. 41.
(35) Lex, Talmud. voc. ערב.
(36) Lex. pentagl. voc. ערב p. 1384.
(37) in מועד pag. 1944.

Herrn euern Gott, und ſollt alſo dem Herrn des Jahrs das Feſt halten ſieben Tage. Sieben Tage ſollt ihr in Lauberhütten wohnen. 3 Moſ. 23, 34. 39, fgg. 4 Moſ. 29, 12. Das Feſt der Lauberhütten ſollt du halten ſieben Tage, wenn du eingeſammlet haſt von deiner Tennen und deiner Kelter, nun ſollſt fröhlich ſeyn auf dem Feſt, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levit, der Fremdling, der Waiſe, und die Wittwen, die in deinem Thor ſind. Sieben Tage ſollt du dem Herrn deinen Gott das Feſt halten an der Stätte, die der Herr erwählen wird. Denn der Herr dein Gott wird dich ſegnen in allen deinen Einkommen und in allen Werken deiner Hände; darum ſollſt du fröhlich ſeyn. 5 Moſ. 16, 13, fgg.

In allen dieſen ſieben Tagen wurde wegen der Feſt-Opfer der Farren nicht geloſet, welche Ordnung unter den Prieſtern dieſelben opfern ſollte; denn ſie opferten dieſelben in der Reihe und nach der Ordnung (38). Wie aber am erſten Tage neben den Morgen- und Feſt-Opfern die Dank-Opfer der Kinder Iſrael, davon ſie fröhlich ſeyn ſollten, und am zweyten die Brand-Opfer wegen der Erſcheinung geopfert wurden, alſo wurden in den fünf lezten Tagen, neben den gewöhnlichen Morgen- und Feſt-Opfern, viele andere Opfer gebracht. Wenn nähmlich jemand Gott ein Opfer ſchuldig war, und dieſes Feſt bevorſtand, wurde es dahin verſchoben, wie bey den großen Feſt-Tagen zu geſchehen pflegte. Wer auch ſonſt ein Opfer Gott gelobet hatte, oder freywillig eins bringen wollte, von Brand-, Speiſe oder Dank-Opfern, der that es in dieſen Tagen, welche freywillige oder Gelübde-Opfer aber die Prieſter opferten,

(38) *Lightfoot.* Hor. hebr. ad Joh. 7, 57.

welche in derſelben Woche die Reihe traf, daß ſie die Aufwartung hatten. 4 Moſ. 29, 39. Eſr. 3, 5.

Es ſtand auch allen Prieſtern, auch denen die keine Aufwartung hatten, frey, in das Heilige zu gehen, und ſich vor dem Herrn zu neigen, welches ihnen auch am Oſter= und Pfingſt=Feſte erlaubt war (39).

Von allen ſieben Tagen war der erſte ganz allein heilig, da man Gottes Wort zu hören zuſammen kam, und durchaus keine Arbeit verrichten durfte; die ſechs andern aber, als: der zweyte, dritte, vierte, fünfte, ſechste, und ſiebente nicht, wie zwar *Goodwin* (40) und *Reitz* (41) von dem ſiebenten vorgeben, daß an demſelben die Gemeine zuſammengekommen ſey, (nähmlich: Gottes Wort zu hören), und daß er ſehr heilig geweſen ſey, wovon in der Schrift nichts ſteht, ſondern alle ſechs letzte Tage waren zwar keine rechte Werk=Tage, aber auch keine volle Feyer= und Ruhe=Tage ſondern ſolche Tage, wie die Mittel=Tage im Oſter=Feſte, da man geringe und ſchlechte Arbeit wohl verrichten konnte, oder auch wohl große Arbeit wenn beym Verzuge Schade zu befürchten war, da auch Gericht gehalten werden konnte, und gewiſſe Verbrecher geſtraft wurden (42), wiewohl ſich ein Jeder der Arbeit, ſo viel möglich, enthielt, und die ganze Zeit entweder im Tempel, oder mit guten Freunden in Hütten, fröhlich und guter Dinge, und mit herzlicher Dankſagung Gottes, zubrachte.

Der folgende achte Tag, nähmlich der 22ſte des ſiebenten Monden, war auch ein heiliger und herrlicher Tag, und wird in der Schrift עצרת genannt; 3 Moſ. 23, 36. 4 Moſ. 29, 35. Nehem. 8, 18.

Dies

(39) R. *Juda Loo* L. 2. de templ. c. 22. §. 196. in gloſſ.
(40) Moſ. et Aar. L. 3. c. 6.
(41) not. 1. *Leusdem.* Philol. hebr. mixt. diſſ. 39.
(42) *Saubert*, exercit. ad Matth. 26, 5. §. 3.

Dies hat die Vulgata gegeben: diem collectae, der Einſammel = Tag, da man etwas einſammelt; und *Lyra* ad Lev. l. c. meint, es ſey an dieſem Tage das Geld, wofür die jährlichen Opfer und anderes Zugehör zur Stifts Hütte oder zum Tempel gekauft wurden, von dem Volke eingeſammelt worden. Allein, dieſes iſt ungegründet; den der lezte Oſter = Tag wurde auch alſo genannt, 5 Moſ. 16, 8. und es wurde doch kein Geld an demſelben geſammelt. Gewiß iſt es, daß an dieſem achten Tage kein Geld zum Opfer oder Tempel geſammelt wurde, denn das geſchahe im Monden Adar, als im leʒten Mond. *Junius* und *Tremellius* überſeʒen es diem interdicti, den Verboth = Tag, an welchem zu arbeiten verbothen war: Luther überſeʒt es: Verſammlung, da die Gemeine ſich verſammelt hat, und zuſammengekommen iſt. Die Hebräer überſeʒen es retentionem, eine Aufhaltung (43), weil alles Volk an dieſem achten Tage noch zu Jeruſalem aufgehalten wurde, und nicht wegreiſen durfte, bis der achte Tag zu Ende war, welches auch wohl die beſte Meinung iſt, wohin ohne Zweifel auch die LXX Dolmetſcher geſehen haben, die es ἐξόδιον überſeʒten, welches zwar bey den Heiden ein Geſang war, der beym Weggehen von den Schauſpielen geſungen wurde hier aber nichts anders iſt, als: ἐξόδια oder ἔξοδος, d. i. ein Ausgang, weil dieſer achte Tag der lezte war, und mit dieſem Tage das ganze Feſt völlig ausgieng; und hernach, wenn der achte Tag vorbey war, ein Jeder heimgehen mochte.

An dieſem Tage wurde eben ſowohl, als an den ſieben vorhergehenden Tagen, neben dem Trank = Opfer Wein

(43) *Münſter.* ad Levit. 23, not. I. *Buxtorf.* Synag. jud. cap. 21.

Wein bey dem Morgen = und Abend = Opfer Waſſer geſchöpft und geopfert, auch die Nacht = Freude fortgeſetzt, welches aber auch das einzige iſt, was dieſer Tag mit den ſieben Tagen des Lauberhütten = Feſtes gemein hatte. Uebrigens hatte er mit denſelben nichts gemein; denn die Feſt = Opfer dieſes Tages waren nicht einerley mit den vorigen, daß an dieſem achten Tage die Zahl der Farren ſich verminderte, und jetzt 6 Farren, 2 Widder, und 14 jährige Lämmer zum Brand = und ein Ziegenbock zum Sünd = Opfer wären geopfert worden, nach Art der vorigen Tage, ſondern die Feſt = Opfer dieſes Tages waren nur ein einziger Farr und ein Widder, nebſt 7 jährigen Lämmern zum Brand =, und ein Ziegenbock zum Sünd = Opfer; 4 Moſ. 29, 35, fgg. da dann unter den Prieſter = Ordnungen wieder geloſet wurde, wer dieſen Farren opfern ſollte. Sie trugen auch an dieſem achten Tage keine Zweige oder Büſche, auch keine Citronen in den Händen, giengen auch nicht mehr um den Brandopfer = Altar umher, wohnten auch an dieſem Tage in keinen Hütten mehr, ſondern in ihren Häuſern, ſo daß dieſer Tag mehr ein beſonderes Feſt für ſich, als ein Zugehör zum Lauberhütten = Feſte, war, womit auch die h. Schrift übereinſtimmt, welche den achten Tag von den Lauberhütten ſcheidet. Am funfzehnten Tage des ſiebenten Monden iſt das Feſt der Lauberhütten ſieben Tage dem Herrn. Der erſte Tag ſoll heilig heißen. Sieben Tage ſollt ihr dem Herrn opfern. Der achte ſoll auch heilig heißen, daß ihr zuſammen kommet, und ſollt eure Opfer dem Herrn thun. Denn es iſt der Aufhalt = Tag; 3 Moſ. 23, 34, fgg. Sie hielten das Feſt (der Lauberhütten) ſieben Tage, und am achten war die Aufhaltung, wie ſichs gebühret; Nehem. 8, 18. Sie ſagen aber bey den Feſt = Opfern das große Hallel, wie an den Feſt = Tagen zu geſchehen pflegte, und es gieng alles damit her, wie

wie ſonſt; auch wurde der Morgen-Gottesdienſt im innern Vorhofe mit dem Segen beſchloſſen.

In allen dieſen Tagen wurde der Altar von der Aſche nicht gereiniget, ſondern ſie wurde in der Mitte zuſammen gefeget, wie auch auf den andern großen Feſten geſchahe, weil es dem Altar eine Ehre war, viel Aſche zu haben. Sie giengen auch an dieſem achten Tage in die Schulen, zu ſingen zu beten, und Gottes Wort zu hören. Denn es war ein heiliger Tag, an welchem die Gemeine zuſammen kam, an welchem auch durchaus keine Arbeit geſchehen durfte, und in dieſer Abſicht war der achte Tag ſo heilig, als der erſte. Ein jeder war ein Sabbath oder Ruhe-Tag, da man von aller Arbeit abließ, und Gott diente; 3 Moſ. 23, 36. 39. 4 Moſ. 29, 12. 35. Am Mittage ſpeiſeten ſie wieder fröhlich und guter Dinge; und nach gebrachtem Abend-Opfer und geopfertem Waſſer beſchloſſen ſie dieſes Feſt mit der darauf folgenden Nacht-Freude.

An dieſem Feſte wurden das Geſetz und die Propheten geendiget, und am nächſtfolgenden Sabbath darauf wurde wieder der Anfang im Leſen gemacht, weswegen auch derſelbe Sabbth שבת בראשית der Sabbath am Anfang, oder der Sabbath, da man das erſte Buch Moſis und die Bibel zu leſen wieder anfängt, genannt wurde.

Auf Münzen des Königs Herodes Agrippa, iſt das Lauberhütten-Feſt der Juden durch ein Gezelt in Form eines Sonnen-Schirmes angegeben.

Ceremonien, mit welchen die Juden heut zu Tage das Lauberhütten=Feſt feyern (*).

Die Juden verfertigen unter freyem Himmel, סוכה (Sokah) eine Hütte, bedecken dieſelbe mit grünem Laube, doch ſo, daß man noch die Sterne dadurch ſehen kann, zieren ſie mit Baum=Früchten (1), und behängen ſie mit feinen leinenen oder andere ſchönen Tüchern und Decken, hängen auch in den Hütten eine Lampe oder einen Leuchter über ihren Tiſch, welche ſie abends vor dem Feſte anzünden. An gedachtem Abend gehen ſie zum Gebet, und nach dieſem wünſcht einer dem andern יום טוב (Jom Tof) gute Feyertage. Der Cantor ſingt über den gewöhnlichen Feſt=Becher Wein den Segen, und giebt den Knaben davon zu trinken. Desgleichen thut der Hausvater in ſeiner Hütte, ehe ſie eſſen, und ſprechen auch über die Semmel, welche die Eheweiber auf den Sabbath und Feſt=Tage backen müſſen, den Segen. Der Hausvater ſpricht den Segen über die Hütte, daß ſie Gott zu bauen, und 7 Tage darin zu eſſen gebothen hat. Einige halten es für etwas Großes, wenn ſie die ganzen 7 Tage des Feſtes über, des Nachts in der Hütte ſchlafen (2). Die ganzen ſieben Tage über, müſſen ſie den Segen über die Hütte ſprechen, wenn ſie nur einen Biſſen Brod eſſen wollen. Sie beten alle Morgen das הלל (Hallel), oder den 112 bis 119 Pſalm. Wenn ſie zu den Worten: **Gelobet ſey Gott, ſeine Gnade währet ewig!** kommen, nehmen ſie einen Palm=Zweig in die rechte Hand, welcher mit 7 Weiden=Zweigen, die Blätter haben, darin

kei-

(*) Paul Chriſt. Kirchner Jüdiſches Ceremoniel. (Nürnb. 1724, 4. S. 125, fgg.

(1) Inſonderheit mit Citronen und Pomeranzen, welche gemeiniglich aus Spanien oder Italien kommen. Buxtorf hat eine Citrone geſehen, die mit 4 Gulden bezahlt worden iſt. Man hat aber auch ſchon, wenn ſie ſchlecht gerathen, für ein einziges Stück 100 Thaler bezahlen müſſen.

(2) Gottes Verordnung gieng auch dahin, daß ſie Tag und Nacht in ſolchen Hütten bleiben ſollten; allein, die zu derſelben Zeit ſchon eintretende rauhe Herbſt=Witterung hat ſie zu andern Gedanken gebracht.

keine Löcher ſind, gebunden ſeyn muß (3); auch nehmen ſie einen Adams - Apfel (4), dergleichen in Italien wachſen, ſprechen etliche kleine Segen darüber, und ſchütteln mit gedachtem Palm - Zweige 3 Mahl gegen die vier Wände des Tempels, wie auch 3 Mahl gegen den Himmel und die Erde (5), und ſchicken die Palm - Zweige mit dem Adams - Apfel ihren Weibern und Kindern, daß ſie auch ſollen

(3) Andere erzählen dieſes etwas deutlicher, wenn ſie ſagen, daß das Lulaf (der Palm - Zweig) wenigſtens 4 Spannen lang ſeyn, und alſo über das Myrten - Büſchlein, welches um denſelben gewunden wird, 2 große Spannen lang hervor reichen müſſe. Siehe A, in Fig. 3949.

(4) Die eigentlich ſo genannten Adams - Aepfel ſind eine Art Limonien - oder Citronen - Baum, der aber eine Frucht wie Pomeranzen trägt, die dabey viel größer und dunkelgelber auch von keinem ſo ſtarken Geruche iſt. Weil die Schale die etwas ungleich und nicht ſehr dick iſt, einige tiefe Ritzen und Schrunden hat, welche ausſehen, als hätte man mit den Zähnen hinein gebiſſen, ſo iſt daher der Nahme Adams - Apfel entſtanden, weil man geglaubt hat, es ſey dieſes der Apfel des Paradieſes, und die verbothene Frucht, von welchem Adam und Eva gegeſſen haben. (Siehe im I Th. gegenwärtigen Werkes, S. 394. fgg.) Die Aepfel, deren die Juden ſich bedienen, müſſen noch an ihrem Stiele hangen, auch das Oberſte, woran die Blume gewachſen iſt, muß nicht abgefallen ſeyn, und ſonſt den geringſten Fehler nicht haben. Wenn ſolche nicht gerathen, kaufen ganze Gemeinen nur etliche Stücke für ſich, womit ſie ſich im Nahmen aller behelfen müſſen. Eine nach der Natur gemachte Zeichnung, iſt B. in Fig. 3949.

(5) Alsdann fangen ſie rückwärts an, und wiederhohlen dieſe Ceremonie noch einmahl, ſo daß dieſes Stoßen in allem 36 Mahl geſchieht, womit ſie auf das hebräiſche Wort לו zielen, welches Ihm heißt, und darunter Gott verſtehen; weil nun daſſelbe an der Zahl 36 (ל 30 und ו 6) ausmacht, ſo geben ſie damit zu verſtehen, daß ſie Gott für den Herrſcher aller Dinge, ſowohl im Himmel und auf Erden, als auch unter der Erde, erkennen. Hierauf bringen ſie das ספר תרה aus dem zehn Geboth - Kaſten, legen es auf Leſe - Stuhl, und gehen alsdann alle zuſammen mit ihren Büſcheln und Adams - Aepfeln, die erſten Tage jederzeit 1 Mahl, den letzten aber 7 Mahl um denſelben herum, zum Gedächtniß des 7 Mahl wiederhohlten Umganges um die Mauern zu Jericho, welche auch davon eingefallen ſind. Daher Rabbi *Bechai* ſchreibt: Daß wir heutiges Tages 7 Mahl um die Kanzel gehen, deutet auf künftige Zeiten, da die Mauer Edom zerfallen wird, und alle Edo-

ſollen einen Segen darüber ſprechen (6); denn eher, als dieſer geſprochen iſt, darf weder Alt noch Jung eſſen und trinken

Den ſechsten Tag dieſes Feſtes nehmen ſie Weiden-Zweige, und binden ſie mit ſieben Stängeln zuſammen, woran keine Löcher ſeyn dürfen. Dieſen Tag abends thun ſie gemeldte Arbeit in der Hütte bey dem Wachs-Lichte, welches am Verſöhnungs-Tage übergeblieben iſt.

Den ſiebenten Tag dieſes Feſtes nennen ſie הושענא רבא (Hoſchanna Rabba), den großen Hülfs-Tag, weil ſie meinen, daß dasjenige, was ſie vom Neujahrs-Tage an, bis zur Vollendung des Verſöhnungs-Tages gebeten haben werde von Gott im Himmel geſchloſſen und unterſiegelt (7), ja alles, was ihnen das ganze Jahr über begegnen ſolle (8). Darnach nehmen ſie die gemachten Bündel

Edomiter aus der Welt ausgerottet werden ſollen, wie Daniel über das vierte Thier geweiſſaget ꝛc.

(6) Welcher in folgenden Worten enthalten iſt: Geſegnet ſeyſt du Gott, du König der Welt, der du uns mit deinen Gebothen geheiliget, und uns das Lúlaf (die Büſchel) zu nehmen befohlen haſt!

(7) Denn ſie meinen, ob Gott gleich am Neujahrs-Tage zu Gericht ſitze, und über einen jeden Juden das Urtheil fälle: ſo könne doch, wenn etwas hartes über einen beſchloſſen wäre, durch erfolgte Buße von derſelben Zeit an bis hieher, ſolches wieder abgewendet werden; aber nun hänge Gott das Siegel daran, ſo, daß es inskünftige unwiderruflich bleibe.

(8) Weil ſie nun gern wiſſen möchten, was Gutes oder Böſes über ſie beſchloſſen ſey, gehen ſie des Nachts im Mond-Schein, theils mit bloßem Kopf, theils im Hemde, oder auch wohl nacket, doch in ein Laken (Bett-Tuch) verhüllet, welches ſie alsdann fallen laſſen, ſpreiten Arme und Hände aus, und wofern einem im Schatten der Kopf mangelt, muß er in dieſem Jahre ſterben; mangelt ihm aber ein Finger, ſo wird er einen von ſeinen guten Freunden einbüßen; wenn aber die rechte Hand nicht zum Vorſchein kommt, wird ihm ein Sohn, und wenn die linke, eine Tochter ſterben; ſieht er aber gar keinen Schatten, ſo halten ſie es für ein unfehlbares Zeichen ihres nahe bevorſtehenden Todes, und wenn ſie eine Reiſe vorhaben, werden ſie von ſolcher nicht wieder zurück kommen. Dieſe Gewohnheit haben ſie von ihren Rabbinen *Ramban*, *Rekanat*, *Bechai* und Andern gelernt, welche aus 4 Moſ. 14. Es iſt ihr Schatten (צלם) von ihnen gewichen, ſo viel heraus bringen, daß Got-

del von Weiden, und ſchlagen ſie an ein Eiſen, bis kein Blättchen mehr daran zu ſehen iſt. Die Stängel legen ſie zu ihren ledernen zehn Gebothen, die ſie alle Tage des Morgens um ihr Haupt und auf ihren linken bloßen Arm binden, wenn ſie beten (ſ. Th. XXXI, S. 479, und die dazu gehörige Fig. 1760). Das Abſchlagen der Weiden-Zweige bedeutet: Wie die Blätter abfielen, ſo ſollten die Sünden abfallen. Wenn ſie die Weiden-Stängel bey ſich tragen, meinen ſie vor Straßen-Räubern und Mördern ſicher zu ſeyn.

Den lezten Tag nennen ſie שמחת תורה (Simchas Torah) (9) den fröhlichen Tag des Geſetzes oder der Lehre. An eben dieſem Tage des Morgens (10) nehmen ſie das Laub

Gott ihnen in dieſer ſiebenten Nacht vermittelſt des Mondes zeige, was ihnen das ganze Jahr wiederfahren ſoll. Doch ſteht in der Gemara zu Ende dieſer Hiſtorie, daß derjenige, ſo ſich dieſe Nacht nicht in Mondſchein beſehe, dennoch ein Jude ſey.

(9) Dieſes iſt ohne Zweifel der neunte Tag, welchen ſie Geſetz-Freude nennen, weil ſie an ſolchem das Geſetz zu Ende gebracht haben, und nun wieder von vorn anfangen. Es iſt aber auch der achte Tag heilig, als welchen Gott ſelbſt den Verſammlungs-Tag (עצרת) genannt hat, daher die Juden ſolchen חג העגרת (das Feſt der Aufhaltung) nennen, und geben davon folgende Urſache an: es verhalte ſich damit eben ſo, als wenn ſich einer 7 Tage lang bey ſeinem Freunde aufgehalten hat, der ihn dann um mehrere Freundſchaft willen nöthigte, den 8ten Tag auch noch bey ihm zu bleiben. Rabbi *Abarbanel* aber giebt noch eine andere, und vielleicht beſſere, Urſache hiervon an, wenn er ſchreibt: Die Schrift nennt dieſen Tag Azeres, weil ſie das Feſt noch bis auf dieſen Tag aufhalten, und auch noch an demſelben gar zu Jeruſalem bleiben ſollen. Daher es ſcheint, daß es mit dieſem 8ten Tage des Lauberhütten-Feſtes eben die Bewandtniß habe, wie mit dem Tage der Pfingſten in Anſehung des Oſter-Feſtes. Denn gleichwie dort befohlen iſt, 7 Wochen zu zählen, und am 50ſten Tage das Feſt zu halten, alſo wird hier geſagt, daß man nach den 7 Feſt-Tagen den achten feyerlich begehen ſolle. Es beſteht demnach das Feſt, ſammt der Geſetz-Freude, aus 9 Tagen, davon die erſten zwey und die lezten drey gefeyert werden, die mittlern vier aber nur für halbe Feyer-Tage zu rechnen ſind.

(10) Auch ſchon den Abend vorher, nach gehaltenem Abend-Gebet, nimmt der Leſer die Geſetz-Bücher aus dem Kaſten, hält

Laub von den Hütten, machen auf dem Hofe der Synagoge ein Freuden-Feuer, nehmen alle die zehn Gebothe, die im heiligen Kaſten ſtehen (11), und tragen ſie 3 Mahl im Tempel herum, und tanzen damit. Ein jeder nimmt den großen Tallis oder Schul-Mantel (ſ. Th. XXXI, S. 478,) breitet das Buch aus, und lieſet ein Capitel aus Moſe, nähmlich die vorerwähnten Lectionen. Der Jugend werden allerley Baum-Früchte auf die Erde vorgeworfen (12). Die Verſprochenen oder Verlobten ſchicken einander Geſchenke zu.

Wenn des Abends die Sterne am Himmel ſtehen, gehen ſie in die Synagoge und beten. Der Cantor nimmt einen Becher Wein, ſpricht darüber den Segen, wie beym Schluß des Sabbathes und der Feſt-Tage, und ſie wünſchen einander gute Wochen. Ein jeder Hausvater thut zu Hauſe mit einem Glaſe Wein oder Bier, wie der Cantor in der Synagoge es gemacht hat; und damit iſt dieſes Feſt vollbracht. Uebrigens aber werden an dieſem Feſte

hält eines davon in dem Arme, und trägt es in der Verſammlung herum, dem die andern mit den übrigen folgen. Alsdann ſteigt er auf den Leſe-Stuhl, ſchlägt die morgende Lection auf, betet noch einige Gebete, und es geht ſodann ein Jeder nach Hauſe. Am Morgen gehen ſie wieder in die Synagoge, langen wieder alle Geſetz-Bücher hervor, und bringen ſie hernach, nachdem ſie dieſelben abermahl in der Verſammlung herum getragen haben, wieder an ihren Ort, laſſen aber drey davon zurück, aus welchen ſie das Ende und zugleich den Anfang ihrer Lection aus den Büchern Moſis, nebſt der Lection von den Opfern aus 4 Moſ. 29, 35, fgg. leſen. Derjenige, der die lezte Lection aus dem Geſetze lieſet, wird חתן תורה (der Bräutigam des Geſetzes,) wer aber die erſte lieſet, חתן בראשית (der Bräutigam des Breſchis, oder Anfanges,) genannt, welche ſich hernach ſowohl gegen die Armen, als ihre Freunde, ſehr freygebig bezeigen, und jene mit milden Almoſen, dieſe aber mit einer koſtbaren Mahlzeit verſehen.

(11) Wenn dieſes geſchieht, ſtellen ſie dafür ein Licht hinein, damit der Kaſten nicht leer ſtehe; ſolches aber muß ihnen eben ſo viel, als das Geſetz ſelbſt, bedeuten, weil dieſes ein Licht genannt wird. Das Geboth iſt eine Leuchte, und das Geſetz ein Licht; Sprichw. 6, 23.

(12) Welche ſie an manchen Orten ganze Tonnen weiſe auf den Almemor bringen laſſen; und weil ſie ſolches Obſt für heilig halten, bemühen ſich die Alten ſowohl als die Jungen, etwas davon zu bekommen.

Feſte auch die Kirchen-Aemter, welche ein Jeder das Jahr über verſehen ſoll, ver uctioniret, wer nähmlich das Jahr über die Lichter anzünden, den Wein, womit man die Feſte einſegnet, hergeben, das Amt des Segen verwalten, und das Schehija vertreten ſoll. Mit dem leztern Amte hat es die Beſchaffenheit, daß, wenn einer unter Vorgemeldeten ſeinen Dienſt, durch Abweſenheit, verſäumt, derjenige, der das Schehija erſtanden hat, an Deſſen Stelle tritt.

Fig. 3949. a. Lauber-Hütte im Hauſe.
b. Vertreibung der böſen Geiſter.
c. Segnung der Speiſen.
d. Mahlzeit in der Hütte.
e. Abſchlagung der Blätter von den Zweigen.
f. Verbrennung der Zweige.
A. Palm-Zweig.
B. Adams- oder Citronat-Apfel.

Lauber-Tag, ſ. oben, S. 653.

Lauber-Zug, Fr. Rinceau, bey den Schlöſſern, ein Zierrath in Geſtalt eines Laubwerkes; von dem veralteten oberdeutſchen Plural des Wortes Laub, ein Blatt, gleichſam ein Blätter-Zug.

Eine Abbildung eines Frieſes mit Lauber-Zügen, ſ. im XVIII Th. Fig. 952, 9.

Laubicht, ein Bey- und Neben-Wort laubichter, laubichteſte. 1. Dem Laube ähnlich. Laubichte Zie rathen.

2. Einer Laube ähnlich, bedeckt wie eine Laube, in der dichteriſchen Schreib-Art. Ein laubichter Gang. Ein laubichtes Dach.

Laubig, mit Laub bekleidet, vieles Laub habend; L. frondibus veſtitus, frondoſus, Fr. feuillu. Laubige Aeſte. Ein laubiger Baum.

Lauch, (der) ein Zwiebel-Gewächs, welches zu den Pflanzen mit ſechs Staubfäden, und einem Staubwege gehört, und eine ſechs Mahl getheilte abſtehende Krone hat; Porrum *Linn.* Man hat, wie ich hernach zeigen werde, verſchiedene Arten deſſelben, wel-

welche faſt alle einen flüchtigen und durchdringenden Geſchmack und Geruch haben, und daher als ein Gewürz an die Speiſen gebraucht werden.

In den monſeeiſchen Gloſſen Louch, im Niederſ. Look; Angelſ. Leac, Leah; Engl. Leek; Dän. Log; Pohln. Luczek. Man könnte glauben, daß dieſes Gewächs den Nahmen ſeinen hohlen Stängeln zu danken habe, und das Wort von Loch und deſſen Verwandten ableiten. Allein, man hat Beweiſe, daß Lauch ehedem nicht nur ein jedes Gemüſe, ſondern auch eine jede Pflanze überhaupt bedeutet habe. Dahin gehören das Schwed. Lok, das Angelſ. Lec und Leac, welche ehedem ein jedes Gewächs bedeuteten, und darin mit dem Griech. Λαχανον und Hebr. לח überein kommen. Auch im Deutſchen iſt dieſe Benennung noch in Hauslauch vorhanden, welchen Nahmen das Hauslaub noch in einigen Gegenden führt. Uebrigens wird der Lauch in Franken auch Glüb genannt.

Mit dem Lauche, Porrum, und deſſen Arten, dem Schnitt-Lauche und Perl-Lauche, iſt der Knoblauch, Allium, nahe verwandt, auch die Zwiebel, Cepa, nicht viel davon unterſchieden, indem bey allen Blume und Frucht einerley Beſchaffenheit zeigen, auch bey allen viele Blumen aus einem gemeinſchaftlichen Puncte entſtehen, und Dolden vorſtellen, welche von einer blätterigen Scheide umgeben werden. Indeſſen hat man doch drey Gattungen angenommen, und ſolche durch einige Merkmahle von einander unterſchieden. Die ältern Schriftſteller haben dieſelben vornehmlich von der Wurzel entlehnt. Knoblauch, Allium, nannten ſie diejenigen Arten, deren Wurzel aus vielen Stücken beſteht; bey der Zwiebel, Cepa, iſt die Wurzel einfach und aus über einander liegenden Häuten zuſammengeſetzt; und da auch der Lauch, Porrum, dergleichen Wurzel zeigt, hat man dieſe beyden durch die Blätter unterſchieden, und der Zwiebel hohle, oder röhrenförmige, dem Lauche aber platte Blätter zugeeignet. Die neuern, Tournefort, Rajus und Andere, haben dieſe Eintheilung beybehalten, auch mei-

meiſtentheils die Wurzel und Blätter zu Unterſcheidungs-Zeichen angegeben, jedoch auch bey der Zwiebel den bauchichten Stängel, und bey dem Lauche die dreyſpaltigen Staubfäden bemerkt, und dadurch dieſe beyden Gattungen von dem Knoblauche unterſchieden, zugleich aber auch die Anzahl derſelben vermehrt; wie denn **Micheli** diejenigen Arten, welche, wie der Lauch, dreyſpaltige Staubfäden und eine zuſammengeſetzte Wurzel, wie der Knoblauch, haben, Scorodopraſum genannt, **Boerhaave** aber einige Arten Knoblauch, welche keinen Geruch haben, unter dem Nahmen Moly abgeſondert hat. **Linné** hat in den ältern Schriften gleichfalls 3 Gattungen beybehalten, und ſolche vornehmlich durch die Staub-Fäden, unterſchieden: der Lauch hat dreyſpaltige, der Knoblauch einfache, freyſtehende, und der Länge nach den Blumenblättern ähnliche, und die Zwiebel einfache, aber unterwärts mit einander vereinigte, und in Anſehung der Blumenblätter kürzere Staub-Fäden, womit Derſelbe zugleich die Verſchiedenheit der Frucht vereinigt, und ſolche bey dem Lauche kugelförmig, bey der Zwiebel dreyeckig, und bey dem Knoblauche breit und kurz angegeben hat. Auch **Hr. v. Haller** hat in der erſten Ausgabe des Verzeichniſſes von den ſchweizeriſchen Pflanzen, dieſe drey Gattungen beſonders angemerkt, nachher aber wegen der großer Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit derſelben, und weil bey jeder Abtheilung die nächſt verwandten Pflanzen getrennet werden müßten, dieſelben mit einander vereinigt, und Allium, Knoblauch, als den Gattungs-Nahmen beybehalten, worin auch Demſelben nachher **Linné, Ludwig**, und Andere, gefolgt ſind. Ich nehme zwar dieſe Vereinigung billig an, handle aber, wegen der überall eingeführten Nahmen, und wegen der in gegenwärtigem Werke angenommenen alphabetiſchen Ordnung, vom Knoblauch,

Lauch und Zwiebel beſonders, und führe bey jedem, die zu dieſen Unter-Gattungen gehörigen Arten an, bemerke aber hier die allgemeine Beſchaffenheit der Blume und Frucht. Viele, bey einander ſtehende, gemeiniglich doldenförmige Blumen bedeckt anfangs eine gemeinſchaftliche, blätterige Scheide, welche ſich hernach ſeitwärts zieht und vertrocknet. Die Blume zeigt 6 längliche Blumenblätter, 6 Staubfäden, und einen dreyeckigen Fruchtkeim mit dem einfachen Griffel und ſpitzigen Staubwege, Die kurze breite, dreyeckige, trockne Frucht öffnet ſich mit 3 Klappen, und enthält in 3 Fächern viele rundliche Samen, Bey vielen Arten endigen ſich 3 Staubfäden mit 2 Spitzen, zwiſchen welchen der Staubbeutel liegt. Alle keimen aus dem Samen, wie die meiſten lilienartigen Pflanzen, mit einem Blättchen hervor. Bey allen iſt der Stängel einfach und ohne Aeſte, und bey vielen erſcheint, ſtatt der Frucht, ein zwiebelartiger Körper, welcher, wenn er abfällt, ſich an der Erde befeſtigt und die Wurzel vorſtellt

Da ich von dem Knoblauche zwar bereits im I Theile gegenwärtigen Werkes, unter Allium, gehandelt, aber nur einige Arten davon angeführt habe, ſo werde ich mich hier, in Anſehung der bereits abgehandelten, darauf beziehen, die damahls übergegangenen aber izt hinzu fügen. Sodann werde ich die Gattung des Lauches, mit deſſen Arten, abhandeln. Die Gattung der Zwiebel, und deren Arten, wird im Buchſtaben Z beſchrieben werden.

Die vereinigte **Knoblauch-Gattung**, begreift viele Arten in ſich. **Linné** hat 38 angeführt, und ſolche theils nach den Blättern, theils nach dem Stängel, theils nach der Frucht oder den zwieblartigen Körpern, welche ſtatt der Frucht ſich zeigen, in beſondere Haufen abgetheilt. Hr. v. **Haller** macht zweyerley Abtheilungen: die erſte nach den Staub-

Fä-

Fäden; die andere nach der Frucht, ob nähmlich die gewöhnliche Frucht allein zugegen, oder ob ſie mit zwiebelartigen Körpern vemiſcht iſt. Ich werde nur die gebräuchlichſten und bekannteſten Arten anführen, und zuerſt diejenigen bemerken, welche

A. einfache und dreyſpaltige Staubfäden, auch zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

1. **Gemeiner grasblätteriger Knoblauch mit zinkenförmigen Bollen**, Allium ſativum *C. B.* Allium hortenſe *Fuchſ.* Allium vulgare *J. Camer.* Allium ſativum, caule planifolio bulbifero, bulbo compoſito, ſtaminibus tricuspidatis *Linn.*; ſ. im I Th., S. 526, f.

2. **Grasblätteriger Knoblauch mit gewundenem Stängel, Rocambole**, Allium montanum bicorne latifolium, flore dilute purpurascente *C. B.* Allium Scorodopraſum, caule planifolio bulbifero, foliis crenulatis, vaginis ancipitibus, ſtaminibus tricuspidatis *Linn.*; ſ. im I Th., S. 524, fgg.

3 **Grasblätteriger eingekerbter Knoblauch**, Allium arenarium, caule planifolio, bulbifero, vaginis teretibus, ſpatha mutica ſtaminibus tricuspidatis *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, capite bulbifero, foliis gramineis leviter ſerratis *Hall.* wächſt in Schonen, Ungarn, Sibirien und Thüringen, und hat mit den beyden erſten Arten viel ähnliches. Die Wurzel beſteht aus vielen röthlichen Zinken, welche mit einer gemeinſchaftlichen braunen Haut bedeckt ſind. Der Stängel wird gegen 2 Ellen hoch. Die Blätter ſind breit, am Rande zart eingekerbet und haaricht, die Blumenblätter violet, und alle mit einer dunklern Linie durchzogen. Der Geruch iſt ſcharf, und völlig der erſten Art ähnlich.

4. **Röhrenblätteriger Knoblauch mit vielfachen Wurzelbollen, rother Feld-Knoblauch, Feld-Lauch, Hunds-Lauch**, Allium in arvis *Plin.* Allium tenuifolium *J. Camer.* Allium campeſtre *Cord.* Allium ſylveſtre *Geſn. Cæſalp. C. Durant.* Allium ſylveſtre minus *Dod.* Allium ſylveſtre primum *Fuchſ.* Allium ſylveſtre tenuifolium *Pen. Lobel.* Allium ſylueſtre, quod Ophioſcorodon *Matthiol. Ruell.* Allium caninum primum *Trag.* Allium ſylveſtre campeſtre purpurascens, ſ. Allium campeſtre iuncifolium capitatum purpurascens maius *C. B.* Allium vineale, caule teretifolio bulbifero, ſtaminibus tricuſpidatis *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, foliis fiſtuloſis, capite bulbifero, radice multiplici *Hall.* wächſt überall in Deutſchland, auf Sand-Feldern, in Heiden und Weinbergen. Die Wurzel beſteht aus vielen, der Größe nach verſchiedenen Bollen, welche dicht an einander liegen, und gleichſam einen Knoll ausmachen; ſie ſind weiß, auf der Seite, wo ſie an einander liegen, platt und etwas vertieft, und auf der andern erhaben. Der Stängel erreicht 2 Fuß Höhe, und die walzenförmigen hohlen Blätter ſind 1 Fuß lang. Die Blühtſcheide iſt lang und dünn. Die Knollen an dem Blumenkopfe keimen gemeiniglich, ehe ſie abfallen, und ehe noch die Blumenſtiele hervortreiben, dieſe ſind purpurfarbig, und tragen kleine Blumen. Die Blumenblätter ſind grünlich-weiß, mit einer purpurfarbigen Linie bezeichnet; die Frucht wird niemahls reif. Der Geruch iſt ſcharf und ſtinkend. Man behauptet, daß die berühmten leipziger Lerchen den guten Geſchmack von dem Genuſſe dieſer Pflanze erhalten.

B. Mit

B. Mit einfachen und dreyſpaltigen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

5. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit der feſten Seitenwurzel, Allium ampeloprasum *Linn.*

6. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit der häutigen Wurzel, Allium Porrum *Linn.*

Dieſe beyde Arten werde ich weiter unten, unter der Lauch-Gattung beſchreiben.

7. Grasblättriger kugelförmiger Knob-Lauch mit vielfacher Wurzel, Allium montanum capite rotundo *J. B.* Allium ſ. Moly montanum quintum *Cluſ.* Allium ſylveſtre, foliis anguſtis, floribus puniceis *Gesn.* Allium iuncifolium ſphaerocephalon purpurascens *Raj.* Allium montanum ſphaerocephalon purpureum *Scheuchz.* Allium rotundum, caule planifolio vmbellifero, ſtaminibus tricuspidatis, vmbella ſubgloboſa, floribus lateralibus nutantibus *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, ſpica ſphaerica, foliis gramineis, radice multiplici *Hall.* wächſt um Erfurt, Jena, und an andern Orten Deutſchlandes. Die Wurzel beſteht aus vielen ſchwarzen oder purpurfarbigen Knollen, mit dazwiſchen liegenden weißen Häutchen. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe. Der Blumenkopf iſt faſt kugelförmig, und deſſen Scheide kurz. Die Blumen ſind geſtielt, die mittelſten ſtehen aufwärts, die äuſſerſten hangen unterwärts; die Blumenblätter ſind purpurfarbig, die drey innerlichen etwas bläſſer, und die drey äuſſerlichen mit einer dunklern Linie durchzogen.

8. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblaſenem Stängel und dreyſpaltigen Staubfäden, Allium Cepa *Linn.* iſt unſere bekannte Zwiebel, oder Zi-

 polle,

wolle, wovon an ſeinem Orte gehandelt werden wird.

9. Schalotten-Knoblauch mit gleichförmigem Stängel, Schalotte, Allium aſcalonicum *Linn.* wird auch bey der Zwiebel vokommen.

C. Knoblauch-Arten mit einfachen Staubfäden, und Blumendolden ohne Knollen.

10. Zwiebel-Knoblauch mit aufgeblaſenem Stängel und einfachen Staubfäden, Allium fiſtuloſum, ſcapo nudo folia adaequante, foliis teretibus ventricoſis *Linn.* Allium ſtaminibus ſimplicibus, caule medio ventricoſo *Hall.* iſt eine andere Art von unſern gewöhnlichen Zwiebeln, wovon auch unter dieſem Worte gehandelt werden wird.

11. Der mit röhrenförmigen Blättern und Stängeln begabte Knoblauch, Allium Schoenopraſum, iſt unſer Schnitt-Lauch. Die Beſchreibung kommt unter den Lauch-Arten vor.

12. Breitblätteriger Knoblauch, deſſen Wurzel netzförmig überzogen iſt; Schlangen-Knoblauch, Allium Victorialis *Linn.*; ſiehe Siegmannswurz.

13. Der geſtielte breitblätterige Wald-Knoblauch, Rampen, Ramſel, Ramſenwurz, Ramſern, Allium urſinum latifolium *Pen. Lobel. Dalech.* Allium urſinum bifolium vernum ſylvaticum *J. B.* Allium ſylveſtre *Brunſ. Trag.* Allium ſylveſtre, quod urſinum vocant *Plin.* Allium ſylveſtre latifolium *Dod.* Allium latifolium paluſtre *Moriſ.* Allium urſinum, ſcapo nudo ſemicylindrico, foliis lanceolatis petiolatis, vmbella faſtigiata *Linn.* wächſt an feuchten, ſchattigen und waldigen Orten des nördlichen Europa. Die Wurzel iſt länglich, zwiebelartig, am Boden mit vielen ſtarken Faſern beſetzt, am Körper ſelbſt aber mit glatten Häuten

ten oder Schuppen bedeckt. Die Wurzelblätter ſind breit, aber geſtielt; man zählt öfters deren zwey. Am Stängel findet man zuweilen einige, aber ſchmählere; gemeiniglich iſt dieſer nackend, 1 Fuß hoch, und faſt dreyeckig. Die kurze Blühtſcheide theilt ſich in zwey Blätter. Die Blumendolde iſt locker, und beſteht aus wenig Blumen. Die Blumenblätter ſind weiß und ſpitzig, und die Staubfäden dünn. Die Pflanze riecht ſo ſtark wie der gemeine Knoblauch, ja faſt noch ſtärker. Wenn die Kühe davon freſſen, wird die Milch den Geruch davon annehmen. Wenn die Pflanze alt und mehr trocken geworden iſt, ſoll dergleichen Wirkung nicht mehr erfolgen. In Irrland bereitet man aus derſelben einen Trank, und gebraucht ihn wider den Stein. Man kann dieſe Art in allen Fällen, bey welchen die erſte Art empfohlen wird, gebrauchen. Er beſitzt auch beynahe eben die mediciniſchen Kräfte, als der Lachen-Knoblauch, Scordium, für welchen er an einigen Orten gebraucht wird; nur ſind ſie etwas ſchwächer. Man giebt vor, daß dieſer Knoblauch in den Hopfen-Gärten alles Unkraut, in den Gärten die Maulwürfe, und in den Häuſern die Ratzen vertreibe, welches aber die Erfahrung nicht beſtätigt.

14. **Der am Blattwinkel knollige Knoblauch,** Allium latifolium liliflorum *Tourn.* Allium magicum, caule planifolio umbellifero, ramulo bulbifero, ſtaminibus ſimplicibus *Linn.* Allium foliis caulinis lanceolatis, floribus umbellatis, ex ala bulbiferum *Hall.* Cäſalpin und andere Schriftſteller haben dieſe Art für das Moly Homeri ausgegeben. Die rundliche Zwiebelwurzel iſt ſehr groß, der Stängel rundlich, bis 2 Ellen hoch, und gemeiniglich mit 3 lanzettförmigen, bläulich angelaufenen Blättern beſetzt. Gemeiniglich treibt aus einem Blattwinkel ein kurzer Stiel, welcher ſtatt der Blühtdolde einen Knollen trägt.

trägt. Die Wurzelblätter ſind breit und ſtumpf. Die Blumen haben einen ſchwachen nicht unangenehmen Geruch; die Blätter derſelben ſind groß, ausgebreitet, weißröthlich, mit einer grünen Linie durchzogen. Die Staubfäden haben einen breiten Anfang.

15. **Gelbblühender breitblätteriger Knoblauch**, Allium latifolium luteum *Tourn. Boerh.* Allium Moly, ſcapo nudo ſubcylindrico, foliis lanceolatis ſeſſilibus, umbella faſtigiata *Linn.* wächſt in Ungarn, um Montpellier und auf den pyrenäiſchen Gebirgen wild. Die zwiebelartige Wurzel treibt einen rundlichen, nackenden, ungefähr 1 Fuß hohen Stängel, und breite, lanzettförmige, ungeſtielte, bläulich angelaufene Blätter. Die Blühtſcheide theilt ſich in zwey ſpitzige Blätter, und umgiebt viele langgeſtielte Blumen. Die Blumenblätter ſind groß, zugeſpitzt, gelb, und mit einer grünlichen Linie, der Länge nach, durchzogen; alle ſtehen ausgebreitet, doch die 3 äuſſern mehr als die innern, welche mehr aufgerichtet ſind. Die Pflanze läßt ſich bey uns ohne Wartung im Garten, im freyen Lande unterhalten, und aus der Wurzel vermehren. Blühend dient ſie zur Zierde in den Gärten.

D, Knoblauch = Arten mit einfachen Staubfäden, welche zwiebelartige Körper neben der Frucht zeigen.

16. **Der röhrblätterige Knoblauch mit doppelt geſchwänzter Blühtſcheide**, Allium ſ. Moly montanum tertium *Cluſ.* Allium montanum bicorne, flore exalbido *C. B.* Allium oleraceum, caule teretifolio bulbifero, foliis ſcabris ſemiteretibus, ſubtus ſulcatis, ſtaminibus ſimplicibus *Linn.* Allium vmbella bulbifera, vagina bicorni, foliis teretibus *Hall.* wächſt in Schweden und Dutſchland wild. Die

Wur-

Wurzeln iſt eine dünne, kegelförmige Zwiebel. Der 1 bis 2 Ellen hohe Stängel iſt mit walzenförmigen und hohlen, auch rauh anzufühlenden Blättern beſetzt. Die Blühtdolde beſteht zuweilen aus lauter Knollen und unvollkommenen Blumen, zuweilen aber treiben zwiſchen den Knollen geſtielte vollkommene Blumen hervor. Die Blumenblätter ſind purpurfarbig; die 3 innern weißer und ſtumpfer, als die 3 äuſſern.

17. **Vielblätteriger Knoblauch, mit doppelt geſchwänzter Blühtſcheide, Berg-Knob-Lauch**, Allium ſylueſtre bicorne purpureum proliferum *J. B.* Allium carinatum, caule planifolio bulbifero, ſtaminibus ſubulatis *Linn.* Allium umbella bulbifera vagina bicorni, foliis carinatis *Hall.* wächſt in Deutſchland wild. Die Zwiebel iſt einfach, treibt aber ſeitwärts kleinere, durch welche die Vermehrung häufig geſchieht. In gutem Lande wird der Stängel 3 bis 4 F. hoch, und iſt hin und wieder mit ſaftigen, aber glatten, ſtumpfen Blättern beſetzt. Die Blühtſcheide beſteht aus 2 ungleichen, mit langen Spitzen ſich endigenden Blättern. Der größte Theil des Blühtkopfes beſteht aus Knöllchen, zwiſchen welche einige geſtielte, unterwärts hangende Blumen hervor treten. Die Blumenblätter ſind gelblich, die äuſſern dunkler, die innern heller, mit einer grünen Linie durchzogen, und die Staubfäden unterwärts verwachſen. Weder Wurzel noch Blätter haben einen Geruch oder Geſchmack.

* * *

In wie fern die **Lauch-Gattung** von dem Knob-Lauch und der Zwiebel unterſchieden iſt, habe ich bereits oben angezeigt. Die vornehmſten Arten des Lauches ſind folgende.

1. **Wilder Lauch; grasblätteriger Lauch mit feſter Wurzel;** der grasblätterige kugelförmi-

ge

ge Knoblauch mit der feſten Seitenwurzel, Allioporrum *Pen.* Allium ſphaerico capite, folio latiore, ſ. Scorodopraſum alterum *C. B.* Allium Holmenſe, capite ſphaerico *Raj.* Allium maius, foliis porraceis, ſphaerico capite, ex multis floribus albidis conflato *Moriſ.* Allium Ampelopraſum, caule planifolio vmbellifero, vmbella globoſa, ſtaminibus tricuspidatis, petalis carina ſcabris *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, foliis gramineis, floribus ſphaerice congeſtis, radice laterali ſolida *Hall.* Dieſe Art ſtammet aus dem Morgenlande her, und wächſt auch auf der engländiſchen Inſel Holms wild. Die kugelförmige, dichte, fleiſchichte Wurzel treibt unterwärts neue, um einander ſtehende, kleinere. Der Stängel erreicht 3 Fuß Höhe, und iſt unterwärts mit bläulich angelaufenen, ſaftigen, flachen, grasartigen, und der Länge nach in der Mitte gefurchten Blättern beſetzt. Die Blumenſcheide iſt einblätterig, kurz, kegelförmig, und fällt zeitig ab. Die Blüht-Dolde iſt faſt kugelförmig. Die Blumenſtiele ſind lang und purpurfarbig; die Blumenblätter ſind weißlich, und die inwendig geſtellten breiter und rundlicher als die äuſſern, welche rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet ſind. Von den Staub-Fäden ſind die 3 äuſſerlich geſtellten viel breiter als die 3 übrigen, und oberwärts dreyfach geſpalten; die beyden äuſſern Spitzen endigen ſich gleichſam in eine Granne; auf der mittlern ſitzt der Staubbeutel. Der Geruch iſt wie bey dem Schnitt-Lauche, doch ſoll das Rindvieh davon freſſen, ohne daß die Milch darnach riecht oder ſchmeckt.

2. **Zahmer Lauch, Aſch- oder Topf-Lauch,** (weil die großen Zwiebeln die Koch-Töpfe leicht ausfüllen,) **franzöſiſcher, italiäniſcher** oder **ſpaniſcher Lauch, grasblätteriger Lauch mit häutiger Wurzel; grasblätteriger kugelförmiger Knob-**

Lauch

Lauch mit der häutigen Wurzel; nach dem Lateiniſchen auch Porree, Porro, im Niederſ. Burree, Burrey, Burro, in Schwaben Pfarren; Porrum commune capitatum *C. B.* Allium Porrum capitatum; Porrum ſativum; Allium Porrum, caule planifolio vmbellifero, ſtaminibus tricuspidatis, radice tunicata *Linn.* Allium ſtaminibus alterne trifidis, foliis gramineis, floribus ſphaerice congeſtis, radice tunicata, cauli circumnata *Hall.* Fr. Poireau, Porreau, Pourreau; Ital. Porro, Engl. common-headed Leek, oder gemeiniglich London (auch broad-leaved) Leek; Holl. Pareye; Schwed. Purio; Dän. Log, Beeß=Lock; Span. Puerro; Hebr. חָצִיר (Chazier), welches ſonſt eigentlich das Gras bedeutet, weil das Kraut dem Graſe ſehr ähnlich iſt. Der eigentliche Geburts=Ort iſt unbekannt; vielleicht iſt dieſe Art aus der vorhergehenden entſtanden. Die bauchichte Zwiebel treibt unterwärts Wurzelfäſerchen, und beſteht aus vielen weißen, glatten, über einander liegenden Häuten; aus der Mitte derſelben entſpringt der unterwärts mit grasartigen Blättern beſetzte, 4 bis 6 Fuß hohe Stängel. Die Blühtdolde ſtellt eine große Kugel vor. Die Blumenſtiele ſind purpurfarbig; die Blumenblätter blaß=purpurfarbig, in der Mitte mit einer dunkeln Linie durchzogen, und rückwärts mit einer rauch anzufühlenden Linie bezeichnet. Die Staubfäden ſind wie bey der vorhergehenden Art beſchaffen.

Man unterſcheidet die Sommer= und Winter=Art. Der **Sommer=Porree** iſt weichlich, und verdirbt zur Winterszeit gemeiniglich im Lande; der **Winter=Porree** hingegen iſt dauerhafter, ſo daß ſeine im freyen Lande wachſenden Pflanzen von keiner Winter=Kälte Schaden leiden. Dieſer treibt auch ſtärkere Zwiebeln, als jener. Wenn Winter=Porree=Pflanzen in einem fruchtbaren, wohl gedüngten Lande gebauet, 1 Schuh weit

weit aus einander gepflanzet, auch mit Vertilgung des Unkrautes wohl abgewartet werden; ſo erhält man davon Bollen von eines Armes Dicke, da hingegen der Sommer-Porree zwar kleinere Zwiebeln giebt, aber deſto längere Hälſe anſetzt. Man ſäet beyde Sorten zu einerley Zeit, nähmlich auf das Miſtbeet im März, in das freye Land aber im April, und auch wohl noch im Anfange des May. Man ſäet gemeiniglich Porree und Zwiebeln (Zipollen) unter einander, ſo, daß man entweder, nach dem man nun von dem einen, oder dem andern, mehr oder weniger verlangt, auch mehr oder weniger davon unter den andern miſcht, oder daß man, wie es meiſtens geſchieht, beyderley Samen zu gleichen Theilen unter einander miſchet. Die Zwiebeln kommen zwar vor dem Porree im Wachsthume ſehr vorauf; weil ſie aber ſchon im Auguſt, und alſo ziemlich früh, aufgenommen werden, ſo hat der Porree hernach noch Zeit genug zum Wachsthum, und man gewinnt alſo auf dieſe Weiſe von Einem Stücke Land eine ziemliche Aernde ſowohl von Zwiebeln, als Porree. Man pflegt auch den Porree im Frühlinge auf ein beſonderes Beet etwas dicht zu ſäen, und die Pflanzen im Jun. in wohl gegrabene und mit kurzem Miſte gedüngte Beete zu verſetzen. Die Pflanzen werden nach geraden Linien in Löcher, die mit dem Pflanz-Holze gemacht ſind, 9 bis 10 Zoll weit von einander geſteckt; in jedes Loch wird nur Eine Pflanze geſetzt; zuvor aber werden die zu ſetzenden Pflanzen an Kraut und Wurzeln etwas verſchnitten, und gleich nach dem Pflanzen begoſſen. Einige haben die Gewohnheit, daß ſie auf dem gegrabenen Lande, vermittelſt einer Hacke gerade Furchen ziehen, jede Furche 1 Fuß weit von einander; in ſolche Furchen ſetzen ſie die Porree-Pflänzchen, 6 bis 9 Zoll weit von einander. Wenn nun die Porree-Pflanzen in der Folge zum Wachſen kom-

kommen, ziehen ſie die Furchen vermittelſt einer Säte-Hacke von beiden Seiten wieder zu; hierdurch werden die Porree-Pflanzen mit Erde angehäuft, das Land locker gemacht, und das Unkraut vertilget, welches alles das Wachsthum der Pflanzen gar ſehr befördert. Man kann auch im Jul. noch Porree-Pflanzen, auf andere von frühen Gewächſen, als: Sommerkohl-Pflanzen von Weißkohl, Kohlrabi, Wirſing, ſavoyer Kohl, frühen Salat, frühen Erbſen ꝛc. ledig gewordenen und friſch umgegrabenen, auch mit kurzem Miſte etwas durchdüngten Beete ſetzen, da ſie dann nur vorerſt, bis ſie angeſchlagen ſind, feucht gehalten werden müſſen, hernach aber keiner weitern Wartung, als der Reinigung vom Unkraut, bedürfen. Solcher verpflanzter Porree pflegt, beſonders in einem guten Boden, ziemlich ſtark zu werden; und dieſe Art ihn zu ziehen, iſt für diejenigen, welche wenig Garten-Raum haben, überaus vortheilhaft.

Von dem **Winter-Porree** habe ich bereits gemeldet, das er dauerhaft ſey, und von der Kälte keinen Schaden leide; es können demnach deſſen gepflanzte Zwiebeln, ohne alles Verdeck; den Winter über im Lande ſtehen bleiben; und nach vergangenem Winter-Froſt ausgehoben und verbraucht werden. Weil aber, wenn man im Winter davon Gebrauch machen will, es viele Mühe verurſachet, die eingefrornen Zwiebeln im Garten aus dem Froſte los zu machen, ſo kann man, einen Theil derſelben, und ſo viel man etwa im December, Jan. und Febr. zu verbrauchen gedenkt, gegen den Winter ausheben, auf ein Beet zuſammen einſchlagen, und mit leichtem Pferde-Miſte, langen Strohe, Baum-Laube, oder andern Sachen bedecken, und zu beliebiger Zeit heraus nehmen. Wer gute Keller hat, hat ſolches Bedecken nicht nöthig, ſondern nimmt bey ſpäter Herbſtzeit, ſo viel als er den Winter über zu verbrauchen gedenkt, aus dem

Lande, und ſetzt es im Keller in friſche Erde, die darein gebracht worden iſt, oder in friſchen Sand, dicht an einander ein. Der **Sommer-Porree**, welcher an den mehreſten Orten der gemeinſte iſt, und am ſtärkſten gebauet wird, verträgt zwar im freyen Lande einen gelinden Winter; wenn aber ſtrenge Winter einfallen, die zugleich wenig Schnee haben, ſo erfriert er. Da man nun ſolches, und wie der Winter ausfallen werde, zum voraus nicht wiſſen kann, ſo iſt zur Erhaltung und Nutzung des Sommer-Porrees der ſicherſte Weg den ganzen Vorrath, den man davon hat, vor dem Eintritte des harten Froſtes im ſpäten Herbſte auszugraben, und die Zwiebeln auf einem Beete bey einander reihenweiſe einzuſchlagen oder einzuſchichten, und mit Strohe, Miſte oder einer andern Streu zu bedecken. Sind gute Keller vorhanden, ſo laſſen ſich die Zwiebeln auch auf eben die Art, wie ich bey dem Winter-Porree gezeigt habe, gar bequem darin erhalten.

Die Vermehrung des Porrees geſchieht durch Samen, welchen man aus Italien verſchreiben, oder auch bey Kaufleuten haben kann. Will man ihn aber ſelbſt ziehen, ſo gräbt man dazu im Febr. eine Anzahl der noch im Garten ſtehenden ſtärkſten und anſehnlichſten Stauden aus, pflanzt dieſe an eine gegen Mittag gelegene Rohr-Wand, Zaun, Planke, oder Mauer, 8 Zoll von einander in einer Reihe her, und ſchützt nachher ihre zur Saat in die Höhe gegangenen Stängel, vermittelſt einer vor ihnen hergebundenen Leine, gegen das Abbrechen, welchem ſie von der Zeit an, da der Samenkopf ſich entwickelt hat, ſehr unterworfen ſind. Je näher man ſie im Herbſte vermittelſt dieſer Leine an jene Befriedigung anbeugt, deſto beſſer wird der Same reif. Denn in einem kalten Sommer, oder in einem kalten Herbſte, pflegt der Porree-Same, wenn er im ganz freyen Garten

gezogen wird, in England und Deutſchland nicht zur gehörigen Reife zu kommen, ſondern von früh im Herbſte einfallenden ſtarken Nacht-Fröſten ſo gar ganz verdorben zu werden. Wenn der Same reif iſt, (welches man daran erkennen kann, wenn die Samenköpfe braun werden) ſchneidet man die Köpfe, 1 F. lang, oder noch etwas länger unter dem Kopfe ab, bindet jedes Mahl 3 oder 4 Köpfe zuſammen, und hängt ſie an einem trocknen Orte auf, wo man ſie bis Weihnachten; oder noch länger, hangen läßt, und dann den Samen ausklopft. Weil aber die Samen-Hülſen ſehr zähe ſind, und der Same aus ihnen nicht gut heraus zu bringen iſt, ſo pflegt man ſie wohl, wenn man ihrer nur wenige hat, an einem rauhen Ziegel-Steine hart zu reiben, wodurch die Körner weit beſſer, als auf irgend eine ſonſt gebräuchliche Art, aus den Hülſen gehen.

Im 57 St. des Neuen hannöv. Magaz. v. J. 1793, Col. 911, f. hat Hr. Köhne, in Achim, folgende Bemerkungen vom Porro, die hierher gehören, bekannt gemacht.

„Um die Zeit, da der Same völlig reif zu ſeyn pflegt, hatten ſich an den Stauden deſſelben, Köpfe von beſonderer und vortrefflicher Größe geſetzt, die mir Hoffnung zu dem beſten Samen machten; ich verwahrte ſie daher den Winter über ganz ſorgfältig, bis auf die Zeit, da der Same wieder ausgeſäet werden mußte. Beym Abmachen der Köpfe aber befand ſich kein einziges Samenkörnchen gut daran, hingegen an jedem dieſer Köpfe etliche kleine Zwiebeln, von der ungefähren Größe eines großen Stecknadelknopfes. Nach einigem Beſinnen legte ich dieſe kleine Zwiebeln in einiger Weite aus einander in die Erde; ſie fingen an heraus zu wachſen, und nach etlichen Wochen wurden ſie zu ſo vortrefflichen Pflanzen, daß ich ſie verpflanzen laſſen konnte. Zu meinem Vergnügen wurde der vortrefflichſte Porro zum Gebrauch in der Küche davon, und nur wenige ſchoſſen zu Samenköpfen durch.

Die Urſache von der Untauglichkeit des Samens aus den großen Porroköpfen, und daß ſtatt deſſen die daran gehängten kleinen Zwiebeln, ſo vortrefflichen Porro gezeuget, muß ich den Naturforſchern überlaſſen. Vielleicht kann folgender Umſtand eine Gelegenheit dazu geweſen ſeyn, wie mir faſt wahrſcheinlich ſeyn will, daß der Porro nähmlich, der den Samen geben ſollte, an einen ſchattigen Ort, wohin die Sonne erſt des Mittags 1 Uhr ihn erreichen konnte, hingeſetzt worden, und mithin nicht Wärme genug für die geſunde Erzeugung des Samens gehabt haben muß.

Eine andere kleine Bemerkung von dem Porro füge ich noch bey. Wenn vom Porro, der im Frühjahre zum Samentragen verpflanzt iſt, die Samenköpfe, ſobald ſie hervorſchießen, abgebrochen werden, ſo ſetzt ſich ſtatt deſſen unten in der Erde am Stamme ein Zwiebel an, die weit delicater und wohlſchmeckender iſt, als der eigentliche Porro ſelber. Dieſe Zwiebeln ſind im Herbſte zu gebrauchen, und können auch hingelegt werden, und zum Wintergebrauch dienen.“

Der Porree iſt bey uns mehr in der Küche, als in der Apotheke, gebräuchlich. Viele wollen ſeinen Gebrauch als ſchädlich verwerfen; Geoffroy aber und Andere haben bey ſolchen Perſonen, welche den Lauch häufig geſpeiſet haben, auſſer Blähungen, keine ſchlimme Wirkungen bemerken können. Er zertheilt, vermietelſt ſeines ſcharfen und flüchtigen Salzes, die zähen ſchleimigen Feuchtigkeiten, und vermehrt inſonderheit den Abgang des Urins. Nach Lobb beſitzt derſelbe den Blaſenſtein auflöſende Kräfte, welche aber in der Abkochung von der Zwiebel wirkſamer, als in dem ausgepreßten Safte, ſind; denn Steine, die man in den Saft hineingelegt hatte, mußten noch ein Mahl ſo lange in warmer Digeſtion ſtehen bleiben, bis ihre erweichte Oberfläche die angefangene Auflöſung zeigte, da ſie doch in dem Decocte in 3 Tagen aufgelöſet wurden. Man kann hieraus folgern, daß der Genuß des gekochten Porree, und das Trinken

des Decoctes von ihm, denen, die mit dem Steine behaftet ſind, zuträglich iſt. Auch dem Aufguſſe, der übrigens nicht unwirkſam iſt, iſt das Decoct vorzuziehen. Der durch den Aufguß bereitete Wein aus dem Porree aber äuſſert keine Kräfte auf den Stein (*). **Hippokrates** rühmt das Decoct bey den Krankheiten des weiblichen Geſchlechtes; und wenn dieſe von ſchleimigen Säften entſtehen, kann man ihm billig Beyfall geben. Einige bedienen ſich des Lauch-Syrupes bey Steckflüſſen und andern ſchleimigen Zufällen der Bruſt.

Nach dem Lauche in Egypten ſehnten ſich die lüſternen Iſraeliten in der Wüſte, welche ihn neben den ägyptiſchen Zwiebeln und Knoblauch nennen; 4 Moſ. 11, 5. (**)

Die Franzoſen und Italiener halten dieſen Lauch für ihre beſte Suppen-Speiſe, wiewohl er auch an Rind-, Kalb-, Hammel- und Lamm-Fleiſch gekocht, und in Paſteten gethan wird. Die Lauche dienen nicht

(*) *Lobb* de diſſolvend. calcul. Exper. 85 — 95.

(**) Nach Harmar's Meinung, hat man Urſache, an der Richtigkeit der engliſchen und auch deutſchen Ueberſetzung dieſer Stelle zu zweifeln. „Wir gedenken der Fiſche, die wir in „Aegypten umſonſt aßen, und der Kürbis (Gurken), Pfe„ben, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch. Ludolph, war ebenfalls mit den Ueberſetzungen nicht zufrieden, welche gleich der engliſchen, die Kinder Iſrael ſo vorſtellten, als beklagten ſie ſich über den Mangel des Lauches, den ſie in Aegypten zu eſſen gewohnt waren; und doch ſtimmen dieſe Ueberſetzungen mit der LXX Dolmetſcher ihrer überein, die in Aegypten gemacht worden iſt. Ludolph nimmt die arabiſche Sprache zu Hülfe, und meint, das dritte Wort, welches wir durch Lauch überſetzen, bedeute ſo viel als Lattich, oder Salat, überhaupt. Nach Harmar'n würde dieſe Stelle folgender Geſtalt zu berichtigen ſeyn: „Wir erinnern uns an die Gurken, an die Melo„nen, und an die Kräuter, die wir in Aegypten aßen." Ein Mehreres hiervon, ſ. im 3 Th. der aus dem Engl. überſ. Beobachtungen über den Orient aus Reiſebeſchreibungen, (Hamb. 1779, gr. 8.) S. 280 — 286.

nicht weniger, inſonderheit aber der Schnitt-Lauch, in Eyer-Kuchen, unter Bauern-Klöße an ſtatt der Zwiebeln, zum Kräuter-Salat, zur Streu auf die Suppen, und wird auch an einigen Orten unter die friſchen Brat-Würſte gehackt. Roh genoſſen, iſt der Lauch dem Magen ſchädlich; und ob er gleich durch den Eſſig etwas verbeſſert wird, macht er doch ein ſchleimiges Geblüt, daher er denen, die blöde Augen haben und den Podagriſten, zu unterſagen iſt.

Ein Abkömmling und eine Varietät des Porret, iſt der **Perl-Lauch** Porrum ſectivum latifolium *C. B.* Porrus ſectilis *Pallad.* Porrum ſectivum *Columm.* Porrum ſectivum capitatum *Matthiol.* Porrum ſectile ſ. tonſile *Lob.* Span. Puerro cabeçudo. Nach **Haller's** Opuſc. bot. p. 349, iſt der in Tab. 872 abgebildete wilde breitblätterige Lauch, Porrum ſylveſtre latifolium, gleichfalls der Perl-Lauch.

Die Entſtehungs-Art des Perl-Lauches; eine Anweiſung, wie man denſelben, ohne Samen und Zwiebeln, aus Porree ziehen könne (*),

von

(*) Als ich dieſen Aufſatz zuerſt im hannov. Magaz. 1775, im 17 St. abdrucken ließ, vermuthete ich noch, daß der Perl-Lauch das Allium rotundum *Linn.* ſp. 4, Ed. 3. p. 423. ſey, und glaubte, wenn er dieſes nicht ſey, ſo ſey er ſelbſt dem Ritter Linné noch unbekannt, weil ich unter allen ſeinen 37 Speciebus des Allium keine fand, die der Perl-Lauch ſeyn könnte. Jezt aber bin ich überzeugt, daß er keine beſondere Species Allii ſey, ſondern eine bloße Spiel-Art des Allium Porrum *Linn.* und daß dieſes die Urſache ſey, warum ihn jener große Kenner der Pflanzen nicht zu einer beſondern Specie gemacht habe; und daß, wenn man ihn und den Porree mit beſondern Nahmen von einander unterſcheiden wollte, man, um bey der Linnéiſchen Benennung zu bleiben, den Porree Allium Porrum commune, und den Perl-Lauch Allium Porrum ſectivum nennen müßte. Es ſey mir erlaubt, ob ich gleich in Anſehung der Botanik ein Laye bin, den Herren Botanicis meine Gründe davon vorzu ragen. (1 Iſt es augenſcheinlich, daß

von Hrn. Superint. Lueder, im 2 Th. ſeiner Küchengartenbriefe, (Hannov. 1776, 8.) S. 175, fgg.

daß der Perl=Lauch das Porrum ſectivum latifolium C. B. ſey, wovon in Miller's Gärtnerlexicon, nach der deutſchen Uiberſetz. der 5ten Ausgabe, Th. 2, S. 158, geſagt wird, daß es insgemein der londniſche Lauch genannt werde. Dem Elsholz, dem man die botaniſche Genauigkeit nicht abſprechen kann, unterſcheidet in ſeinem Gartenbau, (Lpz. 4te Aufl. 1715, fol.) S. 109, a. den Porree und Perl=Lauch alſo, daß er ſchreibt: „Porrum commune „capitatum *C. B.* Porrum *Dod. Tab. J. B.* commune „*Matth.* vulgare *Lob.* des Porreaux, heißt inſonderheit „Aſchlauch, hat zur Wurzel eine weiße Zwiebel mit vielen „Zaſern, aus derſelben kreucht ein einiger Stengel, daran „wachſen lange, breite und oben zugeſpitzte Blätter, und „trägt Saamköpfe. Wenn er aber zur Speiſe abgeſchnit„ten wird, trägt er keine Köpfe, und wird alsdenn genen„net Schnittlauch, Porrum ſectivum latifolium *C. B.* „Porrum ſectivum capitatum *Matth.* tonſile et capita„tum *Lob.* Der Schnittlauch kann zwar aus dem Samen „gezeuget werden, alſo daß die Ausſaat geſchehe bald im „Anfange des Frühlings, oder zu Ausgange des Herbſtes. „Dieweil es aber mit dem Samen langſam daher geht, „braucht man hier zu Lande nur die Vermehrung durch die „Wurzeln. Nämlich man reißet ſowohl im Frühlinge, als „Herbſte, einen Klumpf Wurzeln von einander, und ſetzt „jede Zwiebel beſonders, welche in kurzer Zeit ſich ſehr ver„mehren.“ Unſer Perl=Lauch iſt alſo das von Millern und Elsholz angeführte Porrum ſectivum latifolium C. B. 2) dieſes aber iſt, eben wie Porrum commune capitatum C. B. Porree) das Allium Porrum *Linn.* welche Linäns beyde gemeinſchaftlich alſo benennet. In der 3ten Edit. von *Linn.* Spec. Plant. ſteht zwar nicht Porrum *ſectivum*, ſondern *ſativum* latifolium, *Bauh.* Pin. 72. Aus dem aber; was ich vorher geſagt habe, erhellet deutlich, daß das ſectivum und ſativum, entweder im Miller und Elsholz, oder im Linné, verwechſelt oder verdruckt ſey. Da nun beydes: der Porree und der Perl=Lauch das Allium Porrum *Linn.* ſind, wie können wir ſie denn beſſer unterſcheiden, als wenn wir der Linnéiſchen Benennuug die Beywörter beyfügen, wodurch Bauhin ſie von einander unterſcheidet, und alſo den Porree Allium Porrum commune, und den Perl=Lauch Allium Porrum ſectivum nennen? Uebrigens haben auch die Alten unter dem Porree und Perl=Lauch keinen Unterſchied gemacht, wie aus folgenden Stellen erhellet: „*Porrum* „ſi *ſectilem* velis, poſt duos menſes, quam ſatus eſt, po„teris deſecare manentem in areis ſuis. Si *capitatum* „ſa-

„Nachdem ich den Perl-Lauch bereits 2 Jahr gekannt, und in meinem Garten gebauet hatte, habe ich die Entſtehungsart und den Urſprung deſſelben im J. 1768 auf eine ſo ſehr ohngefähre und unerwartete Art zu entdecken Gelegenheit gehabt, daß ich denſelben ſeitdem im Garten haben würde, wenn er auch vorher nie in der Welt geweſen wäre, und daß ich einen jeden lehren kann, wie er denſelben ſelbſt erzeugen könne, ohne ihn ſich erſt von andern geben zu laſſen. Ich habe zwar dieſe Entdeckung bereits im J. 1768, und alſo ſchon vor beynahe 7 Jahren gemacht; habe aber dieſelbe den Gartenfreunden bisher noch nicht, als eine gemachte neue Entdeckung, bekannt machen mögen, weil ich vermuthete, derjenige, der den Perl-Lauch zuerſt erfunden, möchte ſeine Erfindung vielleicht in einem mir nicht zu Geſichte gekommenen Buche bekannt gemacht haben. Weil ich aber ſeit dieſen 7 Jahren weder in irgend einem Buche etwas davon gehört habe, und die beſondere Entſtehungs-Art des Perl-Lauches alſo bis jezt keinem bekannt zu ſeyn ſcheint, als nur dem, dem ich dieſelbe erzählt, oder überſchrieben, oder der dieſelbe durch die drite Hand erfahren haben mag: ſo will ich dieſelbe, da dieſer Lauch ohnedem noch wenig, und wie ich aus darüber erhaltenen Briefen weis, in einigen Provinzen Deutſchlandes noch gar nicht bekannt, auch in manchen Gegenden gar nicht einmahl zu bekommen iſt, jezt zu erzählen mir die Erlaubniß nehmen, um dadurch diejenigen, die dieſen beliebten Lauch weder haben, noch auch denſelben zu bekommen wiſſen, und denen dieſes Blatt zu Geſichte kommen wird, in den Stand zu

„facere velis, quod vere ſeveris, Octobri menſe trans-
„ferre debebis.“ *Pallad.* de re ruſt. L. 3, Tit. 24.
„*Porrum* ſi *ſectivum* facere velis, denſius ſatum praece-
„perunt priores relinqui: et ita cum increverit, ſecari.
„Sed nos docuit vſus, longe melius fieri, ſi differas,
„et eodem more, quo *capitatum* modicis ſpatiis, id eſt,
„inter quaternos digitos depangas, et cum convaluerit,
„deſeces. Cultus autem *Porri capitati* aſſidua ſarritio
„et ſtercoratio eſt, nec alius tamen *ſectivi*.“ *Column.* de re ruſt. L. 11. p. m. 441. Wenn ich hiermit die vorher aus dem Elsholz angeführte Stelle vergleiche; ſo iſt das Porrum capitatum der Alten unſer Porree, und ihr Porrum ſectile oder ſectivum unſer Perl-Lauch.

zu ſetzen, denſelben im künftigen Sommer in ihrem Garten ſelbſt zu erzeugen, ohne dazu weder Samen, noch Zwiebeln zu gebrauchen.

Ein Freund des Gartenbaues in Oberſachſen brachte mich im J. 1767 auf den Gedanken, den Porree, ſo, wie er im Winter aus dem Keller, und bey offener Erde aus dem Garten zur Speiſe verbraucht wird, die an demſelben, beſonders dann wenn er ſehr dick gewachſen iſt, und tief in der Erde geſtanden hat, bisweilen befindlichen Nebenſchößlinge, die an ihm als junge Porree-Pflanzen hervorwachſen, abzunehmen, und dieſelben, ſobald man nach dem Winter wieder im Garten arbeiten kann, zu pflanzen. Weil dieſe Nebenſchößlinge die Geſtalt der Porree-Pflanzen haben, ſo vermuthete er, und ich vermuthete es mit ihm, es würde aus denſelben ordentlicher Porree erwachſen; eben ſo wie aus den Nebenſproſſen der Artiſchocken, wenn man dieſelben abnimmt und verpflanzt, neue Artiſchocken-Stauden von eben derſelben Art erwachſen, von denen man um einen oder 2 Monathe früher Früchte erhält, als man bekommt, wenn man die Pflanzen erſt neu aus dem Samen erzogen hat. Wir vermutheten, weil man jene Nebenſchößlinge des Porree ſchon im Febr. oder März, oder ſobald nur die Erde wieder offen, verpflanzen könnte, ſo würde man auf dieſe Art ſchon um Pfingſten völlig erwachſenen und in dieſem Jahre noch nicht in Samen gehenden Porree haben; an ſtatt daß man, wenn man ihn erſt im April ſäet, und ihn erſt im May verpflanzt, allererſt gegen das Ende des Aug. eßbaren Porree haben kann. Ich ſammelte in dieſer Abſicht den folgenden Winter über ein gutes Theil jener Porreeſchößlinge, und pflanzte dieſelben im März 1768, in Hoffnung, um Pfingſten eßbaren Porree zu haben.

Meine Vermuthung traf jedoch nicht ein. Anſtatt daß die verpflanzten Porreeſchößlinge ihre Blätter, gleich ordentlichen im Wachsthum begriffenen Porreepflanzen, in die Länge und Breite austreiben, und ihre Stängel in eine walzenförmige Dicke und Ründung wachſen ſollten, um eßbarer Porree zu werden, ſo giengen ſie um die Zeit, da der zum Samen geſetzte Porree in die Höhe zu gehen pflegt, und da ſie kaum die Dicke eines irdenen Pfeifen-Stiels erreicht hatten, zum Samentragen in die Höhe. Meine Hoffnung, ohne Hülfe eines Miſtbeets, im freyen

Garten ungewöhnlich früh, eßbaren Porree zu erlangen, war alſo vereitelt, weil auch nicht aus einem einzigen Schößlinge neuer Porree ward, ſondern ſie alle in Samen gingen.

Indeſſen ließ ich ſie, jedoch nicht in der Abſicht, um Porreeſamen davon zu erhalten, (denn dieſer würde, weil die ſamentragenden Stauden kein ordentlich erwachſener Porre geweſen, untauglich geweſen ſeyn,) ſondern ganz von ohngefähr ſtehen. Und eben ſo von ohngefähr bemerkte ich im Jun., daß neben verſchiedenen von ihnen, beſonders neben denen, die am ſpäteſten aufgeſchoſſen waren, eben ſolche Nebenſchößlinge hervorkamen, als ſie ſelbſt ihrem Urſprunge nach waren, und das ſich die Zahl derſelben bei einigen im Jul. bis auf 3 und 4 Schoſſen vermehrte. Ich ſchnitt alſo einigen die Samenſtangen ab, um zu ſehen, was weiter daraus werden würde. Dies hatte die Wirkung, daß ſich bey einigen von ihnen die Zahl der Nebenſchoſſen vermehrte, und daß das Anſehen eines ſolchen Buſches, dem Anſehen eines mit noch nicht vielen Nebenſchoſſen verſehenen Perl-Lauch-Buſches ähnlich war (*).

Ich

(*) Bis auf den Augenblick, da ich dieſen Aufſatz zu dieſem neuen Abdruck überſehe, habe ich geglaubt, ich ſey der erſte, der die Entſtehungs-Art des Perl-Lauches entdeckt. Ich ſehe aber aus dem, was ich in der vorhergehenden Note aus dem Elsholz *Palladius* und *Columella*, angeführet, und zwar ſchon vorhin darin geleſen, aber immer überſehen, und allererſt jezt bey abermahligem Nachdenken verſtehen gelernt habe, daß man nach Elsholzens ſchon vor etwas mehr als 100 Jahren gegebenen Anweiſung, den Lauch, welchen er Schnitt-Lauch oder Aich-Schnittlauch nennt, und jezt Perl-Lauch genannt wird, dadurch erhalte, daß man den Porree zur Speiſe abſchneidet, und ihn keine Samenköpfe tragen läßt, und daß das Abſchneiden des hervorſteigenden Samenkopfs gerade dasjenige ſey, was den Porree zwingt, Nebenzwiebeln, und alſo Perl-Lauch zu treiben. Und noch mehr; daß dieſe Art der Erzeugung des Perl-Lauches, die ich zuerſt entdeckt zu haben glaubte, ſchon um die Mitte das 1ſten Jahrh. n. C. G. vom *Columella*, und nachher am Ende des 2ten Jahrh. vom *Palladius* gelehret ſey. Die Ehre der erſten Erfindung des Perl-Lauches, ob ich denſelben wirklich alſo entdeckt habe, daß ich ihn beſitzen würde, wenn er auch gleich nie vorher exiſtirt hätte, gebe ich alſo zur Hälfte auf, weil *Columella* über 1700, *Palladius* faſt 1600, und *Elsholz* über 100 Jahr eher, in den

Ich nahm einige derſelben auf, und fand, daß ſich aus dem untern Theile der Pflanze bereits ſo manche kleine, einer Perle ähnliche Zwiebel, herausgeworfen hatte, als dieſelbe Nebenſchößlinge getrieben hatte (*); daß einige dieſer Pflanzen auf der andern Seite der erſten Neben-Schoſſen, gleichſam buckelicht geweſen waren, und daß unter der Haut dieſes Buckels mehrere kleine runde Zwiebeln lagen, welche im Begriff waren, die Haut, unter welcher ſie lagen, zu zerſprengen, und dann ihr Laub aus der Erde hervorzutreiben; und daß endlich alle dieſe kleinen Zwiebeln die Geſtalt, den Geruch und den Geſchmack desjenigen Lauches hatten, welchen ich damahls ſchon ſeit 2 Jahren unter dem Nahmen des Perl-Lauches, als ein beſonderes Geſchlecht des Lauches gehabt hatte.

Ich ließ alſo die übrigen fortwachſen, und nahm ſie erſt zu der Zeit auf da ihr Laub trocknete, und ihr Wachsthum geendigt war, und bekam lauter Perllauch-Zwiebeln, wiewohl, weil ſie zum Wachthum kaum 4 Monath gehabt hatten, in geringer Anzahl, und mehrentheils ſehr klein. Dieſe neuen Zwiebeln pflanzte ich, gleich dem Perl-Lauche, welche ich bereits hatte, zu ſeiner Zeit aufs folgende Jahr; ſie keimten, gleich jenen, bald hervor, vermehrten ſich eben ſo, wie jener, durch mehrere neue Nebenſchößlinge, und waren der ordentliche Perl-Lauch.

Wer alſo den Perl-Lauch noch nicht hat, und ihn bisher vergeblich geſucht hat, löſe die an dem den Winter über

den aus ihren Schriften angeführten Stellen eine Anweiſung gegeben haben, dadurch zu Perl-Lauch zu gelangen, daß man den Porree oft abſchneidet und ihn nicht in Samen gehen läſſet; halb aber glaube ich Recht zu haben, mir dieſelbe zuzueignen, weil die von mir entdeckte Art ſeiner Erzeugung, von dem, was jene geſchrieben haben, dadurch unterſchieden iſt, daß ich ihn aus den Nebenſchoſſen zu erziehen lehre.

(*) Diejenigen Zwiebeln, welche Grotjan im Calend. perpet Th. 2, S. 94, Winterzwiebeln nennt, Cepa oblonga *J. B.* haben auch die Eigenſchaft, daß ſie Nebenbrut treiben. „Bey dem Wachsthum dieſer Zwiebeln,“ ſchreibt er. S. 96, „nimmt man wahr, daß viele Nebenſprößchen an „ihnen aufwachſen, — — und es findet ſich nachher ein „Bündel Zwiebeln, ſo eine ganze Hand ausfüllt, bey ein„ander.“

über zu verſpeiſenden Porree befindlichen Nebenſchößlinge von demſelben alſo ab, daß an ihnen einige Zäſerchen von Wurzeln bleiben, verwahre dieſe nach und nach, ſo wie der Porree zur Speiſe gebraucht wird, abgenommenen Nebenſchößlinge bis in den Feb. oder März, da man pflanzen kann, im feuchten Sande; pflanze ſie nachher ½ Fuß weit aus einander in ſolches Land, welches theils nicht friſch gedüngt iſt, theils auch keinen ſichtbaren Miſt mehr in ſich hat, ſo tief, als ſie weiß ſind, und als ſie folglich vorher in der Erde geſtanden haben; und ſchneide ihnen, ſobald ſie aus ihren Herzen einen Samenſtängel zu treiben beginnen, den Anſatz des Samenkopfes ab, damit ſie keinen Samen tragen können; es werden ſich dann an verſchiedenen derſelben bald einige kleine runde Zwiebeln erzeugen, welche man, wenn das Laub, welches ſie getrieben, trocken geworden iſt, aufnehmen, und gegen den Sept., um die Zeit, da man den allgemein bekannten Fleiſch-Lauch (Klumpbollen) wieder einpflanzt, auf ein ordentliches Beet ½ Fuß weit ins Quadrat verpflanzen kann, ſo wird er bereits im folgenden Jahre eine reiche Aernde davon haben.

Sollte es ſich fügen, daß jemand an ſeinem diesjährigen Porree etwa keine Nebenſchoſſen vorfände, ſo iſt noch ein Mittel, wie man dennoch den Perl-Lauch auch ſelbſt erzeugen kann, nähmlich vermittelſt der aufs Frühjahr zum Samen zu ſetzenden Porreſtangen. Wenn nähmlich der Porree gleich im erſten Sommer keine Neben-Schoſſen getrieben hat, ſo wird man dennoch unter einer Quantität des zum Samen geſetzten Porree, verſchiedene Samenſtangen finden, neben denen zu der Zeit, da ſie Samen tragen, Schößlinge hervorkommen. An dieſen wird man demnächſt, wenn der Porreeſame reif iſt, einige kleine, wie Perlen glänzende, runde oder rund zugeſpitzte, oder plattrunde Zwiebeln von der Größe einer Linſe oder einer Erbſe, ſelten aber größer, finden. Ja, man wird dergleichen zu Zeiten ſo gar dann an den, nach geſchehener Reifung des Samens, dürre gewordenen Porreeſtangen finden, wenn man auch gleich vorher keine Nebenſchößlinge hat hervorgrünen ſehen; die ſich aber, weil ſie die äußerſte Haut der Porreeſtaude, unter welcher ſie erwachſen ſind zerſprenget haben, und nun ſo klein, und zum Theil noch kleiner, als eine Erbſe, neben dem Mutter-

Stam-

Stamme liegen, beym Ausziehen der Samenſtaude leicht in der Erde verlieren, wenn man die Staude nicht ſorgfältig aufnimmt. Auch vermittelſt dieſer, wenn man mit ihrer Einpflanzung nach der zuvor gegebenen Anweiſung verfährt, kann man zu dem ordentlichen Perl-Lauche gelangen (*).

Der ſogenannte Perl-Lauch iſt alſo ganz offenbar ein Abkömmling des Porree; und wer Porree hat, kann denſelben ohne Samen und Zwiebeln ſelbſt erzeugen. Aus den Zwiebeln, mit denen er ſich vermehrt, wird auch nie wieder Porree, ſondern er bleibt immer Perl-Lauch. Ob indeſſen aus dem Samen des Perl-Lauches (denn die gelegte Mutterzwiebel deſſelben treibt mehrentheils einen Samenſtängel, der dem vom Porree ganz ähnlich, nur etwas dünner und niedriger iſt, und bringt reifen, dem Porreeſamen ähnlichen Samen,) wiederum Perl-Lauch, oder Porree erwachſe, kann ich nicht beſtimmen. Ich habe den Samen nie weder aufgenommen, noch wieder geſäet, theils, weil es, wenn Perl-Lauch daraus würde, eine eben ſo unnöthige Mühe verurſachen würde, Perl-Lauch aus dem Samen zu ziehen, als es eine unnöthige Sache ſeyn würde, wenn man im Ernſt die Kartoffeln aus Samen ziehen wollte, indem man ihn, durch ſeine Zwiebeln, ſelbſt durch diejenigen, die kaum die Größe einer Erbſe haben, ohne Mühe vermehren kann (**).

Da nun der Perl-Lauch ein Abkömmling des Porree iſt, ſo erhellt hieraus zugleich, was für einen Gebrauch man von demſelben eigentlich in der Küche machen könne, nähmlich eben denſelben, den man vom Porree macht.

(*) Nach dem, was ich in den beiden erſten Noten dieſes Aufſatzes aus dem *Columella*, *Palladius* und *Elsholz* angeführet, kann man den Perl-Lauch auch auf dieſe Art hervorbringen: Man ſchneide die verſetzten Porreepflanzen im erſten Sommer oft ab, damit ſie dadurch gezwungen werden, bald Zwiebeln auszutreiben; im zweiten Jahre laſſe man den Porree nicht in Samen gehen, ſondern ſchneide ihm den Samenſtängel ab, ſobald derſelbe hervortreibt, u. ſ. w.

(**) Elsholz ſchreibt in der erſten Note dieſes Aufſatzes angeführten Stelle: der Perl-Lauch, welchen er daſelbſt Aſch-Schnittlauch nennt, könne durch ſeinen Samen fortgepflanzt werden, man pflanze ihn aber durch ſeine Zwiebeln viel bequemer fort.

macht. Er vertritt alſo nicht die Stelle einer eigentlich ſo genannten Zwiebel, oder Lauches, z. E. des Fleiſch-oder Jakobs-Lauches, der Schalotten, des Schnitt-Lauches, als welche ſämmtlich hohle und röhrenförmige Schloten haben, ſondern den Porree, deſſen flachen Blättern auch ſeine Blätter völlig gleichen. Im Frühjahre, etwa im May, wird er zu der Zeit zur Speiſe brauchbar, da der Porree des vorigen Jahres in Samen geht, und zur Speiſe unbrauchbar wird. Er hat alsdann zwar noch keine förmliche runde, ſondern nur dünne walzenförmige Zwiebeln, wie junge Porreepflanzen; man kann aber doch ſeine alsdann noch dünne Stangen, ſo weit ſie in der Erde geſtanden, ſtatt des Porree, auch wenn man will, ſein zartes Laub an die Speiſen gebrauchen. Wenn er nach Pfingſten Zwiebeln angeſetzt hat, kann man dieſe bis zu der Zeit, da ſich ſein Laub zu verlieren anfängt, immer friſch aus der Erde, und wenn er gegen Jakobi trocken und reif iſt, die aufgenommenen und in einer Schachtel verwahrten Zwiebeln zur Speiſe gebrauchen. Gegen Michaelis fängt er an zu treiben, und wird aufs neue eingepflanzt, und gegen die Zeit iſt der neue Porree an ſeiner Statt eßbar. Und ſo kann man mit ihm und dem Porree ein halbes Jahr um das andere abwechſeln."

Vom Perllauche, von Hrn. Impoſtkommiſſair Schulz in Lüneburg, ſt. in Hirſchfelds Taſchenbuch für Garten-Freunde, a. d. J. 1785, (Kiel, 12.) S. 165—170.

Bemerkungen über vorhergehenden Aufſatz, von Hrn. Stein, in Haldem, ſt. im 35 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1786, Col. 553—560.

Hrn. Schulz Beantwortung darauf, ſt. im 51 St. deſſ. v. e. d. J. Col. 811—816.

Hrn. Stein Fortſetzung der Beobachtungen über die Entſtehung des Perllauchs, ſt. im 103 St. deſſ. v. e. d. J. Col. 1637—1644.

Hrn. Schulz Zuſätze zu ſeiner Abh. vom Perllauche, ſt. in Hirſchfeld's Taſchenb. für Gartenfr. a. d. J. 1787 und 1788, S. 160—168.

Hrn. Stein fortgeſetzte Beobachtungen über die Entſtehung des Perllauchs, ſt. im 30 und 31 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1788, Col. 473—488.

Hrn. Schulz Fortſetzung ſeiner Abh. vom Perllauche ſt. im 53 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1789, Col. 843—848.

Eb. Deſſ. lezte Zuſätze zu ſeiner Abh. im Gartenkalend. 1785 und 1788, ſt. in Hirſchfeld's Taſchenb. ꝛc. a. d. J. 1789, S. 190—193.

3. Schnitt = Lauch, Binſen = Lauch, Briß = Lauch, Gras = Lauch, kleiner Hohl = Lauch, Schnittling, Spalt = Lauch, Niederſ. Beeslok; Porrum ſectivum iuncifolium (minus) *C. B.* Porrum ſectivum *Trag. Fuchſ. Lonic.* Porrum ſectile *Matth.* — Cepa ſectilis iuncifolia perrennis *Moriſ.* porrum Tarentinum; Allium Schoenopraſum (Gethyllis, ſ. minus), ſcapo nudo, folia adaequante, foliis teretibus ſubulato - filiformibus *Linn.* Allium ſtaminibus ſimplicibus, foliis radicalibus, teretibus ſcapi longitudine *Hall.* Franzöſ. Cive, Cive d'Angleterre Civette; Engl. Cives; Schwed. Gräslöck; Holländ. Bieslooc; Dän. Pulög; eine Art des Lauches mit einem flachblätterigen Stamme, und zart gekerbten Blättern. Es iſt urſprünglich eine Alpen = Pflanze und wird in der Schweiz, in Sibirien und Oeland reichlich wachſend angetroffen. Die kleine, längliche Zwiebel treibt viele walzenförmige hohle Blätter und Stängel, welche einander ganz ähnlich und ungefähr 1 Fuß hoch ſind. Die Blumenſcheide iſt weißlich, mit röthlichen Adern durchzogen, kurz, und ſpaltet ſich von einander. Die Blumen ſtellen ein doldenförmiges Köpfchen vor, und ſind aufwärts gerichtet. Die Blumenblätter ſind eyförmig, zugeſpitzt, blaß = purpurfarbig, in der Mitte der Länge nach mit einer dunklern Linie bezeichnet, in 2 Reihen geſtellet, und unterwärts faſt mit einander verwachſen. Die 6 Staubfäden ſind unterwärts mit den Blumenblättern und unter ſich ſelbſt verwachſen, und endigen ſich nur mit einer Spitze. Die Frucht iſt länglich, ſtumpf, und aus 3 rundlichen Klappen zuſammengeſetzt. Die Samen ſind eckig und ſchwarz. Der ſtarke und beſondere Geruch macht die Pflanze leicht kenntlich, und wo dieſelbe auf den Wieſen, wie in der Schweiz, häufig wächſt, erhält Milch und Butter einen unangenehmen Geſchmack.

In Deutſchland wird dieſer Lauch in Gärten gezogen, und kann im Frühlinge oder Herbſte durch Zertheilung der alten Stöcke vermehret werden, am beſten aber im Herbſte, weil er hernach im Frühlinge eher brauchbar wird, auf 3 Fuß breite Beete, etwa 6 Zoll weit ins Gevierte, in jedes Loch 3 bis 4 Stück ſeiner Zwiebelchen. Er nimmt faſt mit jedem Orte im Garten fürlieb. Er kann an Einem Orte etliche Jahre ſtehen bleiben, ehe man eine Umpflanzung vornehmen darf; doch iſt es beſſer, ihn alle 2 Jahr umzuſetzen. Es bleibt dieſer Lauch, Winter und Sommer über, an Einem Orte ſtehen, erfriert niemahls, und die Wurzeln verderben nicht, außer wenn er gar zu lange an Einem Orte geſtanden hat, und durch die häufig angeſetzte Brut gleichſam erſtickt wird. Er kann auch zur Einfaſſung kleiner Beete, 2 bis 3 Zoll weit in einer Reihe her gepflanzt werden, und macht dann binnen kurzer Zeit eine voll ausgewachſene Reihe aus; wenn man Blätter und Stängel zuweilen abſchneidet, iſt dieſe Einfaſſung ſchöner, als von Buchs-Baum; unterläßt man aber das Verſchneiden, und die Blätter wachſen zu hoch, ſo werden ſolche vom Wind und Regen aus einander getrieben, und bekommen ein verwirrtes Anſehen. Das Abſchneiden muß aber nicht bey Regen-Wetter geſchehen, weil das Waſſer in die abgeſchnittenen röhrenförmigen oder hohlen Stängel und Blätter eindringt und dieſelben gelb macht, wiewohl es dem Gewächſe an ſich nichts ſchadet. Dieſer Lauch läßt ſich zwar auch aus ſeinem Samen ziehen, welcher im Jun. reif wird; da er aber weit geſchwinder durch Zertheilung ſeiner Büſche, und durch Fortpflanzung ſeiner jungen Zwiebelchen ſich erlangen läßt, ſo wird niemand leicht darauf verfallen, ſolchen Samen anzubauen, und die Vermehrung mit Samen iſt ganz unnöthig.

Der Schnittlauch hat ſeinen Nahmen daher erhalten, weil er, wenn die Blätter noch zart ſind, zum täglichen Küchen-Gebrauch abgeſchnitten wird. Der Geruch und Geſchmack iſt beißender, als der Porree, jedoch milder, als der Geſchmack der im Jul. zum Frühlings-Salat geſäeten Bollen und Winter-Zwiebeln. Dem ungeachtet muß man, wenn man ihn genoſſen hat, und eine Perſon, die ihn nicht genoſſen hat, küſſen will, nach *Martialis* Rathe, mit geſchloſſenen Lippen küſſen (*).

Wenn man den Schnitt-Lauch in die Küche brauchen will, muß man ihn nicht mit den Händen abreiſſen, ſondern mit einem ſcharfen Meſſer gleich und ſauber abſchneiden, und auf die Stumpfen oder Stürzel, Sand oder trockne Erde ſtreuen, damit die natürliche Feuchtigkeit ſich nicht zu viel ausziehe, und die eindringende Näſſe des Regens keine Fäulung verurſache. Er läßt ſich in Suppen, Salat, Eyer-Kuchen, und zu andern Speiſen mehr (ſ. ob. S. 709, f.) gebrauchen; man muß ſich aber doch deſſelben mäßig bedienen. Das Federvieh, zumahl die Truthühner, gedeihen vortrefflich darnach.

Eine Varität des Schnitt-Lauches iſt: der **Johannis-Lauch, oder Jacobs-Lauch** (**), **Fleiſch-Lauch,**

(*) Fila Tarentini grauiter redolentia porri
Ediſti quoties, oſcula clauſa dato.

Martial. L., 13. epigr.

(**) Weil dieſer Lauch um Jacobi (d. 25 Jul.) aus der Erde genommen wird, wird er Jacobs-Lauch, und deſſen Zwiebel die Jacobs-Zwiebel genannt; und dieſen Nahmen verdient er mit mehrerm Rechte, als den Nahmen Johannis-Lauch, weil er in etwas kalten und ſchweren Boden erſt um Jacobi, hingegen um Johannis noch keiner reif wird, auſſer nur der, welcher verkümmert iſt, oder in dürrem Sand-Boden ſteht.

Lauch, großer oder ſüßer Hohl-Lauch, holländiſcher Lauch, Klump-Bollen, Gleben, Kleeben, gelbliche Winter- oder Schnitt-Zwiebel, welche keinen Samen bringt, Porrum ſectivum iuncifolium (maius) *C. B.* Porrum Getium *Geſn.* Porrum iuncifolium maius *Elsh.* Allium Schoenopraſum (Getium ſ. maius) *Linn.* Fr. Ciboule vivace. Er iſt zwar eine Art vom Zwiebel, bekommt aber keine eigentlich runde Zwiebeln, ſondern gelbe längliche Bollen, welche nie in Samen gehen, ſondern, wenn ſie ja in Samen gehen, welches doch nur ſelten geſchieht, ſtatt des Samens kleine runde grüne Zwiebeln tragen. Er wird hauptſächlich im Frühlinge, ſo lange die im Jul. geſäeten Bollen und Winter-Zwiebeln noch nicht brauchbar ſind, an ſtatt friſcher Bollen und Winter-Zwiebeln gebraucht. So ſehr derſelbe ehedem im Gebrauche war, ſo iſt er doch jetzt ſo ſelten, daß er nur wenigen bekannt, und kaum noch anders, als in botaniſchen Gärten, anzutreffen iſt (*). Obgleich zuweilen aus einer oder der andern dieſer Zwiebeln ein Samen-Stängel hervor ſchießt, der dem aus dem Porree und den Bollen hervorſchießenden ähnlich iſt, ſo erfolgt doch weder Blühte, noch Samen, und er kann alſo nicht anders, als durch die Zwiebeln, fortgepflanzet werden. Man ſetzt die Zwiebeln dieſes Lauches, gegen die Mitte des Auguſtes, in ein gutes, mürbes und fettes, aber nicht friſch gedüngtes Erdreich (**), nach der Garten-Schnur,

(*) Die Londner Gärtner erſetzen ſeine Stelle mit einer andern Art Zwiebeln, nähmlich mit Bollen, welche im Winter im Hauſe ausgewachſen ſind, welche ſie zeitig im Frühlinge pflanzen, deren Schloten dann in kurzer Zeit brauchbar werden, und welche ſie hernach wieder aufnehmen, ihre äuſſere Haut ablöſen, und ſie, in Bündel gebunden, zu Markte bringen, und an ſtatt Johannis-Lauches verkaufen.

(**) Wer ein Liebhaber eines recht ſtark und ſcharf ſmeckenden Lauches iſt, laſſe im April, vermittelſt der ſchmahlen Hacke zwi-

Schnur in Reihen, worin ſie ſo tief ſtehen kommen, daß ſie, wenn die Reihe wieder zugeharket worden iſt, über der Erde nicht zu ſehen ſind, und alſo 2 bis 3 Zoll tief, $\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander, doch ſo, daß die folgende Reihe jedes Mahl 1 Fuß von der andern entfernt iſt. Setzt man dieſen Lauch aber völlig 1 Fuß ins Quadrat, ſo erhält man einen deſto köſtlichern Lauch, beſonders wenn man bald, nachdem er aufgegangen iſt, die Erde an demſelben ſanft anſcharret, und damit im Herbſte ſowohl, als im folgenden Jahre, fortfährt. In den künftigen Jahren nimmt man allezeit die kleinſten Zwiebeln zum Wiederpflanzen, und die größern gebraucht man zur Speiſe. Hauptſächlich wird dieſer Lauch nur grün und friſch aus der Erde gebraucht, nähmlich vom Frühlinge an, wenn der Buſch etwa ſo dick iſt, daß er die Hand, mit welcher man ihn umfaſſet, füllet, welches er oft ſchon im May wird. Solcher Geſtalt fährt man fort, ihn zu gebrau=

zwiſchen den Reihen des Lauches einen halben Fuß tiefe Furchen machen, dieſe Furchen mit ganz verfaultem Miſte eben ſo tief ausfüllen, und dann mit Erde bedecken. Der Lauch ſteht alsdann ganz tief in der Erde; ſeine Zwiebel wächſt bis an die Oberfläche der Erde herauf in die Länge, und wird ungemein dick, zugleich aber auch ſo ſtark riechend und ſchmeckend, daß man ſich bey dem Abſchneiden der Schloten des aufgenommenen Lauches entfernen muß, weil es die Augen ſtark angreift; daß man auch in den erſten 14 Tagen in dem Zimmer, wohin er gelegt iſt, vor ſeinem ſtarken Geruche nicht aushalten kann. Alsdann aber hat er im Geſchmack mit den Bollen faſt gleiche Stärke. Viele Zwiebeln ſetzt er zwar, wenn er ſo tief ſteht, nicht an, aber die 4, 5 oder 6, die er anſetzt, ſind alsdann auch ſo viel länger und dicker. Nur darf der beygelegte Miſt den Lauch ſelbſt nicht berühren. Wenn aber etwa im May oder Jun. eine Dürre einfiele, müſſen die mit Miſt ausgelegten Furchen, ab und an, durchdringend begoſſen werden. Dieſes Beylegen des Miſtes kann auch ganz nützlich ſchon um Michaelis, wenn der Lauch einiger Maßen hervorgewachſen iſt, geſchehen. Letzteres wird im Jardinier François, S. 147, angeprieſen: „de les bien ſarcler, biner, et ſi vous voulez *fumer avant l'hyver.*“

brauchen, bis ſeine Schloten, die wenn er fein einzeln und weitläuftig ſteht, und fetten auch ſonnenreichen Boden hat, oft eine Elle lang werden, gelb geworden ſind, oder umfallen. Dies iſt bey allen Arten von Zwiebeln, bey Bollen, Schalotten und Perl-Lauche, das Zeichen, daß ſie reif ſind. Und alsdann muß er aufgenommen werden. Verſäumt man dieſes einige Zeit, und wenn es auch nur 8 Tage wären, ſo wird der Haufe Zwiebeln, die ſich jedes Mahl von Einer Zwiebel erzeugt haben, in der Erde leicht ſchimmelig, faul und unbrauchbar (*). Sind die Büſche aufgenommen, ſo werden die Schloten oberhalb der Zwiebeln abgeſchnitten; die Zwiebeln ſelbſt aber, deren zuweilen 15, bis 20, und mehr, eine an die andere gewachſen ſind (**), werden aus einander geriſſen, ſo daß jede nun vor ſich allein iſt; und dann werden ihnen

(*) Aus dieſer Urſache muß er in machen Jahren ſchon um Johannis, ſo friſch und grün er auch noch iſt, aufgenommen werden. Denn in vor und nach Johannis feuchten Sommern nimmt man zuweilen um Johannis ſchon faulende Büſche wahr. Alsdann aber iſt es Zeit, durch ein geſchwindes Aufnehmen das übrige zu retten; indeſſen iſt die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß ein ſolcher früh aufgenommener Lauch, weil er die Zeit ſeines Wachsthumes noch nicht vollendet hat, auch, nachdem er aufgenommen iſt, zu wachſen fortfährt, und man alſo genöthigt iſt, ihn noch vor Jacobi wieder zu pflanzen, wozu es denn um dieſe Zeit manchmahl an ledigem Lande fehlt. Doch kann man jenes Anfaulen ziemlich verhüten, wenn man den Lauch, welcher ſich um Johannis aus einander dränget, und zwiſchen den Zwiebeln eine Höhlung macht, ſo fort aufnimmt, und ihn in einem Kreiſe herum, ohne daß er ſich berührt, mit Erde bedeckt, bis die Schloten gelb ſind und abfallen. Man macht es mit den Hyacinthen-Zwiebeln eben ſo, weil ihrer viele ſonſt, wenn man auf das völlige Gelbwerden des Laubes wartet, faul werden. Siehe Th. XXVII, S. 438.

(**) Je dünner die Zwiebeln dieſes Lauches bleiben, deſto ſtärker pflegt die Anzahl der Zwiebeln zu ſeyn; je dicker ſie aber werden, deſto geringer ſind ſie an der Zahl. Hr. Superint. Lueder verſichert, ihn in manchen Jahren ſo ſtark und dick gehabt zu haben, daß ein Buſch ihrer nicht mehr, als 5 bis 6, hatte, die aber an Gewicht mehr ausmachen, als wenn der

nen die Wurzeln, die oft mehr als einen Finger lang ſind, ſo nahe unter der Zwiebel abgeſchnitten, daß nur die Zwiebel ſelbſt nicht beſchädiget wird. Bey dieſer Arbeit bröckelt die an dem Zwiebel-Buſche ſitzende Erde von ſelbſt ab. Dann läßt man ſie auf dem Boden des Hauſes, oder auf einer luftigen Kammer, einzeln ausbreiten, damit ſie völlig trocken werden. Die großen, wenn man ſie nicht bald als ein Gemüſe ſpeiſet, kann man, ehe ſie völlig trocken werden, (denn wenn ſie ganz dürre werden, ſind es nichts als Blätter, die eines über dem andern liegen,) noch in Bouillon-Suppen gebrauchen, welche von ihnen einen angenehmen Geſchmack bekommen; einen Geſchmack, der ſelbſt denen nicht unangenehm iſt, die ſonſt keine Freunde von Zwiebeln ſind.

Wenn man dieſem Lauche die Wurzeln nicht verkürzt, und ihn nicht aus einander reiſſet, ſondern die Büſche ſelbſt nur ſo auf den Boden legt, wie ſie gewachſen ſind; wenn man ſie auch nicht ausbreitet, ſondern auf einen Haufen wirft: ſo wachſen die Zwiebeln aus, und werden zur Speiſe ſowohl, als zum Pflanzen, untüchtig. Der Erfahrung nach, erzeuget ein ſolcher Lauch, welcher vor dem Pflanzen ſchon ausgewachſen iſt, hernach niemahls ſo viele Zwiebeln, als derjenige, welcher noch nicht ausgewachſen iſt. Indeſſen kann man das Auswachſen, aller angewandten Vorſicht ungeachtet, doch nicht allezeit verhüten, beſonders, wenn der Boden, oder das Zimmer, wo er aufbewahrt wird, ſehr heiß iſt, oder, wenn man ihn, aus Mangel eines ledigen Beetes, oder aus Verhinderung, etwas ſpäter gegen Michaelis pflanzt. Man thut daher wohl, wenn man ihn, nachdem er auf-

der Buſch 15 und mehr ordinaire Zwiebeln gehabt hätte. S. Deſſen Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, 1 Th. (Hannov. 1778, 8.) S. 84.

aufgenommen iſt, ſobald man kann, aufs neue wieder pflanzt.

Hr. Superint. **Lueder** hat eine beſondere Wahrnehmung gemacht, die Freunden dieſes Lauches, die denſelben gern bis an den Winter friſch aus der Erde hätten, angenehm ſeyn wird. Er vergaß einſtens den Johannis-Lauch zu pflanzen, und als er ihn hernach pflanzen wollte, war er ſämmtlich ſo lang ausgelaufen, daß er ihn nicht mehr pflanzen konnte. Gegen das Frühjahr hatte er Gelegenheit, noch etwa ein halbes Schock Zwiebeln zu bekommen, die zum Theil noch gar nicht, zum Theil aber nur ſehr wenig ausgewachſen waren. Er pflanzte ſolche d. 5 März. Sie kamen bald hervor; ihre Schloten wuchſen, wurden jedoch nur ½ Schuh hoch, auch nur halb ſo dick, wie ſonſt; die Büſche ſelbſt blieben dünn, ſo daß jeder kaum 3 bis 4 Zwiebeln anſetzte; (denn jede Zwiebel, die ſich anſetzt, treibt ihre eigene Schloten hervor, welche ſich etwa 1, auch wohl 2 Z. über der Erde in 2 oder 3 Halme vertheilt;) ſie blieben vorerſt grün; endlich gegen Jacobi, da der Johannis-Lauch gemeiniglich reif wird, fielen alle Schloten um, und, da ſie nicht hoch und alſo auch nicht dick waren, ſo verſchwanden in einigen Tagen alle ſeine Lauch-Büſche. Er bekümmerte ſich vorerſt nicht weiter darum, bis er kurz nachher, um die Zeit, da der neugepflanzte Lauch hervorzuwachſen pflegt, bemerkte, daß ſein, ſeiner Meinung nach, vergangener Lauch hervorwuchs, und zwar mit ſo vielen Schloten, und ſo ſtark und geſchwinde, wie er es noch nie wahrgenommen hatte. Er ließ ihn alſo ſtehen, und um Michaelis und noch nachher konnte er grünen und friſchen Lauch eſſen, der eben ſo große und ſtarke Zwiebeln angeſetzt hatte, wie der vor dem Winter gepflanzte. Im October mußte er ihn aufnehmen laſſen, weil er um dieſer einen Reihe Lauches willen das ganze Beet nicht lie-

gen

gen laſſen konnte. Bewohnt man nun ein Haus, worin man den Johannis=Lauch ſo verwahren kann, daß er weder zu warm, noch zu feucht liegt, ſo kann man denſelben auf dieſe Art, alle Jahr gleich nach der Zeit, da man keinen mehr zur Speiſe hat, friſch aus der Erde haben.

Die länglichen Zwiebeln dieſes Lauches ſind manchem eine angenehme Speiſe bey einem gekochten Stücke Rindfleiſch, welches aber auch Viele gar nicht eſſen mögen.

Lauch, (Aſch=) ſ. oben, S. 702.
— — (Binſen=) ſ. oben, S. 719, fgg.
— — (Briß=) ſ. eb. daſ.
— — (Feld=) ſ. oben, S. 696.
— — (Fleiſch=) ſ. oben, S. 721, fgg.
— — (Franzöſiſcher=) ſ. oben, S. 702.
— — (Gauchgauch=) ſ. *Acetoſſella*, Th. I, S. 266.
— — (Gras=) ſ. oben, S. 719, fgg.
— — (Haus=) ſ. Hauslaub, Th. XXII, S. 390.
— — (Hohl=) großer, ſ. oben, S. 722, fgg.
— — (—) kleiner, ſ. oben, S. 719, fgg.
— — (Holländiſcher) ſ. oben, S. 721, fgg.
— — (Hunds=) ſ. oben, S. 696.
— — (Jacobs=) ſ. oben, S. 721, fgg.
— — (Johannis=) ſ. eb. daſ.
— — (Italiäniſcher) ſ. oben, S. 702.
— — (Perl=) ſ. oben, S. 710, fgg.
— — (Schnitt=) ſ. oben, S. 719, fgg.
— — (Spalt=) ſ. eb. daſ.
— — (Spaniſcher) ſ. oben, S. 702.
— — (Topf=) ſ. oben, S. 702.
— — (Wilder) ſ. oben, S. 701.
— — (Zahmer) ſ. oben, S. 702.

Lauch=Diſtel, Eryngium; ſ. Mannstreu.

Lauch=Farbe, L. Color porraceus, oder praſinus, eine gelbliche grüne Farbe, welche ein wenig in das

Braune fällt, den Uebergang in daſſelbe ausmacht und der grünen Farbe des Knoblauches gleicht. Sie iſt dunkel, und gleichſam aus Grasgrün und ſehr wenig Braun gemiſcht. Die Oliven-Farbe iſt eine Abänderung derſelben.

Daher **lauchfarbig** oder **lauchgrün**, dieſe Farbe habend.

Laucha, **Lauche**, eine kleine, nach dem großen Brande am 13 Apr. 1731 bis auf 20 Häuſer, neu erbauete ſchriftſäſſige kurfürſtliche ſächſiſche Stadt, in einem angenehmen Thale an der Unſtrut, in Thüringen, 1 Meile von Freyburg, deren Pfarr-Kirche ſeit der Zeit eine der ſchönſten im Lande iſt, und deren Einwohner vornehmlich Ackerbau und Viehzucht, aber auch einigen auswärtigen Handel mit wollenen und andern Waren treiben. Bey den dortigen 2 Jahr-Märkten wird allemahl Freytags und Sonnabends vorher Flachs- und Vieh-Markt gehalten.

Läuchel, **Läuchel-Kraut**, **Knoblauch-Kraut**; ſ. *Alliaria*, im I Th., S. 514, fgg.

Läuchel-Gras, Poa bulboſa *Linn.*; ſ. **Zwiebel-Gras**.

Läuchel-Kraut, ſiehe **Läuchel**.

Lauchhammer, bey Mückenberg in Sachſen, iſt wegen der daſelbſt befindlichen gräfl. **Einſidelſchen** Eiſen-Fabrik, inſonderheit Eiſen-Gießerey, berühmt; ſ. im LIV Th. S. 382, f.

Lauchſtädt, ein Amt im Hochſtifte Merſeburg, im oberſächſiſchen Kreiſe, welches 2 Städte (Lauchſtädt und Schafſtädt), 11 Schriftſaſſen mit 15 Dörfern, 13 Amtsdörfer, überhaupt 28 Dörfer, und ein kurf. Vorwerk in ſich begreift.

Das ſchriftſäſſige Städtchen **Lauchſtädt**, iſt theils wegen ſeines heilſamen mineraliſchen Waſſers, und der bewieſenen häufigen Proben ſeiner Wirkſamkeit bey vielen ſich jährlich daſelbſt verſammelnden

Kran-

Kranken aus allen Gegenden Deutſchlands und deſſen Nachbarſchaft, theils wegen der mannigfaltigen Verſchönerungen und neuen Anlagen, womit es der jezige Kurfürſt von Sachſen, **Friedrich August III.** seit mehrern Jahren bereichert hat, merkwürdig. Es liegt, nach v. **Gersdorf** 380 par. Fuß über der Meeres-Fläche, in einer großen weiten Ebene 4 Meilen von Leipzig, 1 Meile von Merſeburg, $1\frac{1}{2}$ M. von Roßbach, 2 Meilen von Weißenfels, 3 Meilen von Naumburg und Eisleben, $1\frac{1}{2}$ Meile von Querfurth, und eben ſo weit von Halle. Die Breite oder Pol-Höhe wird 51° 31′ 0″, die Länge oder der Abſtand vom Meridian 29° 52′ 0″ angegeben.

Den Nahmen führt Lauchſtädt ohne Zweifel von einem kleinen, die Stadt durchfließenden, Bache, die Lauche genannt. Nach einer, beym **Reinhard**, de Offic. Imp. Sax. S. 95, zuerſt gedruckten, Urkunde, hat Kaiſer **Karl IV.** zu Bauzen, am 18 Febr. 1350, die Land-Grafen in Thüringen mit der Pfalz-Grafſchaft Lauchſtädt, und dem Reichs-Ober-Jäger-Meiſter-Amte, beliehen. Es iſt aber gewiß, und **Schöttgen** hat es, in der Vorrede zu ſeinen Invent. dipl. Hiſt. Saxon. ſup. §. 24, bereits umſtändlich bemerkt, daß dieſe Pfalz Lauchſtädt ein Hirngeſpinnſt geweſen ſey, und die Kanzelley gedachten Kaiſers die Land-Grafen mit deren Beleihung hintergangen habe. Zuverläſſiger iſt dagegen, daß Lauchſtädt zu Anfange des 14ten Jahrh. zur Mark Landsberg gehört hat, von ſolcher an das Erz-Stift Magdeburg gekommen, und von dieſem im J. 1370, zuerſt an das Stift Merſeburg, dem damahls Biſchof **Friedrich von Hoym** vorſtand, verpfändet worden iſt. Lezterer vermehrte auch anfänglich den Pfand-Schilling, ſoll aber, wie ihm die merſeburgiſche Biſchof-Chronik, in *Ludowig* Reliq. To. IV, S. 437, beymißt, damit umgegangen ſeyn, nach erlangter erzbiſchöfl. magdeburgiſcher

Würde, Lauchſtädt dem Stifte Merſeburg wieder zu entreiſſen. Sein baldiges Ende vereitelte inzwiſchen alles nachtheilige. Biſchof **Heinrich** von Stollberg verſtärkte im Jahr 1393 das Darlehn noch mit einer anſehnlichen Summe, bis es endlich im J. 1444 Erz-Biſchof **Günther von Liebenau und Scopau**, an den Biſchof **Johann** zu Merſeburg und an deſſen Stift erb- und eigenthümlich überließ, auch Papſt **Nicolaus** V. im J. 1455 die nöthige Confirmation ertheilte. Und ſeitdem iſt Lauchſtädt unverrückt bey dem Stifte Merſeburg geblieben. Herzog **Chriſtian** I. zu Sachſen-Merſeburg bauete das noch vorhandene Schloß, auf welchem deſſen Sohn Herzog **Philipp**, der 1657 geboren war, und als herzogl. braunſchweigiſcher Obriſter 1690 in der unglücklichen Schlacht bey Fleury, ſein Leben einbüßte, ſeine Reſidenz hatte. Nach gänzlichem Abgange des Hauſes Sachſen-Meſeburg, kam Lauchſtädt, nebſt dem ganzen Stifte, im J. 1738 an das hohe Kur-Haus Sachſen.

Im dreißigjährigen Kriege hatte dieſer Ort das Schickſal mehrerer Städte; er wurde durch die Kaiſerlichen, und beſonders durch die **Banneriſche** Armee, im J. 1636 theils geplündert, theils durch Feuer verwüſtet, und kaum hatten ſich die Einwohner von dieſer Verheerung erhohlt, ſo wurden ſie ihrer wiederhergeſtellten Gebäude und geſammelten Vorräthe durch öftere Feuersbrünſte, in den Jahren 1657, 1699 und 1701, von neuem beraubet. Durch dieſe in ſo kurzer Zeit auf einander folgenden harten Schickſale ſchien dieſer Ort von ſeiner ehemahligen Größe verloren zu haben, indem nahe vor der Stadt gegen Abend diejenigen Felder, welche den Nahmen der hohen Höfe führen, wahrſcheinlich bebauet geweſen ſind, wie aus dem noch hin und wieder vorhandenen Grunde von Steinen zu vermuthen iſt. Während des

ſiebenjährigen Krieges (1756 — 1762), war Lauchſtädt der Zuflucht-Ort vieler Familien aus den benachbarten Städten, die dort ihre Sicherheit fanden, weil Generale, und andere Stabs-Officire von der preußiſchen Armee zum Gebrauch des Bades faſt beſtändig gegenwärtig waren, und wahrſcheinlich dieſe Gegend mehr, wie andere, mit feindlichen Invaſionen verſchont wurde.

Der Ort iſt nicht regelmäßig, und größten theils in die Länge gebauet; die mehreſten und beſonders die neueſten Häuſer aber ſind bequem für die Bade-Gäſte eingerichtet, und mit Gärten verſehen. Seit der Aufnahme des Bades hat ſich derſelbe merklich wieder vergrößert; denn im J. 1786 waren nur 124, im J. 1790 aber 138 Feuerſtätte vorhanden, und mit 57975 Thalern in den Brand-Verſicherungs-Caſtro angegeben.

Unter dieſen ſind öffentliche Gebäude: 1. das kurfürſtl. Schloß; 2. das kurf. Vorwerk, welches ehedem vor dem Schloſſe ſtand, und 1786 vor dem merſeburger Thore neu erbauet iſt; 3. das Amt-Haus; 4. die Frohn-Veſte; 5. die Pfarr-Wohnung; 6. die Schul- und Cantor-Wohnung; 7. das Rathhaus, welches 1715 neu aufgeführt worden iſt; 8. das kurf. Back-Haus; 9. das Brau- und Malz-Haus; 10. die Kirche, die mit einem ſpitzigen hohen Thurme verſehen iſt; 11. die Gottesacker-Häuſer, worin bey Beerdigungen die Leichen-Sermone gehalten werden; 12. das Hirten-Haus. Haupt-Straßen ſind 5, wovon 3 ihre Benennung von den 3 Thoren, als: dem naumburger, merſeburger und halliſchen Thore haben; die beyden übrigen ſind vor dem naumburger Thore, und werden der Strohhof und die grüne Gaſſe genannt. Stehende Waſſer und Moräſte ſind nicht vorhanden, daher athmet man in Lauchſtädt eine ſo reine und geſunde Luft, daß auch diejenigen,

die bloß zur Gemüths-Erhohlung den dortigen Aufenthalt ſuchen, auſſerordentlichen Appetit und Munterkeit des Geiſtes ſpüren. Die Einwohner erhalten ihr Waſſer aus Brunnen, deren Quellen wahrſcheinlich mit der Saale und Geiſel, einem kleinen Bache, der ſich mit der Saale bey Merſeburg vereinigt, in Verbindung ſtehen. Die Anzahl derſelben iſt in Verhältniß der Einwohner zu groß, indem hier 51 Privat-Brunnen und 8 Commun-Brunnen vorhanden ſind, die zwar alle ein geſundes und leichtes Waſſer geben, aber, weil ſie, wegen der Menge, nicht hinlänglich ausgepumpet werden können, nicht durchgängig von gutem Geſchmacke ſind; diejenigen ausgenommen, die ſich auf öffentlichen Plätzen befinden.

Mit der Vermehrung der Häuſer iſt auch die Anzahl der Einwohner gewachſen. Nach Frenzel's Angabe, waren im J. 1768, in Lauchſtädt 537 Seelen; im J. 1790 aber waren, nach einer genauen Zählung, 713 Perſonen hier wohnhaft. Hierunter befanden ſich:

1. Dem Alter nach,

	Männl.	Weibl.	Summe
Perſonen über 70 Jahr . .	9	9	18
Von 15 bis 70 Jahren . .	221	273	494
unter 15 Jahren	106	95	201
	336	377	713

2. Dem Stande und Gewerbe nach.

1 Prediger, der den Titel Senior hat; 1 Cantor; 1 Organiſt; 6 Rechtsgelehrte; 1 Arzt; 1 Apotheker; 3 Chirurgi: 1 Bader; 5 Kaufleute; 6 Muſikanten; 3 Traiteurs; 1 Koch; 4 Wirthe und Gaſtgeber; 3 Perückenmacher; 17 Schneider; 11 Schuſter; 2 Fleiſcher; 3 Bäcker; 2 Eſſigbrauer; 2 Tiſchler; 2 Zimmermeiſter; 2 Schlöſſer; 1 Kürſchner; 1 Beutler; 2 Wagner; 4 Sattler; 1 Nadler; 1 Glaſer; 3 Böttcher; 3 Seiler;

4 Lein-

4 Leinweber; 2 Grobſchmiede; 4 Maurergeſellen; 39 Tagelöhner; 1 Hirt.

Dieſemnach hat ſich in den 21 Jahren von 1769 bis 1790 die Anzahl der Häuſer um 14 vermehrt, und die Volks-Menge um 176 zugenommen. Auf jedes Haus kommen im Durchſchnitt $5\frac{23}{138}$ Perſonen.

Verzeichniß aller Copulirten, Gebornen und Verſtorbenen von 1700 bis 1789, um den Anwachs der Einwohner Lauchſtädts ſeit der Entdeckung des dortigen Geſund-Brunnens näher zu überſehen.

Vom Jahr	copulirt.	geboren.	verſtorben.
1700 bis 1719 ſind .	84	300	228
1720 bis 1739 . . .	110	357	281
1740 bis 1759 . . .	118	376	353
1760 bis 1779 . . .	100	454	439
1780 bis 1789 . . .	32	203	179
Summe	444	1670	1480

während dieſen 89 Jahren ſind alſo überhaupt 190 Perſonen mehr geboren, als geſtorben.

In den erſten 80 Jahren ſind 1467 Menſchen geboren und 1301 geſtorben; im Durchſchnitt alſo jährlich $18\frac{27}{80}$ Perſonen geboren, und $16\frac{21}{80}$ geſtorben.

In den leztern 9 Jahren aber ſind 230 geboren, und 479 Perſonen geſtorben; mithin im Durchſchnitt jährlich $22\frac{5}{9}$ geboren, und $19\frac{8}{9}$ geſtorben.

In den erſten 80 Jahren ſind 412 Par [copulirt; im Durchſchnitt alſo jährlich $5\frac{3}{20}$ Par.

In den lezten 9 Jahren ſind 32 Par copulirt; im Durchſchnitt alſo nur jährlich $3\frac{5}{9}$ Par getrauet.

Bemerkungen.

Die ſtärkſte Anzahl der Gebornen und Geſtorbenen, iſt vom J. 1760 bis 1779. Die Urſache hiervon iſt die bekannte Erfahrung, daß gewöhnlich unmittelbar nach unglücklichen Epochen, als: Krieg und Theurung, (von erſterm wurde

Lauchſtädt im J. 1760, und von lezterer in den Jahren 1771 und 1772 heimgeſucht,) das Heurathen und Kinder-Zeugen lebhafter, als gewöhnlich, betrieben wird; vorzüglich aber die damahlige ſchon höher ſtehende Bevölkerung der Stadt.

Im Durchſchnitt ſtirbt von Lauchſtädts Einwohnern ungefähr der 37$\frac{4}{9}$ Menſch. Es iſt dieſes ein ſehr vortheilhaftes Verhältniß, da gewöhnlich von 36 einer ſtirbt, und beſtätigt das, was oben von der Geſundheit des Ortes geſagt iſt.

Das Verhältniß der jährlich Gebornen und Geſtorbenen iſt ſeit jenen 89 Jahren ſich gleich geblieben; der Verheurathungen aber werden in den lezten 9 Jahren weniger.

Auſſer dem bürgerlichen Gewerbe und der Aufnahme der Bade-Gäſte, beſteht die meiſte Nahrung der Einwohner im Ackerbau. Zur lauchſtädter Flur werden 50 Hufen augebaueter Ländereyen, als: 1) 36 Hufen, Ein Viertellands und 3$\frac{1}{8}$ Acker Erde, der Stadt gehörig, wovon 104 Bürger und 18 Auswärtige Beſitzer ſind; 2) 2 Hufen, Ein Viertellands und 2 Acker Erde zur Pfarr-Wohnung; 3) $\frac{1}{2}$ Hufe zur Cantor-Wohnung, und 4) 10$\frac{1}{2}$ Hufe und 1 Acker Erde zum kurfürſtl. Vorwerk, gerechnet, wovon jedoch 9 Acker Erde und 58 Ruthen in der deliżer Flur liegen. Eine Hufe enthält gewöhnlich 36 Acker Erde; ein Acker Erde 180 Quadrat Ruthen, und eine Ruthe 9 Ellen. Dieſe geſammten Ländereyen, werden ihrer Beſtellung nach, in Winter-, Sommer- und Brech-Felder eingetheilt; ſelbige haben durchgehends einen ungemein fruchtbaren Boden, und im Durchſchnitt ärndet man von 1 dresdn. Scheffel Ausſaat 10 bis 12 Scheffel wieder. Wieſewachs iſt eben nicht überflüſſig vorhanden, daher auch die Viehzucht nicht ſehr ſtark iſt. Bey der Stadt werden 4 bis 500, und beym kurf. Vorwerk 3 bis 400 Stück Schafvieh gehalten. Pferde ſind in der Stadt, die Poſt mitgerechnet, 39, und Kühe 84 Stück. Die Felder des kurf. Vorwerkes werden durchgängig durch Pferde- und Hand-Fröhner von den frohnbaren Amts-Dörfern

fern und der Stadt Schafſtädt beſtellet. An Holz würde Lauchſtädt eigentlich Mangel leiden, wenn die kurfürſtl. Holz-Plätze in Holleben und Merſeburg nicht ſo nahe lägen, und die Einwohner des Ortes nicht, durch fleißigen Anbau auf den Angern und Gemein-Plätzen, demſelben in die Zukunft zuvor zu kommen ſuchten. Von Wildpret findet man in dortigen Fluren nur Haſen, Rephühner, wilde Aenten-Gänſe und Trappen. Hirſche, Rehe, wilde Schwein, und Faſane, werden den Einwohnern aus den kurf.e Förſten bey und um Merſeburg, für feſtgeſetzte Preiſe abgelaſſen. Mit Fiſchen verſorgt ſie ihr kleiner Bach, die Lauche, noch mehr aber die in der Nähe liegenden Teiche bey Merſeburg, und beſonders der Saal-Fluß.

Die Ober- und Erb-Gerichte über dieſes Städtchen und deſſen Flur, hat das kurfürſtliche Amt zu verwalten. Der Rath beſorgt die Polizey in der Stadt, ihm gehören die Erb-Gerichte im Rathhauſe; er iſt ſchriftſäſſig, und hat daher Sitz und Stimme auf den Stifts-Tagen zu Merſeburg. Er beſteht aus 8 Perſonen, als: 2 Bürgermeiſtern, einem Schultheiß, einem Stadtſchreiber, 2 Stadtrichtern und 2 Kämmerern, worunter die Bürgermeiſter, Stadtrichter und Kämmerer alljährlich in der Regierung abwechſeln. Die guten Feuer-Anſta'ten gereichen der Polizey eben ſo ſehr zur Ehre, als die aufmerkſame Vorſorge für die Armen der Stadt ihr Ruhm erwirbt.

Von der unterirdiſchen Beſchaffenheit dieſer ſo geſegneten Gegend, und der eigentlichen Werkſtatt des dortigen Mineral-Waſſers, läßt ſich nichts angeben, weil noch niemand die Mühe und Koſten auf ſich genommen hat, eine ſo beträchtliche Teufe, als hierzu erfordert wird, abzuſenken, ſondern es laſſen ſich nur die Erd-Schichten angeben, welche man

in

in den auf allen Seiten der Stadt befindlichen Stein-Brüchen wahrnimmt, in denen ſich aber doch die zur Erzeugung mineraliſcher Wäſſer nöthigen Berg-Arten entdecken laſſen. Ueberſieht man um Lauchſtädt die große und gewiß ſeltene Ebene, ſo findet man, bey geringer Unterſuchung, das oberſte Erd-Lager oder die Damm-Erde allenthalben ſchwarz, locker und fett, wie auch an einigen Orten ſo reichlich mit Salpeter vermiſcht, daß man ſie ehedem auf den Salpeter-Hütten zu Klein-Lauchſtädt und Beuchlitz, die wegen Mangel an Holz eingegangen ſind, mit Vortheil hat auslangen können; ja, an manchen Orten fällt ſie ſo ſchwarz und fett in die Augen, daß man mit der größten Wahrſcheinlichkeit auf etwas Berghärziges ſchließen kann. Die Erfahrung hat auch dieſe bergmänniſche Muthmaßung vollkommen beſtätigt; denn etwa 1 Stunde von Lauchſtädt, in dem Dorfe Beuchlitz, findet man nicht nur gegrabenes Holz, (Lignum foſſile bituminoſum), an welchem Rinde, Adern, Aeſte, kurz, alle Kennzeichen des Holzes, wahrzunehmen ſind, ſondern man hat auch, nach Henkel's Bericht, nahe bey Lauchſtädt ein wahres Steinkohlen-Lager angetroffen, welches mit dem zu Wettin, im Saal-Kreiſe, wo nicht zuſammenhängt, doch wahrſcheinlich einerley Entſtehungs-Urſache hat. An dieſes ſchwarze Erdreich ſchließt ſich ein märgelartiger Letten an, unter dem ſich ein weißer reiner Sand befindet, der an einigen Orten ganz flach liegt, an andern aber ſich mehr ſenkt, und je tiefer dieſes geſchieht, deſto mehr wird er thonartig, und formirt am Ende ein wahres Thon-Lager. Dieſer Thon iſt in St. Ulrich und in der Nähe von Merſeburg ſo häufig, rein und gut, daß ehedem in Lauchſtädt, und noch jezt in Merſeburg, Ofen-Aufſätze und Töpfe davon gebrannt werden. Auf dieſen folgt (welches merkwürdig iſt,) gegen Abend, Mor-

gen

gen und Mitternacht, ein weißer Sandſtein, der in einigen Gegenden locker, an andern feſter iſt, und häufig zum Hausbauen gebraucht wird. Gegen Mittag iſt dieſer Stein durchaus röthlich, eiſenſchüſſig und feſter, daher er auch mehr zu Straßen und Pflaſtern genutzt wird. Dieſe Steinlager ſind in Schichten oder Bänke abgetheilt, und werden jedes Mahl durch ein Thonlager geſchieden, in welchem man oft die ſchönſten Gyps-Druſen entdeckt. Zerſpaltet man dieſe Steine, ſo bemerkt man ſowohl in ihrem Innern, als auch auf ihrer Oberfläche, beſonders bey auffallenden Sonnenſtrahlen, viele hellglänzende Puncte und Blättchen. Auf dieſe Sandſteine folgt eine rothgelbe Erde, welche klebrig iſt und den Mund zuſammenzieht.

So merkwürdig die jezt beſchriebene unterirdiſche Beſchaffenheit des Bodens iſt; eben ſo bemerkungswerth iſt es, daß Lauchſtädt faſt von allen Seiten mit Salz-Quellen umgeben iſt. Gegen Abend, etwa 3 Stunden von der Stadt, auf dem Wege nach Eisleben, iſt bey dem Dorfe Erdeborn ein See, der eine Meile lang und über ¼ Meile breit iſt, und durch einen Bach, die Salza genannt, in die Saale fließt. Der Geſchmack dieſes Waſſers iſt auffallend ſalzig, und eine Kanne deſſelben giebt, wenn es abgedampft wird, 3 Quent reines Küchen-Salz. Gegen Mitternacht ſind die allgemein bekannten Salz-Quellen zu Halle, und gegen Mittag die ergiebigen Salzwerke zu Dürrenberg.

Mitten in dieſer fruchtbaren und an Mineralien ſo reichen Gegend befindet ſich das mineraliſche Waſſer, und zwar die Haupt-Quelle ungefähr 300 Schritt von der Stadt, gegen Mittag, in dem ſogenannten Brunnen-Garten. Auf der Mittags-Seite iſt das Erdreich um die Quelle überall ocherartig, und allenthalben ſchwitzen kleine Mineral-Quel-

len hervor. Außer dieſen kleinen Quellen kam ſchon ſeit einigen Jahren auf der kurfürſtl. Wieſe, hinter der Kaſtanien-Allee, eine ſtärkere Quelle zu Tage, die ungemein viel Ocher abſetzte, und dadurch des jezigen Bade-Medici, Hrn. D. Koch, Aufmerkſamkeit erregte. Er ließ derſelben im Jahre 1788 nachgraben, und fand zwey ſehr ſtarke, und 3 ſchwächer hervorquellende Adern, 2½ Elle unter der Oberfläche des Bodens. Das Waſſer, wie einige Verſuche beweiſen, weicht ſehr wenig in ſeinen Beſtand-Theilen von dem in der Haupt-Quelle ab, und es wird vielleicht von der nähmlichen Beſchaffenheit befunden werden, wenn die Verſuche, von denen Hr. Koch zu ſeiner Zeit Nachricht zu geben verſpricht, nach Faſſung der Quelle wiederhohlt werden können.

Das Alterthum der Haupt-Quelle iſt ungewiß. Nach Linkens Angabe, in den bresl. Samml., iſt aus den bey der erſten Faſſung ausgegrabenen Bau-Holz, Steinen und andern Materialien, wie auch aus dem vorgefundenen vielen mineraliſchen röthlichen Erdreich um die Quelle, zu vermuthen, daß ſchon in den älteſten Zeiten dieſer Brunnen gangbar geweſen iſt, und Bewohner um denſelben ſich aufgehalten haben. Vielleicht, daß die vorigen fehdereichen Zeiten durch ihr Gefolge von Verwüſtung ihn in ſein Nichts wieder verwandelten, und daß nur nach und nach dieſe Quelle ſich durch das verſchüttete Erdreich wieder durcharbeitete, darauf an einem über das daran liegende Land erhabenen Hügel des ehemahligen Edelinghiſchen, jezigen Brunnen-Gartens, zu Tage kam, und die Aufmerkſamkeit des damahligen Beſitzers, theils durch die Menge, theils durch die ausgezeichnete Reinheit des Waſſers, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, erregte, und ihn veranlaßte, derſelben nachgraben zu laſſen. In den Amts-Acten findet ſich einige Beſtätigung dieſer Vermuthung, und eine authen-

authentiſche Geſchichte von der neuen Entdeckung der Quelle, die der Amts-Actuarius Edeling, ein Sohn des ehemahligen Amts-Schöſſers Edeling in Lauchſtädt, nachgelaſſen hat, und folgender Maßen lautet.

„Ohngefähr zu Ende des vorigen Säculi hat mein Vater, der ehemahlige Amtsſchöſſer, Barthol. Edeling, dieſe Quelle, welche in dem von ihm angelegten Garten ſchon lange Jahre hervorgequollen, als eine ſeiner Meinung nach, gute friſche Quelle von gemeinem Waſſer aufgraben, und zu einem Fiſchhälter anlegen laſſen, weil dazumahl gleich der hieſige Mühlteich ſehr verſchlämmt geweſen. Da nun aber die Fiſche in dieſen Teich gebracht, ſind einige theils in kurzer Zeit, theils in einigen Stunden, erſtarrt und abgeſtanden, und hat keine Sorte Fiſche in dieſem Waſſer ſtehen wollen. Daher denn die Quelle mit der ausgeworfenen Erde wieder zugeworfen, welche ſich aber wie zuvor wieder geöffnet, und allezeit eine mäßige Oeffnung gegen den Graben zu behalten, worinne ſie auch abgefloſſen. Da nun hierauf der berühmte Prof. Medicinä und nachmahlige geheime Rath Fr. Hofmann aus Halle, zu meinem ſel. Vater anhero gekommen, und ihm vorſtehende Begebenheit erzählet worden, ſelbiger auch das Waſſer probiret, ingleichem den ehemahls in ſolchem Garten zum Abfluß der überflüßigen Feuchtigkeit geweſenen Quergraben, ſo jezo zugeworfen iſt, welcher überall auch eine gelbe Erde angelegt gehabt, wahrgenommen: ſo hat ſelbiger dahin ſein Judicium eröffnet, daß ſolches Waſſer mineraliſcher Art ſey, das in Fieber, Geſchwulſt, Bleichſucht ꝛc. beſonders aber als ein Bad zur Stärkung des Körpers, werde können gebraucht werden. Weil aber gedachter geheime Rath Hofmann in kurzer Zeit darauf nach Berlin gerufen worden, mein ſel. Vater auch 1709 verſtorben, ſo iſt dieſe Quelle in ſtatu quo geblieben, jedoch hat mein und meiner Geſchwiſter Informator, Ge. Reicke, nachmahliger Prediger zu Veſte, nebſt dem Müller Bertholden, denen des G. R. Hofmanns Judicium bekannt geweſen, dieſes Waſſer vielen Kranken mit gutem Nutzen angeprieſen, auch Lezterer eine Probe davon mit nach Merſeburg genommen, und ſelbige dem damahligen fürſtl. Leibmedico D. Strauf, nebſt Erwähnung des Hofmanniſchen Judicii, zur Unter-

terſuchung übergeben. Da nun dieſer alles das, was Hofmann davon geſagt, durch Verſuche beſtätigt fand, ſo wurde von Ihro hochfürſtl. Durchl. der damahligen verwittweten Herzoginn von Sachſen Merſeburg, Erdmuthe Dorothea, gnädigſt reſolviret, die Quelle 1710 faſſen zu laſſen. Wobey noch zu gedenken, daß anfangs nur ein kleines hölzernes Haus gleich an der Quelle gebauet, und zwey große Linden vor demſelben gepflanzt wurden. "

Unter der Regierung Herzogs Moritz Wilhelm wurde die Quelle, nebſt ihrer Faſſung, durch die drey Leib-Aerzte D. Strauß, D. Streidel, und D. Grimm aus Leipzig, mit Zuziehung des Amtmannes in Lauchſtädt, des damahligen merſeburgiſchen Baumeiſters, und des lauchſtädter Müllers aufs neue unterſucht und beſichtiget. Da nun die Aerzte die ſchon von D. Strauß 1710 gemachten Verſuche beſtätigten, die Quelle für ſehr gut und wirkſam in ihrem darüber erſtatteten Bericht erklärten, und von den Bauverſtändigen einige Verbeſſerungen der äuſſern Faſſung angegeben wurden, ſo erhielt ein Privat-Arzt aus Merſeburg, D. Reineccius zuerſt die Stelle als Brunnen-Medicus mit einem kleinen Gehalte und freyer Wohnung auf dem kurf. Schloß, und der Müller Berthold die Aufſicht als Brunnen-Meiſter. Darauf wurde ein großer Sahl, 30 Ellen lang, 12 Ellen breit und 7 Ellen hoch, auf herzogl. Koſten mitten auf die Allee erbauet, und unter der Regierung Herzog Heinrich's der Edelingiſche Garten gekauft; im J. 1735 die große Kaſtanien- und Linden-Allee angelegt, und hinter dem Brunnen gegen Mittag noch ein großer Pavillon aufgeführt.

Dieſe angezeigten Anſtalten, unterſtützt von der heilſamen Wirkung des Waſſers, erfüllten bald die huldreichen Geſinnungen, welche die durchlauchtigſten Stifter dabey zur Abſicht hatten. Lauchſtädts Ruhm vermehrte ſich von Jahr zu Jahr, und ſein wohlthäti-

zes

ges Waſſer wurde von einer Anzahl fürſtlicher und anderer hoher Standes-Perſonen häufig gebraucht.

Mit dem Jahre 1776 hebt ſich die Periode der Verſchönerung und des Glanzes Lauchſtädts an, den es jezt hat, und weshalb es mit den berühmteſten Bädern Deutſchlandes um den Vorzug ſtreitet. Se. jezt regierende kurfürſtl. Durchlaucht, nachdem Dieſelben das Jahr vorher die Anſtalten daſelbſt zu beſehen ſich entſchloſſen, auch von dem Nutzen und den Kräften des Waſſers, ſowohl bey Dero Frau Gemahlinn, als auch bey vielen andern gegenwärtigen Cur-Gäſten, Sich überzeugt hatten, ertheilten den Befehl, alles, was die Länge der Zeit wandelbar gemacht hatte, auszubeſſern und zu verändern, desgleichen neue Anlagen zum bequemern und angenehmern Aufenthalte der Cur-Gäſte zu machen, und alles zu veranſtalten, was die Aufnahme des Bades befördern könnte. Um aber deſto genauer zu zeigen, wie wichtig die Veränderungen und wie vielfältig die neuen Anlagen ſind, die unter der Direction Sr. Exc. des Hrn. Oberkammerherrn Graf **Marcolini** durch den geſchickten Stift merſeburgiſchen Baumeiſter Hrn. **Chryſelius** ihr Daſeyn erhalten haben, ſo iſt nöthig, daß ich die alten Anlagen und die ehemahlige Beſchaffenheit des Terreins um den Brunnen hier mit anführe.

Der mineraliſche lauchſtädter Brunnen hatte ehedem ſeinen Abfluß gegen Morgen in den vorbeyfließenden Lauch-Bach. Nach Entdeckung des Brunnens hatte man dieſen Graben, der 5 Ellen tiefer, als die Allee, fließt, 13 Ellen lang überwölbet, unter dieſes Gewölbe die eichenen Kaſten zur Sammlung des Brunnen-Waſſers geſetzt, und auf daſſelbe ein kleines, 8 Ellen breites und 9 Ellen langes, hölzernes höchſt unproportionirliches Gebäudchen aufgeſetzt. Auf zwey hölzernen ſchmahlen Treppen ging man

ſowohl zur untern Faſſung des Brunnens, als auch auf zwey dergleichen zu den hölzernen Waſſer-Kaſten. Die Einfaſſungs-Mauern der Vertiefung des Brunnens waren mit einem ſchlechten hölzernen Geländer verſehen. Durch die vermehrte Aufnahme des Bades mußten die Waſſer-Kaſten, deren vom Anfange 3, dann 5, und zulezt 8 Stück waren, da ſie nicht mehr Raum unter dem Gewölbe hatten, frey in dem Graben ſtehen, wodurch dieſelben aller Verunreinigung muthwilliger Leute und Kinder ausgeſetzt, und mehrmahl von dem durch ſtarke Gewitter-Regen anlaufenden Bach mit Schlamm angefüllt, ja zuweilen durch die Gewalt des Waſſers mit fortgeriſſen wurden. Desgleichen war der Raum für die Menge der Waſſerabhohlenden viel zu klein; es entſtand dadurch große Unordnung, und gab Gelegenheit, daß ein Theil der Allee faſt beſtändig mit Waſſer benetzt und verunreinigt war. Imgleichen war der Brunnen aus ſchlecht gearbeiteten Steinen viereckig gefaßt, und beſtand aus 10 Schichten Steinen, deren Fugen, ſo wie die Futtermauer um den Brunnen, wandelbar waren, und wildes Waſſer durchließen. Das vor dem Brunnen gebauete hölzerne Haus wurde abgetragen, und ſtatt deſſen im J. 1776 auf der Morgen-Seite der Quelle ein Pavillon von Stein erbauet, in deſſen gewölbten Souterrain ein ſteinernes Reſervoir, welches 841 Kubik-Fuß Waſſer faſſet, angelegt iſt. In daſſelbe iſt der Abfluß des Brunnens, der Abfluß des Reſervoirs aber in den vorbeyfließenden Bach durch Röhren geleitet. Dieſes Reſervoir beſteht aus 3 Abtheilungen, die mit 3 verſchiedenen, verſchloſſenen und beweglichen Deckeln verſehen ſind, wodurch theils die Verunreinigung des Waſſers, theils die willkürliche Abhohlung deſſelben, verhindert wird, indem der Bade-Medicus jedes Mahl nach der Menge der Bade-Gäſte, dem Brunnen-

Knech-

Knechte angiebt, 1, 2, oder alle 3 Deckel zu öffnen. Durch dieſe Veranſtaltung kann jezt alles Bade-Waſſer, auch bey der ſtärkſten Anzahl Bäder, höchſtens von früh 3 Uhr an, bis nach 7 Uhr, friſch aus der Quelle erhalten werden, welches ehedem nicht möglich war, weil oft ſchon abends um 10 Uhr ein Theil der Bäder mußte gefahren werden, die durch das lange Stehen zum Nachtheil der Bade-Gäſte von ihrer Güte verloren. Eine doppelte breite ſteinerne Treppe, mit einer ſteinernen Baluſtrade umgeben, führt zu dieſem Reſervoir, welches unten 3 Eingänge hat, damit das Waſſer von den Badfahrenden, die vorher mit Zeichen von dem Brunnen-Medico verſehen ſind, und bey jedem abzuhohlenden Faſſe eins abgeben müſſen, um dadurch theils die tägliche Anzahl der Bäder zu beſtimmen, theils auch die Verfälſchung des Waſſers zu verhüten, bequem und ohne die Allee zu verunreinigen, kann abgehohlet werden.

Das um den Brunnen ehedem befindliche hölzerne Geländer, nebſt den alten 4 Wänden, wurde bis auf den Grund weggenommen, neu aufgeführt, mit einem gehauenen ſteinernen Sims belegt, und mit einer dergleichen Baluſtrade umgeben. Der Eingang geht aus der Mitte, auf einer ſteinernen Doppel-Treppe zu der untern Faſſung des Brunnens, wo der untere Raum um die Quelle umher mit regulairen Stein-Platten, die auf einem 6 Zoll hohen Ziegel-Pflaſter auf Thon gelegt, und mit Schleuſen für das wilde Waſſer verſehen ſind, bedeckt iſt. Dieſe Faſſung der Quelle, die ehedem viereckig war, iſt bis auf deſſen Roſt abgenommen, und rund von gehauenen Steinen verfertigt worden; ſie hat jezt nur 4 Schichten, und jede Schicht nur 3 Fugen, welche alle in Kitt geſetzt, und mit geſchlagenem Thon umgeben, folglich vor dem Eindringen des wilden Waſſers geſichert ſind.

Der, unter Herzog Moritz Wilhelm vom Holz erbauete Tanz=Sahl, welcher äuſſerſt baufällig, und für die vom Jahr zu Jahr ſich mehrende Anzahl der Cur=Gäſte zu klein war, wurde weggeriſſen; der vom Herzog Heinrich, dem Brunnen gegen Mittag, aufgeführte, und mit vielen Inſchriften verſehene Pavillon, auf Sr. kurf. Durchl. Befehl zum Andenken des durchlauchtigſten Stifters, am Ende der Kaſtanien=Allee, auf das neue Gewölbe über der Lauche verſetzt, und, ſtatt des erſtern, ein großer ſteinerner Sahl, 41 E. lang $23\frac{3}{4}$ E. breit, und $13\frac{1}{4}$ E. im Lichten hoch, mit 2 Reihen Fenſter über einander, nebſt 6 Thüren zum Eingange erbauet. In demſelben ſind unten zwey Cabinete zum Spiel, und Schranken für die Zuſchauer, in der Höhe das Orcheſter, und in dem Manſarden=Dache, nebſt einer kleinen Küche und einem Behältniſſe zu einer Retirade, 9 Sommer=Stuben angebracht, davon jede mit der andern Communication, zugleich aber auch auf einen breiten und hellen Corridor einen beſondern Ausgang hat. Dieſes prächtige Gebäude, welches der Kunſt des Bau=Meiſters Ehre, und dem Geſchmacke des Mahlers, bey jedermann Ruhm erwirbt, weiheten die durchlauchtigſten Landes=Herrſchaften, in höchſt eigener Perſon, am 27 Jul. 1780. mit einem großen Souper und darauf folgenden Ball, gleichſam zu ſeiner Beſtimmung ein.

Zur Rechten dieſes Sahles iſt ein großes Wirthſchafts=Gebäude aufgeführt, worin auf der einen Seite die Wohnung des Speiſe Wirthes, nebſt einer ſehr geräumigen Küche, und auf der andern Seite die Gärtner=Wohnung, nebſt Gewächs=Haus und Wache befindlich ſind. Bey der ehemahligen Einrichtung fehlte die Anlage zu Douche=Bädern gänzlich; daher ein zweyter Pavillon, dem Brunnen gegen Abend erbauet und zu dieſem Behuf beſtimmet wurde.

Dieſe

Dieſe Bäder, von deren Gebrauche ich weiter unten ausführlicher handeln werde, haben, wegen ihrer Einrichtung, ihrer Vollkommenheit und ihres ausgebreiteten Nutzens, kaum irgendwo jezt ihres gleichen, und würden ſchon allein den Ruhm des durchlauchtigſten Stifters verewigen, wenn auch bey den übrigen Anlagen weniger Fleiß, Dauerhaftigkeit und Nutzbarkeit angewandt worden wäre. Hier iſt alles Mögliche veranſtaltet, den Kranken, welche dieſe Bäder nöthig haben, dieſelben angenehm, bequem, leicht und wirkſam zu machen. In dieſem Pavillon ſind unten 2 gut meublirte Zimmer, mit Kamin-Oefen verſehen, angelegt, worin der Kranke ſeine Kleider wechſeln, ſeine nöthige Ruhe haben, ſich erwärmen, und die ſchwachen Glieder reiben kann. Aus dieſen Zimmern führen einige Stufen in zwey Bäder, wo man entweder in Wannen oder ſteinernen Baſſins baden, und die Douche empfangen kann. Um das Waſſer gleich von der Grund-Quelle zu dieſen Bädern zu bringen, iſt eine Waſſer-Maſchine unten an dem Brunnen angebracht, welche es durch drey metallene Stiefel, vermittelſt einer dreyfach gekröpften Kurbel-Bewegung in dem Brunnen, unten an der Grund-Quelle, anſaugt, und, ohne an die freye Luft zu kommen, in den Pavillon treibt. Dieſe Maſchine dient zugleich mit dazu, daß man ſowohl unten am Brunnen, durch Aufſchließung eines Hahnes, das Waſſer aus der Grund-Quelle zum Trinken bekommen, als auch, durch Aufſchließung eines andern Hahnes, es in die Reſervoirs treiben, und dieſelben in 7 Stunden anfüllen kann. In die Douche-Bäder wird es durch den Brunnen-Knecht, der dieſe Maſchine in Bewegung ſezt, in eine Wärm-Pfanne getrieben, aus welcher es erwärmt durch Hähne links und rechts in die Bäder kann gelaſſen, und durch zwey andere Hähne mit dem nöthigen kalten Waſſer vermiſcht

werden. Sind dieſe Hähne verſchloſſen, ſo geht es bis in das obere Dach, 49 Fuß hoch, in eine andere Wärm-Pfanne; aus dieſer läuft es erwärmt in ein kupfernes Reſervoir, wo es durch eine beſondere Röhre mit kaltem Waſſer vermiſcht, ſeinen Abfall, 28 Fuß, zur Douche findet. Die Röhre, durch welche das Waſſer hinunter fällt, theilt ſich in zwey, davon jede, bereits erwähnter Maßen, in ein zum Douchen beſtimmtes Cabinet geht, und ſich in einer beweglichen Röhre endigt, die wieder mit verſchiedenen Ausgüſſen, wovon jeder ſein beſtimmtes Gewicht Waſſer giebt, deren Berechnung unten bey dem Gebrauche der Douche, näher angezeigt wird, verwechſelt werden kann.

Fig. 3950 a) bildet die jezt beſchriebenen Gebäude und Gegend vor dem Brunnen ab.

Aber nicht bloß durch die koſtbaren und nützlichen Gebäude, iſt Lauchſtädts Ruhm und Schönheit vermehrt worden, ſondern die großen Veränderungen, welche an den Alleen, mit dem Zwinger-Graben um das Schloß herum, und dem Kohlberge, einem freyen Platze an deſſen Nord-Seite, vorgenommen ſind, gewähren eben ſo viel Nutzen als Vergnügen, und verdienen erwähnt zu werden.

Die Haupt-Allee, welche mit Kaſtanien-Bäumen bepflanzt, 436 Schritt lang, iſt, und zu einem langſamen Spazier-Gange auf und nieder 10 bis 15 Minuten erfordert, war, von der Mühle bis an den Brunnen, ehedem ungefähr 20 Ellen breit; auf der einen Seite, von dem Mühl-Graben und dem ſonſt irregulairen Teiche, und auf der andern Seite von dem Lauche-Bache ſo eingeſchränkt, daß man nur auf Brücken und Stegen in den ſogenannten Brunnen-Garten kommen konnte. Dieſer lag über 3 Fuß tiefer, als die Allee, und war beſtändig feucht, auch daher nicht möglich, bey der mindeſten naſſen Witterung in derſelben zu gehen. Jezt iſt der Lauche-

Bach

Bach längſt der Allee, ſo weit die Bürger-Gärten gehen, mit einer trockenen Futter-Mauer, 7 Ellen mit dem Grunde hoch, und 158 E. lang, eingefaßt, auf der andern Seite ein großes Stück des verſchlämmten Teiches nach gerader Linie ausgefüllt, und zu zwey neuen Alleen von Kaſtanien-Bäumen angelegt, wodurch die Promenade auf dieſer Seite nicht nur 12 E. Breite gewonnen hat, und nunmehr durchgängig trocken iſt, ſondern auch durch die auf kurfürſtliche Koſten daſelbſt erbaueten Kram-Buden, an der Zahl 29, verſchönert iſt. Dieſe Buden ſind mit einem verdeckten Gange verſehen, der unten mit Stein-Platten ausgelegt iſt, und bey übler Witterung zum Spaziergange dient. Ueber dem Brunnen iſt, vom Ende der vorerwähnten Mauer der Lauche-Bach, bis an den Ausgang der Allee, in einen überwölbten Canal, der 276 Ellen lang. $3\frac{1}{2}$ E. weit und 4 E. hoch iſt, verwandelt, und auf Roſt geſetzt; ſowohl dieſer Canal als auch der ganze Brunnen-Garten, iſt mit der vom Kohl-Berge abgetragenen Erde, der Allee gleich gemacht, lezterer zu Promenaden, in allem 2118 Ellen lang, mit Hecken von Buchen umgeben, eingerichtet, und mit Linden beſetzt; die dazwiſchen liegenden Partien ſind durchgängig mit der beſten Garten-Erde erhöhet, und mit nutzbaren Obſt-Bäumen und Küchen-Gewächſen bepflanzt; die Gänge und der große Raum um den Tanz-Sahl mit Kies und Sand überſchüttet, die Raſenſtücke vor den Pavillons mit Linden, im Garten aber mit Acacien eingefaßt, und mit Nichen und Ruhe-Bänken verſehen. Das Schloß und das ehemahlige Vorwerk waren durch tiefe Waſſer-Gräben geſchieden und mit Mauern umgeben, darüber ſteinerne Brücken in das Schloß führten, die den Weg ſo verengten, daß kaum 2 Wägen gegen einander ausweichen konnten. Durch Abtragung des gegen Mitternacht hinter dem Schloſſe gelege-

legenen Kohlberges, der jezt in einen Schneckenberg verwandelt iſt, und eine vortreffliche Ausſicht auf die Linden- und Kaſtanien-Allee und auf das freye Feld gewährt, ſind theils ſämmtliche Waſſer-Gräben, die ſowohl durch ihre Ausdunſtung, als auch durch die dabey ſich aufhaltenden Inſecten, im Sommer ſehr beſchwerlich waren, völlig dem Horizonte gleich, 560 Ellen lang, und 34 Ellen breit, ausgefüllt, mit Garten-Erde überfahren, auf beyden Seiten 3 ſteinerne Treppen, jede 5½ Elle breit zum Eingang angelegt, und mit Terraſſen verſehen, die mit dem Schloſſe gegenüber mit breiten Linden-Alleen beſetzt, und auf beyden Seiten mit Bruſt-Hecken von Kornel-Kirſchen, in einer Länge von 1800 Ellen eingefaßt; theils die vorher abgetragenen Brücken vor dem Schloſſe überſchüttet, wodurch dieſe Straße vom Amt-Hauſe vor dem Schloſſe vorbey, die, vorgedachter Maßen, ehedem nur 8 Ellen breit war, jezt 34 Ellen breit geworden, und mit vier Reihen Linden in drey Alleen beſetzt iſt. Eine dieſer Alleen führt vom Schloſſe ab, gerade auf den Brunnen und Tanz-Sahl, mithin auf die Mitte der Haupt-Promenade, und giebt einen angenehmen Proſpect, indem linker Hand, wo noch vor einigen Jahren das alte Vorwerk ſtand, ein Theil des Bodens zur Erweiterung des nunmehr 13570 Quadrat-Ellen, oder ¾ Acker 32 Ruthen in ſich faſſenden Teiches genommen, ein Theil aber mit dem Zwinger-Garten verbunden, und urbar gemacht iſt.

Fig. 3950 b), ſtellt die Kaſtanien Allee vom hinterſten Pavillon dar.

Alle dieſe Veränderungen erhalten dadurch noch einen größern Werth, daß einige hundert Unterthanen dieſer Stadt und Gegend, die noch über die traurigen Folgen der in den Jahren 1771 und 1772 gehabten Theurung ſeufzeten, ſich von ihrem Untergange retteten, indem alle hierauf verwandte Koſten unmittelbar

bar aus der kurfürſtl. Chatoulle bezahlt, und dabey keine ſonſt gewönliche Hand- oder Pferde-Fröhner gebraucht wurden.

Durch die jezt erwähnten neuen Anlagen und Verſchönerungen ſind nun alle Vorwürfe, die man Lauchſtädt ehedem wegen Einförmigkeit und Mangel an Veränderung machte, gänzlich gehoben. Denen, welche lärmende Vergnügungen lieben, und Zerſtreuung und Bewegung des Körpers im Geräuſch der Geſellſchaft ſuchen, giebt die erweiterte und mit neuen Gängen verſehene Kaſtanien- und Linden-Allee, das auf der erſtern befindliche Chor Muſikanten, die tägliche und ſtündliche Gelegenheit zum Tanz und Spiel in den dazu beſtimmten Sahl und Pavillons, die auf der Kaſtanien-Allee mit allen erſinnlichen Bedürfniſſen angeführten Kram-Buden mit ihrem verdeckten Gange, wie auch das in dieſer Gegend angelegte Carouſſel, die Montags und Donnerſtags gewöhnlichen Dejeunés, die wöchentlich fünfmahligen Schauſpiele, unter Direction des herzogl. weimariſchen Hof-Schauſpielers Bellomo, in dem dazu erbaueten Hauſe, wie auch die öfters des Abends angeſtellten Erleuchtungen der Allee, und die Feuerwerke auf der Wieſe, nebſt der auſſer den Cur-Gäſten ſich täglich hier einfindenden Menge Menſchen aus der Nachbarſchaft, hinlängliche Gelegenheit. Hingegen gewährt der an der Linden-Allee befindliche Schneckenberg, der ſchöne an den Seiten mit Blumen bepflanzte Weg um den Teich, der gut angelegte Brunnen und Schloß-Garten, mit ſeinen ſchattigen Gängen, mit ſeinen anmuthigen Bänken und Nichen, mit ſeinen in nachläſſig ſcheinender Ordnung hingepflanzten Küchen-Gewächſen und Frucht-Bäumen, ſtilles Vergnügen, Ruhe und Kühlung. Was die Kunſt in Rückſicht der Spaziergänge um und bey der Quelle gethan hat, hat die Natur auſſer dem Zirkel der Allee in noch reicherem

cherem Maßen gegeben, und dafür geſorgt, daß auch diejenigen, welche an Spiel und Tanz nicht Theil nehmen wollen und können, und denen das einfach-ländliche mehr, als das geſellſchaftliche Geräuſch gefällt, in nahen und entfernten Spaziergängen ihre Unterhaltung finden. Gleich vor dem Ausgange der Kaſtanien-Allee, auf der Abend-Seite, zeigen ſich mit dem ſchönſten Gras und Kräutern prangende Wieſen. An dem ſanft daher rieſelnden Lauche-Bach führt ein anmuthiger Weg unter Linden und Weiden zu dem ganz nahe gelegenen St. Ulrich, welches vermöge ſeiner angenehmen Lage und beſonders fruchtbaren Bodens, wegen ſeiner Steinbrüche und Thon-Grube, die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen des Kenners erregt. Zur Linken deſſelben biethen ſich dem Auge die reizenden, mit Buchen und hohen Rüſtern durchſchnittenen Pfarr- und Bürger-Wieſen dar; mehr rechter Hand erblickt man hin und wieder zwiſchen Gärten und Büſchen zerſtreuete ländliche Häuſer, und ſieht entfernte Städte und Dörfer. Ein Hohlweg, der nach Schotterey führt, einem von St. Ulrich nur etwa 500 Schritt entfernten Amts-Dorfe; kleine mit Obſt-Bäumen und Weiden bepflanzte Hügel, die bald hier bald dort aufſtoßen, haben für das Auge eine ganz neue und unerwartete Abwechſelung. Eine vorzüglich ſchöne und mahleriſche Ausſicht gewährt ein Kirſchberg, welcher linker Hand, dem Dorfe gegen über, liegt. Geht man von hier zurück über die mit Frucht-Bäumen angebaueten Gemeinde-Plätze des Städtchens Lauchſtädt, ſo enthüllet gegen Mittag, $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem naumburger Thore, die unvermerkt zugenommene Anhöhe mit einem Mahle einen ſchönen Grund von anmuthigen Gegenden. Ein breiter Strich in einander geſchlungener Land-Häuſer, weitläuftige Fluren und hohe Bäume machen gegen andere hin und

wieder zerſtreuete Städte und Dörfer, um die das Gewühl des Fleißes ſich ſehen läßt, die ſchönſten Abwechſelungen, und halten das Auge von Beſchauung anderer Gegenſtände lange zurück. Zwiſchen weitläuftigen Gärten, fortlaufenden Gehölzen und Bächen, zwiſchen untermiſchten Auen unterhalten 4 Dörfer, nähmlich: Ober- und Unter-Kriegsſtädt, Klein-Gräfendorf und Schadendorf, ihrer Lage und ihren Environs nach, einen gemeinſchaftlichen Spaziergang, den man ſich nicht reizender denken kann. Eben ſo angenehm iſt es, auf der Morgen-Seite des Städtchens, unter einem kleinen Walde von Weiden, und auf blumigen Wieſen, nach den nahe gelegenen Dörfern: Klein-Lauchſtädt, Netzſchkau und Bündorf zu wandeln. Auſſer dem Ländlich-ſchönen, den knapendorfiſchen Teichen, die ehedem wegen ihres Aenten-Fanges ſehr berühmt waren, und den mannigfaltigen Bequemlichkeiten, welche die bey jedem Dorfe befindlichen guten Wirths-Häuſer darbiethen, findet man noch verſchiedenes, welches Aufmerkſamkeit und Unterſuchung verdient. Beſonders merkwürdig iſt die mineraliſche Quelle zu Klein-Lauchſtädt, und der daſelbſt häufig ſich findende Hornſtein, der, in Verbindung mit dem St. Ulrich gefundenen Thone, und der Eiſen-Erde, die beſten Materialien zu Stein-Gut geben könnte, zumahl wenn zu deſſen Verfertigung Erd-Kohlen gefunden würden.

Da Merſeburg, die Haupt-Stadt des Stiftes, Lauchſtädt ſehr nahe liegt, ſo iſt auf höchſten landesherrlichen Befehl von Seiten einer hohen Regierung daſelbſt, durch eine gute Polizey-Einrichtung eben ſo ſehr für Bequemlichkeit und Sicherheit der in Lauchſtädt ſich verſammelnden Menge der Fremden geſorgt worden, als Natur und Kunſt ſich vereinigt haben, die Wirkungs-Kräfte des mineraliſchen Waſſers durch aufheiternde Zerſtreuungen und angenehme

nehme Spaziergänge zu unterſtützen. Schon unter der Regierung Herzogs **Heinrich** zu Merſeburg, wurden zur Bequemlichkeit der Bade-Gäſte die Quartiere in der Stadt taxiert, und unter der Regierung des kön. Prinzen und Kurfürſten zu Sachſen **Friedrich Chriſtian** erhielten die Einwohner in Lauchſtädt die Erlaubniß, in ihren Häuſern die anweſenden Bade-Gäſte zu ſpeiſen, und die in der Nachbarſchaft wohnenden Kaufleute, Künſtler und Handwerker die Freyheit, ihre Waren hier öffentlich auszuſetzen. Unter der jezigen Regierung des Kurfürſten haben dieſe guten Einrichtungen nicht nur ihre Beſtätigung erhalten, ſondern ſind auch vermehrt und erneuert worden. Denn da durch die von Jahr zu Jahr immer ſtärkere Aufnahme des Bades, und durch die wachſenden Vermögens-Umſtände der Einwohner, die Anzahl der Häuſer zunahm, die Wohnungen erweitert, bequemer eingerichtet, und mit beſſern Meublen verſehen ſind, ſo iſt im J. 1784 die Taxation der Bade-Logis von neuem geſchehen, und darüber folgendes Avertiſſement bekannt gemacht worden.

I. Der wöchentliche Preis des Miethzinſes von den Bade-Logis wird

bey der Claſſe ſub A, oder für die beſten, auf	2 Thlr. 8 Gr.
bey der Claſſe ſub B, oder für die nächſtens nach den beſten, auf	2 Thlr. — Gr.
bey der Claſſe ſub C, oder für die mittlern, auf - - - - - -	1 Thlr. 12 Gr.
bey der Claſſe ſub D, oder für die geringen, auf - - - - - -	1 Thlr. — Gr.

geſetzt.

II. Die nicht in die Claſſification gebrachten geringern Quartiere werden wöchentlich mit 16 Groſchen bezahlt.

III. Es wird

für die Betten

wöchentlich, und zwar

für ein einſchläfriges Herrn = Bette. - -	8 Gr.
für ein zweyſchläfriges dergleichen - -	12 Gr.
für ein einſchläfriges Domeſtiken = Bette	4 Gr.
für ein zweiſchläfriges dergleichen - -	6 Gr.

für die Stallung

wöchentlich und zwar

für zwey Pferde - - - - - - - - - - -	8 Gr.
für vier Pferde - - - - - - - - - - -	16 Gr.

und ſo weiter,

mit Ausſchluß des für den Kutſcher gleich den Domeſtiken beſonders zu bezahlenden Bettes;

für eine Wagenſchuppen

wöchentlich, und zwar

auf einen Wagen - - - - - - - - - -	4 Gr.

und, wenn deren mehrere, für jeden eben ſo viel;

für eine Küche.

wöchentlich und zwar

für deren alleinigen Gebrauch	12 Gr.
mit dem Wirthe oder Andern für deren getheilten Gebrauch - - - - - - -	6 Gr.

für einen Keller

wöchentlich, und zwar

bey deſſen alleiniger Innehabung - -	8 Gr.
bey deſſen mit dem Wirth oder Andern getheilten Innehabung - - - -	4 Gr.

entrichtet.

Ueber dieſe Taxe zu gehen, iſt den Wirthen bey 20 Thlr. Strafe unterſagt, ihnen aber die Freyheit nicht benommen, es darunter zu geben; welches gewöhnlich zu Anfange und zum Beſchluß der Cur = Zeit geſchieht, wenn die Frequenz nicht ſo groß iſt.

In Rückſicht des Tiſches findet hier jeder Bade-Gaſt ſo viel Bequemlichkeit, wie er ſie ſelten an einem andern Bade-Orte antreffen wird; denn auſſerdem, daß jeder Wirth die Erlaubniß hat, ſeine Bade-Gäſte im Hauſe zu ſpeiſen, iſt Gelegenheit bey dem Wirthe der kurf. Küche im großen Sahle an der Table d'hote zu eſſen, oder ſich ſeine Speiſen von den hier ſich etablirten Speiſe-Wirthen auf ſein Zimmer hohlen zu laſſen, oder, da hier Ueberfluß von allen Victualien iſt, ſich ſeine eigene Küche zu halten. An der Table d'hote, wo gewöhnlich 5 Schüſſeln gegeben werden, bezahlt man täglich 10 Gr.; bey den Speiſe-Wirthen, nach der Zahl der Schüſſeln, 8, 10 und 16 Gr. Der Küchen-Zettel dieſer Leute iſt jederzeit von der Beſchaffenheit, daß ſowohl Kranke, als Geſunde, eine ihrem Appetit, Lage, Bedürfniſſe, und mediciniſchen Vorſchriften gemäße Auswahl treffen, und mit der Güte der Speiſen zufrieden ſeyn können.

Weine von allen Sorten, Kaffe, Thee, Chocolate, Gefrornes, und allerley andere Erfriſchungen, kann man theils auf der Allee, in den dazu beſtimmten Pavillons, theils bey den dortigen Kaufleuten, und in der Apotheke, für feſtgeſetzte und öffentlich angeſchlagene Preiſe erhalten.

Fremde, welche Lauchſtädt nur auf Tage und Stunden beſuchen wollen, finden um billige Preiſe bequeme Logis, ſowohl in dem über dem Tanz-Sahl angelegten gut meublirten, und wegen ihrer Ausſicht und Lage angenehmen Zimmern, als auch in den wohl eingerichteten Gaſthöfen: den drey Schwanen, Sonne, Mond und Sterne.

Eine der nützlichſten und die Bequemlichkeit der Fremden befördernde Anſtalt, iſt das dortige Poſtweſen. Täglich, den Freytag ausgenommen, kann man mit den in Lauchſtädt abgehenden und ankommenden

reiten-

reitenden und fahrenden Poſten, in alle Gegenden der Welt Briefe wegſchicken, und wieder erhalten, auch ſtündlich Extra = Poſt und Lohn = Kutſchen, ſowohl zu Spazierfahrten, als kleinen Reiſen nach den benachbarten Städten, bekommen. Die Wege ſind dort durchgehends gut, und in der Nähe des Ortes mit den ſchönſten Poſt = Dämmen verſehen.

Eben ſo nützlich iſt die dortige privilegirte Apotheke, es ſind in derſelben beſtändig die beſten und friſcheſten Medicamente, und den Sommer über auswärtige Brunnen, als: Pyrmonter, Eger, Seltſer und Bitter = Waſſer, zu bekommen.

Die Gerechtigkeits = Pflege iſt in Lauchſtädt eben ſo prompt und unparteyiſch, als die Polizey genau und aufmerkſam iſt, den bequemen und angenehmen Aufenthalt der Cur = Gäſte zugleich ſicher und ungeſtört zu erhalten. Um lezteres mit mehrerem Ernſte und Nachdrucke zu bewirken, wird allemahl, den Sommer über, ein Commando Soldaten von der benachbarten Garniſon hierher verlegt, welches auf der Allee ſeine Wach = Stube hat. Zugleich iſt es niemanden erlaubt, mit Degen oder andern Seiten = Gewehren in die Allee zu gehen, oder auf derſelben zu fahren oder zu reiten; denn zu leztern Behuf iſt die Linden = Allee beſtimmt und eingerichtet. So wie im ganzen Stifte Merſeburg die Betteley unterſagt iſt, ſo wird in Lauchſtädt vorzüglich durch dazu angeſtellte Wächter dafür geſorgt, daß Fremde weder durch die dort ſich aufhaltenden kranken Armen, noch durch auswärtige Bettler, angelaufen und beſchweret werden. Erſtere werden durch die freywilligen Beyträge der Reichern, die das kurf. Amt wöchentlich durch einen Almoſen = Einnehmer einſammelt, und durch das, was in den auf der Allee ausgeſetzten Armen = Stöcken und Büchſen einkommt, in Bad, Logis und Arzney freygehalten; für ihren Unterhalt aber müſ=

 ſen

ſen ſie ſelbſt ſorgen. Jeder Religionsverwandte, und Ausländer ſowohl als Inländer, können an dieſer Wohlthat Theil nehmen, wenn ſie mit einem Zeugniſſe ihrer Armuth von der Obrigkeit ihres Ortes, und, wo möglich, mit einer Kranken-Geſchichte von ihrem Arzte oder Chirurgo, verſehen ſind.

Verehrer des Gottesdienſtes finden zur Feyer deſſelben ſowohl in, als nahe um den Ort hinlängliche Gelegenheit. Lauchſtädts Kirche hat von je her berühmte und erbauliche Prediger gehabt; auch der jezige Herr Senior, **Hempel**, gehört mit allem Rechte unter dieſe Zahl. Bequem iſt es, da der Gottesdienſt in der Kirche, in welcher für die Fremden beſtimmte Chöre eingerichtet ſind, erſt um 10 Uhr des Morgens ſeinen Anfang nimmt, und die Cur gewöhnlich in den Früh-Stunden geſchieht, daß man ihren Gebrauch deshalb nicht ausſetzen darf. Die Reformirten und Römiſch-Katholiſchen aber finden ihre Glaubensgenoſſen und Kirchen in der nur anderthalb Meilen davon entfernten Stadt Halle.

Das **lauchſtädter Mineral-Waſſer** iſt, ſeit ſeiner Entdeckung und Gebrauch, von je her der Aufmerkſamkeit großer und gelehrter Aerzte gewürdiget, und deſſen Beſtand-Theile und Wirkungs-Kräfte von einigen, als: **Reineccius**, **Friedel**, **Lichtenhain**, **Hofmann**, **Henkel**, **Frenzel**, **Barth** und **Börner**, unterſucht und beſchrieben worden. Obgleich die Beſchreibungen dieſer Männer eben ſo nützlich, als gründlich, ſind, und, in Rückſicht der Beſtimmung der weſentlichen Beſtand-Theile des Waſſers, wenig von einander abweichen, ſo ſtützten ſie ſich doch alle auf die Kenntniſſe ihrer Zeit, und nahmen den flüchtigen Schwefel-Geiſt als die Seele der Sauerbrunnen, und beſonders auch des lauchſtädter, an. Daß aber der wahre Schwefel-Geiſt nur ſehr wenigen Quellen Deutſchlandes eigen iſt, und daß das

angeb

angenommene Daſeyn des flüchtigen Geiſtes deſſelben mehr als ein Product der Kunſt, und nicht der Natur, anzuſehen iſt, haben die Entdeckungen der Neuern, womit ſie die Natur-Lehre und Chemie bereichert haben, hinlänglich bewieſen. Auch der jezige gelehrte Brunnen-Medicus, Hr. D. Koch, hat, in ſeiner Beſchreibung des lauchſtädter Geſund-Brunnens und Bades, mit vieler Gründlichkeit gezeigt, daß dasjenige, was ſeine Vorgänger, bey Angabe der Beſtand-Theile dieſes Mineral-Waſſers, den ſauern Schwefel-Geiſt nannten, nichts anders als Luft-Säure iſt, und bey ſeinen Unterſuchungen, zu mehrerer Gewißheit, die Anleitung des berühmten Weſtrumb, nach vorhergegangener Anzeige der phyſiſchen Beſchaffenheit des Waſſers, zum Grunde gelegt.

1. Das Waſſer kommt 16 Fuß 11 Zoll tief unter der Fläche des Bodens, in einem mit Thon und Kieſelſteinen vermengten Erdreiche zu Tage.

2. Es iſt daſſelbe vollkommen klar, und ſo durchſichtig, daß man bey hellem Wetter, ungeachtet die Waſſerſäule 9 Fuß 5 Zoll beträgt, die kleinſten Körper auf dem Grunde erkennen kann; dieſe Klarheit behält es auch dann, wann es in Gläſer geſchöpft wird, und einige Zeit ſteht.

3. Der Zufluß bleibt ſich zu jeder Jahrszeit gleich, und leidet, weder durch den ſtärkſten noch langwierigſten Regen, noch durch die gröſte und anhaltendſte Hitze, den mindeſten merklichen Zuwachs, oder auch den geringſten Abgang. Die Faſſung der Quelle, welche 3 Fuß im Durchmeſſer hat, und 9 F. 5 Z. tief iſt, enthält 5679 Pfund, und fließt in 1 Stunde und 28 Minuten voll; folglich giebt die Quelle, bey ihrem Abfluß, in einer Minute 64 Pfund und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Loth, und in einer Stunde 1843 Pf. Waſſer. Doch iſt hierbey zu bemerken, daß die

Quelle in der jezt beſtimmten Zeit noch weit mehr Waſſer giebt, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt. Durch den Gegendruck der Waſſerſäule von 9 Fuß wird das Hervordringen des Waſſers aus der Quelle langſamer. Hält man dieſelbe durch vorerwähnte Maſchine um 6 Fuß tiefer, ſo füllt ſie die zum Bade-Waſſer beſtimmten Reſervoirs, die zuſammen 841 Kubik-Fuß groß ſind, und, den Kubik-Fuß zu 70 Pfund 10 Unzen gerechnet, 59570 Pfund 10 Unzen Waſſer enthalten, in 7 Stunden voll, da ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, beynahe 16 Stunden hierzu nöthig hat.

4. In dem Brunnen ſelbſt ſezt ſich gar kein Ocher ab, es müßte denn an dem oberſten Rande der Einfaſſung ſeyn, wo das Waſſer ſtille ſteht, und die Ausfluß-Röhre iſt; an denen Orten aber, wohin es abfließt, als in die Reſervoirs und in den Röhren, die das Ueberflüſſige in den Bach leiten, legt es ſehr vielen rothgelben Ocher ab.

5. Nimmt man die Bedeckung des Brunnens, des Morgens, ehe daraus geſchöpft wird, hinweg, ſo bemerkt man einen ſehr feinen Dunſt, und die Naſe empfindet einen etwas ſcharfen, doch nicht eigentlich zu unterſcheidenden Geruch. Dieſer Geruch wird merklicher, und dem der flüchtigen Schwefel-Leber ähnlich, wenn das Waſſer in großen Quantitäten eine Zeitlang verſchloſſen geweſen iſt, und nun geöffnet wird, wie in den Reſervoirs, oder wenn man es erwärmt, und in Bewegung ſezt, wie in der Douche.

6. Gleich nach dem Einfüllen in ein Glas, ſteigen unzählige Bläschen, wie kleine Perlen, von unten in die Höhe, und legen ſich an die Seiten des Glaſes an. Weit häufiger und größer erſcheinen dieſe Blaſen, wenn das Waſſer im Glaſe ſtehen bleibt, und von der Luft oder durch das Feuer erwärmet wird. Im Schatten und in kalter Luft bleiben dieſe Blaſen einige Tage ſichtbar, auf dem warmen Ofen aber und

in

in der Sonne verlieren ſie ſich innerhalb 24 Stunden. Läßt man es einige Tage ſtehen, ſo zeigt ſich auf der Ober-Fläche deſſelben eine vielfarbige Haut; den zweyten und noch mehr den dritten Tag fängt es an, in einer offenen Bouteille ſich etwas zu trüben, und einige zarte gelbe Flocken fallen zu laſſen; wird es aber gleich nach dem Füllen in Bouteillen verpicht, ſo bleibt es einige Monathe klar und unveränderlich.

7. Die Quelle friert niemahls zu, und der Grad der Kälte bleibt ſich in jeder Jahrszeit gleich. Zu Ende des 1788ſten und Anfang des 1789ſten Jahres fand Hr. D. Koch dieſelbe allemahl, ſo wie in den heißeſten Sommer-Tagen, etwas über 8 Grad nach Reaumür.

8. Der Geſchmack des Waſſers, wenn es friſch bey der Quelle, oder aus wohlverwahrten Bouteillen getrunken wird, iſt etwas ſäuerlich und eiſenhaft; hat es eine Zeitlang in offenen Gefäßen geſtanden, oder ſind die Bouteillen nicht gut verpicht geweſen, ſo verliert es zwar ſeinen ſäuerlichen Geſchmack, das Eiſenhafte aber bleibt mehrere Tage unveränderlich. Nüchtern getrunken macht es einigen Perſonen Aufſtoßen, andern, beſonders denen, welche ſchwache Nerven und eine ſchlechte Verdauung haben, verurſacht es eine Düſterheit des Hauptes, die dem Schwindel nahe kommt, aber nicht lange anhält.

9. Die eigenthümliche Schwere des Waſſers iſt gegen den reinſten Schnee, oder gegen deſtillirtes Waſſer, wie 1,001 : 1,000.

Wirft man mit unbefangenen Augen einen Blick auf die jezt beſchriebene phyſiſche Beſchaffenheit des Waſſers, ſo wird man den mineraliſchen Inhalt deſſelben nicht verkennen können; worin dieſer aber beſteht, lehren die mit demſelben angeſtellten chemiſchen Verſuche, und zwar:

A. mit gegenwirkenden oder ſogenannten Ausſcheidungs = Mitteln.

Erſter Verſuch. a. Lakmus = Tinktur 1 Quent zu 8 Unzen L. M. W. getröpfelt, erhielt ſogleich eine Purpur = Röthe. Dieſe Farbe blieb nach 24 Stunden unverändert, das Waſſer hatte keinen Niederſchlag, auf der Oberfläche aber die gewöhnliche Fett = Haut. Erſt nach 43 Stunden nahm die Tinctur ihre blaue Farbe wieder an.

b. Dergleichen Papier wurde ebenfalls, aber weit ſpäter als die Tinctur, roth; nachdem es getrocknet war, erhielt es ſeine Farbe wieder.

c. Abgekochtes Waſſer ließ die Farbe, ſowohl der Tinctur, als auch des Papieres, unverändert.

Nach dieſen Erſcheinungen, a, b, iſt in dem L. M. W. eine Säure, und zwar eine flüchtige Säure enthalten, die nach c, Luft = Säure iſt.

Zweyter Verſuch. Fernambuk = Papier.

a. Ganz friſches Mineral = Waſſer veränderte die rothe Farbe dieſes Papieres, nach 24 Stunden, in Violetblau.

b. Abgekochtes Waſſer ließ die Farbe unverändert.

Aus b. erhellt, daß es frey von ungebundenem Laugen-Salze iſt; alſo kann die Wirkung a nur von luftgeſäuerten Erden herrühren.

Dritter Verſuch. Curcumä = Papier erlitt ſo wenig im rohen, als abgekochten Mineral = Waſſer einigen Farben = Wechſel.

Hierdurch beſtätigt ſich, daß das L. M. W. völlig frey von ungebundenem Laugen = Salze iſt.

Vierter Verſuch. Starke Mineral = Säuren.

a. Die ſtarke Vitriol = Säure, und

b. die

b. die ſtarke Salpeter-Säure, entwickelten aus dem Waſſer zwar kleine, aber zahlreiche Luftblaſen, die auch noch nach 14 Stunden, wenn das Glas bewegt wurde, in die Höhe ſtiegen. Bey beyder Zumiſchung blieb das Waſſer klar, und hatte auch nach 22 Stunden keinen Niederſchlag.

Das Aufſteigen der Luftblaſen zeugt vom Daſeyn der Luft-Säure, die Klarheit deſſelben und der Mangel des Niederſchlages bey a, daß es keine luftgeſäuerte Schwer-Erde, und bey b, daß es keine Schwefelleber-Luft in ſich enthält.

Fünfter Verſuch. Geiſtige Galläpfel-Tinctur erregte a) in ganz friſch geſchöpftem Waſſer beym Hineinſchütten eine angenehme Purpur-Farbe; dieſe ward nach 2 Stunden tiefer, und nach 24 Stunden dunkelroth, wie Cahors-Wein. Dieſes Waſſer hatte keinen ſichtbaren Bodenſatz, noch die ihm ſonſt gewöhnliche Fett-Haut.

b) Abgekochtes Waſſer erlitt gar keine Veränderung.

Nach den Erſcheinungen a, iſt in dem L. M. W. fein aufgelöſetes Eiſen enthalten; nach b, iſt dieſes Eiſen in Luft-Säure und nicht in Mineral-Säure aufgelöſet.

Sechster Verſuch. Geiſtige Auflöſung der alicantiſchen Seife machte a) das rothe Mineral-Waſſer milchend ohne Flocken und Bodenſatz.

b) Abgekochtes Waſſer nahm dieſe weiße Farbe nicht an, ſondern ward nach 24 Stunden oben gelb, und verurſachte einen häufigen weißen Niederſchlag.

Aus beyden Erſcheinungen folgt, daß ſich in dem L. M. W. Luft-Säure und erdige Mittel-Salze befinden.

Siebenter Verſuch. Zucker-Säure machte mit dem friſchen Waſſer ſogleich eine weiße Wolke, und dar-

darauf einen weißen Niederſchlag; das gekochte Waſſer that es ebenfalls.

Hieraus folgt, daß nicht allein rohe oder luftſaure Kalk-Erde, ſondern auch kalkerdiges Mittel-Salz im L. M. W. enthalten ſind.

Achter Verſuch. Die Auflöſung der Schwer-Erde in Salz-Säure fällte ſowohl aus dem friſchen als dem abgekochten Waſſer einen Schwer-Spath.

Es iſt alſo Vitriol-Säure im Waſſer, die, zufolge des Verſuches mit Zucker-Säure an Kalk-Erde gebunden, alſo Selenit ſeyn muß.

Neunter Verſuch. Auflöſung des reinſten Silbers in Salpeter-Säure. Durch Zumiſchung desſelben zum rohen L. W., wurde daſſelbe getrübt, und nahm erſt eine Perl-Farbe an, die nach 2 Stunden in eine ſchwache violette Farbe überging, und nach 24 Stunden einen feinen ſchwärzlichen Niederſchlag verurſachte. Eben dieſes erfolgte auch durch Zumiſchung deſſelben zum abgekochten Waſſer, nur mit dem Unterſchiede, daß die erwähnte violette Farbe dunkler war.

Nach beyden Erſcheinungen enthält das L. M. W. Salz- und Vitriol-Säure; die Farbe des Niederſchlages aber rührt theils von der Entwickelung des Tages-Lichtes auf den Silber-Kalk, theils von dem im Waſſer enthaltenen Extractiv-Stoff, oder den feinen brennbaren Theilen her, die das Waſſer aus ſeinen unterirrdiſchen Gängen mit ſich führt.

Zehnter Verſuch. Silber-Vitriol in heißem deſtillirten Waſſer aufgelöſet, und zum friſchen L. W. geſetzt, machte ſogleich eine weißliche Gerinnung, die nach einiger Zeit perlfarben und endlich ſchwärzlich ward. Gekochtes Waſſer brachte ebenfalls einen weißen Niederſchlag darnit zuwege, der auch nach und nach dunkler ward.

Es

Es folgt hieraus, daß Salz-Säure in dem Waſſer enthalten ſey, die vermöge der übrigen Verſuche gebunden iſt.

Eilfter Verſuch. Kalt bereitete Auflöſung des Queckſilbers in der Salpeter-Säure trübte das Waſſer, und ließ nach 24 Stunden einen feinen weißgelblichen Bodenſatz zurück.

Hieraus erhellt, daß in dem L. M. W. abſorbirende Erden, Salz-Säure und Vitriol-Säure führende Mittel-Salze vorhanden ſind.

Zwölfter Verſuch. a. Eſſiggeſäuertes Bley. b. Salpetergeſäuertes Bley, Beydes, ſowohl zu rohem, als abgekochtem, L. M. W. getröpfelt, erregte einen weißen Bodenſatz, der bey dem rohen blendend weiß, bey dem abgekochten aber gelblich weiß ausſah, und in Eſſig und Waſſer faſt gar nicht, und in Salpeter-Säure nur zum Theil auflöslich war.

Durch den Erfolg dieſes Verſuches wird die Gegenwart ſalzgeſäuerter und vitriolgeſäuerter Salze beſtätigt.

Dreyzehnter Verſuch. Wäſſerige Auflöſung des ätzenden Sublimates, und dergleichen Auflöſung des Arſeniks, erlitten beyde weder a. von rohem, noch b. von abgekochtem L. M. W. einige Veränderung.

Dieſes Waſſer enthält nach der erſten Erſcheinung kein ungebundenes Laugen-Salz, ſondern mehr vitriol- und kochſalz-geſäuerte Salze; hierdurch werden die Reſultate des 2, 3, 11 und 12ten Verſuches beſtätigt. Nach der zweyten Erſcheinung iſt nichts Schwefelleberartiges darin enthalten, wodurch das Reſultat des 4ten Verſuches beſtätigt wird.

Vierzehnter Verſuch. Auflöſung des reinſten Bitter-Salzes erlitt ſo wenig durch friſches, als durch abgekochtes Waſſer einige Veränderung.

Ein

Ein neuer Beweis für den Mangel des ungebundenen Laugen-Salzes in dem L. M. W.

Fünfzehnter Verſuch. Kalk-Waſſer 1 Loth zu 1 auch 2 Loth M. W. gegoſſen, trübte das Waſſer, und machte nach 6 Stunden einen feinen leichten weißen Bodenſatz, der ſich unter Aufbrauſen in Eſſig wieder auflöſete.

Hierdurch beſtätigt ſich das Daſeyn der Luft-Säure und der in derſelben aufgelöſeten Erden.

Sechzehnter Verſuch. a. Kauſtiſches flüchtiges Laugen-Salz $\frac{1}{2}$ Loth zu 1 Pfund L. M. W. getröpfelt, trübte das Waſſer ebenfalls, und verurſachte nach 18 Stunden einen ocherartigen Niederſchlag.

b. Kauſtiſches Pflanzen-Laugenſalz $\frac{1}{2}$ Loth zu 4 Loth L. M. W. gegoſſen, hatte nach 18 Stunden vielen leichten, weißgelben flockigen Bodenſatz.

Nach beyden Erſcheinungen iſt in dem L. M. W. nicht allein luftſaure Bitterſalz-Erde, ſondern auch Kalk-Erde und Eiſen, enthalten.

Siebenzehnter Verſuch. Berlinerblau-Lauge 20 Tropfen a. zu 4 Loth friſchem L. M. W. getröpfelt, theilte dem Waſſer während der Zumiſchung eine angenehme himmelblaue Farbe mit; nach 18 Stunden war ein feiner bläulicher Niederſchlag, und das Waſſer über demſelben hell.

b. Dieſelbe in eben dem Verhältniſſe zum abgekochten und filtrirten Waſſer gemiſcht, machte keine Veränderung.

Hierdurch beſtätigt ſich die Folgerung des 5ten Verſuches, daß in Luftſäure aufgelöſetes Eiſen in dem L. M. W. enthalten iſt.

Nach dieſen Verſuchen mit gegenwirkenden Mitteln zu urtheilen, enthält das L. M. W., dem 1, 4, 6 und 15ten Verſuche zufolge, einen elaſtiſchen Stoff, der

der wahre Luft-Säure iſt; dem 5, 16 und 17ten Verſuche zufolge, Eiſen, welches nach d. 5 und 17ten Verſuch nicht in Mineral-Säure, ſondern einzig und allein in Luft-Säure aufgelöſet iſt; dem 2, 6, 7, 8, 10 und 15ten Verſuch zufolge, abſorbirende mit Luft-Vitriol- und Salz-Säure vereinigte Erden, die nach 7 und 16 Verſuch aus Kalk-Erde, und nach dem 16ten Verſuch aus Bitterſalz-Erde beſtehen; dem 8, 9, 10 und 11ten Verſuch zufolge, vitriolgeſäuerte und kochſalzgeſäuerte Mittel-Salze. Nach dem 9ten Verſuch iſt etwas Extractiv-Stoff, und nach dem 8ten Verſuch Selenit darin enthalten; nach dem 2, 3, 13 und 14ten Verſuch iſt es völlig frey von ungebundenem Laugen-Salz; und nach dem 4 und 13ten Verſuch iſt nichts Schwefelleberartiges darin befindlich.

B. Verſuch zur Beſtimmung der in dem lauchſtädter Mineral-Waſſer enthaltenen Quantität Luft-Säure.

Die Quantität der Luft-Säure in den Mineral-Wäſſern nach den Winterlſchen und Amburgerſchen Vorſchriften, durch Zumiſchung des Kalk-Waſſers zu beſtimmen, iſt eben ſo unzulänglich und trieglich, als die von Hrn. Bergr. Abich gegebene Methode ihre Mängel und Schwierigkeiten hat. Es iſt daher der Bergmanniſche Verſuch, welcher nach dem Zeugniſſe der Gelehrten, die ſich mit Unterſuchung der Mineral-Wäſſer in neuern Zeiten beſchäftigt haben, der ſicherſte iſt, hier nur allein genutzt worden. Da Hr. D. Koch mit den hierzu nöthigen Geräthſchaften nicht verſehen war, ſo erſuchte er den Hrn. Prof. Gren in Halle, dieſen Verſuch zur Beſtimmung der Quantität der in dem L. M. W. enthaltenen Luft-Säure anzuſtellen, welcher ihm auch denſelben in Folgendem mittheilte.

„Ein

„Ein Pfund lauchſtädter Waſſer, zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht, wurde in eine gläſerne Tubulat-Retorte mit einem ſehr langen Halſe, der zu dieſem Behuf in ſeiner Mündung nach oben zu gekrümmt war, gegoſſen. Die Retorte wurde ins Sandbad eingelegt, und die Oeffnung ihres Halſes unter dem Trichter der Wanne des pnevmatiſch-chemiſchen Apparates, die mit ſehr heißem Waſſer angefüllt war, angeſtellt. Das Waſſer in der Retorte wurde nun allmählich zum Kochen gebracht, wobey die atmosphäriſche Luft in dem Halſe der Retorte, und die Luft-Säure, die ſich beym Kochen aus dem Waſſer losmachte, übergingen, und in den mit kochendheißem Waſſer ebenfalls angefüllten Cylinder, der als Vorlage diente, in die Höhe ſtiegen. Es wurde das Waſſer ſo lange in ſtarkem Kochen unterhalten, bis keine Luftblaſen mehr übergingen. So wie das Kochen des Waſſers in der Retorte aufhörte, ſtieg das Waſſer der Wanne durch den Druck der äuſſern Luft in der Röhre der Retorte in die Höhe, und füllte dieſe ganz an, bis auf eine kaum merkliche Luftblaſe.

„In dem Cylinder war alſo nun nicht allein die Luft-Säure des Waſſers, ſondern auch die atmosphäriſche Luft aus dem übrigen Raume der Retorte und ihren Röhren enthalten. Durch die Hitze des Waſſers, womit ſie geſperrt war, war ihr Volumen freylich ausgedehnt. Um alſo den Raum, den ſie bey der mittlern Temperatur von 60 Gr. Fahrenheit einnehmen würde, zu beſtimmen, ließ ich ſie ſchnell in einen andern Cylinder aufſteigen, der mit Waſſer von dieſer Temperatur gefüllt war. Ich beſtimmte durch einen um den Cylinder feſt gelegten Bindfaden genau den Raum, den ſie darin einnahm; um aber nun die Luft-Säure des Waſſers von der atmosphäriſchen der Retorte zu ſcheiden, ließ ich ſie durch dünne Kalk-Milch in ein Gefäß aufſteigen, wodurch die

Luft-

Luft-Säure abſorbirt wurde, und die atmosphäriſche Luft allein übrig blieb. Ich ließ ſie hierauf wieder in den zum Meſſen beſtimmten Cylinder treten, und bezeichnete durch einen andern darum gelegten Bindfaden, den nun verminderten Raum. Die Verminderung dieſes Raumes betrug ſo viel, als 3 Unzen 5 Quentgen deſtillirtes Waſſer, von 60 Gr. Raum einnehmen; denn ſo viel Waſſer hatte ich genau nöthig, um jenen Raum im Cylinder zwiſchen den beyden Bindfaden auszufüllen.

„Ein rheinländiſcher Doudecimal-Kubikzoll reines deſtillirtes Waſſer wiegt bey der Temperatur von 60 Gr. Fahrenh. 284,87 Gran Medicinal-Gewicht; folglich nehmen 3 Unzen 5 Quent = 1470 Gran, einen Raum von 6,108 Kubikzoll ein.

„Es ſind demnach in einem Pfunde lauchſtädter Waſſer, zu 16 Unzen Medicinal-Gewicht, enthalten $6\frac{108}{1000}$ Kubikzoll, nach rheinl. Duodecimal-Maß.“

C. Verſuche zur Beſtimmung der feſten Beſtand-Theile in dem lauchſtädter Mineral-Waſſer.

Erſter Verſuch. Nach Weſtrumb's Anleitung, hat Hr. Koch 10 bürgerliche Pfund L. M. W. in bedecktem Gefäße binnen 5 Tagen zur völligen Trockenheit gelinde abgedampft. Der Rückſtand war röthlich, hin und wieder glänzend, und wog 53 Gran.

Zweyter Verſuch. a) Dieſe 53 Gran hat er mit 2 Loth waſſerfreyen Weingeiſt 36 Stunden kalt digerirt, und die Auflöſung davon zu Kryſtallen gebracht; ſie wogen $5\frac{1}{2}$ Gran mit dem darin befindlichen Kryſtalliſations-Waſſer, obſchon die 53 Gr. nicht mehr als 2 Gr. von ihrer Schwere verloren hatten.

b) Dieſe $5\frac{1}{2}$ Gran Salz übergoß er mit rectificirter ſtarker Vitriol-Säure; dieſe entwickelte ſalzſaure Dämpfe. Nachdem es getrocknet und wieder mit deſtillirtem Waſſer aufgelöſet war, ſonderten ſich einige

ge harzige Theile ab, die, nachdem ſie abgeſchieden waren, 2 Gran betrugen.

c) Die von dem Harze abgegoſſene Flüſſigkeit lieferte einige bräunliche Kryſtallen, die, ihrer Wenigkeit wegen, nicht weiter unterſuchet werden konnten, aber nach ihrem bittern und zuſammenziehenden Geſchmacke zu urtheilen, Bitter- und Kalk-Koch-Salz in ſich enthielten.

Der Weingeiſt hatte alſo $3\frac{1}{2}$ Gr. Bitter- und Kalk-Koch-Salz und 2 Gr. Extractiv-Salz geſchieden.

Dritter Verſuch. a) Die wieder erhaltenen 51 Gr. Rückſtand (Verſuch 2. a) extrahirte er kalt mit 8 Theilen ſeines Gewichtes deſtillirten Waſſer, filtrirte die Flüſſigkeit, und trocknete den Rückſtand gehörig, welcher 21 Gran von ſeiner Schwere verloren hatte. Die Flüſſigkeit dünſtete er bis auf einen gewiſſen Punct ab; es ſchieden ſich einige Selenit-Kryſtallen, die er behutſam abſonderte, trocknete und wog, — ſie hielten 2 Gran.

b) Zu der übrigen Salz-Lauge ſetzte er 2 Theile waſſerfreyen Weingeiſt, und erhitzte ſie ſtark. Als er ſie darauf erkalten ließ, zeigten ſich zwar einige Kryſtallen; allein, als er die Taſſe etwas neigte, um die Lauge von den Kryſtallen ablaufen zu laſſen, trocknete es von ſelbſt innerhalb 2 Stunden ein, und war ſo hart, daß er es mit Mühe von der Taſſe losmachen mußte. Das Gewicht des Ganzen betrug 14 Gran; dieſe lieferten, bey näherer Unterſuchung, $13\frac{1}{2}$ Gr. vitrioliſches Bitter-Salz, und $\frac{1}{2}$ Gr. Extractiv-Stoff.

Vierter Verſuch. a) Die von den 51 Gran erhaltenen 30 Gran Rückſtand (Verſ. 3. a.) übergoß er mit 4 Loth deſtillirtem Waſſer, 10 Tropfen Salz-Säure, und 5 Quent Salpeter-Säure, ſetzte ſie in die Capelle, und ließ ſie kochen. Nach dem Erkalten

kalten filtrirte er den Geiſt, und ſammelte den Rückſtand; dieſer war weiß, wog 5 Gran, und ließ ſich durch keine Säuren auflöſen. Die Säuren hatten alſo überhaupt 25 Gr. Erden und Eiſen aufgelöſet, und 5 Gr. Kieſel=Erde zurückgelaſſen.

b) Die Auflöſung ſelbſt rauchte er wieder ab, ſie gab noch 1 Gr. Selenit; zu den übrigen ſetzte er $\frac{1}{2}$ Loth kauſtiſch flüchtiges Laugen=Salz, und erhielt davon einen Niederſchlag, welcher Eiſen=Gehalt nnd eine rothe Farbe hatte, und nachdem er ausgeſüßt und getrocknet war, $10\frac{1}{2}$ Gr. betrug. Dieſe enthielten, nach den damit gemachten Verſuchen, 9 Gr. Eiſen und $1\frac{1}{2}$ Gr. Bitter=Erde.

Dieſer Reihe von Verſuchen zufolge, enthält das lauchſtädter Mineral=Waſſer in 10 bürgerlichen Pfunden:

Eiſen in Luft=Säure aufgelöſet (V. 4, b)	9 Gr.
Vitrioliſches Bitter=Salz (V. 3, b)	$13\frac{1}{2}$ =
Bitter= und Kalk=Koch=Salz (V. 2, c)	$3\frac{1}{2}$ =
Kalk=Erde (V. 4, a) - - - - - -	25 =
Bitter=Erde (V. 4, b) - - - - - -	$1\frac{1}{2}$ =
Kieſel=Erde (V. 4, a) - - - - - -	5 =
Selenit (V. 3, a) (V. 4, b) - - -	3 =
Extractiv=Stoff (V. 2, c) (V. 3, b) -	$2\frac{1}{2}$ =
In allem	63 Gr.

Luft=Säure in einem Pfunde zu 16 Unzen Medicinal=Gewicht $6\frac{108}{1000}$ Kubik=Zoll.

Daß Hr. Koch hier einige Gran an feſten Beſtand=Theilen mehr berechnet, als er oben erhalten zu haben angab, darf niemanden befremden. Dort war die Rede von ganz trocknen und ihres Kryſtalliſations=Waſſers beraubten Salzen, hier aber von ſolchen die kryſtalliſirt ſind; ein Zuſtand, in welchem wir uns die Salze eines Mineral=Waſſers, nach Weſtrumb's Erfahrung, denken müſſen.

Aus der izt beſchriebenen phyſiſchen Beſchaffenheit des Mineral-Waſſers, und den damit angeſtellten chemiſchen Verſuchen, erhellt ganz deutlich, daß der lauchſtädter Geſund-Brunnen ein leichtes, klares, mit Luft-Säure, Eiſen, Mittel-Salzen und abſorbirenden Erden geſchwängertes Waſſer in ſich enthalte, und daher einigen der berühmteſten Geſund-Brunnen Deutſchlands in ſeinen Beſtand-Theilen nicht nur gleich ſey, ſondern auch manche übertreffe. Nach dem Zeugniſſe eines **Hoffmann, Henkel, Frenzel,** und des Hrn. D. **Koch** zehnjährigen Beobachtung, hat ſich das L. M. W. ſeit beynahe einem Jahrhunderte, hauptſächlich in Stärkung erſchlaffter Theile, Verdünnung zäher Säfte und Eröffnung verſtopfter Gefäße, berühmt gemacht, und im Allgemeinen dieſen Effect, vermöge des innerlichen, noch häufiger aber vermöge des äuſſerlichen Gebrauches, durch ſeine reizende, zuſammenziehende, harntreibende, und die Ausdunſtung vermehrende Eigenſchaft, hervorgebracht. Daß, in Rückſicht des äuſſerlichen Gebrauches, auf die Temperatur der Bäder vieles mit ankommt, und hierdurch die jezt erwähnte Wirkungs-Kkraft vermehrt, vermindert, und, wenn ſie unrecht angewandt wird, oft ſchädlich werden kann, ſieht jeder wohl ein, der nur einige Kenntniſſe der Phyſik und Medicin beſizt; denn ganz andere Veränderungen bringt ein heißes Bad, und ganz andere ein laues und kaltes in dem menſchl. Körper hervor. Unter denjenigen Krankheiten, in welchen es ſich durch ſeine gute Wirkung bisher ausgezeichnet hat, verdient die Schwäche der feſten Theile, oder die erſchlaffte Conſtitution, 'die in unſern Tagen eine ſo gewöhnliche Urſache der mehreſten chroniſchen Krankheiten iſt, erwähnt zu werden.

Erſtreckt ſich dieſe Schwäche auf die Blut- und lymphatiſchen Gefäße unſers Körpers, ſo wird dadurch nicht

nicht nur der Kreislauf der Säfte mit einer zu geringen Thätigkeit betrieben, Verdickung, Stockung und Andringen derſelben gegen einen Theil mehr, als den andern, verurſachet, ſondern auch die nöthigen Abſonderungen und Ausleerungen werden dadurch in Unordnung gebracht, und geben zu eben ſo vielen Krankheiten der Haut, als der Eingeweide des Unterleibes, Gelegenheit. Die gewöhnlichſten dieſer Art ſind: Kacherie, engliſche Krankheit, wäſſerige Geſchwulſt, Bleichſucht, rheumatiſche Zufälle, Gicht, Chiragra, Podagra, Gonagra, Hüftweh, Krätze, Flechten, Finnen, chroniſche Geſchwüre, blinde und verſtopfte Hämorrhoiden, verhaltene, unordentlich abgehende und ſchmerzhaft monathl. Reinigung, Congeſtionen des Blutes, und daher rührendes Kopfweh, Zahn-Schmerz, Brauſen vor den Ohren, Schwindel, Röthe der Augen, Bruſt-Beklemmung, Herzklopfen, Magendrücken, Mangel des Appetites, Blähungen, Mutter-Blutflüſſe, zu ſtarke Reinigung, Harnfluß, gutartige Ganorrhoe, weißer Fluß, Pollutionen, Unfruchtbarkeit und Mißgebären. In den mehreſten dieſer Fälle muß der Arzt vorzüglich dafür ſorgen, daß er die verdickten und ſtockenden Säfte anfeuchte, verdünne und auflöſe, die Schärfe mildere, durch Vermehrung der natürlichen Abſonderungen aus dem Körper wegſchaffe, und den Fibern der Gefäße die verlorne Feſtigkeit, Spannkraft und Thätigkeit wiedergebe, um dadurch eine gleichmäßige Bewegung der Säfte zu unterhalten, und Rückfälle zu verhüten. Dieſe jezt erwähnten Abſichten können durchgängig durch den Gebrauch des lauchſtädter Mineral-Waſſers, bey vorſichtiger Behandlung und gehöriger Vorbereitung erreicht werden, indem es wegen ſeiner Feinheit in die kleinſten Gefäße eindringt, die Säfte verdünnet, die Schärfe wäſſert, und hierdurch in Verbindung der abſorbirenden Erden und des Extrac-

tiv-Stoffes die Salz-Theile ſtumpf macht, wegen ſeiner Mittel-Salze die Zähigkeit derſelben auflöſet, und ſowohl vermöge dieſer, als auch der Luft-Säure, durch vermehrte Ausdunſtung und Urin-Abgang aus dem Körper wegſchaffet, und wegen der in Luft-Säure aufgelöſeten Eiſen-Theile, die Gefäße gelinde reizt, zur Thätigkeit antreibt, und ihnen ihre verlorne Spannkraft und Feſtigkeit wieder giebt.

Erſtreckt ſich hingegen dieſe Schwäche auf diejenigen Organe, durch welche Empfindung und Bewegung in dem Körper ausgebreitet wird, und die den Wirkungen der Seele untergeordnet ſind, ſo entſteht daraus, wenn in dieſen drey Stücken Unregelmäßigkeiten vorgehen, eine Menge von Nerven-Krankheiten, wodurch das Gemüth und der Körper ſo unendlich leiden. Selbige ſind, wie bey der erſchlafften Conſtitution, entweder von den Aeltern angeboren, oder werden durch alles das hervorgebracht, was die natürlichen Kräfte des Körpers ſchwächt. Hierher gehören: langwierige Krankheiten, zu häufige Ausleerungen, als: zu ſtarker Abgang der monathlichen Reinigung, anhaltender Samenfluß, weißer Fluß, Nacht-Schweiße, zu öfterer Beyſchlaf und Onanie, heftige Gemühtsbewegungen, als: Schreck, Zorn, Betrübniß, quälende Sorgen, anhaltende Geiſtes-Arbeiten, zu große Sehnſucht nach Dingen, die nicht erreicht werden können, zu große Anſtrengung der Kräfte bey Geburten, bey podagriſchen Anfällen und heftigen Schmerzen; eine müßige ſitzende Lebensart und der beſtändige Aufenthalt an einem niedrig gelegenen Orte, wo die Luft warm und feucht iſt. Dieſe angeborne, oder von izt erwähnten Urſachen entſtandene Krankheiten werden auch von den Schriftſtellern Nerven-Krankheiten ohne Materie genannt. Das Nerven-Syſtem bey den damit behafteten Perſonen iſt ſo empfindlich, daß auch geringe Urſachen, die in

gewöhn-

gewöhnlichen Conſtitutionen nichts vermögen, ſchon große Unordnungen deſſelben bewirken, und auf dieſe Art bey manchem Subjecte durch traurige Erzählungen, Leiden anderer Menſchen, durch beſondere Gegenſtände, gewiſſe Töne, Farben, Gerüche, unbedeutende körperliche Schmerzen, u. ſ. w. blaſſe Geſichts-Farbe, Herzklopfen, Zittern, Zuckungen, ja oft Ohnmachten, zum Vorſchein kommen. Alle übrige Zufälle der Nerven, die von offenbaren, und auch bey ſtarker Leibes-Beſchaffenheit hinlänglichen Urſachen herrühren, werden Nerven-Krankheiten mit Materie genannt. So können z. B. plötzlich zurückgetretene und unterdrückte Ausſchläge der Haut, oder ein allzu geſchwindes Zutheilen aller Geſchwüre, gewiſſe Nerven-Zufälle hervorbringen, die ſich ſogleich wieder verlieren, wenn dieſe Ausſchläge, oder der Ausfluß aus den Geſchwüren wieder hergeſtellt wird. Auf eben dieſe Art folgen auch dergleichen Krankheiten auf gichtiſche Beſchwerden, die ohne einen regelmäßigen Anfall des Podagra, des Chiragra rc. plötzlich verſchwunden ſind, und dann erſt wieder gehoben werden, wann die arthritiſche Materie nach den Händen oder Füßen gebracht wird. Die Verſtopfung der monathlichen Reinigung, ein plötzlich gehemmter Ausfluß der Hämorrhoiden, oder unterdrückte Ausdunſtung, hat zuweilen gleiche Wirkung; und eben dieſes gilt von der veneriſchen, ſcorbutiſchen und ſcrophulöſen Schärfe. Auſſer dieſen ſind zwar auch noch andere Urſachen, welche dieſe Art Nerven-Zufälle veranlaſſen können, als: Diät-Fehler, angeſammelte Schleim- und Gallen-Unreinigkeiten in den Verdauungs-Wegen, Würmer, Vollblütigkeit und organiſche Fehler, beſonders im Gehirne und Rücken-Marke; da aber dieſe mit den Wirkungs-Kräften des L. M. W. nicht in genauer Verbindung ſtehen, ſo übergehe ich dieſelben, und

führe nur diejenigen Nerven-Krankheiten an, welche von angeborner oder erlangter Schwäche, die man gemeiniglich eine zu große Beweglichkeit, Reizbarkeit und Empfindlichkeit nennt, oder von oben angeführten materiellen Urſachen zu entſtehen pflegen, und bey denen ſich das L. M. W., in ſofern dabey ein durchdringendes, auflöſendes, verdünnendes und zugleich ſtärkendes Mittel zuträglich iſt, ungemein wirkſam beweiſet, beſonders wenn es als Bad gebraucht wird; indem es durch ſeine angegebenen Beſtand-Theile nicht nur die materiellen Urſachen aus dem Wege räumet, ſondern auch den verlornen Ton der Nerven wieder herſtellt. Man gebraucht es daher mit Nutzen in der allgemeinen Kraftloſigkeit, in Krämpfen überhaupt, beſonders in Schlund- und Magen-Krampf, chroniſchen Schlucken, Krampf-Huſten, ſpaſtiſcher Engbrüſtigkeit, Herzklopfen, Zittern des ganzen Körpers und einzelner Glieder, in Zuckungen, fallender Sucht, bey Schlagflüſſen, Lähmungen ſowohl des ganzen Körpers, als auch einzelner Theile, Schlafſucht, Niedergeſchlagenheit, Melancholie, Hyſterie und Hypochondrie, in ſo fern ſie von Schwäche und Erſchöpfung entſtehen.

Den hier beſchriebenen Effect, den das L. M. W. durch ſeinen innerlichen und äuſſerlichen Gebrauch, im Allgemeinen, leiſtet, bewirkt die Douche im Einzelnen noch mehr.

Obgleich die älteſten Aerzte, wie aus einigen Stellen des Galenus, Celſus und Mercurialis erhellt, ſchon in der Douche in unterſchiedenen Zufällen des Körpers häufigen Gebrauch machten, ſo iſt derſelbe doch in neuern Zeiten, ich weis nicht warum wieder vernachläſſiget, wenigſtens nicht allgemein geworden; denn auſſer dem eingeführten Gebrauche bey Geſund-Brunnen wird man ſelten einen Arzt finden, der das Tropf-Bad zu Hauſe von gemeinem

Waſſer anrathen ſollte, da doch deſſen Nutzen bey einiger Prüfung nicht verkannt werden kann, und dem von der Elektricität ſehr nahe kommt. Die Douche (*) iſt das Begießen eines Theiles des Körpers von einer Höhe, welches vermittelſt einer Röhre durch ſenkrechte Güſſe bewirkt wird, die daſelbſt eine merkliche Erſchütterung erregen. Dieſes Begießen geſchieht entweder in Einem Strohme, oder durch auf einander folgende Tropfen. Bey dem erſtern geht die Wirkung ohne Abſetzen und ununterbrochen fort; bey dem andern verfließt zwiſchen zwey auf einander folgenden Tropfen einige Zeit, in welcher der Theil gleichſam wieder in Ruhe iſt. Leztere Art war in Lauchſtädt ſchon ehedem, wiewohl ſehr unvollkommen, vorhanden, und iſt nunmehr gänzlich aufgehoben, da eine bewegliche Röhre, durch welche man das Waſſer hin und wieder lenken kann, in den Stand ſezt, beyde Arten durch einerley Verrichtung zu gebrauchen. Durch dieſe Einrichtung erhält die lauchſtädter Douche, ſowohl ſtärkere Wirkung, als auch mehrere Bequemlichkeit, und folglich Vorzüge vor andern, indem hier jeder Theil des Körpers berührt werden kann, und derſelbe ſich nur leidend zu verhalten nöthig hat, da hingegen bey andern der Körper ſich nach dem Strahle bequemen, und denſelben gleichſam auffangen muß.

Die Wirkung der Douche hängt theils von der Wärme oder Kälte des Waſſers, theils von der verſchie-

(*) Das Wort Douche ſtammt entweder vom deutſchen Worte tauchen, tuchen, im Plattdeutſchen duken, her; oder aber es iſt das franzöſiſche toucher, touche, und bedeutet ſo viel als das Berühren, die Berührung, hier durch den Fall. Auf alle Weiſe möchte es daher lieber Touche geſchrieben werden. Im Deutſchen hat man es ſchicklich Gieß-Bad oder Tropf-Bad, im allgemeinen Verſtande, genannt; es mag nun das Begießen wirklich tropfenweiſe, oder durch einen zuſammenhangenden feinen Waſſer-Strahl, geſchehen.

Von dem Tropf-Bade, ſ. auch Th. III., S. 407, f; u. von deſſen Nutzen und Lähmungen, im LVIII. Th. S. 837, f.

ſchiedenen Erſchütterung oder Ausdehnung, welche der Strahl verurſachet, theils von den Beſtand-Theilen des Waſſers ab. Durch die warme Douche, da nähmlich das Waſſer einen etwas höhern Grad der Wärme, als unſer Blut, hat, wird die Spannung der feſten Theile, der Reiz, der Schmerz und die krampfhafte Zuſammenziehung vermindert; die Säfte dehnen ſich aus, werden flüſſiger und beweglicher, indem ihre Zähigkeit geringer wird. Iſt der Grad der Wärme demjenigen, den unſer Blut hat, gleich, oder wenig geringer, ſo iſt die Wirkung auf die feſten und flüſſigen Theile verhältnißmäßig. Durch die kalte Douche, wo die Wärme des Waſſers weit geringer, als die Wärme unſers Blutes, iſt, werden die Fibern unſers Körpers gereizet, zuſammengezogen, verkürzet, die Schnellkraft der feſten Theile vermehrt, und der Rückfluß des Blutes nach dem Herzen befördert. Wird die kalte Douche lange fortgeſetzt, ſo verdicken ſich die Säfte, die Gefäße werden enger, und die Wärme des Theiles, welcher der Douche ausgeſetzt iſt, nimmt ab. Alle dieſe Wirkungen vermindern ſich zwar, ſobald man aufhört die kalte Douche anzuwenden; die Zuſammenziehung und Verengung der Gefäße aber dauern noch einige Zeit fort, und die forttreibende Kräfte des Herzens, und der Arterien, die nach dem betropften Theile hingehen, nehmen zu, ſo wie ſie mehr Widerſtand finden; nach und nach überwinden ſie denſelben, und ſtellen den freyen Umlauf der Säfte wieder her. Das durch die verengten Gefäße vermehrte Reiben der ihnen enthaltenen Flüſſigkeiten giebt den Theilen neue und mehrere Wärme wieder, und bringt den Schweiß hervor, der gewöhnlich nach der Douche zu erfolgen pflegt, wenn die Theile in warme wollene Tücher eingewickelt werden. Boerhaave'ns Erfahrung beſtätigt dieſes. „Wenn man," ſagt er: „auf einen lahmen Arm, wo

„man

„man ſonſt alles umſonſt gebraucht hat, kaltes Waſ„ſer gießt, dann wird der Theil ſehr kalt; aber gleich „wird er anfangen zu jucken, zu ſtechen, Schmerzen „zu empfinden, dann wird er warm werden, und end„lich ſich in einen ſtarken Schweiß auflöſen. So „wird oft,“ ſetzt er hinzu: „durch ein ortliches Fieber „das Leben in einem Theile wieder erweckt.“ Die jezt erwähnten Wirkungen der Kälte und der Wärme des Waſſers, würden von den Wirkungen der gewöhnlichen Bäder wenig abweichen, wenn ſie nicht durch die verſchiedene Kraft des auffallenden Waſſer-Strahles, und den dadurch vermehrten Reiz verſchiedentlich unterſtützet würden. Die Verſchiedenheit der Kraft wird überhaupt theils von der Quantität des auffallenden Waſſers, theils von der Höhe, durch welche es herab fließt, und der dadurch vermehrten Geſchwindigkeit deſſelben beſtimmt, und unterſcheidet hierdurch nicht nur die Douche von den gewöhnlichen Bädern, ſondern giebt ihr auch in vielen örtlichen Uebeln des Körpers, von denen ich weiter unten reden werde, noch Vorzüge vor denſelben, indem das Waſſer, vermöge der Flüſſigkeit, ſich in ſeinem Falle ſehr genau nach der äuſſern Bildung des Theiles formet, ihn durch den Stoß des Strahles erſchüttert, in die Zwiſchenräume der Fibern und die Poros der Haut mit Macht eindringt, und dadurch in Verbindung ſeines mineraliſchen Gehaltes, die zähen ſtockenden Säfte auflöſet, verdünnet und beweglich macht, die Nerven reizt, und den feſten Theilen ihren verlornen Ton und Thätigkeit, die aufgelöſeten Säfte fortzutreiben, wiedergiebt.

So wie aber in verſchiedenen Perſonen bald die Nerven mehr oder weniger empfindlich, bald die ſtockenden Säfte leichter oder ſchwerer aufzulöſen ſind, ſo muß auch die Douche verhältnißmäßig eingerichtet werden können. Zu dem Ende ſind bey der lauch-

ſtädter eilf verſchiedene Ausguß-Röhren vorräthig, deren Oeffnungen unterſchiedene genau abgemeſſene Durchmeſſer haben, wodurch die Schwere des auffallenden Strahles beſtimmet werden kann, wenn das Maß des Durchmeſſers derjenigen Oeffnung, durch welche es fließt, mit ſich ſelbſt multiplicirt wird. Der Durchmeſſer der Oeffnung von der kleinſten Röhre iſt 1 Linie eines leipz. Zolles; die der vierten mißt 2 dergleichen Linien, giebt alſo 4 Mahl ſo viel Waſſer, als der Durchmeſſer der erſten. Der Durchmeſſer der neunten iſt 3 Lin.; der Strahl giebt alſo 9 Mahl ſo viel, und die Fläche der Berührung iſt 9 Mahl größer als die der erſten. Die zehnte iſt 4 Mahl ſo groß, giebt alſo 16 Mahl, und die eilfte, welche der erſten Maß 5 Mahl hält, giebt 25 Mahl ſo viel als die erſte. Die zweyte giebt es doppelt; die dritte, dreyfach; die fünfte, fünffach; die ſechste, ſechsfach; die ſiebente, ſieben-, und die achte achtfach.

Um noch beſtimmter angeben zu können, wie ſtark der Stoß wirke, iſt die Gewalt des aus den genau abgemeſſenen Röhren hervorſchießenden Waſſer-Strahles, auf eine zu dieſem Verſuche beſonders verfertigte Wage durch Gegengewichte ins Gleichgewicht geſetzt, da ſich dann die Richtigkeit des vorigen, indem jene Einheit 4 Loth beträgt, folgender Maßen beweiſet, als das Waſſer der Röhre.

No. 1. deren Durchmeſſer 1 Linie iſt, mit dem Zuſatz 1. hält Gleichgewicht 8 Loth.

2.	—	—	$1\frac{417}{1000}$	—	—	12 =
3.	—	—	$1\frac{732}{1000}$	—	—	16 =
4.	—	—	2	—	—	20 =
5.	—	—	$2\frac{206}{1000}$	—	—	24 =
6.	—	—	$2\frac{449}{1000}$	—	—	28 =
7.	—	—	$2\frac{655}{1000}$	—	—	32 =

No. 8.

No. 8. deren Durchmeſſer		$2\frac{828}{1000}$	Lin. iſt, mit dem Zuſatz 1. hält Gleichgewicht			36	Loth.
9.	—	—	3	—	—	40	=
10.	—	—	4	—	—	68	=
11.	—	—	5	—	—	104	=

Aus der Verbindung der Wirkungen von dem verſchiedenen Grade der Kälte und der Wärme, des ſtärkern oder ſchwächern Strahles des Waſſers und den Beſtand = Theilen deſſelben, folgt, daß der Douche im Allgemeinen, erweichende, zertheilende, auflöſende, ſchmerzſtillende, reizende und ſtärkende Eigenſchaften zugeſchrieben werden können. Die beſondern Fälle, bey denen die lauchſtädter Douche, nach Hrn. D. Kuch zehnjähriger Erfahrung, mit Nutzen gebraucht iſt, und mit Vortheil entweder auf den leidenden Theil ſelbſt, oder auf einen entfernten, woraus die Nerven entſpringen, welche den leidenden Theil verſorgen, applicirt wird, ſind folgende.

Gemeiniglich läßt man den Waſſer = Strahl auf die leidenden Gliedmaßen gehen, wenn nach einer Verrenkung, Quetſchung und Beinbrüchen, einige Schwäche und Schmerz, entweder beſtändig, oder bey Veränderung des Wetters, oder bey Anſtrengung des Gliedes empfunden wird; oder wenn nach der Cur der Beinbrüche, Verrenkungen, des Podagra, des Gliederfluſſes, der Lähmung, verwickelter Wunden, u. ſ. w. welche zu ihrer Heilung eine lange Ruhe nöthig haben, Steifigkeit der Gelenke und Krümmungen der Knochenverbindungen übrig bleiben; oder, wenn das Gliedwaſſer ſich wegen einer zu langen, erzwungenen Ruhe, oder aus einem andern ähnlichen Grunde anhäuft, verdickt, vertrocknet, hart wird, und die dieſe Feuchtigkeit abſondernden Drüſen verſtopft werden, und daraus Gliedſchwamm, weiße Geſchwulſt, oder wohl gar Verwachſung der Gelenke

entſteht, wodurch die Bewegung des Gliedes gehindert und oft unmöglich gemacht wird.

In dem erſten Falle werden durch die Douche die zu ſehr ausgedehnten Fibern wieder zuſammengezogen, und die bey der Quetſchung geſchehene Verengung der zuſammengedrückten Gefäße gehoben, ſo wie in dem leztern Falle die verdickten Säfte durch die Waſſer-Theile, welche bis zu ihnen dringen können, verdünnet, und auf eine mechaniſche Weiſe durch Stöße und dadurch verurſachte Erſchütterung zertheilet, die geſchwollenen Gelänkbänder und breiten ſehnigen Häute geſchmeidig gemacht, und ihnen ihre verlorne Spann-Kräfte wiedergegeben werden, zumahl wenn der Kranke, um die erſchlafften Muskeln an die wechſelſeitige Zuſammenziehung und Ausdehnung zu gewöhnen, hiermit gemäßigte Bewegung, welche er, ſo gut er kann, ſich ſelbſt macht, verbindet.

Eine gleiche Wirkung erfolgt bey allen fixirten, rheumatiſchen und arthritiſchen Zufällen der einzelnen Theile des Körpers, und den daraus entſtehenden Knoten an den Gelenken, beſonders der Finger; wie auch bey der widernatürlichen geſchwinden Abnahme oder Schwindung des Gliedes. Leztere ſezt einen verminderten Zufluß nährender Säfte voraus, der entweder durch eine verminderte Reizbarkeit der Nerven, oder durch eine Verengung der zuführenden Gefäße verurſachet wird. Durch die fortgeſezte Erſchütterung und Empfindung des auffallenden Waſſer-Strahles bekommen die Nerven ihre Reizbarkeit wieder, beyde vermehren den Zufluß der Säfte, und dieſe dehnen die Gefäße aus, wozu das warme Waſſer vorzüglich behülflich iſt. Eben ſo iſt ſie, nach Marteau's Erfahrung, das ſicherſte Mittel, die Schmerzen, die oft nach vielen Jahren in den alten Narben der Schuß-Wunden von neuem rege werden,

den, zu ſtillen. Die Douche öffnet ſie wieder, wenn die Schmerzen von Splittern herrühren, da das Stoßen des Waſſer-Strahles, indem er beſtändig auf die rauhen Stellen und ſchneidenden Winkel des Splitters fällt und drückt, nothwendig einen Reiz, eine leichte Entzündung, und endlich eine Suppuration hervorbringen muß, wodurch die Decken dünner werden, und ſich öffnen, damit der fremde Körper mit dem Eifer heraus falle. Wenn die wäſſerige Geſchwulſt der Füße und anderer Theile durch wiederhergeſtellte Flüſſigkeit des Stockenden, durch vermehrtes Einſaugen der hierzu beſtimmten Gefäße, und durch den ſtärkern Ton der feſten Theile gehoben werden kann, ſo müſſen dieſe Bäder ſich hierin vorzüglich wirkſam erweiſen. Weder in dieſen, noch in denjenigen Fällen, wo die Gicht-Materie wieder aufgelöſet, zum Blute gebracht, und durch den ganzen Körper geführt wird, hat man zu befürchten, daß an einem andern Orte eine Verſetzung hiervon erfolgen werde, weil die Douche ſowohl durch erregten Schweiß, als auch durch vermehrte Abſonderung des Urins, die aufgelöſete Krankheit-Materie aus dem Körper wegſchaffet.

Auf den entfernten Theil läßt man den Waſſer-Strahl gehen, wenn der Sitz der Beſchwerden vornehmlich in den Nerven iſt. Daher muß der Strohm des auffallenden Waſſers bey einer Lähmung des ganzen Körpers, oder irgend eines ſeiner Theile, ſie ſey als Folge von dem Schlagfluſſe anzuſehen, oder von andern Urſachen entſtanden, vom Nacken an, längſt dem ganzen Rückgrath herab geleitet werden, damit der Urſprung aller Nerven, welche aus dem Rücken-Marke kommen, erſchüttert werde. Zu gleicher Zeit wird die Schulter und Hüfte mit berührt, damit auch diejenigen Nerven in Bewegung

geſetzt

geſetzt werden, welche den Arm und Schenkel beleben.

Wenn durch Krämpfe oder Lähmung die Sprache fehlerhaft iſt, oder krampfhaftes Ziehen die Bildung des Geſichtes verunſtaltet, oder durch Nerven-Schwäche ſchweres Gehör veranlaſſet wird, werden die Hals-Wirbel vom Kopfe an, vorzüglich berührt. Liegt der Grund einer ſchlechten Verdauung, als: Mangel des Appetites, öfteres Erbrechen, Drücken, Aufblähung und ſchwerer Athem nach dem Eſſen, u. ſ. w. in einer Schwäche des Magens, ſo läßt man den Waſſer-Strahl auf den Theil des Rückens, welcher dem Magen gegenüber iſt, gehen. Bey hypochondriſchen Krämpfen iſt der vorzüglichſte Berührungs-Punct die Wirbelbeine der Lenden, aus welchen die Nerven des Gekröſes entſpringen, welche ſich in die Gedärme vertheilen. Wenn der unwillkürliche Ausfluß des Urins nnd Abgang der Excremente von einer Erſchlaffung der Nerven herrührt, muß hauptſächlich das Kreuz und der untere Theil des Rückgrathes getroffen werden. Bey Schwäche, ſowohl der innern als äuſſern Geburtstheile, und daraus entſtehender Impotenz, Unfruchtbarkeit, gutartigem Samenfluſſe, Pollutionen, weißem Fluſſe, ſie mögen nun als Folgen des zu häufigen Beyſchlafes, oder der Onanie, anzuſehen ſeyn, wird der Waſſer-Strahl ebenfalls auf das Kreuz und den untern Theil des Rückgrathes, beſonders aber auch an das Mittel- oder Zwiſchen-Fleiſch (Perinaeum) gelenket.

Weder Alter noch Geſchlecht, iſt von dem Gebrauche der Douche ausgeſchloſſen. Sowohl Kinder von 3 Jahren, als auch erwachſene Perſonen von 60 und mehrern Jahren haben ſich derſelben mit Nutzen bedient. Um erwachſene und verheurathete Frauensperſonen, wegen der dieſem Geſchlechte

eige-

eigenen Schamhaftigkeit nicht in Verlegenheit zu ſe-
tzen, wenn ſie ſich der Douche in der Wanne bedienen und ganz auskleiden müſſen, verfertigt hier, nach Hrn. D. Koch Anweiſung, eine Frau ſogenannte Douch-Hemden von dichter Leinwand, Flanell oder Zwillich, vermöge welcher der Körper vom Halſe bis auf die Füße bedeckt iſt; ſelbige ſind in der Mittte wie ein Unter-Rock gemacht, und mit Bändern verſehen, damit nach Erfordern der Umſtände, nur der Nacken, die Schulter, der Rücken, oder die Hüfte zu entblößen nöthig iſt. Wird der Arm, die Hand, oder der Fuß gedoucht, ſo ſetzt ſich der Kranke angekleidet hinter einen Schirm, und reicht nur den leidenden Theil entblößt, durch eine zu dieſem Behuf angebrachte Oeffnung dar. Die Application derſelben geſchieht unter Direction des Brunnen-Arztes, von einem dazu unterrichteten Chirurgo. Jedes Douch-Bad in der Wanne wird mit 8 Gr., ohne Wanne mit 4 Gr., bezahlt, und von dem Brunnen-Arzte der kurfürſtl. Caſſe berechnet.

Da die Application der Douche ſehr ſelten länger, als eine Viertel-Stunde, ertragen werden kann, und zum Umkleiden eben ſo viel Zeit nöthig iſt, ſo hat man für jeden Kranken eine halbe Stunde dazu beſtimmt. Es wird zwar eines jeden Willkür überlaſſen, von Morgens 5 bis Mittags 12 Uhr, und von Nachmittags 3 bis des Abends 7 Uhr, ſich eine halbe Stunde zu wählen, die ihm von den unbeſetzten gefällig iſt; aber nun die nachfolgenden nicht aufzuhalten, muß ſich auch jeder gefallen laſſen, wenn er in der gewählten Zeit nicht eintrifft, dieſelbe an dieſem Tage zu verlieren, oder ſie mit einem andern zu vertauſchen.

Auſſer dem ausgebreiteten Nutzen, den das lauchſtädter Waſſer durch den itzt angezeigten äuſſerlichen Gebrauch ſtiftet, werden die Wirkungs-Kräfte derſelben

ſelben durch den verſchiedenen Neben-Gebrauch, da es nähmlich bey Fehlern der Sprach-Organe, bey Erſchlaffung der Speichel-Drüſen und Verlängerung des Zapfens, zum Gurgeln; bey Schwäche der Augen, und daher entſtehender chroniſcher Entzündung derſelben, als Augen-Bad; bey ſchwerem Gehör und Ohrenzwange, als Dampf-Bad; bey hypochondriſchen und hyſteriſchen Krämpfen, Aufblähung und Hartleibigkeit, als Klyſtiere; bey Schwäche der Zeugungstheile und des Schließ-Muskels des Afters, als Bidet (ſ. Th. XLI, S. 80); und bey Steifigkeit und Schwäche der Füße, als Fuß-Bad angewandt wird, noch mehr unterſtützt und befördert. Eben ſo nützlich iſt die gelbe Eiſen-Erde, oder der Ocher-Schlamm, der ſich in den Reſervoirs und bey den Abfluß-Röhren anlegt, von dem Brunnen-Knechte, geſammelt, gereiniget, und theils getrocknet, in Form kleiner Kugeln verſchickt, theils aber auch friſch, in Verbindung der Bäder, äuſſerlich gebraucht wird, indem er in offenen alten Schäden die Schärfe und Feuchtigkeit verſchlingt, den Schmerz lindert, ſie austrocknet, und macht, daß die offenen Gefäße eher einander berühren, und heilen; auſſerdem reinigt und befeſtigt er die Zähne, macht das Zahnfleiſch geſund und wachſend, ſtärkt die ſchwachen und blöden Augen und verhindert die Entzündung und den Schmer derſelben, wenn ſie von einer Schwäche der Theile oder von Schärfe der Feuchtigkeiten, herrühren.

Herr D. Koch liefert folgendes tabellariſches Verzeichniß von einigen durch die Douche geſchehenen glücklichen, und, um unparteyiſch zu ſeyn, auch von einigen fruchtloſen Curen.

Krank-

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Schwäche der Zeugungs-Theile, nebſt verhärteter Vorſteher-Drüſe von Debauchen.	Das Mittel-Fleiſch.	Vollkommene Wiederherſtellung.
Schmerz im Unter-Fuße von Verrenkung.	Der leidende Theil.	Linder. des Schmerzes auf einige Zeit.
Geſchwulſt im Knie, unvollkommene und ſchmerzhafte Bewegung, von Erkältung.	Das Knie.	Vollkommene Geneſung.
Schmerz und Geſchwulſt am Knöchel, und Verrenkung.	Der untere Fuß.	Völlige Befreyung.
Schmerz und Unbrauchbarkeit des Schenkels, nach einem Beinbruche.	Der leidende Theil.	Völlige Befreyung.
Schmerz und Steifigkeit beyder Arme, von der Gicht.	Schultern und Arme.	Befreyung der Schmerzen, und merkl. Beweglichk.
Geſchwulſt und Unbeweglichkeit beyder Hände und der Finger, von der Gicht.	Vom Elbogen bis zum Finger.	Verminderung der Geſchwulſt u. ziemlich leichte Bewegung.
Rheumatismus am Arm und Schenkel, von Erkältung.	Die leidenden Theile.	Befreyung der Schmerzen, und Stärkung des ganzen Körpers.
Ein beängſtigender Schmerz zwiſchen den Schultern, von Hypochondrie.	Der Rückgrath und die Hypochondria.	Ein häufiger Abgang von Blähungen hob den Schmerz.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Große Schwäche an Händen und Füßen, u. Krümmung des Rückgraths, von unvollkommener Verrenkung der Wirbelbeine des Rückgraths.	Der Rückgrath.	Das Vermögen gerade zu gehen, frey zu ſitzen, und mehrerer Gebrauch der Hände.
Schwäche des ganzen Körpers, von Onanie.	Der Rückgrath und das Mittelfleiſch.	Merkliche Erhohlung und Munterkeit.
Lähmung der linken Seite und Unempfindlichkeit, vom Schlagfluſſe.	Vom Nacken bis zum heiligen Bein, u. die leidenden Theile.	Wenige Bewegung, aber vermehrte Empfindung.
Krämpfe im Unterleibe, von Hypochondrie.	Der Rückgrath und die Hypochondria.	Ohne Erleichterung.
Lähmung der Unempfindlichkeit beyder Hände, von Bley-Dämpfen.	Die leidenden Theile.	Natürliche Empfindung, mehrere Beweglichkeit und Kräfte der Hände.
Schmerz, Kälte und ſchwacher Gebrauch der Hand, von Verrenkung.	Der leidende Theil.	Völlige Geneſung.
Schmerz und Geſchwulſt an beyden Füßen, von Gicht.	Die leidenden Glieder.	Linder. der Schmerzen, u. Verminderung der Geſchwulſt.
Undeutliche Sprache, Lähmung der rechten Hand u. Fußes, vom Schlage.	Der ganze Rücken.	Deutliche Sprache, gute Bewegung der Hand u. des Fußes.
Lähmung des rechten Armes, von Erkältung.	Rücken und Schulter.	Merkliche Bewegung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Steife des Schenkels, vom Hüftweh.	Rücken, Hüfte u. Schenkel.	Vollkommene Hülfe.
Unbeweglichkeit des Vorder-Armes, der Finger, u. ſchmerzhafte unvollkommene Bewegung des Ober-Armes, nach einer Schuß-Wunde, und Verluſt 2 Zoll beyder Röhren.	Die Schulter u. die leidenden Theile.	Befreyung vom Schmerz, u. merklicher Anfang aller Bewegungen.
Krampfhafte Bewegungen der Geſichts-Muskeln, von nach und nach entſtandener Schwäche.	Der Nacken u. Rücken.	Sehr merkliche Beſſerung.
Chroniſche Heiſerkeit.	Der Nacken.	Ohne Wirkung.
Unvermögen, den Urin zu halten, u. Krämpfe im Unterleibe, von Schwäche.	Das Kreuz und Zwiſchen-Fleiſch.	Stillung der Krämpfe, und das Vermögen den Urin zu halten.
Schwäche und Schwindung des linken Schenkels, vom Gichtreiſſen.	Der Rücken und die Schenkel.	Stärke und Zunahme am Fleiſch des leidenden Theiles.
Nach und nach entſtandene Lähmung des ganzen Körpers, von Gicht.	Rücken u. Arme.	Vollkommene Kraft und Bewegung.
Rheumatismus am Halſe mit einſeitigem Kopfſchmerz, von Erkältung.	Der Nacken, Hals und Schultern.	Anſcheinende Hoffnung zur Beſſerung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Abnahme des Körpers, und ſehr geringer Gebrauch der ganzen rechten Seite, von gehabten Blattern.	Der Rücken und die Glieder der rechten Seite.	Sehr deutliche Zunahme des Körpers, und fertiger Gebrauch der Glieder.
Uebel curirter Schenkel-Bruch, davon der Fuß zu kurz und ſchwach war.	Der Rückgrath und leidende Schenkel.	Ohne Beſſerung.
Unwillkürlicher Abgang des Samens beym Reiten, von Onanie.	Das Mittel-Fleiſch.	Völlige Befreyung.
Schmerzhafter Gang, von ſtockend. Gicht-Materie in den Fußſohlen.	Die leidenden u. benachbarten Theile.	Vollkommene Wiederherſtellung.
Schmerzhafte Spannung in den Hoden und der Röhre, von Onanie.	Das Mittel-Fleiſch.	Befreyung von der Beſchwerde.
Große Gicht-Knoten am rechten Knie und beyden Achilles-Sehnen.	Die leidenden Theile.	Völlige Auflöſung der Knoten, u. dadurch wiederhergeſtellte freye Bewegung.
Anhaltender Rücken-Schmerz, von blinden Hämorrhodien	Der Rückgrath.	Befreyung von Schmerzen, ohne erfolgten Hämorrhoidal-Abgang.
Lähmung der Füße, nach gehabten bösartigen Blattern.	Der untere Theil des Rückgrathes und die Füße.	Verminderung der Lähmung, u. angehende Bewegung.
Rheumatismus des Halſes mit ſchwerem Gehör, von gehabten hitz. Fieber.	Der Nacken und die Seite des Halſes.	Merkliche Beſſerung.

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Verhärtete Achſel-Drüſen und Steifigkeit des Armes.	Die leidenden Theile.	Ohne Erleichterung.
Häufige Pollutionen, von Schwäche.	Das Mittel-Fleiſch.	Merkliche Beſſerung.
Schwäche des ganzen Nerven-Syſtems, von Fatiguen.	Der ganze Rückgrath.	Merkliche Stärkung.
Schwäche des ganzen Nerven-Syſtems, v. gutartiger langwieriger Gonorrhoe.	Der Rückgrath und das Mittelfleiſch.	Befreyung von der Gonorrhoe. u. Zunahme der Kräfte.
Zittern des ganzen Körpers, und beſondere Schwäche der Füße, von Onanie.	Der ganze Rückgrath und die Extremitäten	Verminderung des Zitterns, und vorzüglich mehrere Feſtigkeit im Gehen.
Krampfhaftes Ziehen der Hals-Muskeln und Zittern des Kopfes, von Erkältung.	Der Nacken und die leidenden Theile.	Ohne Beſſerung.
Krampfhaftes Ziehen des ganzen Körpers auf eine Seite, von Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der ganze Rückgrath.	Merkliche Erleichterung während der Cur, u. völlige Befreyung nach einigen Monathen.
Lähmung des Rückgrathes, von ſehr frühzeit. u. öftern Niederkunften.	Der Rückgrath und die Füße.	Vermögen wieder allein zu gehen, und Treppen zu ſteigen.
Contractur der Füße und Gliedſchwamm, von Gicht.	Die leidenden Theile.	Faſt gänzliche Zertheilung des Gliedſchwamms, und Vermögen mit Hülfe eines Stockes zu gehen.

Krankheit.	der gedouchte Theil.	Wirkung.
Anhaltender Schwindel, von Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der Rückgrath.	Völlige Geneſung.
Schwäche der Füße u. unſicheres Gehen, von öftern Blut-Flüſſen.	Die leidenden Theile, u. der Rückgrath.	Merkliche Zunahme der Kräfte in den Füßen.
Schwäche der Finger, von einer heftigen Ausdehnung.	Die leidenden Theile.	Vermehrung der Kräfte während der Cur, u völlige Wi derherſtellung nach einig. Wochen.
Hyſteriſche Krämpfe im Unterleibe und Rückenſchmerz, von Hämorrhoidal-Bewegungen.	Der Rückgrath.	Völlige Geneſung.
Hüftweh von heftiger Contuſion.	Der Rückgrath und leidende Theil.	Völlige Wiederherſtellung.
Steifigkeit des Knies von übel curirtem Beinbruch.	Der leidende Theil.	Beſſere Bewegung des Knies.
Anhaltender Schmerz im heiligen Beine, Unvermögen ohne Hülfe aufzuſtehen und allein zu gehen; von einer langwierigen Krankheit.	Der leidende Theil und Schenkel.	Verminderung des Schmerzes, u. Vermögen ohne Hülfe aufzuſtehen und zu gehen.
Schwindung des Armes, von einer Schuß-Wunde u. langwierigen Suppuration derſelben.	Die Schulter u. der ganze Arm.	Ohne merkliche Beſſerung.

Krank-

Krankheit.	Der gedouchte Theil.	Wirkung.
Contractur an Händen u. Füßen, von Gicht.	Die leidenden Theile.	Völlige Widerherſtellung.
Rheumatismus am Schenkel, vom Schlagfluß.	Der leidende Theil.	Keine Erleichterung.
Steifigkeit des Elbogens, von Gicht.	Die Schultern und der ganze Arm.	Mehrere Bewegung.
Spaſtiſches Aſthma, von Quetſchung des Unterleibes.	Rücken und Unterleib.	Ohne merkliche Hülfe.

Um den vornehmſten Zweck, den man eigentlich beym Beſuch eines Geſund = Brunnens, und vorzüglich des lauchſtädter, haben ſollte, zu erreichen, nähmlich durch den Gebrauch deſſelben die von Gott erhaltene gute Geſundheit entweder zu befeſtigen, oder ſich der durch Krankheit, Gemüths - Kummer, und andere widrige Zufälle verlornen, wieder zu erfreuen, ſind einige Vorſichtigkeits = Regeln vor und nach dem Gebrauche deſſelben eben ſo nützlich, als während dem Gebrauche nothwendig.

Es iſt vor allen Dingen nützlich, daß Perſonen, ſie mögen reich oder arm, wenig oder ſehr krank ſeyn, ehe ſie den Entſchluß ausführen, ſich des lauchſtädter Mineral - Waſſers zu bedienen, vorher einen redlichen, mit den Heil = Kräften des Brunnens, mit ihrer gegenwärtigen Krankheit und ganzen Conſtitution bekannten Arzt um Rath fragen, und auf deſſen Entſcheidung es ankommen laſſen, ob, denſelben zu gebrauchen, ihnen zuträglich ſey, oder nicht. Nach dieſer Beſtimmung wird alsdann erfordert, da der lauchſtädter Geſund = Brunnen mehr auflöſend, verdünnend und ſtärkend, als laxirend, wirkt, daß Kranke, die zu Obſtructionen geneigt ſind, ſchwache Verdau-

ung haben, und dadurch zu groben Crudi[täten] in den Verdauungswegen, oder gänzlichen Verſchleimung des Körpers disponirt werden, ſich vorher einiger, ihren Umſtänden angemeſſener, Reinigungs=Mittel bedienen, Vollblütige das überflüſſige Blut durch Aderlaſſen oder Schröpfen vermindern, und trockne und abgezehrte Körper durch Milch=Curen und Fleiſch=Brühen ihren Zuſtand zu verbeſſern ſuchen. In keiner Abſicht iſt aber eine längere und genauere Zubereitung nöthig, als wenn die zu befördernde Fruchtbarkeit beyderley Geſchlechts der vornehmſte Gegenſtand der Bade=Cur iſt. Ueberhaupt ſind Bäder und Brunnen=Curen ſehr oft aus keiner andern Urſache ohne Nutzen, ja wohl gar ſchädlich, als weil auswärtige Aerzte nicht hinlängliche Kenntniſſe von den Wirkungs=Kräften der angerathenen Bäder und Brunnen haben, und daher weder dieſen, noch der Krankheit des Patienten gemäße Vorbereitungen anwenden, oder, wenn ſie auch paſſend ſind, ſie doch zu kurz anſtellen, und den Kräften der Mineral=Quellen, in der gewöhnlich dazu beſtimmten kurzen Zeit, von deren Schädlichkeit ich noch weiter unten reden werde, zu viel überlaſſen, ja oft mit dem unverantwortlichſten Leichtſinn, beſonders bey langwierigen und unheilbaren Kranken, keine andere Abſicht mit dem ertheilten Rathe ins Bad zu reiſen, verbinden, und zu ihrer größten Schande ſelbſt laut ſagen, als nur eine Zeitlang von den immerwährenden Klagen befreyt zu ſeyn. Ein eben ſo großes Hinderniß iſt das höchſt ſchädliche Vorurtheil, welches ſowohl Aerzte als Kranke haben, wenn ſie glauben: mineraliſche Wäſſer, die nicht laxirend ſind, und mehr äuſſerlich gebraucht werden, bedürfen weniger Vorbereitung, weniger Behutſamkeit, und weniger des Rathes eines der Sache kundigen Arztes, als ſolche, welche getrunken werden. Es iſt gerade das Gegentheil, und es gehört in der

Thal

That mehr Kunſt und Kopf dazu, eine Bade-Cur Jedem insbeſondre vortheilhaft und nützlich einzurichten, als eine Trink-Cur. Nicht weniger hinderlich, unnütz, ja oft nachtheilig, ſind nicht ſelten die Vorſchriften, welche Kranke von ihren Aerzten mitbringen, nach denen ſie ſich während der Cur-Zeit richten ſollen. Aber wie iſt es möglich, künftige Dinge voraus zu ſehen, beſonders diejenigen, die dem Kranken auf der Reiſe begegnen können, oder durch die erſten Wirkungen eines ihm ungewohnten Mittels hervorgebracht werden? Nicht einmahl der am meiſten mit der Mineral-Quelle bekannte Arzt iſt im Stande, eine ſchickliche Verordnung, die keine Ausnahme leidet, und auf alle Fälle ſicher paſſet, zu machen; wie viel weniger derjenige, der oft nur die Bäder dem Nahmen nach kennt! Weit nützlicher wäre es, wenn Aerzte ihren Kranken, die ſie in die Bäder verweiſen, eine gute Nachricht von der Veranlaſſung zu der gegenwärtigen Krankheit, von den dagegen gebrauchten Mitteln, und der vorhergegangenen Zubereitung; zum Unterricht des Bade-Arztes mitgäben. Eben ſo nützlich iſt es für Kranke, beſonders für diejenigen, deren Krankheiten den Arzt zweifelhaft machen, ob ſie die Cur ohne Gefahr und Nutzen gebrauchen können, — welche das erſte Mahl einer Brunnen- und Bade-Cur ſich bedienen; die mehr krank bey der Ankunft im Bade, als vor der Abreiſe, oder mit neuen, öfters durch die Reiſe ſelbſt zugezogenen, Zufällen ſich beſchwert befinden, oder durch weites und beſchwerliches Reiſen und damit verknüpfte Fatiguen erhitzt und entkräftet ſind, — dieſen allen, ſage ich, iſt es nützlich, nicht gleich den andern Tag nach der Ankunft, wie es theils aus einer übertriebenen Oekonomie mit der Zeit, theils aus einem zu ungeduldigen Verlangen nach Hülfe, oft geſchieht, mit der Cur den Anfang zu machen, ſondern durch

Ruhe das erhitzte Blut zu beſänftigen, und dem Körper ein Par Tage Erhohlung zu gönnen. Bey der Ankunft ſollte die erſte Sorge, wenn ſie nicht ſchon vorhergegangen iſt, um eine gute Wohnung ſeyn, und bey dieſer Gelegenheit ſollten Perſonen, die hier eine wählen können, nicht allein auf die Bequemlichkeit, ſondern auch auf die Lage und Geſundheit Rückſicht nehmen; denn ein trockner und erhitzter Körper befindet ſich in kleinen, niedrigen und der Mittags-Sonne ausgeſetzten Stuben nicht ſo wohl, als in großen und kühlen Zimmern. Ein finſterer, furchtſamer und mit der ganzen Welt unzufriedener Hypochondriſt wird durch eine verſteckte Lage und traurige Ausſicht ſeiner Wohnung noch ſchwermüthiger; und wer nicht gut ſchlafen kann, wird es in einem lärmigen Hauſe, wo Tag und Nacht keine Ruhe iſt, nicht lernen.

Was das Verhalten der Cur-Gäſte bey dem Gebrauche des lauchſtädter Mineral-Waſſers betrifft, ſo wird dieſes Waſſer, bereits erwähnter Maßen, entweder zum Trinken, oder zum Baden allein, oder auf beyde Arten zugleich, gebraucht. Die Wirkung iſt in jeder Rückſicht ſich gleich, und daher ſind die im Vorhergehenden empfohlenen und noch vorkommenden Vorſichtigkeits-Regeln in beyden Fällen anwendbar. Indeſſen, da daſſelbe einen ausgebreiteten Ruhm vorzüglich durch den äuſſerlichen Gebrauch ſich erworben hat, ſo bezieht ſich das, was ich hier ſage, hauptſächlich auf das Bad. Kranke, beſonders diejenigen, denen Gott das Vermögen geſchenkt hat, alles, was zur Erhaltung oder Wiederherſtellung ihrer Geſundheit gehört, anwenden zu können, ſollten nothwendig den Ermahnungen ihrer Aerzte, zum Gebrauch des Bades bey dieſen und jenen Zufällen des Körpers, eher Gehör geben, und, wie es gemeiniglich geſchieht, nicht erſt den höchſten

Grad der Krankheit einreiſſen laſſen. Eben ſo nothwendig iſt es, wenn man den wahren Nutzen von dem Gebrauche eines Geſund-Brunnens, vorzüglich der Bäder, an ſich ſpüren will, daß man ſich keine gewiſſe und beſtimmte Anzahl der Tage feſtſetze, oder nach dem ſchädlichen und der Ehre der Medicin ſelbſt nachtheiligen Vorurtheile, eine allgemeine und abgemeſſene Cur-Zeit annehme. Viele glauben, alles gethan zu haben, wenn ſie 14 Tage, höchſtens 4 Wochen, die Cur gebrauchen, und laſſen den Muth ſinken, wenn in dieſer verfloſſenen Zeit nicht alles gehoben iſt, wovon ſie Jahre lang gequält worden ſind. Es iſt nicht zu läugnen, daß bey geringen Uebeln, die noch nicht verjährt, oder bey denen die gehörigen Vorbereitungen vorangegangen ſind, dieſe Zeit hinlänglich iſt; aber man ſollte es nur nicht zur allgemeinen Regel machen. Denn ohne zu gedenken, daß am Ende der Cur ſich zuweilen Umſtände eräugnen können, die eine beſondere mediciniſche Aufmerkſamkeit und einen längern Aufenthalt erfordern, fängt ſich oft, beſonders bey chroniſchen Krankheiten, die eigentliche Beſſerung nur erſt ſelbſt in den vorgeſetzten lezten Cur-Tagen an. Wäre es da nicht zum Nutzen des Körpers und zur Ehre des Bades beſſer, die Cur fortzuſetzen, als dieſelbe zu beſchließen, weil die beſtimmten 4 Wochen verfloſſen ſind? In Anſehung der Jahrszeit darf der Kranke kein Bedenken tragen Die Beſtand-Theile und Heil-Kräfte der lauchſtädter Quelle ſind ſich im Sommer und Winter gleich. Erfordern es daher die Umſtände des Körpers, die Cur nicht zu verſchieben, ſo hat man ſich im Winter, Frühlinge und Herbſte, wenn ſonſt die Witterung günſtig, und beſonders nur nicht zu feucht iſt, ſo gut Nutzen davon zu verſprechen, wie im Sommer. Kann aber der Kranke ohne ſeinen Nachtheil warten, ſo ſind die Sommer-Monathe, vom May

bis

bis zum September, einladender und der Cur günſtiger. Nicht ſo gleichgültig, wie die Jahrszeiten, ſind die Stunden des Tages, in denen man ſich der Bäder bedient. Der Kranke muß in der Wahl derſelben vorſichtiger ſeyn, und es ſich vorzüglich zur Regel machen, nie mit einem von vielen Speiſen und Getränken angefüllten Magen, oder mit einem, durch heftige Bewegung und wilde Leidenſchaften erhizten Körper ſich in das Bad zu begeben, wenn er nicht die allgemein bekannten traurigen Folgen davon an ſich ſelbſt erfahren will. Die beſte Zeit, die zum Trinken des Waſſers und zum Baden angewendet werden kann, ſind die Morgen- und ſpäten Nachmittags-Stunden, wenn der Körper durch einen ruhigen Schlaf erquickt iſt, der Magen die genoſſenen Speiſen verdauet, und der zubereitete Nahrungs-Saft ſich mit den übrigen Säften vereinigt hat. Aber nicht alle, wie die Erfahrung lehrt, können es mit nüchternem Magen, beſonders in den Morgen-Stunden, im Bade aushalten. Perſonen, deren Nerven-Syſtem ſehr reizbar iſt, oder die viele Säure und Schärfe im Magen, und überhaupt eine ſchwache Verdauung haben, können daher ohne Bedenken vor dem Bade, ihr gewohntes Frühſtück, als: Thee, Kaffe, Chocolate, mit etwas Zwieback, entweder ganz, oder die eine Hälfte deſſelben vor, und die andere Hälfte nach dem Bade, genießen. Auſſer dem, daß dadurch Uebelkeit, Beängſtigung, Herzklopfen, Schwindel, ja wohl gar Ohnmachten, abgewendet werden, hat es auch noch dieſes Gute, daß diejenigen die zu Nacht-Schweißen geneigt ſind, ſich erſt gehörig vor dem Bade abkühlen können, oder daß dadurch die Natur gereizt wird, ſich der in den Gedärmen befindlichen Cruditäten zu entledigen. Auf den leztern Umſtand ſollten wahre Kranke mehr Rückſicht nehmen, als gewöhnlich geſchieht, und da, wo vor dem Bade

die

die Natur ihre Schuldigkeit nicht von ſelbſt thut, oder durch den Genuß der warmen Getränke dazu angetrieben wird, durch Klyſtiere und andere Mittel zu Hülfe kommen.

Wie viel und wie lange man das Waſſer trinken, und wie oft man ſich der Bäder bedienen ſoll; ob es gut iſt, täglich 1 Mahl, oder 2 Mahl, oder einen Tag um den andern, oder alle 3 Tage, zu baden; ferner, wie lange, wie tief man im Bade ſitzen, und welchen Grad der Wärme es haben müſſe; ob es heiß, lau, warm, oder kalt zuträglicher iſt; ob es nützlicher iſt, ſich nach dem Bade in das Bette zu legen, oder nicht? dieſes alles läßt ſich nicht durch gewiſſe und allgemeine Regeln beſtimmen. Der Kranke muß hierüber den Arzt zu Rathe ziehen; und dieſer muß, nach den Kräften des Patienten, und nach der Größe der Urſachen der Krankheiten, entſcheiden.

Ein jeder badet hier auf ſeiner Stube in dazu eingerichteten Wannen, für welche der Wirth ſorget, das Waſſer aus der Quelle hohlt, in die Wanne trägt, und nach geendigtem Bade wieder ausgießt. Ein ſolches Wannen-Bad wird mit 4 Gr., und das Fuß-Bad mit 2 Gr. bezahlt.

In dem Bade ſelbſt iſt es zuträglicher und bequemer, den Körper von allen Kleidungsſtücken zu entblößen, als mit einem Hemde, beſonders von Leinwand, angezogen zu ſeyn, weil die Leinwand, wenn ſie durchnäßt iſt, ſich zu ſehr an die Haut des Körpers anlegt, dadurch beym Herausgehen aus dem Bade das Ausziehen deſſelben verzögert, und oft bey empfindlichen Perſonen zu Erkältung Gelegenheit giebt. Beſſer iſt es, ſich einen hier gewöhnlichen Bade-Mantel vom Flanell anzuſchaffen, der während des Bades, ohne in das Waſſer zu kommen, über die Schultern gelegt, und mit deſſen Aermeln der Raum zwiſchen dem Deckel der Wanne und dem

Halſe

Halſe des Badenden ausgefüllet wird, damit der Dunſt nicht unangenehme Empfindungen im Kopfe errege, und das Waſſer von ſeinen Kräften verliere. Auſſerdem hat es auch noch dieſen Nutzen, daß diejenigen, die es nöthig haben, nach dem Bade in das Bette zu gehen, ſich nicht mit Ankleiden warmer Wäſche aufhalten dürfen, ſondern, ſtatt deſſen, dieſen Mantel um ſich ſchlagen, und ſich damit niederlegen können.

Zur Beförderung der Wirkung des Waſſers iſt es gut, daß der Kranke ſich mit einem Schwamme verſieht, und damit, während des Bades, den ganzen Körper, beſonders die leidenden Theile, gelinde reibt, und dieſes Reiben auch noch eine Weile nach dem Bade mit trocknem Flanell fortſetzt.

Schwächliche und zu Ohnmachten geneigte Perſonen thun wohl, während des Aufenthaltes im Bade, ſich den Magen mit einer Serviette zu bedecken, und alles das zu vermeiden, was den Antrieb des Blutes nach dem Kopfe befördern kann. Daher iſt es oft vom Nutzen, den Kopf mit Tüchern, die durch kaltes Waſſer angefeuchtet ſind, oder, wenn auch dieſes nicht geſchieht, doch jederzeit nur leicht zu bedecken, und nachtheilig, im Bade zu ſingen, anhaltend zu ſprechen, zu leſen, oder wohl gar zu meditiren, in und gleich nach dem Bade zu ſchlafen, oder anhaltend Tobak zu rauchen, und denſelben in Uebermaß zu ſchnupfen, weil leztere als narkotiſche und reizende Mittel nachdrücklich auf die Nerven wirken, und den Kopf einnehmen. Obgleich Kinder von ſehr zartem Alter, Schwangere und Säugende alljährlich die lauchſtädter Bäder mit größtem Nutzen gebrauchen, ſo haben dieſelben doch immer mehr Behutſamkeit und Vorſicht nöthig, als alle übrigen, die ſich der Cur bedienen. Gleiche Vorſicht iſt auch dem andern Geſchlechte während ihrer Reinigung, und Mannsperſonen

nen bey ſtarkem Hämorrhoidal-Abgange, anzurathen. Ob es gut ſey, während des Blutabganges, oder nur die erſten Tage, oder gar nicht, die Bäder auszuſetzen, dieſes muß der Kranke nie nach ſeinem eigenen Dünkel, oder nach dem Beyſpiele einzelner, die keinen in die Augen fallenden Nachtheil, von dem während dieſer Zeit fortgeſetzten Gebrauche derſelben gehabt haben, beſtimmen, ſondern es dem Arzte zur Beurtheilung überlaſſen.

Wie nothwendig unſerer Maſchine zur Erhaltung einer geſunden Exiſtenz die Mäßigkeit des Beyſchlafes, und Schonung des Körpers zu jeder Zeit iſt, ſollte billig jedermann bekannt ſeyn, wenigſtens denjenigen, die von Unmäßigkeit hierin, und von der ſchädlichen Onanie, die traurigen Folgen an ſich ſelbſt ſpüren, und, dieſen Einhalt zu thun, ſich der Bäder bedienen, da Aerzte ſo ausführlich darüber geſchrieben haben. Aber leider predigt man hier tauben Ohren, und nur ſelten wollen dieſen Fehlern ergebene Menſchen ſich überzeugen, daß Mäßigkeit und oft gänzliche Enthaltſamkeit im Genuß der ehelichen Freuden, bey dem Gebrauche der Bäder erfordert wird. Doch iſt es dieſe Leidenſchaft nicht allein, über welche man bey der Cur wachen muß; auch die übrigen, von denen der Menſch beherrſcht wird, können eben ſo große Hinderniſſe einer erwünſchten Wirkung der Bäder werden. Wem es oft einfällt, man erweiſe ſeinem Stande nicht genug Ehre, und laſſe ſeinen Verdienſten nicht Gerechtigkeit wiederfahren, der wird in Bädern ſelten ſein Vergnügen finden, und Andere ſehr oft in dem ihrigen ſtören. Wer aus Geiz, oder Noth, ſeine Amts- und Berufs-Geſchäfte bey der Cur zugleich mit abwarten will, oder von den Gegenſtänden ſeines häuslichen Kummers und Verdruſſes ſich begleiten läſſet, oder ſich faſt

Tag und Nacht mit der Karte beſchäftigt, der darf nicht hoffen, durch Waſſer geſund zu werden.

Eben ſo geht es denen, welche glauben, eine regelmäßige Ordnung im Eſſen und Trinken, Wachen und Schlafen, und der Bewegung des Körpers bey dem Bade, ſey nur Chimäre des Arztes; zumahl wenn ſie ſehen, daß andern, die dagegen handeln, die nachtheiligen Folgen davon nicht gleich auf dem Fuße nachfolgen. Möchte man ſich aber doch hierbey allemahl erinnern, daß Ausnahmen nur seltene Fälle ſind, die keine Regel machen, und möchte man ſich überzeugen, daß es, wie Hr. Marcard ſagt, beſſer iſt, in dieſem Stücke lieber etwas pedantiſch zu ſeyn, als ungebunden und leichtſinnig. Bey dem äuſſerlichen Gebrauche des Mineral-Waſſers zu Bädern, iſt dieſes beynahe noch nothwendiger, als wenn es getrunken wird, weil durch lezteres die aus Diät-Fehlern entſtandenen Cruditäten, vermöge ihrer Abführung, wieder weggeſchaffet, durch erſtern Gebrauch aber mehr in das Blut gelocket werden, und dadurch zu mancherley Beſchwerden und Hinderniſſen bey dem Gebrauche der Bäder Anlaß geben. Will man dieſem nicht ausgeſezt ſeyn, ſo muß man bedenken, daß bey der Cur auf den rechten Gebrauch des Waſſers, auf ein gutes Verhalten und gewiſſe Einſchränkung im Eſſen und Trinken, alles ankommt. Bekannter Maßen ſchaden ſich die Menſchen öfter durch die Menge und Verſchiedenheit, als durch die Beſchaffenheit der Speiſen; daher iſt die erſte Regel: man eſſe und trinke mäßig und einfach, beſonders des Abends, denn mit einem von vielen und verſchiedenen Speiſen und Getränken angefüllten Magen, ſchläft man ſelten erquickend, und badet des Morgens darauf nie ohne Gefahr. Die zweyte Regel iſt: man mache eine ſeiner Krankheit und Conſtitution angemeſſene Auswahl der Speiſen und des

Ge-

Getränkes, und beobachtete im Genuß derſelben eine beſtimmte Zeitordnung. Ein jeder bedarf beynahe ſeiner eigenen Diätetik, die er nach und nach aus eigener Erfahrung entweder ſelbſt muß kennen lernen, oder ſich von ſeinem Arzte muß beſtimmen laſſen. Aus dieſem Grunde iſt es auch nicht möglich, hier allgemein geltende Vorſchriften in Anſehung der Auswahl zu geben; noch weniger ein kritiſches Verzeichniß aller Nahrungs-Mittel und Getränke, die bey dem Gebrauche der Bäder geſund und nicht geſund ſind, anzuführen. Schwerverdaulich und ſchädlich ſind überhaupt alle zähe, trockne, geſalzene und fette Fleiſch-Arten, ingl. mit haut gout und vielen Gewürzen zubereitete Suppen und Soßen, blähende grobe Zugemüſe und getrocknete Hülſenfrüchte; zuträglich hingegen und leicht zu verdauen ſind: alles junge, magere und weich gekochte Rind-, Schöpſen- und Kalb-Fleiſch, junges Wildpret, Hühner, Tauben, Kapaunen, Faſanen, alle Arten von guten Vögeln, alle zarte Fiſche, junge Zugemüſe, und die mehreſten Gattungen vom Obſt.

Die beſte Eſſenszeit zu Mittage, iſt ungefähr 5 bis 6 Stunden nach den Bädern, alſo gegen 12 oder 1 Uhr, und des Abends gegen 7 oder 8 Uhr. In Anſehung des Getränkes, iſt es am beſten, wenn ein jeder bey dem bleibt, was er zu Hauſe zu trinken gewohnt iſt. Wer Säure und Schärfe im Magen hat, oder Anfälle von Gicht ſpüret, und nicht zu Hämorrhoiden geneigt iſt, wird ſich bey dem weißen und rothen Franz-Weine beſſer befinden, als bey dem Rhein- und Franken-Weine; wer hingegen mit Blut-Stockungen im Unterleibe behaftet, zu vielen Gallen-Unreinigkeiten und überhaupt zur Fäulniß der Säfte geneigt iſt, dem ſind leztere Sorten über Tiſche zu trinken anzurathen. Nach dem Eſſen kann Waſſer und Wein, oder Limonade, auch von Einigen das

lauchſtädter Weißbier, oder das bekannte merſeburger Braunbier getrunken werden. Wer des Kaffees gewohnt iſt, und keine Beſchwerden davon hat, dem iſt es nicht ſchädlich, nach Tiſche ein Par Taſſen zu trinken; den Mehreſten bekommt er ohne Milch beſſer, als mit Milch.

Daß die Leibes-Bewegung bey Bade-Curen ſehr nothwendig ſey, iſt wohl ohne Widerſpruch; aber daß ſie gewiſſe Bedingungen, Regeln und Einſchränkungen haben müſſe, und daß der wahre Nutzen von einem richtigen Gebrauche und Auswahl derſelben abhange, iſt ebenfalls gewiß. Es giebt Krankheiten, bey denen ſtarke Bewegung ſchädlich, und oftmahls Ruhe, oder doch nur wenige und ſanfte Bewegung nützlich iſt. Bey ſtarken Ausleerungen, ſie mögen als Krankheit mit ins Bad gebracht werden, oder während deſſelben ſich von ſelbſt einfinden, würde es eben ſo nachtheilig ſeyn, ſich viel und heftig zu bewegen, als wenn man die zu große Empfindlichkeit der Nerven und die zu heftige Bewegung der Säfte zu mindern ſucht, oder wenn die Verdickung derſelben mit zum Plan einer Cur gehört. Denn eine übertriebene Bewegung greift die Kräfte des Körpers an, ſchwächt die Schnellkraft der Eingeweide, dehnt die Fibern aus, und löſet die Säfte auf. Hingegen hat man bey Heilung der Krankheiten, der Verdickung der Säfte Einhalt zu thun, oder vorzubeugen. Sind die Faſern erſchlafft, die Gelenkbänder ſteif und die Gelenke unbiegſam, ſoll endlich die natürliche Wärme wieder hergeſtellt werden, ſo iſt kein Zweifel, daß eine etwas ſtärkere und anhaltende Bewegung nützlich iſt. Aber es iſt, bereits erwähnter Maßen, nöthig, eine Auswahl der verſchiedenen Arten der Leibes-Bewegung zu treffen. Wer ſeiner Brust nicht trauen kann; bleichſüchtige Frauenzimmer; diejenigen, welche verſtopfte Drüſen und Eingeweide haben,

haben, oder welche wegen eines verſchloſſenen Geſchwüres verdächtig ſind, oder welche von der Bewegung leicht und bald ermüdet, athemlos werden, oder ſchwitzen, müſſen ſtarke Bewegungen im Gehen, und Bergſteigen, beſonders bey heftigem Winde, vermeiden, und ſolche Uebungen wählen, bey denen der Körper ſich mehr leidend verhält, als: auf dem Carouſel, in einem bequemen Wagen fahren, ſich in der Sänfte tragen laſſen, mit flanellnen Tüchern reiben, und in angenehmer Geſellſchaft langſam ſpazieren gehen. Denen, bey welchen der Sitz der Krankheit, oder doch die erſte Urſache derſelben, im Unter-Leibe iſt, bekommen die Leibes-Uebungen, bey welchen der Körper mehr thätig iſt, als: Bergſteigen, Reiten, Billard, Kegelſpiel und Tanzen, beſſer. So heilſam aber dieſe Bewegungen, beſonders die leztern Arten ſind, ſo müſſen ſie doch immer zu rechter Zeit angeſtellet werden; denn kurz vor, und bald nach dem Eſſen, wie auch bey großer Sonnen-Hitze, iſt es beſſer, ſich ruhig zu halten, oder ſich doch keine ſtarke Bewegung zu machen.

Eben ſo nöthig iſt es, nach geendigter Leibes-Uebung, vornehmlich, wenn dadurch Schweiß erregt worden iſt, ſich weder der gänzlichen Ruhe auf ein Mahl zu überlaſſen, noch den Körper durch kalte Getränke, Abwerfen der Kleider, oder durch Zug-Luft abzukühlen. Gemeiniglich iſt jungen Frauenzimmern das Tanzen, als ihre liebſte Bewegung, deswegen nachtheilig, und wird ihnen oft tödlich, weil ſie dieſe Regeln der Vorſicht vernachläßigen. Aber nicht bloß dieſe Art Erkältung nach heftigen Bewegungen iſt ſchädlich, ſondern auch jede andere, die durch die im Sommer ſich eräugnenden öftern Abwechſelungen der Kälte und Wärme der Luft entſteht, kann Hinderniſſe in Fortſetzung des Gebrauches der Bäder verurſachen, und bedarf eben ſo vieler Auf-

merkſamkeit, daher müſſen Cur-Gäſte jeden Tag und jede Tageszeit ihre Bekleidung nach der Witterung, und nach Beſchaffenheit und Temperatur der Atmoſphäre einrichten und verändern, und nicht nach der Mode, weil es Sommer iſt, ſich nur allein mit Sommer-Kleidern verſehen. Am meiſten ſollte hierauf das andere Geſchlecht Rückſicht nehmen, welches, wegen ſeines ſchwächern und empfindlichern Körperbaues, weit leichter der Erkältung unterworfen iſt, als das männliche Geſchlecht.

Wie nöthig einruhiger und erquickender Schlaf ſowohl zur Erhaltung als Wiederherſtellung unſerer Geſundheit iſt, weis jedermann. Alle Urſachen *alſo*, die den Schlaf hindern, oder zu ſehr verkürzen, ihn unruhig und weniger erquickend machen, muß ein Bade-Gaſt meiden, und dasjenige thun, was den Schlaf befördert, damit er am folgenden Morgen friſch und leicht ſey, und mit heiterm Geiſte ſeine Cur abwarten könne. Nachtheil iſt es daher, den Körper durch zu langes Gehen in der ſpäten Abend-Luft zu ermüden, und das Blut durch Tanz, Spiel und andere Debauchen zu erhitzen. Jeder Cur-Gaſt ſollte billig nach 9 Uhr auf ſeiner Stube ſeyn, und ſpäteſtens um 10 Uhr zu Bette gehen.

Bey Befolgung der itzt gegebenen Vorſchriften, wird gewiß das lauchſtädter Mineral-Waſſer, wenn ſonſt die Krankheits-Urſachen den Heil-Kräften deſſelben entſprechen, ſeine Wirkung nicht ſchuldig bleiben, vornehmlich wenn der Kranke, auch nach geendigter Cur ſich noch einige Zeit der bey der Cur beobachteten Lebens-Ordnung gemäß verhält, und nicht gleich wieder in diejenigen Fehler zurückfällt, wodurch er ſich ſeinen kränklichen Zuſtand zugezogen hatte. Dieſes iſt um deſto mehr nöthig, da oft bey hartnäckigen und tief eingewurzelten Krankheiten, die gewünſchte Beſſerung nicht gleich während der

Cur

Cur erfolgt, ſondern oft erſt in einigen Wochen, ja Monathen, nach der Cur geſpüret wird. Kranke, die ſich der lauchſtädter Bäder zur Verbeſſerung ihrer Säfte bedienen, thun wohl, zum Beſchluß der Cur, und etwa 3 Wochen nach derſelben, ein Laxier-Mittel zu nehmen, oder noch einige Tage Eger-oder Bitter-Waſſer zu trinken; Andern hingegen, die zur Stärkung des Körpers gebadet haben, iſt es zuträglicher, wenn ſie nicht etwa mit anhaltenden Verſtopfungen des Leibes geplaget werden, oder durch bewußte Diät-Fehler Beſchwerden haben, daß ſie durch vieles und unnöthiges Mediciniren, am allerwenigſten durch Abführungs-Mittel, die Wirkung des Waſſers nicht ſtören. Sind Krankheiten durch den Gebrauch des L. Miner. Waſſ. gänzlich gehoben, ſo iſt es gut, zur Befeſtigung der erlangten Geſundheit, die Cur im folgenden Jahre zu wiederhohlen; nothwendig aber iſt es ſolches zu thun, wenn das erſte Mahl nur Erleichterung dadurch bewirkt worden iſt, um durch den zweyten Gebrauch das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Des Lauchſtädter Sauerbrunnens-Art und Würkung kürzlich doch gründlich entworfen, von Reineccius. (Ohne Druck-Ort und Jahrzahl.)

Friedels kurze doch gründliche Beſchreibung von dem zu Lauchſtädt vor etlichen Jahren bekannt gewordenen Geſund-und Sauerbrunnen. Naumb. 1719, 8.

Jo. Heinr. Linke Relation von dem Lauchſtädter Geſund-Brunnen, ſt. in den Bresl. Sammul. ꝛc. Aug. 1723, S. 189 — 190.

Diſſ. de fontibus medicatis Lauchſtadienſibus. Præſ. *Frid. Hoffmann.* Reſp. *Chriſt. Aug. Lichtenhain.* Hal. 1723. 4. 5 u. e. h. B.

Fr. Hoffmanns kurzer doch gründlicher Bericht von der herrlichen Kraft und dem nützlichen, ſowohl äuſſerlichen, als innerlichen, Gebrauche des Lauchſtädter mineraliſchen Geſundbrunnens, nebſt einer Anweiſung, wie ſolcher gebührend zu gebrauchen, und einem Anhange einiger dadurch geſchehenen Curen. Halle, 1724, 4.

Eb. Deſſ. Caſus, ſiſtens iudicium de aquis medicatis Lauchſtadienſibus, ſt. in Deſſen Medicina-conſultatoria, IV Th. (Halle, 1724, 4.) S. 339 — 344.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Beſtandtheilen, Wirkungen und dem Gebrauch des Lauchſtädter Brunnen, ſt. in No. 17 der wöchentl. Halliſchen Anzeigen, v. J. 1747, und in Webers Auszügen verſchied. Abhandlungen aus den wöch. Hall. Anz. 1 B. (Halle, 1788, gr. 8.) S. 268 — 271.

Jo. Fr. Henkels Betheſda portuoſa, das hülfreiche Waſſer zum langen Leben, inſonderheit in dem Lauchſtädter Brunnen bey Merſeburg und in dem Schlackenbade zu Freyberg; mit neuen Entdeckungen nach der Hiſtorie, Chymie und Medicin angewieſen. Freyb. und Lpz. 1726, 8.
Zweyte Auflage, mit einer Verbeſſerung, Zuſatz vieler ſonderbarer Curen, und angehängter dienlichen Nachricht für Bade-Gäſte, nebſt einer Charte vom Stift Merſeburg vermehret, von S. B. W. Lpz. und Halle, 1746, gr. 8. 10 B.

J. A. Geßners Beſchreibung des lauchſtädter Salzwaſſers, Stutg. 1749, 8.

Die Natur und Wirkung des mineraliſchen Waſſers zu Lauchſtädt, durch Verſuche und Erfahrungen beſtätigt und beſchrieben von Dan. Gottfr. Franzel, Halle, 1768, 8. 15 B.

Jo. Fr. Zückert ſyſtemat. Beſchreib. aller Geſundbrunnen und Bäder Deutſchlands, 2te Aufl. (Königsb. 1776, gr. 8.) S. 528 — 534.

Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Geſundbrunnens zu Lauchſtädt, kürzlich entworfen von Chr. Gotth. Barth. Lpz. 1768, 4. 4 B. ſt. auch in Karl Hammerdörfer Beyträgen zur innern Kenntniß und Geſchichte von Sachſen, 1 St. (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 56 — 76.

Einige Anmerkungen, das Lauchſtädter Bad betreffend, von Börner, ſt. in Deſſen pract. Werken von der Onanie, 3te Aufl. Lpz. 1780.

Ueber Lauchſtädt; aus dem Tagebuche eines Reiſenden 1784, ſt. im Deutſchen Muſeum, 5 St. 1785, S. 423 — 430.

Anhang zu den Mahleriſch-ſchönen Ausſichten von der Stadt Leipzig, in vier Proſpecten von Lauchſtädt. Herausgegeben von K. B. Schwarze. Lpz. 1785. 4 illum. Blätter in längl. Format.

Bemerkungen auf einer Reiſe nach Lauchſtädt, nebſt einigen Nachrichten von dem daſigen Bade, im J. 1787, (in 3 Briefen, von W. L. v. P.) ſt. im Journ. von und für Deutſchland, 3 und 4 St. 1788, S. 253 — 263.
Berichtigung dieſer Briefe, ſt. im 9 St. deſſ. v. e. d. J. S. 221 — 223.

Lauchſtädt, ein kleines Gemählde an Hrn. D. H. in Z. 1787.

Jo. Gottl. Kühn ſyſtemat. Beſchreib. der Geſundbr. und Bäder Deutſchlands, (Bresl. und Hirſchb. 1789, 8.) S. 402 — 409.

Der Geſundbrunnen und das Bad zu Lauchſtädt; hiſtoriſch-phyſikaliſch, chemiſch und mediciniſch beſchrieben von Jo.

Ernſt

Ernſt Andr. Koch, der Medicin Doctor und Bade-Med cus. Nebſt einer kurzen Topographie des Städtchens Lauchſtädt. Lpz. 1790, 8. 8 B.

Taſchenbuch für Brunnen- und Badegäſte 1794, von Hofrath Zwierlein und D. Karl Gottlob Kühn. (Lpz. 12.) S. 130—132, nebſt Abbildung des neuen Tanzſahles und Brunnens.

Lauck, ein Fiſch; ſiehe 1. **Lauge**.

Laucke, ein Beynahme des möllenischen Bieres; ſ. im V Th. S. 30.

Laudanum, ein bey den Alten vorkommendes Wort, welches beſonders *Paracelſus* unter den Aerzten eingeführt hat, und worunter er überhaupt eine ſehr gute, bewährte und vortreffliche Arzeney verſtand; wie man denn auch ein Laudanum perlatum hatte. Heut zu Tage bedeutet das Wort allezeit eine äuſſerliche oder innerliche, zuſammengeſetzte, flüſſige oder weiche Arzeney, die viel Opium hat, die Schmerzen ſtillt und den Schlaf befördert, womit man öfters auch noch andere Arzeneyen zu andern Abſichten vermiſcht. Man findet daher in den Apotheken das Laudanum opiatum, completum und incompletum, Laudanum hyſtericum, Laudannm diureticum oder urinarium Michaëlis, das Laudanum liquidum Sydenhami, und das Laudanum opiatum cydoniatum, oder Extractum opii cydoniatum &c. Siehe unter **Opium**.

Laudemial-Lehen, Feudum laudemiale; ſ. **Lehen**.

Laudemium, ſiehe **Lehen-Ware**.

Laudiren, eine gewiſſe Art der Zubereitung des Tuches bey dem Preſſen; ſiehe unter **Tuch**.

Laudum, das von Schiedsrichtern gefällte End-Urtheil. Es trägt ſich oft zu, daß bey Streitigkeiten der Staaten, gütliche Vergleiche und Tractaten, wegen einiger über die Wichtigkeit und Gerechtigkeit ſeiner eigenen Sache vorgefaßten Meinung und Vorurtheile, unnütz und unwirkſam werden; daher laſſen die in Streitigkeiten gerathenen Staaten nicht ſelten

ihre zweifelhafte Sachen von gewiſſen dazu erwähl⸗ten Schiedsrichtern durch ein Compromiß unterſu⸗chen und entſcheiden. Das von den Schiedsrichtern gefällte End⸗Urtheil, welches, natürlicher Weiſe, verbindlich iſt, wird ein Laudum genannt. Siehe auch Compromiß, im VIII Th. S. 298, fgg.

Laue, eine Gattung Fiſche; ſiehe 1 Lauge.

Lauen, ein Neutrum, mit dem Hülfs⸗Worte ha⸗ben, lau ſeyn. Siehe **Lau**, oben, S. 598.

Lauenau, ein Amt und Flecken an der Aue, in dem Fürſtenthume Calenberg, im niederſächſiſchen Kreiſe. Das **Amt Lauenau** iſt von den Bergen Deiſter und Süntel faſt ganz umgeben, und hat einen ſehr bergi⸗gen Boden, von welchem der Regen die Erde leicht abſpühlt, ſo, daß auf die Aecker von neuem gute Erde gebracht werden muß, wenn ſie fruchtbar ſeyn ſollen. Herzog Erich zu Braunſchweig und Lüneburg gab ſeinem Schwager Otto V. zu Schauenburg, 1573 dieſes Amt zum Manns⸗Stamm⸗Lehn, dagegen der Graf dem Herzoge ſeine Erb⸗Häuſer Bokeloh und Mesmerode wieder zu Lehn auftrug. Als nun Graf Jobſt⸗Hermann, zu Schauenburg⸗Holſtein 1635 mit Tode abgieng, wurde das Amt Lauenau, und als der lezte Graf zu Schauenburg, Otto VI., im J. 1640 den ganzen Mannes⸗Stamm beſchloß, auch Bokeloh und Mesmerode an das Fürſtenthum Ca⸗lenberg gezogen.

Der in dieſem Amte befindliche Flecken Lau⸗enau, hat eine Pfarr⸗Kirche und 53 Feuer⸗Stellen. Es ſind hier 2 landtagsfähige adeliche Güter.

1. **Lauenburg**, **Sachſen⸗Lauenburg**, ein Herzog⸗thum im niederſächſiſchen Kreiſe, welches von dem Herzogthume Holſtein, Biſthume Lübeck, Gebiethe der Stadt Lübeck, Fürſtenthume Ratzeburg, den Herzogthümern Meklenburg und Lüneburg, und den zwiſchen den Reichs⸗Städten Hamburg und Lübeck

gemein

gemeinſchaftlichen ſogenannten Vier = Landen umgeben iſt. Es iſt größten Theils ein ebenes Land, deſſen Erdboden von den Einwohnern, nach dem Unterſchiede ſeiner Güte, in Weizen = Land, Gerſt = Land, Sand = Land und Heide, abgetheilet wird. Ueberhaupt muß er fleißig bearbeitet werden, wenn er fünf bis ſechsfältige Früchte tragen ſoll. Man bauet vielen Flachs. Die Holzungen ſind anſehnlich und einträglich, und die Maſt, welche die Eichen und Büchen in guten Jahren geben, iſt erheblich. Man hat auch Torf. Die Viehzucht iſt beträchtlich, und auf den adelichen Gütern ſind eben ſo, wie in Holſtein und Meklenburg, die ſogenannten Holländereyen gewöhnlich. Ein Vieh = Pachter oder Holländer giebt für jede Kuh jährlich 5 bis 6 Rthlr. Pacht. Ein anſehnlicher Strich des Herzogthumes liegt an der Elbe. Die Bille macht die Gränze zwiſchen dieſem Lande und Holſtein, und geht bey Hamburg in die Elbe. Die Steckenitz verbindet die Elbe und Trave, und iſt, vermittelſt angelegter Schleußen, ſchiffbar gemacht worden. Eigentlich heißt der Fluß nur von Möllen bis Lübeck die Steckenitz, hingegen von Möllen bis Lauenburg die Delvenau, welche aus Vereinigung der Bäche Steinau und Linau entſtanden iſt. Die Wackenitz kommt aus dem ratzeburger See, iſt gleichfalls ſchiffbar, und geht zu Lübeck in die Trave. Die größten Land = Seen ſind der eben genannte ratzeburger See und der Schall = See, von welchem leztern die nördliche Spitze zu dem Fürſtenthume Ratzeburg, und die ſüdliche zu dem Herzogthume Schwerin gehört. Dieſe Flüſſe und Seen liefern mancherley Fiſche.

In dem ganzen Herzogthume ſind 3 Städte, (Ratzeburg, Lauenburg und Möllen,) 1 Flecken, und ungefähr 36000 Menſchen. Die Land = Stände beſtehen aus der Ritterſchaft und den Städten. Es

ſind zwar 27 adeliche Güter vorhanden; allein, 4 derſelben ſind nicht in die Landes-Vereinigung aufgenommen worden, und haben alſo auch nicht Siz und Stimme auf den Land-Tagen, hingegen die übrigen 23, welche 13 adelichen Familien gehören, haben auf dem Land-Tage 25 Stimmen, weil 2 derſelben jedes 2 Stimmen führen. Die feyerlichen Land-Tage werden zu Büchen gehalten, die beſondern Verſammlungen aber zu Ratzeburg, in einem beſondern Zimmer der Regierungs-Kanzelley. Das Land-Marſchall-Amt des Herzogthumes beſitzen die v. Bülow wegen des Lehen-Gutes Gudow, auf welchem es haftet. Der Land-Marſchall iſt zugleich erſter Land-Rath, und auſſer ihm ſollen noch 3 Land-Räthe ſeyn, es ſind aber ſeit vielen Jahren 2 Stellen unbeſetzt. Die Ritter- und Landſchaft hat ihren beſondern Syndikus. Die Privilegien der Ritter- und Landſchaft erhellen aus dem lauenburgiſchen Landes-Receſſe von 1702, welchen die Könige Georg I. und Georg II. in allen Stücken und Puncten beſtätigt haben.

Das ganze Land bekennt ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Ueberhaupt ſind 35 Pfarr-Kirchen und Kirchſpiele vorhanden, und ſind der Aufſicht eines Superintendenten anvertrauet, welchen der Landes-Herr verordnet. Bey General-Kirchen-Viſitationen, welche aber ſelten gehalten werden, ſind zugegen: ein Mitglied der Regierung, welches der Landes-Herr beſtimmt, und dabey den Vorſitz hat; der Superintendent; derjenige von der Ritterſchaft, welcher ein Mitglied des Conſiſtorii iſt; in den landesfürſtlichen Pfarren der Amtmann, in deſſen Amt die Kirche gehört, in adelichen Pfarren aber der Patron, und in den Städten ein Deputirter von jeder Stadt. Die beſondern Viſitationen, welche ſeit vielen Jahren allein gewöhnlich ſind, werden von

dem Superintendenten mit Zuziehung der Obrigkeit eines jeden Ortes angeſtellet. Sie geſchehen in jedem Kirchſpiele alle 3 Jahr 1 Mahl. In den Städten ſind für die ſtudierende Jugend lateiniſche Schulen vorhanden.

An Manufacturen und Fabriken fehlt es ganz. Die Ausfuhr des Landes beſteht darin, daß jährlich ungefähr 1000 Laſt Rocken, etwa 200 Tonnen Butter, jede zu 224 Pfund gerechnet, ungefähr 450 Ctn. Käſe, etwa 7000 Stein (70000 Pf.) Wolle, ungefähr für 20000 Rthlr. Bau- und Brenn-Holz, und für einige 100 Thaler Fiſche, ausgeführt werden.

Vor Alters iſt dieſes Land ein Stück von Slavia transalbina geweſen, und ſeine zu den weſtlichen Slaven oder Wenden gerechneten Einwohner ſind, wegen ihrer Lage an der Elbe, Polaber genannt worden. Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachſen und Bayern, machte ſich auch dieſe Polaber unterthänig, und beſaß ihr Land als ein völliges Eigenthum. Die unbillige Achts-Erklärung, welche über ihn ergieng, konnte ihn deſſelben nicht berauben, weil es kein Reichs-Lehn war. Nichts deſto weniger ſuchte der den verordnete Herzog zu Sachſen, **Bernhard**, ſich auch dieſes Land unterwürfig zu machen, und erbauete 1182, als Herzog **Heinrich** in England war, das feſte Schloß Lauenburg aus den Steinen des von Herzog **Heinrich** verwüſteten Schloſſes Erteneburg. Es zerſtörten ſolches zwar die Grafen von Holſtein, Schwerin und Ratzeburg; ſie mußten es aber auf kaiſerlichen Befehl wieder aufbauen. **Heinrich** der Löwe nahm es 1189 in Beſitz, und behauptete es, nebſt dem ganzen Lande, wider den Herzog **Bernhard**. Als ſeine Söhne die väterlichen Lande theilten, wurde es zu dem Erbtheile **Wilhelm's** von Lüneburg geſchlagen; es ſcheint aber nicht, daß er zum wirklichen Beſitz deſſelben gelangt ſey; denn Graf **Adolph**

von

von Holſtein machte ſich bald Meiſter davon, und der Herzog und Pfalzgraf **Heinrich** belehnte ihn 1197 mit demſelben, der Graf aber mußte es zu ſeiner Erlöſung 1203 an den däniſchen König **Waldemar** II. abtreten, welcher ſeiner Schweſter Sohn, den tapfern Grafen **Albrecht** von Orlamünde, auch zum Statthalter von Lauenburg machte. Als aber derſelbe in der bornhöveter Schlacht von dem Grafen v. **Schwerin** gefangen genommen wurde, gab er demſelben 1227 Lauenburg zum Löſe-Gelde für ſich, und der Graf v. **Schwerin** überließ es an Herzog **Albrecht** von Sachſen, für den ihm in dieſem Kriege geleiſteten Beyſtand. Dieſer Herzog hat alſo das Schloß und Land Lauenburg zuerſt an ſein Haus gebracht, und es iſt ganz und gar kein Zugehör des ſeinem Vater verliehenen Herzogthumes Sachſen geweſen. Da auch die Fürſten von Anhalt nicht von dieſem Herzoge **Albrecht**, ſondern von deſſelben Bruder, Grafen **Heinrich** dem Fetten, abſtammen, ſo können ſie wegen Bluts-Verwandtſchaft keine Erbfolge in den von Jenem neu erworbenen Ländern verlangen, wo ſie nicht beweiſen, daß ſie von ihm in die Mit-Belehnſchaft angenommen worden ſeyn. Dieſes lauenburgiſche Land aber iſt von der Zeit an, daß es an Herzog **Albrecht** gekommen iſt, ein beſonderes Fürſtenthum oder Herzogthum geweſen, deſſen Beſitzer auch Herzoge von Nieder-Sachſen genannt worden ſind. Das Haus Braunſchweig und Lüneburg hat ſich ſeines Rechtes auf dieſes alte Eigenthum **Heinrich's** des **Löwen** niemahls begeben; es haben auch die Herzoge **Wilhelm** und **Magnus** ſich mit Herzog **Erich** von Sachſen-Lauenburg 1369 dahin verglichen, daß, im Falle der lauenburgiſche Stamm erlöſchen würde, das Herzogthum an die Herzoge zu Braunſchweig und Lüneburg fallen ſolle; zu welchem Ende ihnen auch damahls die lauenburgiſche Landſchaft die

Even-

Eventual-Huldigung geleiſtet hat. Als nun dieſer Fall 1689 mit dem Abſterben Herzogs Julius Franz erfolgte, nahm Herzog Georg Wilhelm zu Celle Beſitz von dieſem Herzogthume, und verglich ſich hierauf 1697 mit dem Kurfürſten zu Sachſen, welcher, wegen der ſeinen Vorfahren vom Kaiſer Maximilian I. darauf ertheilten Anwartſchaft, Anſpruch daran machte, auch nach dem lezten lauenburgiſchen Herzogs Tode zuerſt den Beſitz deſſelben ergriffen hatte. Die Anforderungen, welche die Herzoge zu Sachſen, erneſtiniſcher Linie, die Fürſten zu Anhalt, die Herzoge zu Meklenburg, das Kurhaus Brandenburg, und die lauenburgiſchen Allodial-Erben daran machen, ſind in den Vindiciis iuris Brunſuicenſis & Luneburgenſis in ducatum Saxo-Lauenburgicum, welche Phil. Fr. Strube, 1754, zu Göttingen, unter des Hofrathes Ayrer Vorſitz vertheidigt hat, gelehrt und gründlich beſtritten worden. Nach des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle Tode, fiel Lauenburg an den Kurfürſt Ernſt Auguſt zu Braunſchweig und Lüneburg, an den die fürſtl. braunſchweigwolfenbütteliſche Linie 1706 ihre Anſprüche auf den Mitbeſitz des Herzogthumes abtrat. König Georg I. erhielt 1716 zum erſten Mahl die kaiſerliche Belehnung über dieſelbe, nebſt Sitz und Stimme im Reichs-Fürſten-Rathe. König Georg II. brachte 1738 und 39 das Amt Steinhorſt wieder an daſſelbe.

Wegen dieſes Herzogthumes hat der König von Groß-Brittanien, ſowohl im Reichs-Fürſten-Rathe, als bey dem niederſächſiſchen Kreiſe, eine fürſtliche Stelle und Stimme. Der Reichs- und Kreis-Matrikular-Anſchlag deſſelben iſt 8 zu Pferde, und 30 zu Fuß, oder 216 Fl. Zu einem Kammer-Ziele giebt es 243 Rthlr. 43½ Kreuzer.

Das Herzogthum hängt zwar von dem kön. und kurf. Geheimenraths-Collegio zu Hannover ab, hat aber

aber ſeine beſondere Regierung, welche aus dem jedesmahligen Land-Droſten des Herzogthumes, und 3 Regierungs-Räthen, beſteht. Es hat ferner ein eigenes Hof-Gericht, welches aus einem Hof-Richter, 2 Land-Räthen, 2 Hof-Räthen, und 2 andern ſonſt nicht in landesfürſtlichen Dienſten ſtehenden Aſſeſſoren, beſteht. Die Wahl des Hof-Richters, (wobey die Landes-Herren ordentlicher Weiſe auf die einheimiſche Ritterſchaft, und vornehmlich auf den jedesmahligen Land-Marſchall gnädigſt zu ſehen verſprochen haben,) der Hof-Räthe und des einen Aſſeſſors, ſteht allein beym Landes-Herrn die zwey Land-Räthe und der andere Aſſeſſor aber werden von Ritter- und Landſchaft präſentirt, und von dem Landes-Herrn beſtätigt. Von dem Hof-Gerichte wird an das Ober-Apellations-Gericht zu Celle appellirt, wo die Rechts-Sachen ihre lezte Entſcheidung finden, nachdem Kur-Braunſchweig, 1747, in Anſehung dieſes Herzogthumes, ein uneingeſchränktes kaiſerliches Privilegium de non appellando erhalten hat. Endlich hat das Herzogthum auch ſein beſonderes Conſiſtorium, welches aus dem jedesmahligen Land-Droſten, als Präſes, 1 Aſſeſſor aus der Ritterſchaft, welchen dieſer präſentirt, 1 Hof-Rath, dem Superintendenten, einem andern Prediger, den das geſammte Collegium präſentirt, und einem Aſſeſſor, den die Städte wechſelweiſe präſentiren, und der demſelben allemahl ein ganzes Jahr lang beywohnt, beſteht. Alle dieſe Collegia ſind in Ratzeburg.

Die Ritterſchaft und die Magiſträte der Städte haben in ihren Diſtricten die hohe und niedere Gerichtbarkeit. In Civil-Sachen geht die Appellation von den Stadt-Gerichten an die Regierung, wie von den landesfürſtlichen Aemtern, aber von den adelichen Gerichten an das Hof-Gericht.

Die unmittelbaren landesherrſchaftlichen Einkünfte kommen von den Kammer-Aemtern, und Regalien. Die Ritter- und Landſchaft (aber nicht ihre Leute, und die Bürger in den Städten,) ſind vom Zoll-Brücken-Damm- und Wege-Gelde frey, doch muß das gewöhnliche Fähr-Geld zu Artelnburg und Dargau, und das Brücken-Geld zu Ratzeburg, ohne Unterſchied von jedermann erleget werden. Die Cotributions-Summe wird mit Einwilligung der Ritter- und Landſchaft angelegt, welche auch bey ihren Anſchlägen und der Eintheilung derſelben bleibt. Das Verhältniß des Beytrages, welchen die Aemter, Ritter- und Landſchaft zu der Contributions-Summe liefern, iſt folgendes:

Wenn das Amt Lauenburg giebt - -	92 Rthlr.	18 Sch.	5 Pf.
ſo giebt Ratzeburg	60 =	32 =	— =
— — Neuhaus	58 =	34 =	— =
— — Schwarzenbeck	52 =	8 =	— =
zuſammen	263 Rthlr.	44 Sch.	5 Pf.

Die Ritterſchaft - -	109 Rthlr.	19 Sch.	7 Pf.
Die Stadt Ratzeburg	12 =	— =	— =
— — Lauenburg	8 =	42 =	8 =
— — Möllen -	20 =	— =	— =
zuſammen	150 Rthlr.	14 Sch.	3 Pf.

Das neu erworbene Amt Steinhorſt fehlt in dieſem Anſchlage. Von der Contribution beſtreitet der Landes-Herr die Reichs- und Kreis-Steuern, auch andere zu der Landes Nothdurft erforderliche Koſten.

Die Haupt-Stadt Lauenburg iſt klein, und liegt an einem Berge bey der Elbe und Steckenitz. Manche Häuſer ſind in der Tiefe dergeſtalt erbauet, daß das oberſte Stockwerk mit den Straßen in Einer Linie iſt; andere Häuſer hingegen ſind einige Ellen höher

höher, als die Straßen, angelegt. Die Stadt hat von der Schifffahrt, und vom Getreide- und Holz-Handel gute Nahrung. Es werden hier viele auf der Steckenitz nach Lübeck gebracht, auch iſt hier ein wichtiger Elb-Zoll. Von dem auf der Höhe liegenden alten herzoglichen Reſidenz Schloſſe, iſt noch ein Flügel vorhanden, welcher der Sitz des Amtes Lauenburg iſt, und eine ſehr ſchöne Ausſicht hat.

Von **Verkoppelung der Dörfer im Herzogthume Lauenburg**, ſ. im XLIV Th., S. 256, f.

> **Edict, die Verrufung einiger däniſchen Münzen im Herzogthume Lauenburg betreffend**, d. d. Ratzeburg, d. 1 Aug. 1788, ſt. in den Annalen der braunſchw. lüneburgiſchen Churlande, 3 Jahrg. 3 St. (Hannov. 1789, gr. 8.) S. 500, f.

2. **Lauenburg**, eine Herrſchaft, Amt und Stadt, welche nebſt Bütow zu Weſt-Preußen gehören, und als ein eigener Kreis mit Hinter-Pommern vereinigt worden ſind.

Die **Lande Lauenburg und Bütow** ſind von je her vielen Veränderungen, und in den älteſten Zeiten bald den Königen von Pohlen, bald den Herzogen von Pommern, unterworfen geweſen. Im 14ten Jahrhunderte kamen ſie, als ein Theil von Pommerellen, unter die Bothmäßigkeit der Kreuz-Herren, bald nachher aber, im J. 1445, fielen ſie mit einem großen Theile vom deutſchen Orden ab, und ergaben ſich mit beſondern Vorrechten in pohlniſchen Schutz. Im J. 1455 erhielt ſie der Herzog von Pommern Erich, wegen treu geleiſteter Dienſte, von dem pohln. Könige Caſimir, doch ohne Lehns-Verbindlichkeit, hingegen von 1460 an haben die Herzoge von Pommern dieſe Lande als ein freyes Lehen der Krone Pohlen beſeſſen. Die Krone Pohlen ſuchte zwar in den folgenden Zeiten die Herzoge von Pommern zu Lehn-

Dienſten zu bringen, dieſe aber bequemten ſich dazu nicht. Im J. 1526 wurden die Lande Lauenburg und Bütow, bey Gelegenheit einer Forderung an König Sigismund von Pohlen, mit allen ihren Zubehörungen, Nutzungen und Herrlichkeiten, auch mit der Befreyung von der Lehens-Pflicht und von allen Dienſten und Abgaben, an die Herzoge von Pommern und ihre männliche Erben überlaſſen, und zwar mit der Verpflichtung, daß bey einer jeden Krönung eines neuen Königes von Pohlen, die Herzoge von Pommern entweder ſelbſt, oder ihre Räthe, die Lehns-Empfängniß ſuchen, und dieſelbe alsdann ohne Entgelt erhalten, und dieſe Lande, nach Abgange des männlichen Stammes wieder an Pohlen zurück fallen ſollten. Nach dem im J. 1637 erfolgten Tode des lezten Herzoges von Pommern Bogislab XIV., wurden die Lande Lauenburg und Bütow, als ein eröffnetes Lehn, von dem Könige von Pohlen, Vladislab IV., eingezogen, und der Woywodſchaft Pommerellen einverleibet, und die Unterthanen mußten die Huldigung nebſt der Eides-Pflicht leiſten; allein, im J. 1657 wurden Lauenburg und Bütow durch den zu Wehlau geſchloſſenen und zu Bromberg (Bydgoſz) beſtätigten Vertrag dem Kurfürſten von Brandenburg, **Friedrich Wilhelm** und ſeinen männlichen Deſcendenten, als ein freyes Lehn, und unter eben den Bedingungen, wie dieſelben von den Herzogen von Pommern beſeſſen waren, von dem Könige von Pohlen Johann Caſimir überlaſſen, und von dem Kurfürſten ohne Eidesleiſtung zu Lehn empfangen, worauf am $\frac{25}{15}$ Apr. 1658 die wirkliche Uebergabe erfolgte. In dieſem Verhältniſſe mit Pohlen blieben die Lande bis zum J. 1773. Aber in dieſem Jahre entſagten der König und die Stände von Pohlen und Litauen auf die bündigſte Weiſe allem Lehn-Rechte, dem Rückfall-Rechte, und überhaupt allen und jeden

andern Rechten oder Anſprüchen, welche ſie jezt oder künftig auf die Diſtricte von Lauenburg und Bütow machen könnten, und traten alle dieſe Rechte auf dieſe Landſchaften dem Könige von Preuſſen ab. In eben dieſem Vertrage wurde ausgemacht, daß die Katholiken alle ihre Beſitzungen und ihr Eigenthum in Anſehung des Weltlichen behalten, in Anſehung der Religion in ſtatu quo bleiben.

Nach der im J. 1662 entworfenen Land- und Appellations-Gerichts-Ordnung, hatte die Ritterſchaft die erſte Inſtanz vor dem Land-Gerichte, ſo wie auch unter der pohlniſchen Regierung. Dieſes Gericht beſtand aus dem Land-Richter, 4 Beyſitzern und 1 Notarius, die alle von adelichem Stande und in dieſen beyden Herrſchaften angeſeſſen ſeyn mußten; jährlich wurde es 3 Mahl gehalten. Die Appellationen giengen an das für ſolche angeſtellte Tribunal. Von den Ausſprüchen deſſelben, welches jährlich nur ein Mahl gehalten wurde; fand kein weiteres Rechts-Mittel Statt.

Im J. 1773 wurden die ſeit alten Zeiten, unter dem Nahmen eines Grod- und Land-Gerichtes und Tribunales beſtellt geweſene Juſtiz-Collegien, nebſt der bisherigen Oberhauptmanns-Stelle, aufgehoben, und dagegen die Diſtricte Lauenburg und Bütow in Anſehung der Juſtiz-Verfaſſung und alles desjenigen, was nicht vor das Finanz-Departement gehört, mit der Provinz Weſt-Preußen vereinigt, ſo, daß auch die weſtpreußiſche Regierung in Marienwerder ſeitdem das Ober-Landes-Juſtiz-Collegium iſt. Anſtatt der bisherigen zwey Juſtiz-Collegien in Lauenburg, nähmlich des Grod- und Land-Gerichtes, und des Tribunales, wurde ein für dieſe beyden Diſtrikte und die darin vorfallenden Juſtiz-Geſchäfte vollkommen hinreichendes Land-Vogtey-Gericht in Lauenburg, auf eben dem Fuße, wie die in Weſt-Preußen,

be-

beſtellt; die Städte Lauenburg, Bütow und Leba behielten zwar ihre bisherige innere Einrichtung, in allen zu der Kriegs- und Domainen-Kammer und dem Finanz-Departement nicht gehörigen Sachen aber wurden dieſe Städte und deren Magiſträte auch der weſtpreußiſchen Regieruug unterworfen; an dieſe müſſen daher auch die Appellationen gerichtet werden. Die Domainen-Aemter Lauenburg und Bütow, wurden in Anſehung der zu dieſer Aufſicht der Kammer und zum oekonomiſchen Zuſtande gehörigen Juſtiz-Adminiſtration, nach dem Reſcript v. 8 März 1774, nicht zur Rechts-Pflege der weſtpreußiſchen Kammer geſchlagen, ſondern blieben nach ihrer vormahligen Verfaſſung in der Verbindung mit Pommern.

Im J. 1777, wurden die Lande Lauenburg und Bütow mit Hinter-Pommern vereiniget, ſo, daß ſie 1) in allen öffentlichen Landes-Oekonomie- und Polizey-Sachen mit der Provinz Hinter-Pommern Einen Körper ausmachen; 2) die ganze Ritterſchaft und die Eigenthümer des platten Landes dieſer Herrſchaften genießen, von dieſer Zeit an, alle Freyheiten, Herrlich- und Gerechtigkeiten, Privilegien, Gerechtſamen, Gebräuche und Gewohnheiten, auch Vorzüge, welche der Adel von Hinter-Pommern zu genießen hat; 3) zur Erhaltung dieſer Gerechtſamen machen dieſe Herrſchaften einen eigenen Kreis aus, und haben ihren Land-Rath; 4) ſo wie die ordentliche vierteljährige Steuer in Hinter-Pommern von 45,600 Rthlr. auf 17,350 Land-Hufen vertheilt iſt, ſo wurde nach dem Hufenſtande dieſer Herrſchaften, welcher $338\frac{56891}{136800}$ Land-Hufen beträgt, die vierteljährige Steuer derſelben auf 889 Rthlr. feſtgeſetzt (*).

(*) Ausführlichere Nachrichten von dieſer Verbindung, und von dem deshalb am 2 Apr. 1777 zwiſchen den hinterpommerſchen

Die ſämmtlichen adelichen Güter des lauenburg- und bütowſchen Kreiſes ſind freye Allodial Ritter-Güter, und in beyden Diſtricten ſind keine Lehn-Güter vorhanden. Die Regalien, Privilegien und Gerechtſamen der adelichen Güter beſtehen vornehmlich in der hohen und niedern Gerichtbarkeit, der Brau- und Branntweinbrennerey-Gerechtigkeit, der Mühlen-Gerechtigkeit, der Jagd-Gerechtigkeit, dem Patronat-Rechte über die in den adelichen Dörfern belegenen Kirchen und Schulen, und bis zum J. 1783 auch im Strand-Rechte in ihren Gränzen, welches aber in gedachtem Jahre aufgehoben wurde (*).

Der **lauenburg- und bütowſche Kreis** gränzt gegen Norden an die Oſt-See, gegen Oſten und Süden an Weſt-Preußen, und gegen Weſten theils an den rummelsburgiſchen, theils an den ſtolpiſchen Kreis im Herzogthume Pommern. Der Flächen-Inhalt des lauenburgiſchen Diſtrictes beträgt $21\frac{1}{4}$, und des bütowſchen $8\frac{1}{8}$ Quadrat-Meilen. Der ganze Kreis enthält: 3 Städte, Lauenburg, Bütow und Leba; 2 königl. Domainen-Aemter, Lauenburg und Bütow, mit 56 Dörfern und Antheilen an ſolchen; 10 Amts-Vorwerke; 126 adeliche Dörfer und Antheile an ſolchen, auch 321 Vorwerke; desgl. 2 ſtädtiſche Dörfer, und 4 dergleichen Vorwerke.

Die königl. **Immediat-Stadt Lauenburg**, in alten Urkunden Lebenburg, Lewenburg, oder Lauenburg, L. Leoburgum, liegt, unter der Länge von

ſchen und den lauenburg- und bütowſchen Ständen geſchloſſenen, und zu Berlin am 15 May 1777 von Friedrich II. höchſt eigenhändig beſtätigten Receſſe, findet man in Brüggemann's Topographie von Pommern, 2 Th. 2 B. S. 1031, fgg.

(*) Verordnung wegen Aufhebung des Strandrechts an der See-Küſte von Preußiſch-Pommern, d. d. Potsdam, d. 25 Jul. 1783, ſt. im Journ. von und für Deutſchland, 1785, 9 St. S. 232, f.

von 35° 28′, und Breite von 54° 35′, 3 Meilen von Leba und der Oſt-See, 4 Meilen von Neuſtadt, 5 von Bütow, 6 von Stolpe, und 8 von Danzig, in einem Thale an dem Fluſſe Leba (*); welcher ſich durch das ſogenannte Mohr in den Leba-See, aus denſelben aber in die Oſt-See ergießt, und in welchem ſie, nach dem Privilegio v. 1 Jan. 1341, die freye Schifffahrt in und aus der Oſt-See und Fiſcherey hat. Sie ſoll um das J. 1285 erbauet worden ſeyn. Sie gehörte, bereits erwähnter Maßen, ehemahls zu Pommerellen, und ſtand mit dieſem Diſtricte in den älteſten Zeiten wechſelweiſe unter der Herrſchaft der Könige von Pohlen, der Herzoge von Pommern, der Kreuz-Herren, u. ſ. w. Sie hat 2 Thore, das danziger und das ſtolper Thor, und überdem die Koppel- und die Schloß-Pforte.

Lauenburg war in ältern Zeiten, nach damahliger Art, eine gute Feſtung, wovon noch jezt ihre hohe und ſtarke Ringmauer zeugt, worauf ſich im J. 1782, auſſer einem achteckigen Thurme, und 2 über den Stadt-Thoren erbaueten, noch 24 viereckige aus dem Grunde gemauerte Thürme befanden. Hier waren.

im Jahr	Häuſer mit Ziegel- Dächern	Häuſer mit Stroh-Dächern	Summa.	Scheunen.
1782	236	2	238	38
1789	212	2	214	39
1791	229	2	231	39

Die Stadt ſtand im J. 1791, nach dem Feuer Societäts-Cataſtro im Anſchlage mit 71,451 Rthlr.

 In

(*) Von dem Fluſſe Leba, und der ehemahligen dortigen waldigen Gegend, hat die Stadt ohne Zweifel ihren Nahmen. Lebe oder Leve heißt im Wendiſchen ein Wald.

In der Stadt waren im J. 1791, 33 publike und Privat-Brunnen. An Feuer-Anſtalten waren vorhanden: 2 metallene und 208 hölzerne Sprützen, 12 Leitern, 208 lederne Eimer, 8 Haken, und 8 Waſſer-Kufen.

Die Anzahl der Einwohner vom Civil-Stande betrug.

	Summa aller Einwohner.	Darunter waren Juden.
im Jahr 1782 - - -	1380	30
— — 1784 - - -	1245	
— — 1786 - - -	1304	
— — 1789 - - -	1453	
— — 1791 - - -	1383	29

Vom Civil-Stande waren hier bey der lutheriſchen Gemeine

	Getraute	Geborne				Geſtorb.		
im Jahre	Par	Söhne	Töchter	Summa	Darunter waren uneheliche Kinder beiderley Geſchlechts.	Männliche	Weibliche	Summa
1790	7	21	21	42	8	37	19	56
1791	3	23	16	39	10	15	20	35

Bey den katholiſchen Gemeinen zu Lauenburg, Bütow und den dazu eingepfarrten Dörfern, waren: im J. 1783, Getraute 6 Par; Geborne 21; Geſtorbene 20. Im J. 1784, Getraute 9 Par; Geborne 58; Geſtorbene 24.

Die Garniſon in Lauenburg beſteht aus 1 Eſcadron Huſaren. Die Stadt gehört zum Canton des zu Greiſenberg in Garniſon ſtehenden Dragoner-Regimentes.

Zu

Zu den vorzüglichſten Gebäuden gehören:

1. Das Schloß, ein altes und feſtes Gebäude, welches der Herzog **Johann Friedrich** ſoll haben neu erbauen laſſen. Es war ehemahls der Sitz des Ober-Hauptmannes der Lande Lauenburg und Bütow, und des Amtes Lauenburg (*). Jezt werden in dieſem Schloſſe die Sitzungen des hieſigen kön. Land-Vogtey-Gerichtes gehalten, deſſen Director auch auf demſelben wohnt.

2. Drey Kirchen.

a) Die evangeliſch-lutheriſche Kirche zu St. Salvator, welche faſt mitten auf dem viereckigen Markte ſteht, und unter welcher das Rathhaus, die Stadt-Schule und die Stadt-Wage angebracht ſind. An dieſer Kirche ſtehen 2 Prediger, (wovon der erſte, ſeit 1775, zugleich Jnſpektor über die lutheriſchen Stadt- und Amts-Kirchen des lauenburgiſchen Kreiſes iſt,) welche unter den königlichen Landes-Collegien zu Marienwerder ſtehen.

b) Die römiſch-katholiſche Kirche zu St. Jacob, welche hier die größte iſt, und welche die Lutheraner der hieſigen kleinen römiſch-katholiſchen Gemeine abtreten mußten. Daran ſteht 1 Propſt, welcher aber alles durch ſeine Diakonen ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande, verrichten läßt.

c) Die reformirte Schloß-Kirche, an welcher ehemahls ein Schloß-Prediger ſtand. Jezt wird der reformirte Gottes-Dienſt nur vierteljährig 2 Mahl von dem reformirten Prediger des 5 Meilen von hier entlegenen, weſtpreußiſchen Dorfes Krockow beſorget, und zugleich das Abendmahl ausgetheilt. Die reformirte Gemeine gehörte ehemahls zur pommeriſchen, ſeit 1774 aber zur weſtpreußiſchen Jnſpektion.

(*) Der Sitz des Amtes Lauenburg wurde nachher nach dem Vorwerke Neuendorf verlegt.

3. Die lateiniſche Stadt-Schule, welche 1 Rector und 1 Cantor hat; und zwey deutſche Schulen. Die Reformirten und die Römiſch-katholiſchen haben keine Schulen, weder in der Stadt noch auf dem Lande, und müſſen daher ihre Kinder in den lutheriſchen Schulen unterrichten laſſen.

Stiftungen ſind hier: das St. Georgen-Hoſpital, und ein Armen-Haus. Es iſt hier auch noch ein königl. Acciſe-Zoll-und Poſt-Amt.

Die Einwohner werden in 4 Stände eingetheilt, und nähren ſich theils von 50 Pommeriſchen Hufen Land, vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, von 3 Kram-und Vieh-Märkten, und ihren Handwerken.

Der Magiſtrat, welchem das Wahl-Recht ſeiner Glieder zuſteht, beſteht aus 1 dirigirenden Bürgermeiſter, 1 Juſtiz-Bürgermeiſter, 1 Kämmerer, 2 Senatoren und 1 Secretarius; und hat die obere und niedere Gerichtbarkeit. Auſſer dem Magiſtrate iſt hier noch ein beſonderes Stadt-Gericht vorhanden, welches aus 1 Stadt-Richter und 4 Gerichts-Schöppen beſteht, welche die auſſergerichtlichen Handlungen als: die Aufnahme der Teſtamente, Inventarien, Auctionen ꝛc. verſehen, und welche ebenfalls von dem Magiſtrate gewählet, und von der königl. Regierung beſtätiget werden. Hiernächſt werden auch von dem Magiſtrate 10 Bürger ernannt, welche die Stadt-Ordnung vorſtellen, und in öffentlichen ſtädtiſchen Angelegenheiten von dem Magiſtrate zugezogen werden. Die hohe und niedere Jagd kommt dem Magiſtrate zu.

Die Stadt ſteht in allen Juſtiz-Kirchen-und Schul-Sachen unter der kön. weſtpreuß. Regierung zu Marienwerder; in Anſehung der Kammer-Finanz-und Polizey-Sachen, ſo wie auch der Acciſe-

und

und Zoll-Sachen gehört die Stadt aber zu Pommern.

Das Wapen der Stadt, ſind drey Thürme und ein aufgerichteter Löwe, welcher ſich mit der einen Klaue an einem Thurme lehnt. Auſſer der bey der Stadt liegenden kön. Schloß-Mühle, beſitzt die Stadt noch eine Loh- und eine Walk-Mühle.

Die Laſten der Bürgerſchaft beſtehen in der kön. Acciſe, dem Zettel- und Plombage-Gelde, der Nachſchuß- und Fabriken-Steuer nebſt dem Servis und den übrigen gewöhnlichen Abgaben, welche jährlich gegen 8108 Rthlr. betragen.

Auſſer den genannten Beſitzungen, und der Stadt-Ziegeley, nebſt einem Kalk-Ofen, gehören zum Eigenthum der Stadt: das Dorf Camelow, ½ Meile von Lauenburg; 3 Vorwerke, Dzechen, Falken und Röpke; 2 kleine Pächtereyen; 17 Feuerſtellen; 5 Bauern.

Das kön. **Domainen-Amt Lauenburg** begreift

a) 19 Dörfer und Antheile an ſolchen, worunter 2, ſeit 1540 angelegte Colonien ſind; 4 Vorwerke, 2 kleine Pächt- und Holländereyen, 1 Amts-Ziegeley, und 10 Erb-Waſſermühlen.

b) 321 Feuerſtellen, 2 lutheriſche Mutter-Kirchen, 1 Filial-Kirche.

c) 14 Frey-Schulzen, 143 Bauern; 2 lutheriſche Prediger, 8 lutheriſche Küſter und Schul-Meiſter.

Die Waldungen betragen ungefähr 4000 Morgen.

Der kön. Beamte wohnt auf dem, ¼ Stunde von Lauenburg gelegenen, Vorwerke Neuendorf.

Lauenförde, ein kurbraunſchweigiſches Amt, an der Weſer, mit einem Flecken gleiches Nahmens, wo ein Weſer-Zoll entrichtet wird, im Fürſtenthume Calenberg. Man findet daſelbſt große Waldungen.

Der Flecken hat vor Alters den Grafen v. Daſſel zugehört. Zu der Pfarr-Kirche deſſelben halten ſich auch die nächſten Lutheraner in dem benachbarten Biſthume Paderborn. Es hat dieſes Amt vormahls einen Theil des Amtes Nienover ausgemacht, iſt aber von demſelben getrennet, und denen v. Spiegel verpfändet worden, nach der Wiedereinlöſung aber ein beſonderes Amt geblieben, doch iſt die Regiſtratur deſſelben zu Nienover, wo auch die lauenfördiſchen Amts-Unterthanen gerichtet werden.

1. **Lauenſtein**, vor Alters **Löwenſtein**, ein Schloß, Marktflecken und Amt, im Fürſtenthume Culmbach oder Bayreuth, an den vogtländiſchen Gränzen, hat in der Nähe einen Kupfer-Hammer. Dieſen Ort haben die Grafen **von Orlamünd** nach Abſterben der Herzoge von **Meran** beſeſſen, und dem fürſtl. Hauſe zu Lehn aufgetragen, 1430 in dieſer Eigenſchaft an die Grafen **von Gleichen** verkauft, von denen er 1438 an die Grafen **von Schwarzenburg**, und von dieſen auf die Grafen **von Mansfeld** gebracht worden iſt, die ihn denen **von Thün** als ein After-Lehen verliehen, von denen er zurück an den Ober-Lehns-Herrn gekommen iſt.

2. **Lauenſtein**, vor Alters **Lawenſtein Leonſtein**, **Löwenſtein**, eine Herrſchaft und ein Vaſallen-Städtchen an der Müglitz, im erzgebirgiſchen Kreiſe, in Meißen, mit einem altſchriftſäſſigen Ritter-Gute und Berg-Schloſſe, unweit Geyſing und Bärenſtein, wo die Tiefebach und die Geyſingsbach ſich mit der Müglitz vereinigen. Es hat 69 Häuſer; und im J. 1779 zählte man hier 96 Familien mit 226 Menſchen über 10 Jahr. Zur Stadt gehören 2 Magazin-Hufen. Die **Herrſchaft Lauenſtein** fiel, bey der Landes-Theilung des Kurfürſten **Friedrich** II. mit ſeinem Bruder **Wilhelm**, auf des Erſten Portion, zu welcher Zeit ſie **Münzer** aus Freyberg beſaßen,

ßen, von denen 1490 Stephan Allepeck der Jüngere dieſe Herrſchaft kaufte. Nach der Zeit kam ſie an die v. Salhauſe; 1515 nahm dieſelbe Rudolph v. Bünau zu Tetſchen in Böhmen in Beſitz, und brachte ſie dadurch an die Bünauiſche Familie. Sie umfaßt auſſer dieſem Städtchen und Neu-Geyſing noch den Flecken Zinnwald und viele Dorfſchaften. Die Herren v. Bünau ſind hier unter andern mit dem Berg-Regale über Eiſen und Zinn beliehen, daher ſie auch ein eigenes Berg-Amt unterhalten. Ueber der Stadt liegt ein uraltes Berg-Schloß, und unweit derſelben wurde ehemahls ein reichhaltiges Zinn- und Eiſen-Bergwerk betrieben. Auch liegt hier ein Jaſpiß-Bruch, wiewohl der Sprödigkeit des Geſteines wegen ungenutzt.

3. **Lauenſtein**, ein Amt und Flecken im Fürſtenthume Calenberg. Das **Amt Lauenſtein** iſt ungefähr 3 Meilen lang und 2 Meilen breit, und von allen Seiten mit hohen Bergen nmgeben. In einigen Gegenden iſt der Boden gut und fruchtbar, in andern mittelmäßig, und in einigen ſchlecht. Die Waldungen ſind anſehnlich, und ſowohl in Anſehung des Holzes, als auch der Maſt, beträchtlich. Zu Salz-Hemmendorf iſt ein ſchönes Salzwerk, und am Oſterwalde ein Steinkohlen-Bergwerk, nebſt einer Glas-Hütte, in welcher das ſchönſte Glas vermittelſt Stein-Kohlen verfertigt wird. Das ſteinerne Zeug, welches in Duingen verfertigt wird, iſt von ſehr guter Art. Es wird aus dem in dieſem Amte gebaueten Flachſe viel Garn geſponnen, und daraus Leinwand gewebet. Von dem daſelbſt angelegten Flachs-Magazin, wird im Art. Lein ein Mehreres vorkommen; und von einer Rußfabrikations-Anſtalt daſelbſt, werde ich im Art. Ruß handeln. Die Saale, welche in dieſem Amt fließt, entſteht bey Capellenhagen, bekommt aber ihren Nahmen erſt bey Wallenſen,

nimmt

nimmt unterſchiedene Bäche auf, und tritt ¼ Stunde unter Elze, im Bisthume Hildesheim, in die Leine. Das Amt theilt ſich in 2 Börden (Diſtrictus); in die Nieder-Börde, welche 3 Flecken, 13 Dörfer, 1 landesherrſchaftliches Vorwerk, und 2 beſondere adeliche Güter begreift; und die Ober-Börde, welche 3 Flecken und 10 Dörfer enthält.

Der **Haupt-Flecken dieſes Amtes, Lauenſtein,** in Urkunden des 12 und 13ten Jahrh. **Lewenſten**, liegt zwiſchen Bergen und Klippen, und zeigt über ſich die Ueberbleibſel des verfallenen Schloſſes der edlen Herren **v. Homburg**; in demſelben ſind das Amt-Haus und die Gerichts-Stube, das bürgerliche Rathhaus, ein landesherrſchaftliches Vorwerk, und eine Pfarrkirche. Ueberhaupt hat er 83 Feuerſtellen, und iſt nach der großen Feuersbrunſt, welche er 1730 erlitten hat, beſſer als vorhin gebauet worden. Vormahls hat er eine Ring-Mauer gehabt. Er hat zwar einen Magiſtrat, ſteht aber unter dem Amte. An den bürgerlichen Freyheiten deſſelben nehmen die Einwohner auf dem Damme, vor Lauenſtein, kein Antheil; ſie erwählen ſich aber aus ihrem Mittel einen eigenen Bürgermeiſter. Es ſtehen hier 28 Häuſer.

Es hat dieſer Flecken vor Alters den edlen Herren **v. Homburg** gehört, welche auf dem hieſigen Schloſſe ihre eigenen Burg-Männer hielten. **Heinrich v. Homburg** trug dieſes Schloß 1247, an Herzog **Otto das Kind** zu Lehn auf, daher es nach Abgange der edlen Herren **v. Homburg** an das Haus Braunſchweig und Lüneburg fiel. Nachher war das Schloß und Amt eine geraume Zeit an das Bisthum Hildesheim verpfändet, von welchem es wieder an die **von Saldern** verſetzt wurde. Seit 1643 iſt das Haus Braunſchweig und Lüneburg im völligen und ruhigen Beſitze deſſelben geblieben.

In

In dem auf allerley Natur- und Kunſt-Producten reichen Amte **Lauenſtein**, befindet ſich unter andern auch eine ſtark riechende Schwefel-Quelle. Sie iſt nahe an dem Fuß-Wege der von Deilmiſſen nach Heinſen führt; nicht weit vom erſten Orte, an einem kleinen Bache der nahe an der Quelle herfließt, und worin ſie ſich ergießt. Der gedachte Fuß-Weg geht über dieſen Bach und die Quelle, iſt vom Wege ab linker Hand nicht weit davon. In warmen Sommer-Tagen kann man ſie bey dem Uebergange über den Bach ſtark riechen; zu andern Zeiten iſt der Geruch nicht ſo ſtark zu empfinden. Die Quelle verdiente wohl eine nähere Unterſuchung.

1. **Lauer**, (der) **Lauer-Wein, Laur**, in den Wein-Ländern ein geringes Getränk für das Geſinde, Arbeiter und Täglöhner, welches aus den ſchon ausgepreßten Weintrauben (Weinträbern, Treſtern) durch Aufgießung friſchen Waſſers, und nochmahlige Stampfung oder Preſſung, bereitet wird; **Geſinde-Wein, Nach-Wein, Träber-Wein, Treſter-Wein, Waſſer-Moſt**; im gem. Leben Glaur, Leir, Leur, Lorke, Lurke, (mit welchen leztern Nahmen man auch wohl ein jedes ſchlechtes unſchmackhaftes und kraftloſes Getränk im verächtlichen Verſtande zu belegen pflegt.) Im Lat. und Ital. Lora; Fr. Demi-Vin, Depenſe, Ginguet, Piquette.

Ohne Zweifel von lau, unſchmackhaft, flau, ſiehe oben, S. 598. Das Suffixum er bedeutet ein Subject ein Ding, von welchem etwas geſagt wird.

Man pflegt gemeiniglich, wenn die Weintrauben 2 oder 3 Mahl getrottet oder gepreßt ſind, die Hülſen oder Treſter in etliche Fäſſer oder Bottiche zu ſchütten, und, je eher, je beſſer, gutes reines Brunnen-Waſſer, ſo viel nöthig iſt, (doch daß es nicht gar zu ſchlecht werde,) darauf zu gießen, und alſo die Nacht über ſtehen zu laſſen, am folgenden Tage aber

ſolche Treſter nochmahls auszupreſſen; was alsdann davon herab läuft; iſt der Lauer oder die Lurke; wiewohl nicht aller Orten das Preſſen geſchieht, ſondern das Waſſer nur auf den Treſtern eine Zeitlang ſtehen gelaſſen, und hernach in die Fäſſer davon abgezogen wird. Will man aber dem Geſinde zum Beſten einen guten Lauer machen, ſo kann man vorher überſchlagen und ausrechnen, wie viel etwa der 10te Theil des Weines betrage, welchen man den ganzen Tag über getrottet und gemacht hat; alsdann gießt man ſo viel als der 10te Theil ausmacht, friſches Brunnen-Waſſer über die Treſter, daraus man den Wein hat treten laſſen; dazu wird noch der Schaum oder Gäſcht von verjährtem Wein, nebſt den Druſen, die noch in der Butte geblieben ſind, gethan, und alſo läſſet man es, nachdem die Treſter vorher mit Stößeln von einander geſtampft worden ſind, die ganze Nacht durch einander beizen, und darauf am folgenden Tage, wenn alles noch wohl mit Füße durch einander getreten worden iſt, endlich gar preſſen. Was alsdann heraus fließt, wird in Fäſſern gegoſſen, und wenn es gegohren hat, werden die Fäſſer verſpündet, und hernach in den Keller gebracht. Einige laſſen das Waſſer, welches ſie nach und nach über die Wein-Treſter gießen, 2 oder 3 Tage darauf ſtehen, bis es die Kraft und Farbe an ſich gezogen hat, nehmen hernach den Lauer heraus, und füllen ihn in die Gefäße, welcher oft bis wieder zur folgenden Wein-Leſe gut bleibt; ſodann gießen ſie auf eben dieſelben Treſter zum andern Mahl Waſſer, und machen es wieder ſo, wiederhohlen auch den Aufguß zuweilen zum dritten Mahl, wenn nähmlich die erſten beyden Aufgüſſe nicht zu ſtark geweſen ſind. Den zulezt gemachten Lauer muß man am erſten wegtrinken, weil er nicht ſo dauerhaft iſt, wie der erſte. Der Lauer wird auch mit guten ſaftigen Birnen und

Aepfeln, welche zerſtoßen auf die Treſter geſchüttet und ausgepreſſet werden, noch beſſer und ſchmackhafter gemacht. Weil die Fäſſer und Bottiche, oder ſogenannten Butten, durch die Treſter wenn ſie lange darin bleiben, ſehr verdorben werden, und wohl gar bei künftiger Leſe den Moſt ſchlechter machen, ſo muß man gedachte Treſter, ſo bald der Lauer heraus iſt, aus den Butten heraus thun, und ſolche mit warmem Waſſer ausbrühen und auswaſchen, und, wenn ſie abgetrocknet ſind, an einem luftigen Orte aufbehalten. Am beſten iſt es, wenn man beſondere Butten und Gefäße hat, die man zu nichts als zu Lauermachen braucht; doch wollen auch dieſe reinlich gehalten ſeyn.

Auch aus den Aepfeln, wird, nach ausgepreßtem Aepfel-Moſte, ein ſolcher **Lauer**, oder **Halb-Cider**, auf ähnliche Art bereitet. Siehe **Obſt-Wein**.

2. **Lauer**, (der) eine laurende Perſon; ſiehe **Lauerer**.

3. **Lauer**, (die) von dem Zeitworte lauern, die Handlung, der Zuſtand, da man lauert, im gem. Leben; am häufigſten mit dem Vor-Worte *auf*. *Auf der Lauer ſtehen. Jemanden auf die Lauer ſtellen. Ich bin hier ſchon fünf Tage auf der Lauer.* Im Niederſ. und Dän. **Luur.**

Bey den Jägern, heißt die **Lauer** oder **Lauſche** Fr. Affût, ein heimlicher und verdeckter Ort, wo man ſich mit einer ſchußfertigen Flinte hinſtellt, und erwartet, bis das Wild den Weg kommt. Man ſagt: Es iſt heute ſchön Wetter, wir wollen auf die Lauer gehen. Wo ſcharfe Gränzen an die Gehäge oder ſonſt gute Wildbahnen ſtoßen, da pflegen die Angränzenden das Wildpret vorher mit Hafer, Kraut-Stauden, wildem Obſte, u. d. gl. anzukörnen; machen ſich alsdann Gruben in die Erde, welche oben verdeckt und mit einem Schieß-Loche verſehen ſind, ſetzen ſich des Nachts hinein, und lauern

ſo lange, bis das Wildpret an und zum Schuß kommt. Dieſe ſogenannte **Lauer-Gruben** werden aber nicht überall gelitten, ſondern als eine nicht-weidmanniſche Sache für ſtrafbar gehalten.

Auf Bergwerken heißt die **Lauer ſtechen**, Fr. gueter, wenn vorliegende Gewerke auf Forttrieb des Stoll-Ortes lauſchen; ingleichen, wenn ſie mit Abſtattung der Stoll-Steuer (Zubuße) anhalten, und zuſehen, ob die Zeche in beſſere Umſtände kommt, oder wenn ſie mit Feiſt und Feder hauen ſäumig ſind, welches jedoch nicht zuläßig iſt.

Lauer-Grube, ſ. oben, auf dieſer Seite.

Lauer-Wein, ſ. oben, S. 829, f.

Lauerer, (der) am häufigſten zuſammen gezogen **Laurer**, eine Perſon, welche lauert; Fr. Eſpion, Gueteur, Mouchard. *Und ſie hielten auf ihn und ſandten Laurer aus*, Luc. 20, 20. Im gemeinen Leben, beſonders einiger Mund-Arten, wird es häufig noch weiter in **Laur** zuſammen gezogen, einen tückiſchen, boshaften Menſchen zu bezeichnen, wo es oft auch überhaupt ein allgemeines Schimpf-Wort iſt. *Bauern ſind Lauren. Du Laur, du biſt ein vntrewer wicht*, Theuerd. Cap. 24.

Da **Laurerinn** im weiblichen Geſchlechte das Gehör beleidigt, ſo braucht man **der Laurer** am häufigſten von beyden Geſchlechtern.

Lauern, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben.

1. Scharf auf etwas ſehen oder hören, um es zu Geſicht zu bekommen, oder mit dem Gehöre zu entdecken, und in weiterer Bedeutung, warten bis etwas geſchehen iſt. *Auf etwas lauern*, warten bis man es erblickt. *An der Thür lauern*, horchen. *Auf eine bequeme Gelegenheit lauern*, Fr. épier l'occaſion. Gemeiniglich braucht man es auch in dieſer allgemeinern Bedeutung nur im Scherze oder nachtheiligem Verſtande.

Daher

Daher **ablauern**, durch Lauern erhalten. Die Gelegenheit, den Vortheil ablauern. Einem einen Kunſtgriff ablauern, d. i. heimlich abſehen. Nieders. afluuren. Siehe auch, **ablauſchen**, im Art. **Lauſchen**.

Auflauern, auf etwas lauern. Einem auflauern, d. i. ihm heimlich nachſtellen, im eigentlichſten Verſtande. Daher die **Auflauerung**, und der **Auflauerer**.

Belauern. 1. Auf etwas lauern. Jemanden belauern, d. i. ſeine Worte und Handlungen heimlich bemerken. 2. Hinterliſtig betriegen, im gem. L. Beyde Bedeutungen hat auch das Niederſ. beluuren. Siehe **Belauſchen**, im Art. **Lauſchen**.

Erlauern, durch Lauern erhalten, durch Lauern zu ſeinem Zwecke gelangen. Jemanden erlauern, ihn belauern und erhaſchen. Die Gelegenheit erlauern.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, im Verborgenen zu eines Andern Schaden oder Untergang lauern; warten, bis einem andern Dinge ein Uebel wiederfahre, oder um demſelben ſelbſt ein Uebel zu zufügen; Fr. épier, gueter. Die Katze lauert auf die Maus, Fr. le chat guete la ſouris; der Fuchs lauert auf die Hühner. Wenn jemand Haß trägt wider ſeinen Nächſten und lauert auf ihn, und macht ſich über ihn her, u. ſ. f. 5 Moſ. 19, 20. Die Philiſter lauerten auf Simſon, Richt. 16, 2. Der Gottloſe lauret (lauert) im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauret, daß er den Elenden erhaſche, Pſ. 10, 8. Jezt lauret ſie (die Buhlerinn) an allen Ecken, Sprichw. 7, 12. Die Phariſäer lauerten auf Chriſtum, und ſuchten, ob ſie etwas erjagen könnten aus ſeinem Munde, daß ſie eine Sache zu ihm hätten, Luc. 11, 54. Einem auf den Dienſt lauern, im gem. Leben, ihm nachſtellen, auf Gelegenheit lauern, ihm zu ſchaden.

Von dem Unterſchiede der Wörter lauern, lauſchen, lauſtern und horchen, ſ. im Art. Lauſchen.

Im Nieders. luren, gluren, kukeluren, im Dän. lure, Schwed. lura, Engl. leer, Isländ. hlera. Es iſt das Intenſivum von dem noch in der Oberpfalz üblichen lauen, ſehen, welches mit dem Oberd. lugen, ſehen, genau verwandt iſt. Es bedeutet alſo eigentlich, lange und ſcharf auf etwas ſehen. Siehe Lugen. Es iſt alſo zunächſt von dem Sehen hergenommen, ſo wie das verwandte lauſchen zunächſt von dem Sinne des Gehöres entlehnt iſt. Im Schwed. bedeutet Ljura, das Fenſter, welches im Slavon. Djura heißt, woraus ſich zugleich das Niederſächſ. turen für lauern erklären läſſet. Unſer Lauern iſt mit dem Niederſ. luren, gluren, plieren, und Engl. leer und lowre, mit zuſammen gedrückten Augen ſehen, imgl. tückiſch anſehen, genau verwandt, indem ſolche nur beſondere Arten der ſcharfen Bemühung zu ſehen ſind.

Lauren, für lauern, iſt ein Fehler harter Mund-Arten.

Das Niederſ. luren hat noch zwey andere Bedeutungen, welche, allem Anſehen nach, von verſchiedenen Stämmen ſind. Es bedeutet auch 1. ankörnen, anlocken, und figürlich, mit falſcher Hoffnung betriegen, wo es mit dem Franz. leurrer und Engl. lure, einerley iſt. Hier iſt es ohne Zweifel aus dem Hochdeutſchen ludern zuſammen gezogen, indem die Niederſachſen das d zwiſchen zwey Vocalen in tauſend andern Fällen zu verbeißen pflegen. 2. Träge, unluſtig ſeyn. Engl. lurk, wo es aus lau, faul, träge, entſtanden zu ſeyn ſcheint. Im Schwed. iſt Lurk, ein träger, fauler Menſch.

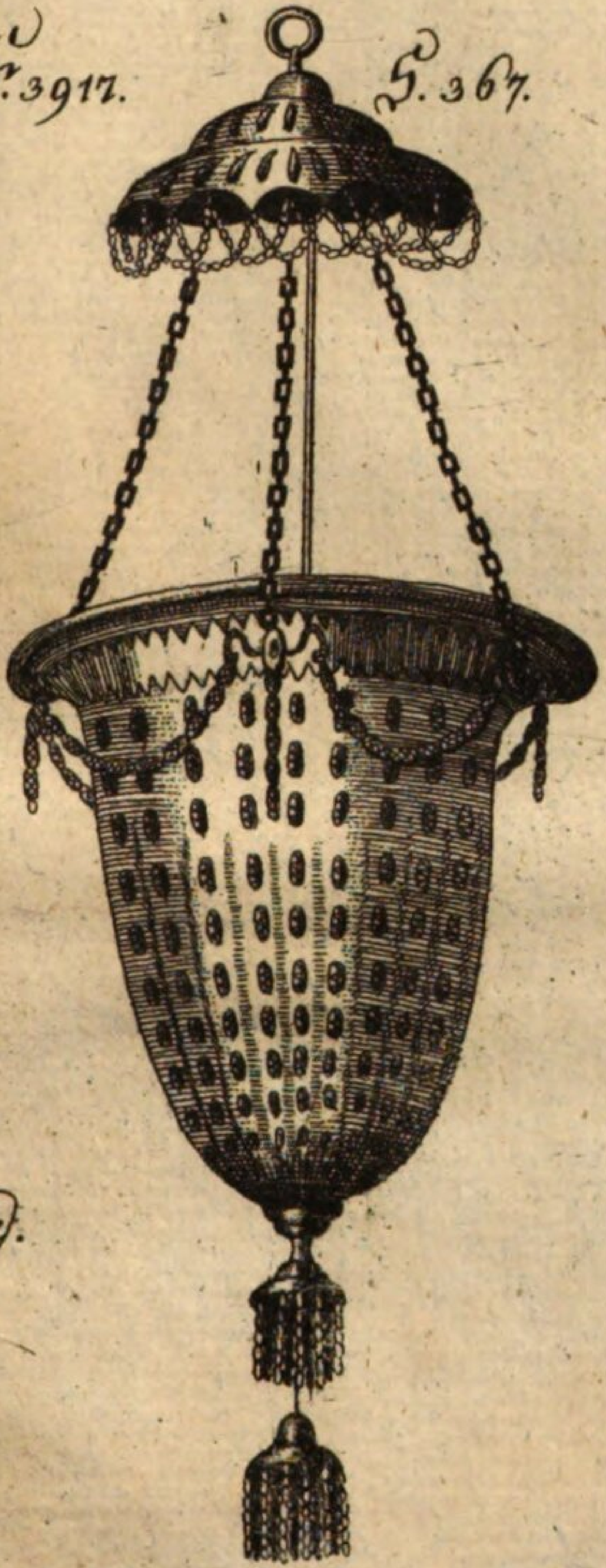
Lauerwigen, ſiehe Laurwigen.

Ende des fünf und ſechzigſten Theiles.

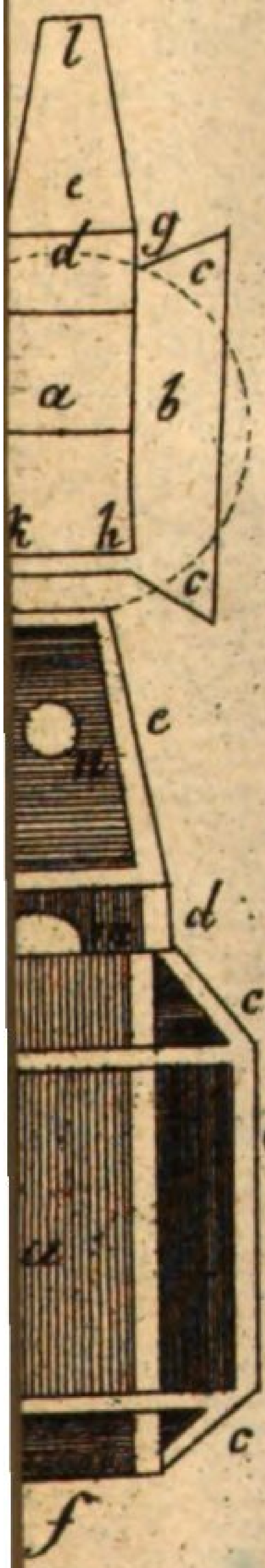
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können, angekleiſtert.

F. 3917. S. 367.



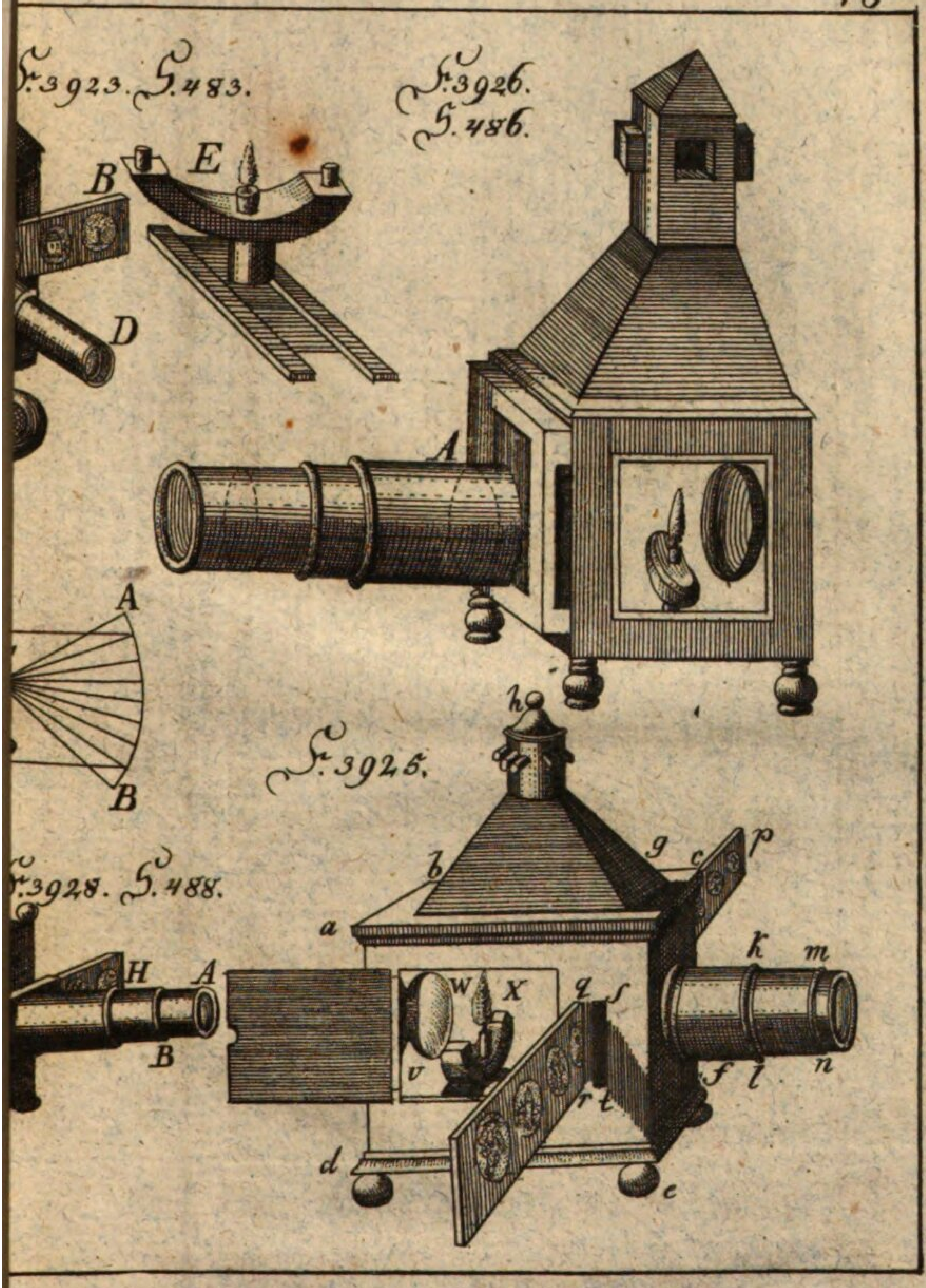
916. b).



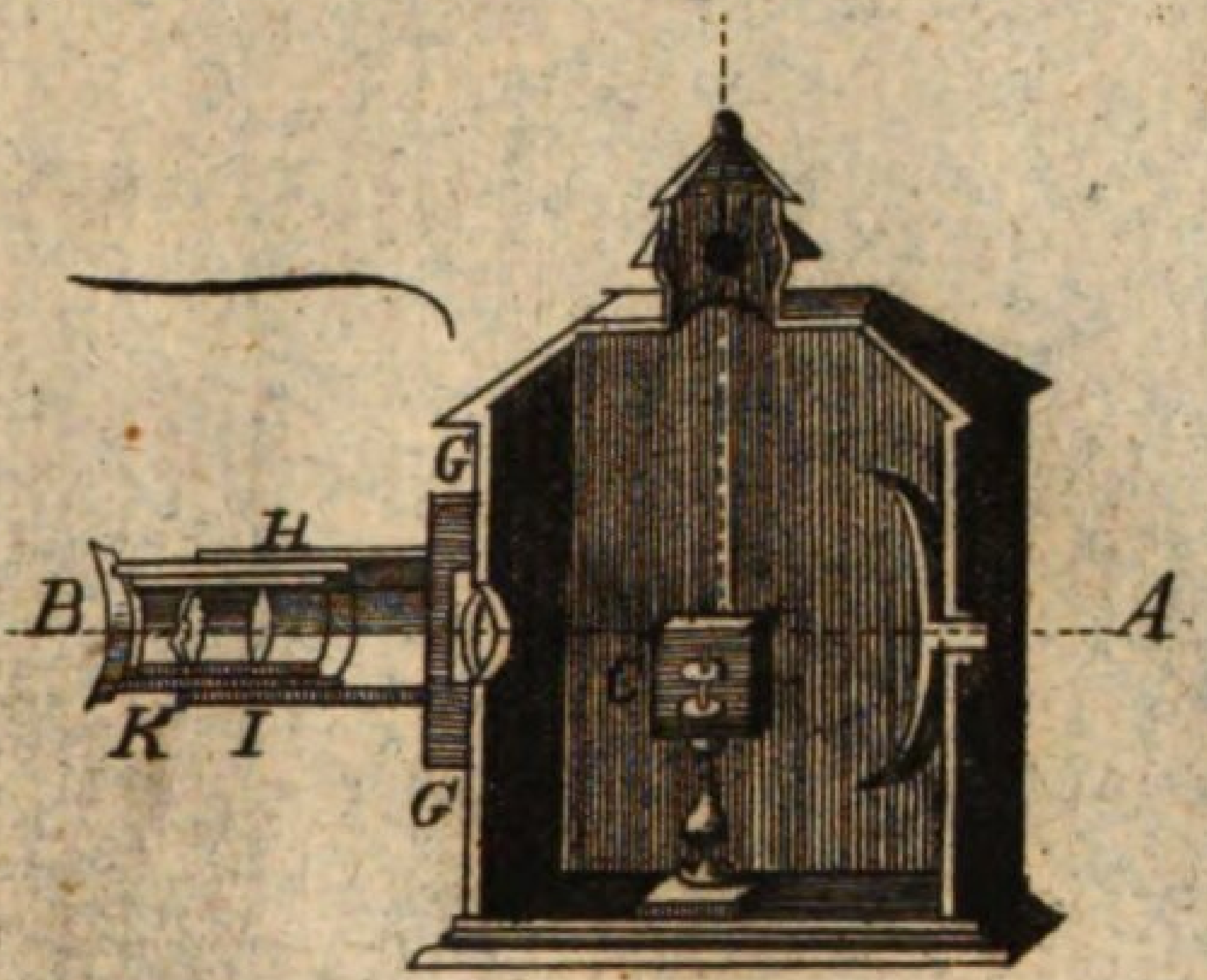
F. 3916. a).
S. 364.

15.

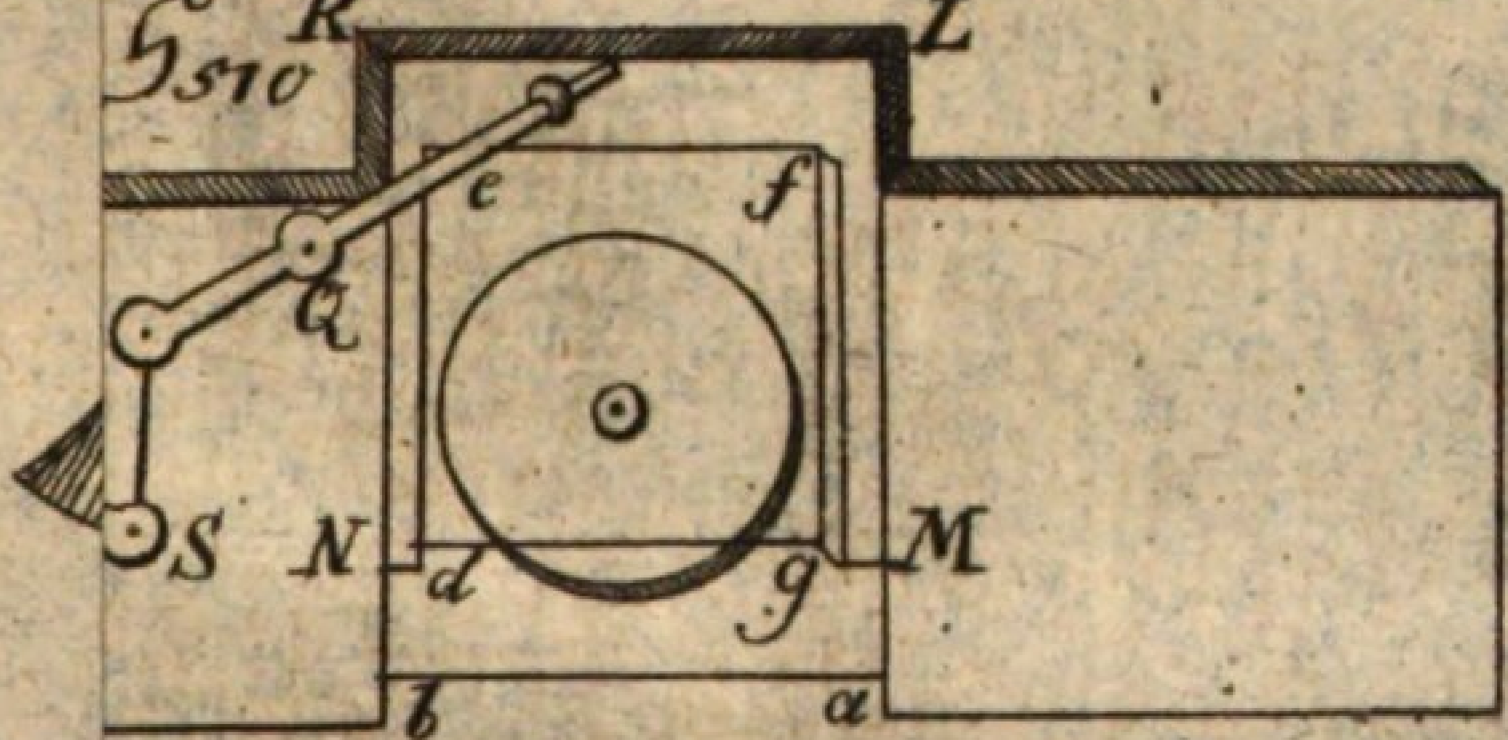
921. G 414.


F. 3923. S. 483.
E
B
D
F. 3926.
S. 486.
A
A
B
F. 3925.
h
b
g
c
p
a
k
m
W
X
q
s
v
f
l
n
r t
d
e
F. 3928. S. 488.
H
A
B

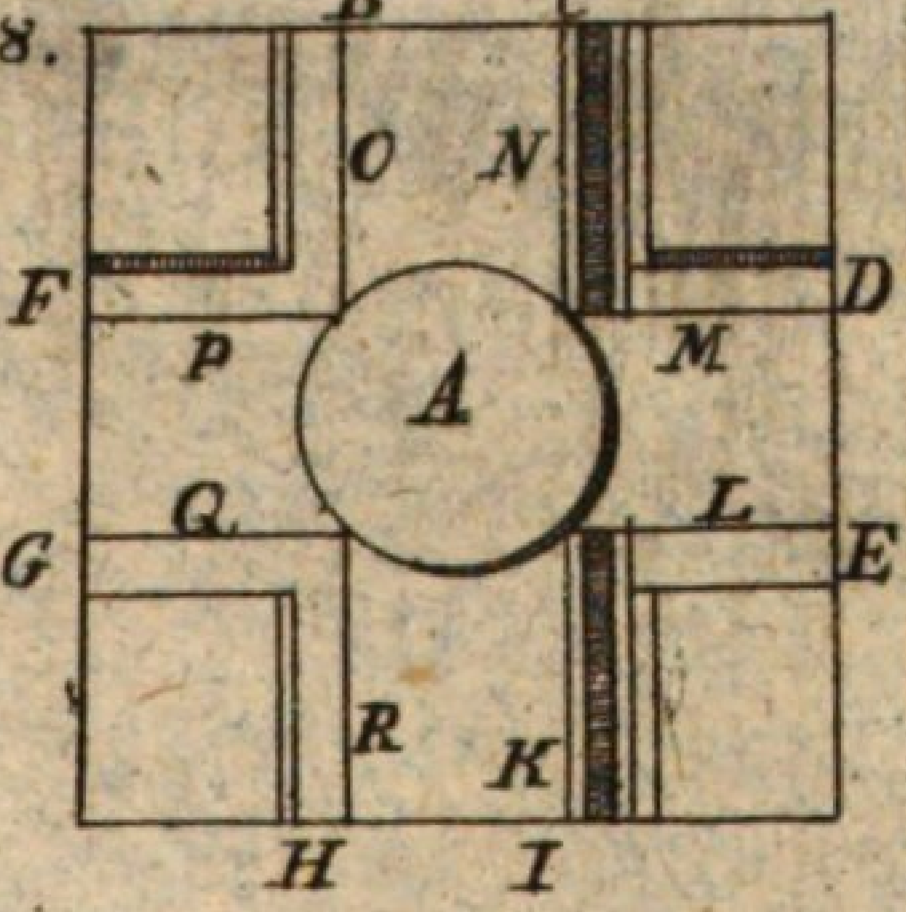
3929.
89.



G.510

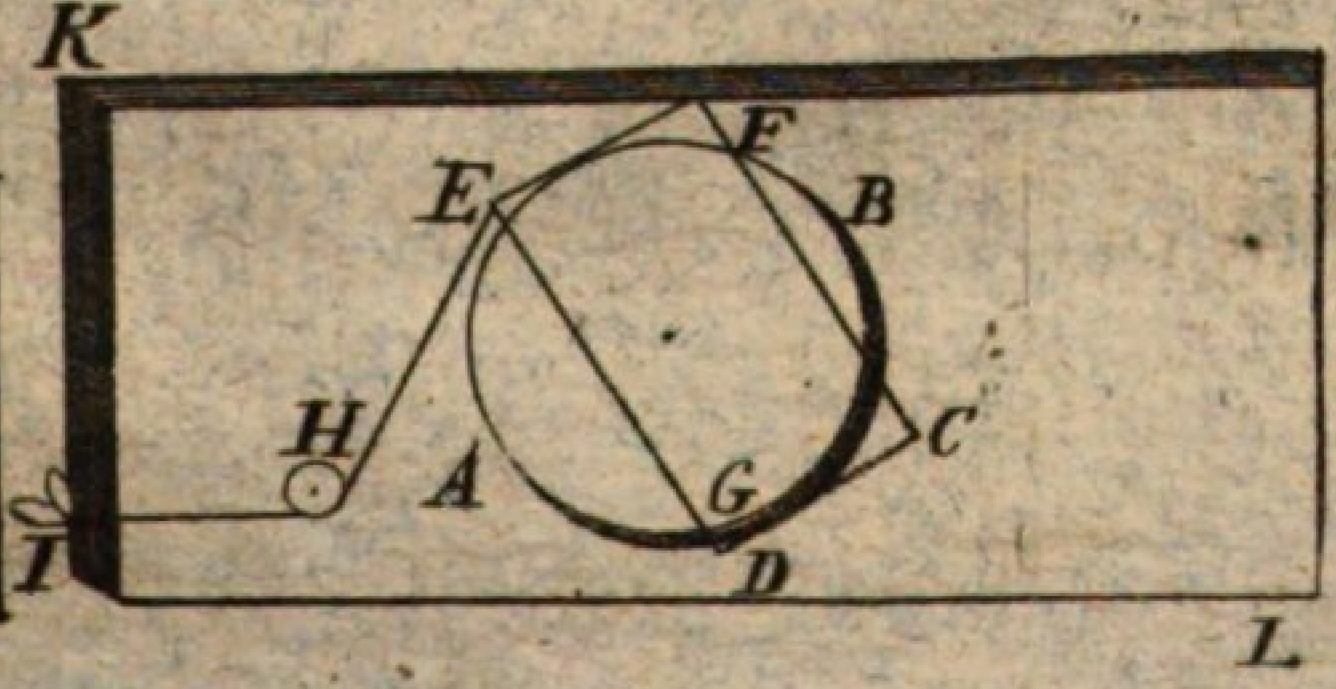


F.3938.
G.508.

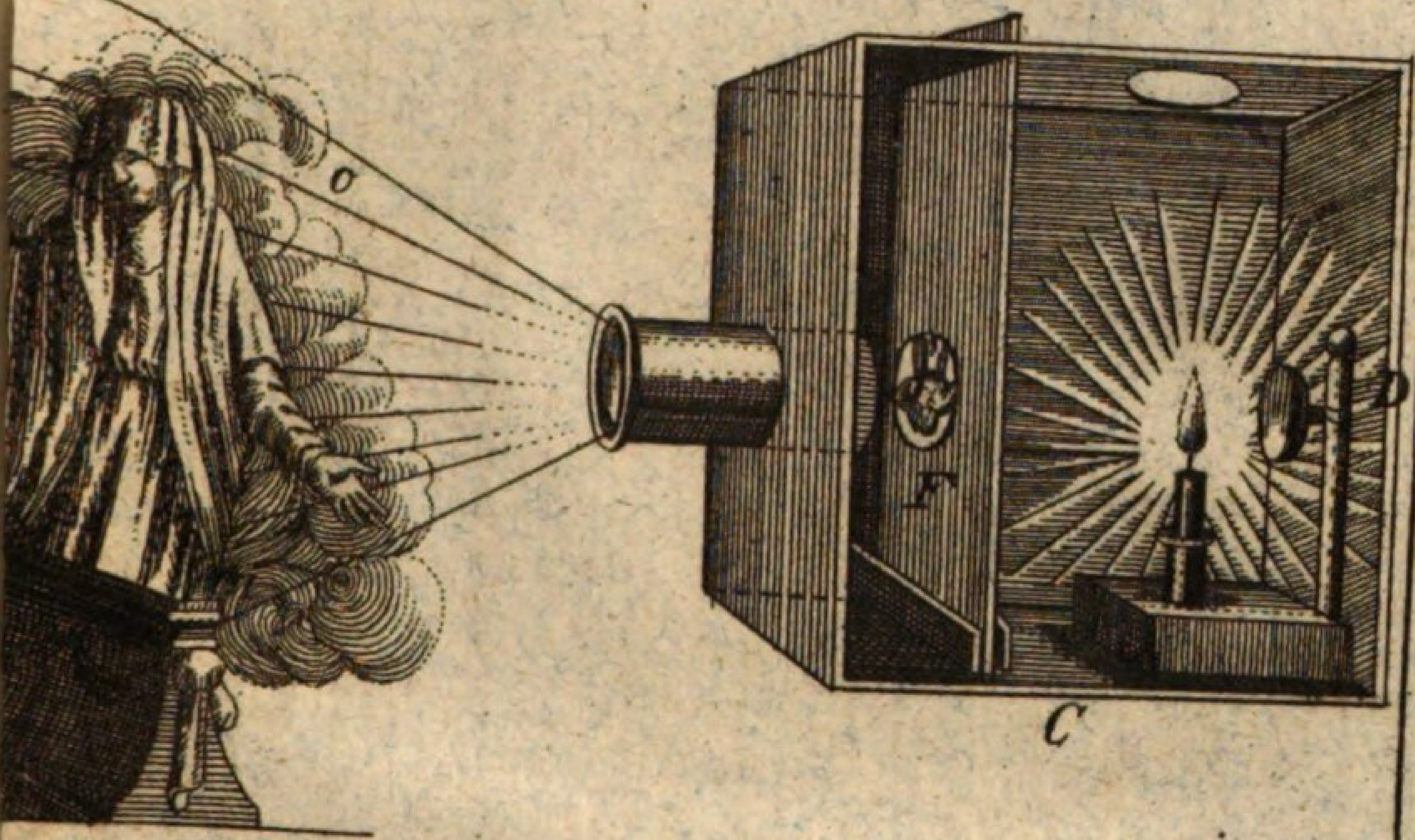


F.39.

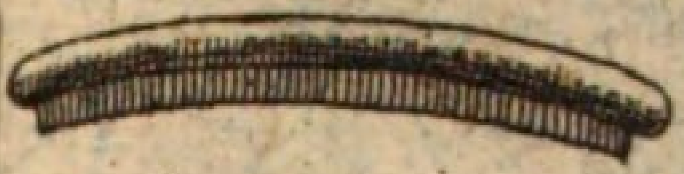
F.3939. G.509.

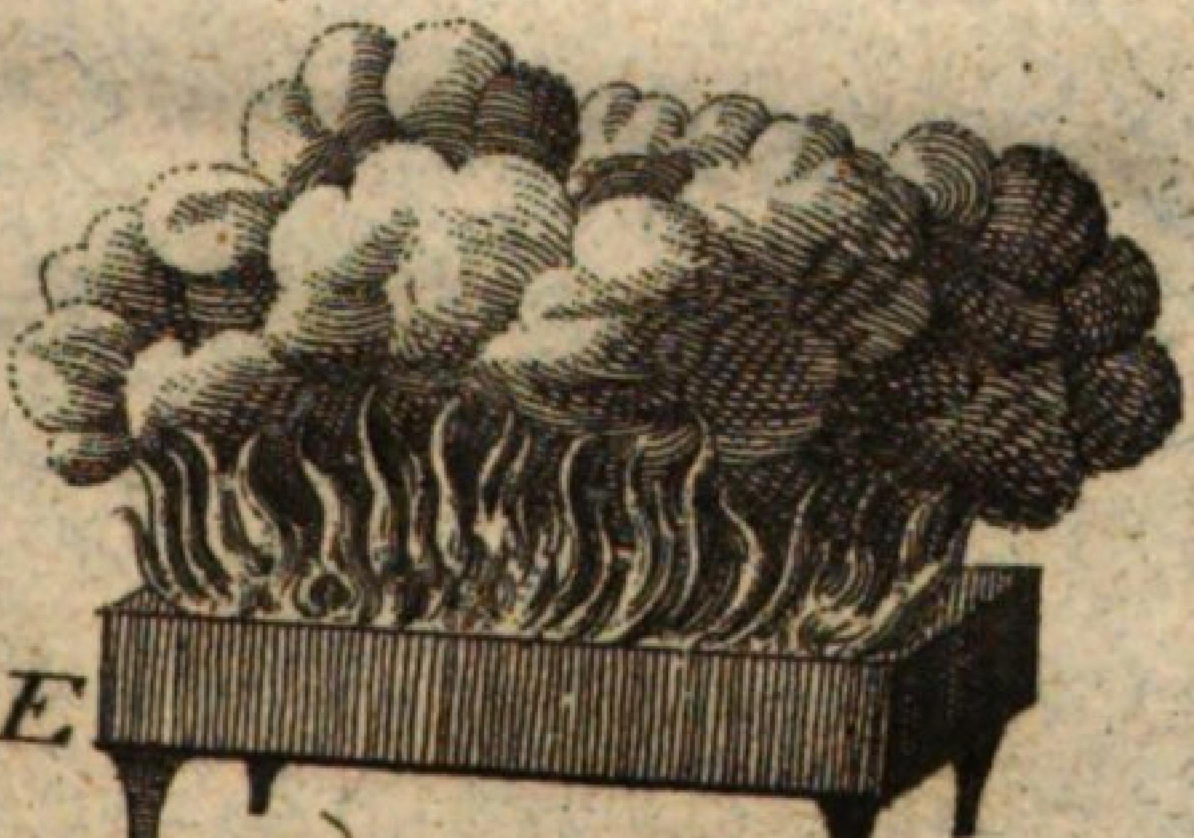


F. 3943. S. 517.

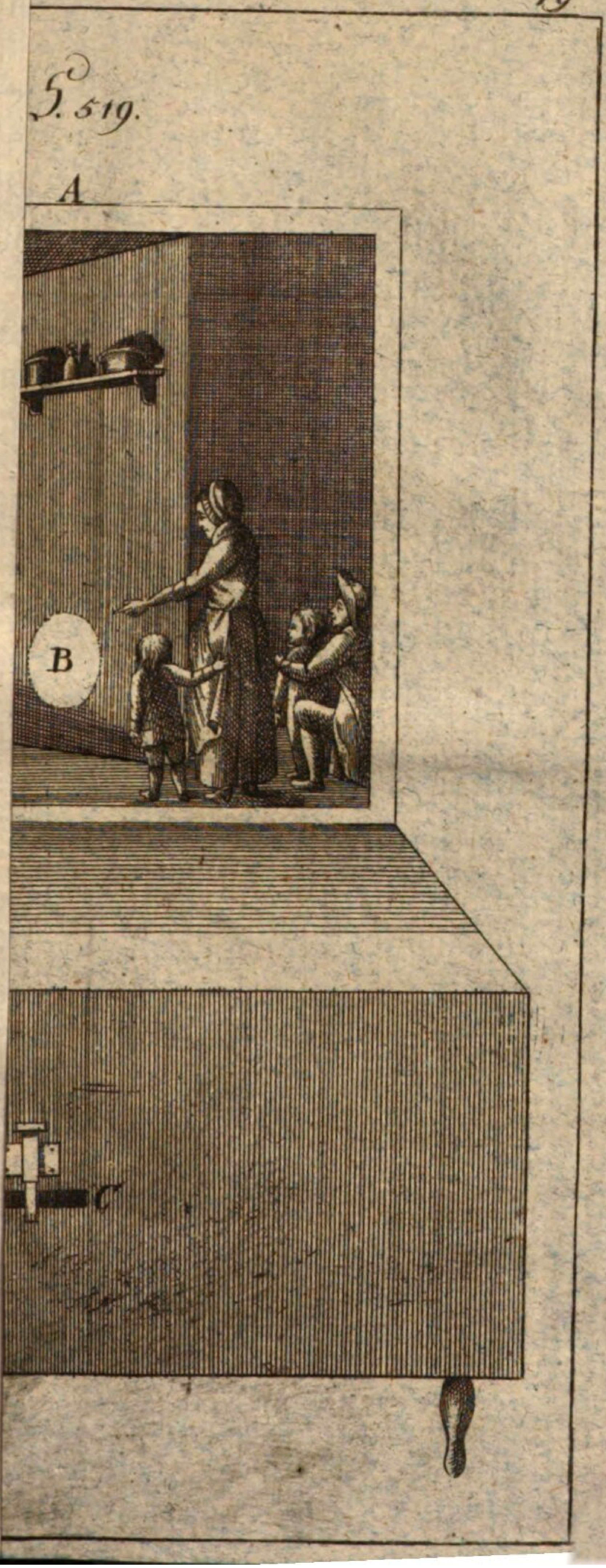


F. 3944. c)

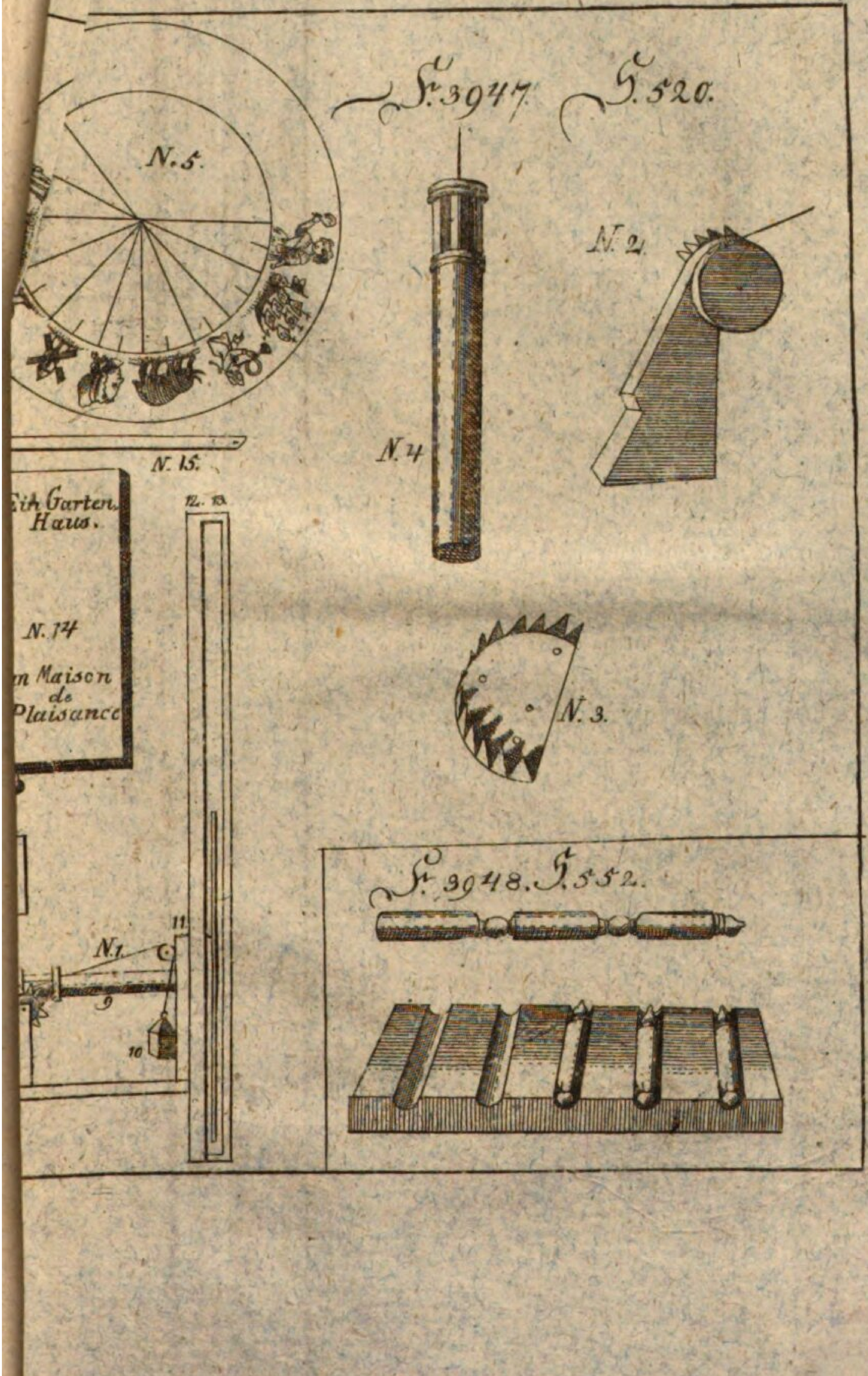




F. 3944. d)


§. 519.
A
B
C

20.


Fr. 3947. S. 520.
N. 5.
N. 2.
N. 4
N. 15.
Ein Garten. Haus.
N. 14
n Maison
de
Plaisance
12. 13.
N. 3.
11
N.1.
9
10
Fr. 3948. S. 552.

F

39.

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Nebst 23 Kupfertafeln auf 5 3/8 Bogen

Bd.: 65

Brünn 1796

Oecon. 1033-65
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296897-5
VD18 90040627